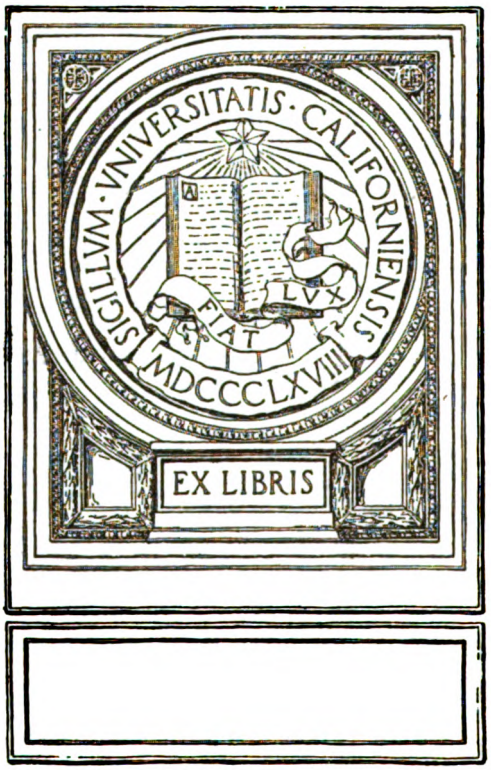
SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

UNIV. OF CALIFORNIA

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben von Georg Cleinow

75. Jahrgang — Jährlich 52 Hefte

Nr. 27

Deutschland und die Koalition. Ein Vortrag, gehalten von Vincent Rzymowski zu Warschau 1

Die Verlängerung der Legislaturperiode des Reichstages. Von Professor Dr. Conrad Bornhak 20

Der deutsche Unterricht auf den Universitäten. Von Professor Dr. Paul Menzer 23

Krieg und Sprache. Von Professor Dr. Karl Bergmann . . . 28

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Theologie: D. Dr. Rudolph Meincke, Sonntagsfrieden in eherner Zeit. Von Heinrich Reuß (S. 31)

Tagesfragen: Kalenderreform. Von Dr. Carl Jentsch (S. 32)

Ausgegeben am 5. Juli 1916

60 Pf. das Heft

Berlin SW. 11
Tempelhofer Ufer 35a

6 Mark vierteljährlich

Anzeigen-Annahme durch den Verlag der Grenzboten, Berlin SW 11, und durch alle Annoncenexpeditionen.

Anzeigen

Anzeigenpreis 60 Pf. die 3 gespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum.

Wildunger „Helenenquelle"

altbewährt bei Nieren- und Blasenleiden, Harnsäure und Eiweiss. Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken wegen ihres günstigen Natron- und Kalkgehalts in erster Linie zu empfehlen. Für werdende Mütter und Kinder in der Entwicklung ist sie für die Knochenbildung von hoher Bedeutung. — Die Helenenquelle ist die Hauptquelle Wildungens und steht in ihrer überaus glücklichen Zusammensetzung einzig in der Welt da. Daher ist Vorsicht gegenüber allen Empfehlungen von Ersatzmitteln geboten. — Schriften frei durch Fürstliche Wildunger Mineralquellen A.-G., Bad Wildungen. — 1913 14664 Badegäste und 2278876 Flaschenversand.
Zu haben in allen Apotheken und Drogerien.

Unterrichts-Anstalten

vorm. **Dr. Fischersche Vorbereitungsanstalt**
Leit.: Dr. Schünemann. **BERLIN W. 57** Zietenstraße Nr. 22—23
für alle Militär- und Schul-Prüfungen, auch für Damen,
Unterricht, Disziplin, Tisch, Wohnung — von den höchsten Kreisen vorzüglich empfohlen — hervorragende Erfolge.
In 27 Jahr. best. 4324 Zöglinge, u. a. 2757 Fahnenj., 515 Einjähr. etc. etc.
Bereitet zu allen Notprüfungen auch invalide oder beurlaubte Offiziere zur Reifeprüfung vor.

Vorbereitungsanstalt
für das Einjährigen-, Prima- und Abiturientenexamen zu
Bückeburg
(Unter staatlicher Aufsicht.) Kleine Klassen. Familien-Internat. Prospekt.

Technikum Hildburghausen — Programm frei
Höh. Maschb. u. Elektrot.-Schule, Werkmeister-Schule.
Dir. Prof. Zizmann.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Ingen.-, Techniker-, Werkmeister-Abteilg. Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau. 5 Laborat.
Programm frei.

Die Militär-Vorbereitungsanstalt zu Gross-Lichterfelde, Ringstrasse 105
bereitet seit 1904 besonders auf die **Fähnrichprüfung** u. Prüfung für **Prima** vor, sowie Offizierprüfung unter Anleitung des Oberstleutnants z. D. Zwenger. Unterricht durch **7 Professoren** und 2 Oberl. in kleinen Klassen. Prospekt frei.
Hempel, Professor, früher langjähriger Lehrer im Cadettenkorps.

Vorbereitungs-Institut Dr. H. Krause, Halle a. S.
für Abiturienten-, Primaner- u. Einjährigen-Examen. — Bisher bestanden:
252 Abiturienten (darunter 120 Damen), 126 Primaner, 306 Einjährige und ooooo 211 Schüler f. Kl. V—IIa höherer Lehranstalten. ooooo
Besondere Damenklassen. — Pension. — Prospekt frei.
Inhaber u. Leiter: Dr. E. Busse.

Städtische Handels-Realschule zu Dessau
vermittelt allgemeine Bildung bis zur Reife der Obersekunda einer Oberrealschule und bildet gleichzeitig für den kaufmännischen Beruf vor. Näheres durch Jahresbericht.

Bad-Nauheim

Am Taunus bei Frankfurt am Main. — Sommer- und Winterkurbetrieb.
Hervorragende Heilerfolge bei **Herzkrankheiten, Muskel-** und **Gelenkrheumatismus, Gicht, Rückenmarks-, Frauen-** und **Nervenleiden.** — Sämtliche neuzeitliche Kurmittel. — Herrliche Park- und Waldspaziergänge. — **Für Feldzugsteilnehmer Vergünstigungen.** —
Prospekte und Auskünfte durch „Geschäftszimmer Kurhaus Bad-Nauheim".

Die Grenzboten

75. Jahrgang. Drittes Vierteljahr

UNIV. OF
CALIFORNIA

UNIV OF
CALIFORNIA

Die

Grenzboten

Zeitschrift für
Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber
Georg Cleinow

75. Jahrgang

Drittes Vierteljahr

Berlin
Verlag der Grenzboten G. m. b. H.
1916

UNIV OF
CALIFORNIA

PL
8501

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1916. Drittes Vierteljahr

Heft Seite

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär

Angliederung unselbständiger Gebiete, Die Formen der —, von Prof. Dr. Conrad Bornhak 30, 103
Bismarckgeist, von Dr. Karl Buchheim . . . 36, 289
Bosnien, Die deutschen Kolonien in — und der Krieg, von Prof. Dr. M. Reihlen . . 30, 111
von Bülow, Das Buch des Fürsten —, von Prof. Wittschewsky 32, 161
Chinesen, Wir und die —, von Generalsekretär Dr. Max Linde 34, 247
Dänemarks Zukunft, von Dr. Carl Gad . . 28, 61
Dänische Stimmungen, von Dr. Carl Gad . 32, 178
Deutschland und die Koalition. Ein Vortrag, von Vincent Rzymowski 27, 1
England, Napoleons Kampf gegen — im Lichte der Gegenwart, von J. P. Buß 38, 360
Frankreich und die Gründung des Norddeutschen Bundes. Zum hundertjährigen Gedächtnis des Präliminarfriedens von Nikolsburg, 25. Juli 1866, von Dr. Karl Buchheim . . 29, 74
Frieden, Vom Krieg zum inneren —, von Prof. Wittschewsky 29, 65
Katholiken, Aus der politischen Vergangenheit der deutschen —, von Dr. Karl Buchheim . 37, 329
Koalition, Deutschland und die —. Ein Vortrag, von Vincent Rzymowski 27, 1
Koloniale Alternative, Die —, von Prof. Dr. Wilhelm Martin Becker 33, 193
Kolonialland?, Wo liegt unser —, von Dr. Carl Jentsch 38, 379
Konservativismus und innerer Frieden, von Dr. Friedrich Thimme 34, 225
Kriegstagebuch 29, 92; 30, 125; 33, 219
Ministerumwälzungen in Rußland 35, 257
Mitteleuropäische Kulturgedanken, von Prof. Dr. Wilhelm Martin Becker 30, 97
Napoleons Kampf gegen England im Lichte der Gegenwart, von J. P. Buß 38, 360
Orients, Das Werden des —, von Dr. Leon Suleiman 33, 208
Ostens, Beiträge zur Politik des Fernen —, von Dr. oec. publ. Arthur Heber 29, 83
Österreich, Deutschland und —. Zur Halbjahrhundertfeier des Prager Friedens am 23. August 1866, von Dr. J. von Newald . 34, 239
Politik, Alte und neue deutsche —, von Dr. Karl Buchheim 39, 385
Rußland, Außenpolitisches aus — 37, 322
Rußland, Ministerumwälzungen in — . . . 35, 257
Ruthenischen Frage, Zur —, von Professor Dr. Raimund Friedr. Kaindl 39, 393
Volkswille und Kriegführung, von W. von Massow 31, 129

Volkswirtschaft, Verwaltung, Sozialwesen

Amerika als tertius gaudens im Weltkriege, von Fritz Röll 36, 298
Bismarck, Fürst — und der Kurfürstendamm 32, 184
Finanzausschuß, Ein ständiger —, von Justizrat Bamberger 35, 277
Finanzen nach dem Kriege, von Jan Eyssen 38, 353
Industrialisierung des Landes, Die —, von Dr. E. G. Zitzen 31, 139
Kriegsanleihe, Fünfte 37, 321; 38, 383
Kriegsbeschädigtenfürsorge, Die Tagung für — in Cöln a. Rh., von Direktor Bauersfeld . 38, 365
Landvergabung und Lehenrecht, von Prof. Dr. Erich Jung 28, 54
Reichsvolkswirtschaftsrat, Ein deutscher —, von Amtsgerichtsrat Gustav Schneider . . 33, 202
Unternehmertums, Neue Aufgaben des —, von Dr. Felix Kuh 35, 280

Rechtsfragen, Bildung und Erziehung, Kirche

Deutsche Unterricht, Der — auf den Universitäten, von Prof. Dr. Paul Menzer . . . 27, 23
Einheitsschule, Zum Problem der sogenannten —, von Prof. Dr. Paul Hildebrandt . 36, 310
Frankreich, Die Wehrerziehung in —, von Prof. Broßmer 37, 338
Gneist, Zum hundertsten Geburtstage am 13. August 1916, von Prof. Dr. Conrad Bornhak 32, 172
Katholiken, Aus der politischen Vergangenheit der deutschen —, von Dr. Karl Buchheim . 37, 329
Katholizismus, Der deutsche — im Weltkrieg, von Prof. Dr. Albert Werminghoff . . . 31, 152
Legislaturperiode des Reichstags, Die Verlängerung der —, von Prof. Dr. Conrad Bornhak 27, 20
v. Schwarze, Friedrich Oskar —, Zu seinem hundertsten Geburtstag, von Gerichtsassessor Dr. Karl-Ludwig Schimmelbusch 39, 411
Staatsverträge und Vertragsbrüche im englischen Urteil, von Louis von Kohl . . . 31, 147
Wehrerziehung, Die — in Frankreich, von Prof. Broßmer 37, 338

Kulturgeschichtliches, Länder-, Völker- und Sprachenkunde

Boche, Herkunft und Bedeutung des Wortes —, von Prof. Dr. Kießmann 33, 216
Kalenderreform, von Dr. Carl Jentsch . . . 27, 32
Krieg und Sprache, von Prof. Dr. Karl Bergmann 27, 28
Sprache, Krieg und —, von Prof. Dr. Karl Bergmann 27, 28
Sprache, Wege des Geistes in der —, von Prof. Dr. Alfred Götze 31, 158
Zeitungs- und Zeitschriftenwesens im achtzehnten Jahrhundert, Zur Geschichte des Warschauer deutschen —, von Dr. Albert Malte Wagner 35, 264

Literatur, Kunst, Philosophie

Akademische Kriegsliteratur. Eine hochschulgeschichtliche Zeitstudie, von Prof. Dr. Paul Szymank 39, 401

497725

Heft Seite

Französischen Roman, Der Krieg im —, von Dr. Fritz Roepke 29, 89
Freytag, Aus dem Briefwechsel von Gustav — mit Graf und Gräfin Wolf Baudissin, von Prof. Gustav Willibald Freytag . 28, 42; 30, 117
Freytag, Gustav — bei den Grenzboten. Zu seinem hundertsten Geburtstag am 13. Juli 1916, von Oswald Dammann 28, 88
Kunst, Der Krieg und die bildende —, von Dr. R. Schacht 34, 258
Persönlichkeit als Idee der Geschichte und des Weltkrieges, von Dr. Karl Buchheim . . . 33, 212
Soldatenlied, Das deutsche — im Felde, von Prof. Dr. Robert Petsch 37, 347

Bücherbesprechungen

Ein „B" anstelle der Seitenzahl bedeutet: Bücherliste im Anzeigenteil des betr. Heftes

Akademische Kriegsliteratur (Sammelbericht) (Prof. Dr. Paul Szymank) 39, 401
Alte und neue Lieder mit Bildern und Weisen (Prof. Dr. Robert Petsch) 37, 352
Arrhenius, Svante: Das Werden der Welten (Prof. Dr. K. Osterreich) 32, 190
Arrhenius, Svante: Die Vorstellung vom Weltgebäude im Wandel der Zeiten (Prof. Dr. K. Osterreich) 32, 191
Astronomische Literatur, Neuere populäre — (Sammelreferat), (Prof. Dr. K. Osterreich) 32, 188
Barth, P.: Die Geschichte der Erziehung (Prof. Dr. Paul Hildebrandt) 36, 310
Bergsträßer, Ludwig: Studien zur Vorgeschichte der Zentrumspartei (Dr. Karl Buchheim) . 37, 338
Bitterauf: Die deutsche Politik und die Entstehung des Krieges (Prof. Wittschewsky) . 32, 163
Brandenburg, Erich: Untersuchungen und Aktenstücke zur Geschichte der Reichsgründung (Dr. Karl Buchheim) 29, 74
Brandt, Otto: England und die Napoleonische Weltpolitik (J. P. Bußz) 38, 361
Brecht, Walter: Deutsche Kriegslieder sonst und jetzt (Prof. Dr. Robert Petsch) . . . 37, 347
Brunner, W: Dreht sich die Erde? Theorie der Planetenbewegung (Prof. Dr. K. Osterreich 32, 192
von Bülow, Fürst: Deutsche Politik (Prof. Wittschewsky) 32, 161
Delbrück, Hans: Bismarcks Erbe (Prof. Dr. W. M. Becker) 33, 199
Dilthey, Wilhelm: Gesammelte Schriften, Bd. II (Prof. Max Frischeisen-Köhler) 36, 319
Dittrich, Ottmar: Neue Reden an die deutsche Nation (Dr. Karl Buchheim) 33, 212
Drachmann, Paul: Vergangenheit und Zukunftsgedanken über Dänemark (Dr. Carl Gad) 28, 61
Drees, Dr. Heinrich: Geschichte der Grafschaft Wernigerode (Conrad Bornhak) 35, 287
von Flotow, A.: Einleitung in die Astronomie (Prof. Dr. K. Osterreich) 32, 191
Frymann, Daniel: Wenn ich der Kaiser wär' (Dr. K. Buchheim) 39, 386
Geniaux, Charles: Les Fiancés de 1914 (Dr. Fritz Roepke) 29, 89
Harms, Dr. Bernhard: Deutschlands Anteil an Welthandel und Weltschiffahrt (Dr. Carl Jentsch) 38, 379
Hartnacke: Das Problem der Auslese der Tüchtigen (Prof. Dr. Paul Hildebrandt) . 36, 313
Hennig, Dr. phil. Richard: Die deutschen Bahnbauten in der Türkei (L. S.) 38, 381
Hermant, Abel: Heures de guerre de la famille Valadier (Dr. Fritz Roepke) . . . 29, 89
Herre, Paul: Weltpolitik und Weltkatastrophe (Prof. Wittschewsky) 32, 163
Hettner: Englands Weltherrschaft und der Krieg (Prof. Dr. W. M. Becker) 33, 197
Hildebrand, Hans: Krieg und Kunst (Dr. Roland Schacht) 34, 255
Hirsch, Otto und andere: Deutschland und der Weltkrieg (Prof. Dr. W. M. Becker) . . . 33, 193
Höfler, Alois: Didaktik der Himmelskunde (Prof. Dr. K. Osterreich) 32, 192

Heft Seite

Hunzinger, Hauptpastor D.: Kriegspredigten (Heinrich Reuß) 29, 90
Jüdische Zeitschrift, Eine neue — (Dr. Carl Jentsch) 36, 318
Kraemer: Weltall und Menschheit (Prof. Dr. K. Osterreich) 32, 190
Ku Hung Ming: Der Geist des chinesischen Volkes und der Ausweg aus dem Krieg (Dr. Max Linde) 34, 251
Kuckhoff: Höhere Schulbildung und Wirtschaftsleben (Prof. Dr. Paul Hildebrandt) . . . 36, 313
Landsturmhauptmann: Alte und neue Schreibspiele zur Kurzweil für unsre Feldgrauen und die Jugend. 99 Kriegsrätsel (*) . . . 38, 382
Mac Kready: Sternbuch für Anfänger (Prof. Dr. K. Osterreich) 32, 190
Mehrmann, Dr.: Der diplomatische Krieg in Vorderasien (L. S.) 38, 380
Meier, Prof. John.: Das deutsche Soldatenlied im Felde (Prof Dr. Robert Petsch) . . 37, 348
Meincke, D. Dr. Rudolph: Sonntagsfrieden in eherner Zeit (Heinrich Reuß) 27, 81
Meisel: Wandlungen des Weltbildes (Prof. Dr. K. Osterreich) 32, 189
Meyer, Eduard: Weltgeschichte und Weltkrieg (Prof. Wittschewsky) 32, 163
Mönckmeier, Friedrich: Die Rhein- und Moselzeitung (Dr. Karl Buchheim) 37, 335
Newcomb-Engelmann: Populäre Astronomie (Prof. Dr. K. Osterreich) 32, 190
Oppenheim, S.: Probleme der modernen Astronomie (Prof. Dr. K. Osterreich) . . . 32, 189
Pfeilschifter, H., und andere: Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg. Eine Abwehr des Buches La guerre Allemande et le catholicisme. (Prof. Dr. Albert Werminghoff) 31, 152
von Pflugk-Harttung, J.: Die Mittelmächte und der Vierverband (Prof. Wittschewsky) . . . 32, 163
Plaßmann: Himmelskunde (Prof. Dr. K. Osterreich) 32, 190
Reventlow, Graf: Deutschlands auswärtige Politik 1888-1914 (Prof. Wittschewsky) . . 32, 163
Rosenberg, A.: Der deutsche Krieg und der Katholizismus. Deutsche Abwehr französischer Angriffe (Prof. Dr. Albert Werminghoff) . 31, 152
Rusch, Franz: Himmelsbeobachtungen mit bloßem Auge. Winke für die Beobachtung des Himmels für Schüler und Liebhaber der Himmelskunde (Prof. Dr. K. Osterreich) . . 32, 191
Scheiner, J.: Populäre Astrophysik (Prof. Dr. K. Osterreich) 32, 191
Schmidt, Jakob: Das Problem der nationalen Einheitsschule (Prof. Dr. Paul Hildebrandt) 36, 316
Schnabel, Franz: Der Zusammenschluß des politischen Katholizismus in Deutschland im Jahre 1848 (Dr. Karl Buchheim) 37, 336
Schneider, Prof. Karl Camillo: Mitteleuropa als Kulturbegriff (Prof. Dr. Wilh. Martin Becker) 30, 97
Schwahn, Lukas: Die Beziehungen der katholischen Rheinlande und Belgiens in den Jahren 1830 bis 1840 (Dr. Karl Buchheim) 37, 331
Seidel, Ina: Neben der Trommel her (Prof. Dr. Robert Petsch) 37, 347
Stern, Alfred: Reden, Vorträge und Abhandlungen (Dr. K. Ed. Imberg) 39, 415
Thimme, Friedrich, und Carl Legien: Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland (Prof. Wittschewsky) 29, 65
Thimme, Friedrich: Vom inneren Frieden des Deutschen Volkes (Prof. Wittschewsky) . . 29, 70
Tinayre, Marcelle: La veillée des armes (Dr. Fritz Roepke) 29, 90
Valentin, Veit: Kolonialgeschichte der Neuzeit (Prof. Dr. W. M. Becker) 33, 193
Verworn, Max: Die biologischen Grundlagen der Kulturpolitik (W. M. V.) . . . . . 37, B
Vigener, Fritz: Gallikanismus und episkopalistische Strömungen im deutschen Katholizismus zwischen Tridentinum und Vaticanum (Dr. Karl Buchheim) 37, 330
Vogel, Paul: Beiträge zur Geschichte des Kölner Kirchenstreits (Dr. Karl Buchheim) 37, 334

	Heft	Seite
Wiedenfeld, Kurt: Der Sinn deutschen Kolonialbesitzes (Prof. Dr. W. M. Becker)	33,	197
Wolf, Max: Stereoskopbilder vom Sternhimmel (Prof. Dr. K. Osterreich)	32,	190
Zimmermann, Alfred: Die Kolonialreiche der Großmächte (Prof. Dr. W. M. Becker)	33,	198

Mitarbeiter-Verzeichnis

	Heft	Seite
Bamberger, Justizrat: Ein ständiger Finanzausschuß	35,	277
Bauersfeld, Direktor: Die Tagung für Kriegsbeschädigtenfürsorge in Cöln a. Rh.	38,	365
Becker, Prof. Dr. Wilhelm Martin: Die koloniale Alternative	33,	193
— Mitteleuropäische Kulturgedanken	30,	97
Bergmann, Prof. Dr. Karl: Krieg und Sprache	27,	28
Bornhak, Prof. Dr. Conrad: Die Formen der Angliederung unselbständiger Gebiete	30,	103
— Rudolf Gneist	32,	172
— „Geschichte der Grafschaft Wernigerode," von Dr. Heinrich Drees	35,	287
— Die Verlängerung der Legislaturperiode des Reichstages	27,	20
Broßmer, Prof.: Die Wehrerziehung in Frankreich	37,	338
Buchheim, Dr. Karl: Bismarckgeist	36,	289
— Frankreich und die Gründung des Norddeutschen Bundes	29,	74
— Aus der politischen Vergangenheit der deutschen Katholiken	37,	329
— Persönlichkeit als Idee der Geschichte und des Weltkrieges	33,	212
— Alte und neue deutsche Politik	39,	385
Butz, J. P.: Napoleons Kampf gegen England im Lichte der Gegenwart	38,	360
Dammann, Oswald: Gustav Freytag bei den Grenzboten. Zu seinem hundertsten Geburtstag am 13. Juli 1916	28,	83
Eyssen, Jan: Finanzen nach dem Kriege	38,	353
Freytag, Prof. Gustav Willibald: Aus dem Briefwechsel von Gustav Freytag mit Graf und Gräfin Wolf Baudissin . . 28, 42;	30,	117
Fricheisen-Köhler, Prof. Max: „Wilh. Diltheys gesammelte Schriften"	36,	319
Gad, Dr. Carl: Dänische Stimmungen	32,	178
— Dänemarks Zukunft	28,	61
Göze, Prof. Dr. Alfred: Wege des Geistes in der Sprache	31,	158
Heber, Dr. oec. publ. Arthur: Beiträge zur Politik des Fernen Ostens	29,	83
Hildebrandt, Prof. Dr. Paul: Zum Problem der sogenannten Einheitsschule	36,	310
Imberg, Dr. K. Ed: „Reden, Vorträge und Abhandlungen" von Alfred Stern	39,	415
Jentsch, Dr. Carl: „Eine neue jüdische Zeitschrift"	36,	318
— Kalenderreform	27,	32
— „Deutschlands Anteil an Welthandel und Weltschiffahrt", von Dr. Bernhard Harms	33,	379
Jung, Prof. Dr. Erich: Landvergabung und Lehenrecht	28,	54
Kaindl, Prof. Dr. Raimund Friedr.: Zur ruthenischen Frage	39,	393
Kießmann, Prof. Dr.: Herkunft und Bedeutung des Wortes „boche"	33,	213
von Kohl, Louis: Staatsverträge und Vertragsbrüche im englischen Urteil	31,	147
Kuh, Dr. Felix: Neue Aufgaben des Unternehmertums	35,	280
Linde, Generalsekretär Dr. Max: Wir und die Chinesen	34,	247
L. S.: „Die deutschen Bahnbauten in der Türkei," von Dr. phil. Richard Hennig	38,	361
— „Der diplomatische Krieg in Vorderasien," von Dr. Mehrmann	38,	360
Massow, W. von: Volkswille und Kriegführung	31,	129
Menzer, Prof. Dr. Paul: Der deutsche Unterricht auf den Universitäten	27,	23
von Newald, Dr. J.: Deutschland und Österreich. Zur Halbjahrhundertfeier des Prager Friedens am 23. August 1866	34,	239
Österreich, Prof. Dr. K.: Neuere populäre astronomische Literatur (Sammelbericht)	32,	188
Petsch, Prof. Dr. Robert: Das deutsche Soldatenlied im Felde	37,	347
Rethlen, Prof. Dr. M.: Die deutschen Kolonien in Bosnien und der Krieg	30,	111
Reuß, Heinrich: „Kriegspredigten," von D. Hunzinger	29,	90
— „Sonntagsfrieden in eherner Zeit," von D. Dr. Rudolph Meincke	27,	31
Roepke, Dr. Fritz: Der Krieg im französischen Roman (Sammelbesprechung)	29,	89
Röll, Fritz: Amerika als tertius gaudens im Weltkriege	36,	298
Rzymowski, Vincent: Deutschland und die Koalition	27,	1
Schacht, Dr. R.: Der Krieg und die bildende Kunst	34,	253
Schimmelbusch, Gerichtsassessor Dr. Karl-Ludwig: Friedrich Oskar v Schwarze. Zu seinem hundertsten Geburtstag	39,	411
Schneider, Amtsgerichtsrat Gustav: Ein deutscher Reichsvolkswirtschaftsrat	33,	202
Szymank, Prof. Dr. Paul: Akademische Kriegsliteratur. Eine hochschulgeschichtliche Zeitstudie	39,	401
Suleiman, Dr. Leon: Das Werden des Orients	33,	208
Thimme, Dr. Friedrich: Konservativismus und innerer Frieden	34,	225
Wagner, Dr. Albert Malte: Zur Geschichte des Warschauer deutschen Zeitungs- und Zeitschriftenwesens im achtzehnten Jahrhundert	35,	264
Werminghoff, Prof. Dr. Albert: Der deutsche Katholizismus im Weltkrieg	31,	152
Witschewsky, Prof.: Das Buch des Fürsten von Bülow	32,	161
— Vom Krieg zum inneren Frieden	29,	65
Zitzen, Dr. E. G.: Die Industrialisierung des Landes	31,	139
*: „Alte und neue Schreibweise zur Kurzweil für unsere Feldgrauen und die Jugend," „99 Kriegsrätsel," von einem Landsturmhauptmann	38,	382

UNIV. OF

Deutſchland und die Koalition

Ein Vortrag,

gehalten von Vincent Rzymowſki zu Warſchau

Der Vortragende iſt ein bekannter Warſchauer Publiziſt und Herausgeber der Zeitſchrift „Widnokrag“ („Der Horizont“). Bald nach der Einnahme von Warſchau durch die deutſche Armee am 5. Auguſt 1915 brachte ihn eine Unbedachtſamkeit in Konflikt mit der neuen Staatsgewalt und er mußte die Einſchließung in ein deutſches Gefangenenlager über ſich ergehen laſſen. Dort und ſpäterhin in Berlin hat Herr Rzymowſki die Eindrücke geſammelt, die hiernieder wiedergegeben werden. Sie ſind ein erfreulicher Beweis für die Objektivität eines Kulturmenſchen im wahrſten Sinne.

Die Übertragung aus dem Polniſchen ſtammt von Dr. M. Geßner, München, z. Zt. Warſchau. Der Herausgeber

Verehrte Damen und Herren!

Ich komme nicht hierher, um irgend jemand meine Überzeugungen, meine Sympathien und Antipathien aufzudrängen. Ich trete weder mit einem politiſchen Syſtem noch mit einer politiſchen Richtung auf. Ich ergreife das Wort, um meinen Zuhörern von der Fülle der Eindrücke mitzuteilen, von perſönlichen Erlebniſſen, von den Empfindungen und Beobachtungen, wie ich ſie auf einem außergewöhnlichen Beobachtungsfelde geſammelt habe, das für das forſchende Auge unerhört ergiebig iſt, denn es iſt das Feld des Mißgeſchicks: das Kriegsgefangenenlager. Meine Beobachtungen berühren alle den Krieg, ſie triefen von im Kriege vergoſſenem Blut, aber ſie gehen von jenſeits des Krieges aus, ſie kommen aus einer, man könnte ſagen, entgegengeſetzten Richtung. Wenn wir nämlich die Linien der Fronten, an denen die bewaffneten Kräfte kämpfen, den einen Pol des Krieges nennen, ſo darf man als den entgegengeſetzten Pol gerade die Gefangenenlager bezeichnen; wenn

das Schlachtfeld die erste Station des Krieges ist, so ist das Gefangenenlager die letzte Station. Hinter dieser letzten Station breitet sich schon nur mehr eine allerletzte Station aus — die Friedhöfe der Gefallenen. Zwischen den beiden Polen braust die Welle des Krieges. Von der Front der kriegerischen Vorgänge, zurück durch die zweite und dritte Befestigungslinie, durch Wagenpark und Nachhut der Armeen bis tief hinein ins Land, vom Feuer der einschlagenden Geschosse, durch Munitionslager und Waffenfabriken bis zu den Metall- und Kohlengruben, von den Feldbäckereien über die Werkstätten des Handwerks bis zu der Feldarbeit: alles pulsiert und ist geschäftig für den Krieg. Das Gefangenenlager aber ist ein Ort der Ruhe, wo der Krieg erstirbt. Die, die es bewohnen, befinden sich schon außerhalb des Krieges; sie sind die ersten, die des Friedens teilhaftig wurden; sie sind diejenigen, die schon faktisch Frieden geschlossen haben. Ihre Hände, frei von Gewehr und Säbel, suchen nach Hammer und Pflug. Die Gefangenenlager sind ein durch die Kriegsflut angeschwemmter Niederschlag, aber sie tragen in sich den Vorgeschmack des Friedens und eine rasende Sehnsucht nach dem Frieden. Zu der Fülle der durch den Krieg verursachten Leiden fügen sie ein neues Argument für den Frieden hinzu: den Umfang der durch den Krieg verursachten Tatenlosigkeit, der Tatenlosigkeit dieser hunderttausende von Arbeitshänden, die in der Kriegsgefangenschaft gebunden bleiben.

Diese Welt der Unfreiheit, die Welt der Kriegsgefangenen, erheischt vor allem Aufmerksamkeit durch ihre imponierenden Zahlen. Die Koalition, die empfindliche Opfer an Gefallenen bringen mußte, hat auch erschütternde Hekatomben an Gefangenen lassen müssen. Nach der Statistik, die immer neue Posten zu zählen hat, gibt es in Deutschland über anderthalbhundert Gefangenenlager, von denen jedes mehrere Zehntausende Soldaten zählt. Sie bilden eine eigene, abgeschlossene, in ihre Art besondere millionenköpfige Welt, die, von allen anderen Welten abgeschlossen, Menschenexemplare von allen Punkten der Erde enthält. Und deshalb ist sie so unerschöpflich lehrreich für jeden, der für die menschliche Natur und für die menschlichen Charaktere auch nur ein Quentchen Teilnahme besitzt. Sie erstand vor nicht ganz zwei Jahren, kann jeden Monat der Auflösung verfallen und wird in ihrer mosaikartigen, märchenhaften und wie der Turm zu Babel legendenhaften Architektur nicht wieder aufleben. Nicht nur für den Politiker, sondern auch für den Psychologen und Künstler, für den Ethnographen und Soziologen eine unschätzbare und in ihrer Art einzige Ernte!

Das Material, das da heranreift, wird sich mit der Zeit auf den Blättern der Tagebücher, die gewiß in der künftigen Literatur unter der Bezeichnung „Gefangenen-Literatur" eine besondere, reiche Bibliothek bilden werden, zum Gebrauche von Wissenschaft und Kunst eignen. Ehe indes dieses Material für die Wissenschaft reif wird, ehe es sich für die Kunst kristallisiert, wollte ich meinen Landsleuten in einer Skizze und in rohem Zustande ein kleines Bruch-

stück davon darbieten, so, wie es sich in meinen Augen spiegelt, aber ich will es umso sorgfältiger darstellen, als in jenem Material auch ein Stück unserer polnischen Wirklichkeit enthalten ist, ein so trauriges und für unser Los so bezeichnendes Stück!

Ich übergehe das allzu Bittere und Traurige dieses Bruchstückes des polnischen Geschicks. Zusammen mit den Erfahrungen, mit denen ich meine Eindrücke erkaufte, schöpfe ich daraus das moralische Recht, in dieser Sache das Wort zu ergreifen.

Keine europäische Hauptstadt kann sich einer solchen Mannigfaltigkeit der Nationen, Stämme, Rassen und Abarten der Menschen rühmen wie das erste beste Gefangenenlager in Deutschland. Der Russe neben dem Engländer, der Kanadier neben dem Tunguse, der Australier, Franzose, Araber, Ire neben dem Mohren, der Tatar, Litauer, Pole, Jude, Ruthene, Marokkaner: alle Hautfarben, alle Stufen der Zivilisation, alle geographischen Breiten, alle Religionen der Erde, lediglich durch Strenge zusammengehalten geben sie sich in der deutschen Gefangenschaft ein Stelldichein. Erst im Gefangenenlager sieht man plastisch, mit wem die Zentralmächte Krieg führen: mit der ganzen Welt. Erst dort sieht man die Macht der Koalition — sich wiederspiegelnd in der Größe ihrer Niederlagen. Dort sieht man, mit wie unzähligem Aufgebot von Stämmen und Völkern der meer- und landerschütternde englische und der russische Vulkan gegen Mitteleuropa losgebrochen sind.

Die erste Stelle in der Galerie der Lagertypen gebührt in jeder Hinsicht den Engländern. Beim ersten Blick erkennt man in ihnen die Stütze und Triebfeder der Koalition. Nicht zahlreich, soweit es sich um die eingeborenen Söhne Albions handelt, stolz abgeschlossen in ihrem eigenen heimatlichen Kreis, personifizieren sie eine der seltensten Charaktereigenschaften beim Menschen: den vollendeten und abgeklärten Egoismus. Ich will damit nicht sagen, daß andere Nationen frei von Egoismus oder weniger egoistisch wären als die Engländer. Ein nicht geringerer Egoist in dem Gefangenenlager ist der Franzose, aber der Engländer ist mit einem besonderen Egoismus begabt, der entstanden und gediehen ist auf dem Rücken niederer Rassen, die England sich unterworfen und tributpflichtig gemacht hat. Dank diesem ist der Engländer in jeder Bewegung und in jedem Schritt der Mann, der sich als Vorgesetzter betrachtet. Er trägt, wo immer er sich befindet, das angeborene Gefühl der Überlegenheit in sich. Er macht keinen Hehl aus den Privilegien, deren er sich erfreut. Er greift nach ihnen wie nach einer Selbstverständlichkeit. Man sieht, daß die Macht für ihn kein Alkohol war, der ihn der Besinnung beraubte, sondern das tägliche Brot, die tägliche Lebensnahrung.

Alle Gegenstände der Liebe sind für den Engländer Gegenstände der Berechnung geworden. Vor allem der Patriotismus. Der Patriotismus des Engländers beruht auf einem äußerst abgewogenen Austausch von Diensten zwischen dem Bürger und dem Staat. Der gegenwärtige Krieg ist für Eng-

land nicht eine heilige Sache, in dem es sein eigenes Blut vergießt zur Verteidigung seiner Sicherheit und Größe. Der Krieg ist in seinen Augen ein Unternehmen, in das sich der Staat eingelassen hat. Ein Unternehmen, nicht schlechter und nicht besser als viele andere industrielle Unternehmungen — besser, je nachdem es sich finanziell bezahlt macht. Wenn der Durchstich eines Tunnels von Europa nach Amerika größere Gewinne verspräche als der Krieg, so würde England statt des Kriegstrustes ein Tunnel-Syndikat organisiert haben. Daß der Krieg Opfer an Menschenleben und Gesundheit nach sich zieht, disqualifiziert das Geschäft nicht: denn jeder Industriezweig erfordert Opfer. Wieviel verschlingt beispielsweise der Bergbau! Es handelt sich darum, die Zahl der eigenen Opfer herabzusetzen, den Vorrang des Todes anderen zu überlassen. Und freigebig überläßt England die Todesfelder den anderen Partnern im Kriege. Alle Mitglieder der Koalition, die gegen den Zweibund kämpfen, haben sich die Adern geöffnet. England hat bisher nur den Geldbeutel geöffnet.

Für jeden Soldaten bedeutet es eine psychische Katastrophe, in Gefangenschaft zu geraten. Der plötzliche Übergang aus dem Stand der Bewaffneten, aus dem Stand, der im Besitz der todsäenden Macht ist, in den Stand des hilflosen Opfers, das an die fremde Waffe gefesselt ist, erschüttert auch die beharrlichste Seele. Für den Engländer aber bedeutet die Gefangenschaft nur eine Station der Entwicklung. Als er sich anwerben ließ und in den Krieg zog, hatte er mit dem Vaterland seinen Kontrakt gemacht, in dem alle Möglichkeiten des Schicksals unter entsprechenden Paragraphen vorgesehen sind. Wenn ihn die Gefangenschaft getroffen hat, tritt der bestimmte Parapraph des Kontraktes ins Leben, so wie ein anderer Paragraph in Wirksamkeit träte und die Existenz seiner Familie sicherte für den Fall, daß er zum Krüppel würde oder den Tod erlitte. So kommt der Engländer ins Gefangenenlager wie auf einen Posten. Man kann nicht sagen, daß er in der Gefangenschaft leidet oder daß er überhaupt an der Gefangenschaft trägt; man könnte eher sagen, der Engländer erledige die Gefangenschaft so, wie man jedes andere Geschäft (Business) erledigt. Das Vaterland versieht ihn mit allen notwendigen Dingen, es versieht ihn reichlich und getreulich. Er erhält seine monatliche Pension für laufende Ausgaben, er erhält Provision, Kleidung und Modeartikel. Von allem hat er genug. Von gewissen Dingen hat er Überfluß. Die verkauft er seinen Mitgefangenen zu festen Preisen wie in einem Londoner Magazin. Und so kann manchmal im deutschen Lager der Gefangene, wenn er Geld hat, sich das erlauben, was eine kleine Warschauer Eitelkeit ist: er kann ein englisches Kostüm erwerben nach dem Schnitt der neuesten Mode. Von dem Tage der Hilflosigkeit an, wo er aus dem Schlachtgetümmel herausgerissen in die Gewalt des mächtigen Feindes geriet, hört der Engländer auch nicht einen Tag auf, die Fürsorge seines Vaterlandes an sich zu empfinden. Er fühlt, daß er ein Vaterland hat.

Mit nicht minder zarter Fürsorge umgibt den Franzosen sein Vaterland. Diese Fürsorge geht mehr ins kleine, ist aber nicht weniger bemerkbar. Der Unterschied in ihr entspricht dem Unterschied in den Charakteren des Egoismus des Engländers und Franzosen. Der englische Egoismus organisiert Macht und Herrschaft, der französische Egoismus organisiert Genuß und Bequemlichkeit. In den Augen des Engländers spiegeln sich wieder die Horizonte der fernen Meere und der wilden Steppen, die er durchmessen hat, in den Augen des Franzosen spiegelt sich nur der am Spieße gedrehte Braten wieder. Der Franzose kümmert sich um die ganze Welt nicht, denn er braucht nur seinen eigenen kleinen Winkel am Herd. Es gibt nichts beredteres als dieses kleine Idyll von Bequemlichkeit und Wohlhabenheit, wie es sich die französischen Gefangenen auf ihrem harten Gefangenenlager zurechtmachen. Der französische Gefangene kann monatelang Strohhalme, Federn oder Fasern sammeln, um sich ein etwas weicheres Kissen für seinen Kopf zu bereiten. Monatelang kann er in seiner Speisekammer Vorräte aufspeichern, um zu Neujahr oder Ostern seinen höchsten Göttern, Gaumen und Magen, mit einem Fest aufzuwarten.

Das besagt nicht, daß der Franzose in der Gefangenschaft den geistigen Problemen entfremdet wäre. Er behandelt alle Probleme nur mit dem Organ des Feinschmeckers. Liebe, Literatur, Kunst, Politik, Nation, Staat, Geschichte — das alles würdigt er nur vom Standpunkt des Sattseins, der Bequemlichkeit, der Wollust und des Genusses. Gefahr und Risiko sind aus dem Budget seines Lebens gestrichen und auf das Gebiet des Sports und des Gesellschaftsspiels übertragen. Im Gefangenenlager opfert er sogar die sakramentale Idee der „Revanche". Während in der Pariser Presse unablässig der Ruf nach der Rückgabe Elsaß-Lothringens ertönt, weckt er unter den Gefangenen nur ein Achselzucken. „Wir haben auf diese Revanche schon längst verzichtet" erklärte mir in einer Aufwallung von Aufrichtigkeit ein französischer Patriot. „An Revanche haben wir im Ernst niemals gedacht, es war das eine literarische Idee; wir wünschten Frieden und nur Frieden; die Deutschen jedoch, um das nachbarliche Verhältnis zu vergiften, sagten uns das Verlangen nach Wiedergewinnung der verlorenen Provinzen nach; sie drängten Frankreich den Gedanken der Revanche auf, um einen Grund zum Krieg zu schaffen." Aus diesem Gedankengang schaut wie aus einem Spiegel die kleine gefeilte Seele des französischen „Bourgeois" heraus: die Schädigung des eigenen Vaterlandes ist in seiner Seele ein blasser Schatten, eine literarische Fiktion geworden, und was noch seltsamer, das Gefühl dafür beginnt er in seiner eigenen Überzeugung der Intrigue und Einwirkung des Feindes zuzuschreiben.

Es unterliegt keinem Zweifel: der Franzose fühlte sich schon vor dem Kriege gelangweilt durch die Großmachtpolitik seines Staates, für die wohl noch seine Tasche reichte, aber nicht mehr sein Arm, nicht mehr seine Seele. Nach 1870 warf er die Revanche-Drohung hin, weil das der Hausehre ent-

sprach, aber auch nur der Ehre wegen, warf er sie hin, nicht um sich wirklich mit den Deutschen um Metz und Straßburg zu schlagen.

Wenn sich der Franzose so wenig um das nahe Elsaß kümmerte, was konnte er da dem fernen Polen opfern. Nur so viel, als der Bund der dritten Republik mit Rußland erlaubte. Der Franzose will nichts von den nationalen Idealen der Polen hören; er erinnert sich nur an eins: an den Treuschwur der Bevölkerung des Königreiches Polen für Zar Nikolaus den Zweiten. Dieser Schwur hat in den Augen des Franzosen über unsere Haltung im europäischen Krieg zu entscheiden. Die alten Streitigkeiten mit Rußland müßten uns nur um so bereiter machen zu ihrer Beseitigung. Frankreich hat einst auch mit Moskau gekämpft, und jetzt hat es sich mit ihm versöhnt. Wenn Frankreich im Namen der Zivilisation seine Vorurteile zum Opfer gebracht hat, so ist es Polen nicht erlaubt, durch die Erinnerung an das von Rußland erlittene Unrecht und die Abrechnung mit ihm die Harmonie zu stören. Die Forderung der Unabhängigkeit seitens der Polen im gegenwärtigen Augenblick erscheint den Franzosen als eine boshafte Kleinigkeitskrämerei. „Seht ihr denn nicht", fragte mich ein französischer Gefangener, „das eure Unabhängigkeit ihre Spitze gegen Rußland kehrt? Daß sie ein Verrat Frankreichs wäre, dieses großen und edlen Frankreichs, für das alle Völker unverjährbare Schuld- und Dankesverpflichtungen empfinden müssen? Wenn Rußland in mörderischem Kampfe um die Freiheit und Kultur Europas steht, Seite an Seite mit Frankreich, so begeht ihr Polen, wenn ihr euch dagegen wendet, Legionen dagegen organisiert, eine so unritterliche Tat, wie der, der aus dem Hinterhalt den Gegner überfällt und durch einen meuchelmörderischen Stoß in den Rücken überwältigt!" Die ganze Bereitschaft des Franzosen, auf unsere heutige Lage einzugehen, endigt für den Polen mit Beschimpfung und mit einem Zynismus, der alle Brücken der Verständigung mit ihm verbrennt. Das polnische Problem ist für den Franzosen ein Gespenst, das den Frieden der Alliance mit Rußland stört; auf alle unsere Forderungen, Vorstellungen, Wünsche und Schmerzen erwidert er mit der Angabe der Adresse . . . . . der russischen Großherzigkeit, an die er uns empfiehlt wie an einen Wundarzt, der unsere Wunden heilen soll. Der heutige Franzose, namentlich der in der Gefangenschaft noch kleiner gewordene Franzose, ist so klein, daß keine der polnischen Ideen in ihm Platz finden kann. In seinen Augen und in seinem Kopfe schrumpft alles zusammen und verkrüppelt alles. Unsere Legionen, die mit ihrem Blute den Ruhm des polnischen Soldaten wieder hergestellt haben, sind für den Franzosen Kondottiere des Zweibundes. Unser Haß gegen Rußland ist für den Franzosen eine zum Verkauf von Westeuropa ausgestellte Ware. Unsere Brust mit ihrem Übermaß von Liebe und Leid ist für den Franzosen nur ein Speicher käuflicher Gefühle, nur ein Handelsplatz, wo die Unabhängigkeitsidee ihren Preis hat und der weiße Adler seinen Preis hat und das Fest des dritten Mai und die Hoffnungen, die Erinne-

rungen und die Sehnsucht, alles das ist zu erwerben, alles das ist zu verkaufen. So weckt denn auch eine Unterhaltung mit dem Engländer in seiner eisigen Kühle im Polen Nüchternheit und Begriff für die furchtbare Wirklichkeit, das Geschwätz herzloser französischer Phraseologie aber erweckt den Eindruck des Abscheus, den man von sich abschütteln muß wie die Umklammerung durch ein unsauberes Spinngewebe.

Unbeschadet jedoch ihrer Fehler und Tugenden bilden Engländer und Franzosen zusammengenommen in dem Lager der Kriegsgefangenen dank ihrer materiellen und kulturellen Lage unbestreitbar die Aristokratie. Genau genommen bilden sie die Bourgeoisie dieser Lager, unter der sich, wie in der wirklichen Gesellschaft, das Proletariat ausbreitet, eine Sammelstätte von Unbildung, Armut und Bitterkeit. Die zur Gefangenschaft verurteilten Engländer und Franzosen nähren und kleiden sich nicht nur gut, sondern sie gehen auch jeden Sonn- und Feiertag zu dem von ihnen improvisierten Theater, wo sie heitere Komödien hören und lustige Karrikaturen anschauen, sich unterhalten und sich dem Zauber des heimatlichen Witzes hingeben. Sie beschwören die Seele der Pariser Boulevards, und mit den Wellen der Musik eilen sie ihrer stolzen Heimat zu, besuchen im Traume das Innere ihrer Häuser, profitieren von dem Kapital ihrer Kultur und, wie überhaupt Kapitalisten, gehen immer noch mit einer Waffe aus einer Lage hervor, die für andere eine Lage ohne Ausgang ist.

Die anderen — vor allem die Russen — die unzähligen Scharen russischer Gefangenen, blinde Splitter jener Dampfwalze, die bei Lodz und an den Pässen und Kämmen der Karpathen zerschmetterte und mit den Splittern ihres Mißgeschicks die ganze Ebene vom Dunajec bis zum Bug und Narew besäte. Der Russe im Gefangenenlager ist der geborene Proletarier, der arme Teufel, der aus Natur und Anlage in der demütigen Haltung des Dieners gegenüber jeder Macht und jeder Wohlhabenheit dasteht. Das ist nicht einmal der aufrührerische Proletarier, ärgerlich im Gefühle des ihm angetanen Unrechts, stolz auf seine Armut, den Reichtum wie eine Schwäche und Ehre wie ein Spielzeug von sich weisend. Der Russe in der deutschen Gefangenschaft mit seinen westlichen Bundesgenossen, dem Engländer oder Franzosen zusammentreffend, begrüßt sie instinktiv als seine Herren: der Franzose oder Engländer ist für den Russen vor allem „barin“ (Herr). Wenn der Franzose seine reichlichen Vorräte und Leckerbissen verzehrt, die Woche für Woche in zierlichen Büchsen aus Paris und London kommen, so steht der Russe hinter seiner Bank mit dem demütig gebeugten Nacken, der das ewige Merkmal der geborenen Knechtschaft ist. Man sieht, daß er schon Sklave war, als er in die deutsche Gefangenschaft geriet. Der Stand der Gefangenschaft ruft im Leben des Russen keine moralischen Erschütterungen hervor, er bedeutet nur eine Änderung des Systems. Dank dem fühlt sich der Russe — und er unter allen ganz allein — nicht gedemütigt durch die Gefangennahme. Sein Nacken wurde nicht gebeugt, weil er schon vordem gebrochen war. Wenn er die

Schwelle der Knechtschaft überschreitet, fragt der russische Gefangene nur nach einem: ob die Suppe im Lager denn auch recht reichlich ist. Dabei kümmert er sich nicht darum, wie sie ist, er fragt nur wieviel? Für eine ausreichende Schüssel Suppe ist er bereit, die stärkste Festung zu übergeben. Ich hatte die Möglichkeit, mit den Verteidigern von Modlin, Brest-Litowsk, Grodno und Ossowiec zu verkehren. Und von allen Seiten erklang es in einem Chor: die Hoffnungslosigkeit der Verteidigung und der Wunsch, in der Gefangenschaft auszuruhen.

Was die Psyche des Russen angeht, so drängt sich jedem eine unabweisbare Frage auf, die Frage, die auf dem Geschick des künftigen Europa mit furchtbarer Schwere lastet: wie wird der Russe aus diesem Kriege hervorgehen? Wird seine Psyche teilweise umgestaltet und in welchem Grade und in welcher Richtung? Mich interessierte vor allem die Frage, wie der Russe angesichts der Riesenzahl der Beteiligten aus der Gefangenschaft in sein Land zurückkehren wird. Ob er in das innere Rußland ein Ferment der Wiedergeburt hineintragen wird oder ein Chaos der Vernichtung oder vielleicht einen glühenden Fanatismus? Man darf nämlich die große Macht, wie sie die Schule des Krieges bedeutet, nicht leicht nehmen. Namentlich ein so großer und allgemeiner Krieg wie der gegenwärtige schreibt sich mit tiefen Spuren in die Seele der Völker ein.

Wie wird er sich in die Seele des russischen Gefangenen einschreiben?

Vor allem als vertieftes Gefühl seines eigenen Elends. Im Angesicht der Welt des Westens sah er sich nackt und blind, als ein Opfer seines eigenen Staates, als Opfer seiner eigenen Offiziere, als Futter für Schrapnelle und Granaten, als machtlosen körperlichen Riesen, der sich nur so zu verteidigen versteht wie die Erde, mit dem Widerstand, den eine Scholle nach der anderen dem Pfluge entgegenstellt. Der Russe fängt in der Gefangenschaft schon an zu denken, aber weil er ein blinder Mensch ist, tastet er im Finstern. Indem er den Wohlstand seiner westlichen Verbündeten sieht, denen das Vaterland mit unablässigem Gedenken die Gefangenschaft versüßt, fängt der von seiner eigenen Regierung vernachlässigte und seinem Schicksal überlassene Russe an, den Engländer zu hassen und von Rache gegen den Franzosen zu glühen so, wie nur der arme Teufel den reichen Verwandten hassen kann, der sich von ihm abwendet. Der Russe haßt den Franzosen für jeden Bissen Pastete, den dieser vor seinen Augen verzehrt. Er haßt ihn wegen der Eleganz seiner Bewegungen und wegen der Anmut seiner Gestalt. Er haßt ihn wegen seines Paris, wegen seines Wohllebens, wegen seines Humors und Ruhmes und wegen seines Napoleon, der sich an den Trümmern Moskaus weidete. Ich möchte einige von den lapidaren cyklopischen Sprüchen anführen, mit denen der Russe wie mit einem Familiensiegel sein Verhältnis zu den westlichen Verbündeten stempelt, leider sehe ich, indem ich sie mir im Gedächtnis wiederhole, daß ich keinen davon verwenden kann: sie sind alle unparlamentarisch. Als

Blüte von Vornehmheit mag der Satz dienen, in dem ein Russe sein Urteil über die Kapitulation der Engländer in Kut-el-Amara zusammenfaßte: Wenn es schon eine Schande ist, diesen Taugenichtsen geschieht es gerade recht!

Der infolge der Kriegsenttäuschungen in der Seele des Russen sich ansammelnde Haß, die durch die ewige Mißhandlung durch das Schicksal genährten Unbilden wenden sich also gegen die, die ihm am nächsten sind, sie reichen nicht über den Kreis des unmittelbaren Schauens hinaus: aber werden sie sich darauf beschränken? Werden sie nicht versuchen durchzustoßen zum Sitz des eigentlichen Urhebers des russischen Mißgeschicks, werden sie bis an den Sitz des Zarats gelangen? Wird sich aus dem Chaos der heute in der Seele des Russen dunkel empfundenen Unbilden eine neue große schöpferische Welt loslösen? Mit einem Wort, wird sich das Element der Negation im Feuer der Niederlagen in ein Element schöpferischer Wiedergeburt verwandeln? Grundsätzlich liegen keine Anzeichen vor, die dem widersprechen. Man muß jedoch hinzufügen, daß es auch keine Spuren gibt, die dafür sprechen. Die Seele des Russen hat unter dem Kriegshammer eine mächtige Erschütterung erfahren, aber ob sie unter ihrer Wucht so aufplatzt, wie das von neuem Leben keimende Korn oder wie ein tödliches Geschoß — das bleibt ein Rätsel.

In der politischen Literatur spricht man heute viel von der künftigen Gestaltung der Koalition. Man spricht davon, daß das gemeinsam vergossene Blut die gegen die Mittelmächte kämpfenden Staaten zu einem engen militärisch-wirtschaftlichen Block zusammenschließt. Auf diese Überzeugung stützt sich die berühmte Antithese Naumanns, die bei Ausbruch des Krieges die englisch-russische und die mitteleuropäische Welt wie zwei einander feindliche bewaffnete Lager gegenüberstellte. Die gegenwärtigen Schützengrabenlinien verdichten sich — im Lichte dieser Antithese — zu dauernden Grenzen künftiger Bündnisse und politischer Konstellationen. Die Gefangenenlager sind für den Beobachter um so wertvoller, als sie ihn nicht an der Grenze beider Blöcke abschließen, sondern ihm erlauben, in den Mittelpunkt der Elemente der Koalition hineinzusehen und gewisse Geheimnisse ihres Baues zu erfassen, die erst unter ihren Trümmern zum Vorschein kommen. Solange der Bau steht, ist es schwer, seine schwache Stelle zu erforschen, obwohl er morgen nach einer Seite zusammenstürzen kann, wo alle dann sehen, an welcher Seite die Katastrophe des Falles verborgen war. Die von mir gesehenen Gefangenenlager, gleichsam überfüllt mit Kriegstrümmern, mit Trümmern der Koalition, bilden einen solchen schwachen Punkt, der unsichtbar und verborgen ist für das Auge im gemeinsamen Bau und etwa zeigt, nach welcher Seite hin der Bau der Koalitionsmächte feststeht, von welcher Seite aus er zusammenstürzen wird. Diese schwache Seite, erraten an den Anzeichen des Verfalls, wird mit besonderer Deutlichkeit sichtbar in der Gemeinschaft der Gefangenen des großbritannischen sowie des russischen Reiches. Man könnte sagen, der Krieg habe beiden Riesen den Bauch geöffnet und das Sekret hervortreten lassen, das sie

von innen zerfraß: das Sekret der Unverdaulichkeit. Wie heroisch auch der Magen Rußlands war, wieviel auch England verschlang, der Inhalt dieses Magens überstieg die Verdauungsmöglichkeit.

Wenn man diese Bewohner der warmen Länder sieht, die England für den Krieg mobilisiert, diese Bürger des Pendschab und Polynesiens oder die Bewohner der afrikanischen Wüsten die, in ihrem Vaterlande in der Eisenbahn nicht Zutritt zu der ersten und zweiten Klasse haben, weil diese ausschließlich für die weißen Beherrscher reserviert sind, und denen man plötzlich die Etikette der Bruderschaft in dem Kampfe gegen einen unbekannten Feind aufgedrückt hat, in dem Kampfe um die Ideale der „Gleichheit und Gerechtigkeit", wenn man diese Mietlinge Englands sieht, so ist zu erkennen, wie wenig Bande des Herzens und des Interesses, wie wenig Fäden des Vertrauens sie mit der Historiosophie Chamberlaines und der Politik Asquiths und Greys verbindet. Durch die Fremdheit des Krieges, für den man sie gewann, oder in den man sie trieb, empfanden sie die Fremdheit Englands. Ja, noch mehr, sie begannen die Anormale ihrer Untertanschaft, die Abnormität ihrer Regierung zu empfinden.

Da ist in einem gewissen Lager eine Handvoll Hindus. Sie träumen von der Rückkehr nach dem Ganges und verfluchen ihre Teilnahme am Kriege; da ist eine Schar französischer Mohren vom Senegal: sie zittern vor Kälte, obwohl sie sich Tag und Nacht an den Ofen drücken — man sieht, daß sie auch nicht mehr ein Tröpflein Blut für die Koalition zu opfern haben. Vergebens suchen die sie umgebenden Franzosen ihren Enthusiasmus zu wecken, indem sie sie in meiner Gegenwart als eifrige französische Patrioten präsentieren. Die „eifrigen französischen Patrioten" schweigen hartnäckig, sie träumen wohl von ihren Palmenhainen, deren Kokosnüsse für sie größeren Reiz haben, als die Kokosreden Briands. Diese schweigenden Mohren waren die rechtschaffendsten Kulturverteidiger, die ich in dem Koalitionslager traf. Wider Wissen und Willen haben sie durch ihr Schweigen Zeugnis abgelegt von der tiefen Wahrheit, das die wahre Kultur erst dort anfängt, wo man aufhört mit ihr zu prahlen.

Während England seine Vasallen mittels des Schillings für den Krieg anwarb, trieb Rußland seine „Fremdstämmigen" billiger in den Krieg, mittels der Nagaika. Die Letten, Litauer, Gruzinier und Rumänen aus Bessarabien, die Tartaren und Mongolen Sibiriens, haben sich durch den Krieg überzeugt, daß russischer Untertan sein gerade so viel heißt wie Rußlands Opfer sein. Ebenso wie England seinen gelben und schwarzen Tributpflichtigen, so bezeugt auch Rußland den unterjochten Fremdstämmigen freigebig die Bruderschaft, wenn es ihm schlecht geht. Aber während Rußland uns Polen den privilegierten Opfern seiner Gewalt, die Etikette der Bruderschaft in dem berühmten Manifest Nikolai Nikolajewitschs aufgedrückt hat, schreibt es heute den übrigen Opfern seiner Gewalt, deren Sitze und Länder es noch bedrückt, wenn sie nicht zum Angriff gehen wollen, dieselbe Etikettte mit dem Feuer der Maschinengewehre

auf den Rücken. Es gibt nichts Gewohnteres im Gefangenenlager als den Anblick von Soldaten, die behaupten, sie hätten sich in deutsche Gefangenschaft begeben, um nicht durch die russische Artillerie zugrunde zu gehen.

Wir Polen wissen, was aus dem Manifest Nikolais geworden ist: ein Fetzen Papier, mit dem man in Polen anderthalb tausend Dörfer ansteckte, so unbekümmert, wie man während des Krieges kaum eine Zigarre anzündet. Aber seien wir uns überdies auch bewußt, daß damit der russische Staat hinter sich auch eigenhändig die Brücke zur Rückkehr nach Polen verbrannt hat, daß heute ein blutiger Abgrund klafft zwischen ihm und der Gesamtheit der unterjochten Völker.

So habe ich denn auch trotz aller Enttäuschungen und Überraschungen, die uns der Krieg bereitet hat, persönlich aus seinem ganzen Verlauf die für mich von Anfang an feststehende Überzeugung gewonnen, eine Überzeugung, die freilich im Gefangenenlager noch durch neue Beweise verstärkt wurde, die nämlich, daß Rußland als Macht vollständig zur Auflösung reif ist. Diesen Gedanken habe ich schon vor dem Kriege gehegt als eine Verheißung unserer Zukunft und habe ihn in der galizischen Presse verbreitet. Jetzt hatte ich die Möglichkeit, festzustellen, daß das, was eine Vermutung war, sich zur Wirklichkeit gestaltet. Der russische Staat hatte in sich kein anderes Band außer dem Band der Bürokratie. Er erhielt sich nicht durch einen inneren organischen Zusammenhang, sondern durch einen eisernen Ring, den er von außen aufdrückte. So war denn auch der Zusammenhalt Rußlands und sogar seine Existenz nicht denkbar ohne die Existenz dieses Druckes. Die Wegnahme dieses Ringes würde die Auflösung der Elemente seines Bestandes bedeuten. Ein Kenner Rußlands charakterisierte es als ein System, bei dem ein Teil der Bevölkerung den anderen Teil der Bevölkerung überwacht, als ein System also, demzufolge man in Rußland entweder Sträfling oder Gefängniswärter ist. „Tertium non datur". So ist es in der Tat. Daraus ergibt sich jedoch die unmittelbare Folgerung: von diesem Rußland könnte man an seinem Westrande einige Dutzend Millionen der Bevölkerung abschneiden, ganz unbesorgt darum, daß auch nur ein Mann von jenen Millionen einen Finger rühren würde, um unter das Szepter der Zaren zurückzukehren. Diese riesige Länderstrecke, einst von der polnischen Republik erbeutet, wird sich, wenn sie nur einmal von Rußland losgerissen wird, nicht zu einer Irredenta hergeben, wird nicht den Gedanken der Rückkehr der slawischen Ströme in das russische Meer pflegen. (?)

Als der eiserne Ring des Zarats unter dem Stoß des Zweibundes im vergangenen Jahre am Dunajec barst, lag Rußland auf dem Kampfplatz wie eine auseinandergestreute Garbe. Und die russische Bürokratie kann heute alle Mittel und Wege aufbieten: sie kann noch einmal ein Judenpogrom inszenieren, kann beim Vater Heliodor ein Wunder bestellen, kann den orthodoxen Fanatismus entfesseln, kann die Duma auseinanderjagen, aber alle diese Bemühungen werden erfolglos bleiben. In dem Augenblick, da das den Ring von außen zusammen-

haltende Band riß, hat sich der Mechanismus so gelöst, daß schon die Achsen aus ihrem Gefüge treten und daß die Räder im Zahnrad nicht mehr in das Getriebe greifen. Einzelne Räder mögen noch sausen, aber jedes nur für sich. Die uns aus alten Zeiten so wohlbekannte Warschauer Polizei hat sich, wie man hört, nach Osten begeben, um das Fürstentum Trapezunt in Besitz zu nehmen. Das ist das einzige „Plus" in der Rechnung der russischen Bürokratie. Weil sich die Moskauer Polizei in Warschau ebenso fremd fühlte, wie sie sich heute in Trapezunt fühlen muß, hat sie ein moralisches Recht, umgekehrt auch zu sagen, daß sie sich in Trapezunt ebenso heimisch fühlt wie in Warschau. Und doch ist in jenem vorausgesehenen, in jenem erträumten Bilde von der zerschmetterten Macht für den Polen etwas, was ihn verwundet und mit Sorge erfüllt. Es ist das Geschick der Polen, die unter russischen Fahnen am Kriege teilnahmen, daß sie auch die Gefangenschaft teilen mußten. Was immer den Menschen vom Menschen trennt, was sie immer nach zwei entgegengesetzten Richtungen stoßen kann, das alles stand in diesem Kriege unerbittlich zwischen dem Polen und dem Mongolen. Es steht zwischen ihnen die Geschichte, es stehen zwischen ihnen die größten und heiligsten Namen der Religion des polnischen Märtyrertums, es stehen zwischen ihnen das Blut und die Tränen des Cholmer Landes, der Brand Galiziens und die rauchende Asche des Königreichs: während der Bauer aus Podleste, durch eine momentane Lüge verführt, als müsse er die heimische Erde schützen, sich an San und Bug schlug, verbrannte der Russe hinter seinem Rücken sein Haus und führte die geschändeten Frauen davon. Wenn wir bedenken, daß dieser Bauer, über den wahren Sachverhalt aufgeklärt, heute mit dem Russen ein gemeinsames Geschick trägt, so kann man sich wohl die brennende Unerträglichkeit dieser Gemeinsamkeit vorstellen. Ärger als Wunden, die er im Kampfe für eine fremde Sache erlitten, ärger als die Sehnsucht nach seinem Lande quält ihn der stete Umgang mit dem Russen, in dem er seinen Bedrücker erkannt hat, den er als Brandstifter haßt und über den er sich doch wie über einen armen Teufel erbarmen muß, sich erbarmen mit dem Fluch der Verzweiflung und mit Flüchen unter Tränen. . .

Was ihm zweifellos Linderung schaffen könnte, wäre die Absonderung von der Gesamtheit der Gefangenen des russischen Reiches und die Vereinigung in besonderen Lagern, wo die Polen, abgeschlossen im eigenen Milieu, wie von dem russischen Joch, so endlich auch von der russischen Gesellschaft befreit würden.

Zur Trennung von dem Lande, zur Gefangenschaft, zu dem strengen Reglement der Entbehrungen und Beschränkungen, zu allem was quält und zehrt, verurteilt, erträgt der Pole im deutschen Lager am schwersten die Tatenlosigkeit. Nicht die Tatenlosigkeit, die im Händefalten besteht, weil dagegen deutsche Wirtschaftlichkeit und Umsicht Rat weiß, in dem sie für jeden Arbeits- und Werkstätten eröffnet, sondern die, die in dem Fernsein von dem großen Drama der kämpfenden Weltmächte besteht. Der polnische Gefangene im deutschen Lager leidet für sich und für sein Land, für das Land, dem die Ereignisse

bisher nicht die Möglichkeit boten, an dem Kriege gegen Rußland den Anteil zu nehmen, den ihm die Geschichte zuweist und seine Kräfte erlauben. Denn dieser Krieg, den der Zweibund gegen Moskau führt, ist auch unser polnischer Krieg gegen Moskau, der sechzehnte in der Reihenfolge, aber er ist nur in unbedeutendem Maße unser, nur dank der polnischen Legionen und in ihrem Rahmen, während er unser Krieg sein müßte im Rahmen des ganzen Volkes und nach dem königlichen Maße unseres Blutes und Ruhmes. Wieviel könnte in einem Volke, wo der Name und das Grab Kościuskos für sich allein im Laufe eines Jahrhunderts fast soviel wert waren wie hunderttausend Soldaten, weil er allein unser einziger Hort gegen Rußland war und die von Osten drohende Invasion abwehrte, die lebendige Fahne Kościuskos, unter der Armee auf Jasna Góra entfaltet, wirken!

Wie kommt es jedoch, daß der polnische Gefangene im deutschen Lager, der Pole, der denkt und fühlt, trotz dieser Fülle von Sorge und Enttäuschung und Trauer, die ihn zu brechen droht, dennoch ungebrochen bleibt und daß er seine Leiden überwindend die Objektivität des Urteils wahrt, unbeeinflußt durch Unbill empfindet, unbeeinflußt durch Gefühle denkt und ohne Illusionen die Dinge betrachtet?

Wie kommt es, daß der polnische Gefangene, von harter Wirklichkeit umgeben, von ihr seine Augen nicht mit Unlust abwendet und sich nicht in unheilbaren Pessimismus verliert und nur noch dem Glauben an das Leiden huldigt? Irgend etwas ist offenbar in dieser Wirklichkeit, was ihn mit ihr versöhnt und ihn ihr unterwirft. Es ist in ihr wohl etwas enthalten, was ihm Trost verleiht, was ihn mit der Menschheit verbindet und — vor allem Achtung erheischt. Dieses Element ist die Welt der deutschen Kraftentfaltung und Arbeit, die die Geschichte Europas von Grund aus umgestaltete, die die Tore gewisser Möglichkeiten in Europa für Jahrhunderte verrammelte und wieder andere Tore weit vor ihm öffnete und für die Zukunft geöffnet hält.

Und doch ist die Welt der deutschen Kraftanstrengung nicht aus sich selbst heraus zu begreifen. Beredt spricht sie zu uns erst im Vergleich mit dem Lager der Koalition, das wir in dem Gefangenenlager uns angesehen haben. Aber außer der Koalition, die die Waffen niedergelegt hat, gibt es eine Koalition, die kämpft — und von dieser kämpfenden Koalition habe ich jetzt zu sprechen.

Der grundsätzliche Charakter der Koalition bestand seit dem ersten Schuß darin, daß sie — den Krieg nicht wollte. Sie verlangt nur nach Siegen. Selbstverständlich ist für jede Macht der Krieg das Mittel zur Erreichung eines bestimmten Zieles; wer jedoch das Ziel will, muß auch die Mittel organisieren. Indessen war für jeden der Partner der Koalition charakteristisch, daß er ohne diese Mittel gerade auf das Ziel lossteuern wollte. Sowohl England wie Rußland, um auf diese beiden Hauptmächte die Aufmerksamkeit zu konzentrieren, sahen ihre Kriegsziele mit unvergleichlicher Plastik: wie viel Raum und Zeit opferten sie nicht der Aufzählung der Eroberungen, Trophäen, Lorbeeren und

— befreiten Völker. Rußland eilte in den Krieg, man könnte sagen, im Parademarsch, nein, nicht in den Krieg, sondern es eilte zur Galatafel nach Berlin, indem es nach Ostpreußen ging, wie der Bengel vom Lande in den fremden Garten an die Äpfel geht. Die Früchte des Krieges genießend noch ehe sie gepflückt waren, ergötzte sich das russische politische Denken von Miljukow bis Plechanow und von Trubezkoj bis Markow am Besitz Konstantinopels, vierteilte die Habsburgische Monarchie, einigte Polen, bildete das Deutsche Reich um, baute das Königreich Böhmen auf, mit einem Wort, es zog tausendfache Wollust aus den geplanten Eroberungen, tat aber nichts, um die Mittel zu organisieren, sie zu vollbringen, Ostgalizien erlag in der ersten Phase des Krieges Rußland, aber es erlag nicht seiner Kraft, sondern nur seiner Schwere. Die gleichen Triumphfanfaren auf Vorschuß wie Rußland schlug auch England an: am Tage des Kriegsbeginns mobilisierte es alle seine — Siegeshoffnungen und die vor allem sandte es auf den Kriegsschauplatz nach Frankreich; Rußland sandte es außer guten Wünschen auch — Kapitalien und degradierte so diese Macht von Anfang an zu einem Fleischerladen, in dem man für Pfunde Sterling Menschenfleisch zu ermäßigtem Preise ersteht.

Denn, abgesehen von dem Verkauf des Felles des noch lebenden Bären, besteht das zweite Charakteristikum der Koalition darin, daß man die schwierigsten Kriegsaufgaben — und überhaupt Kriegsaufgaben den Bundesgenossen überläßt. Jeder nimmt für seine Person am Kriege nur soweit Anteil, als ihm das Messer an der Kehle sitzt. Darüber hinaus steht er beiseite und beklatscht die Tapferkeit des Bundesgenossen, ihm die Ehre der Auseinandersetzung ungeteilt überlassend. Diese Politik hat bewirkt, daß der Krieg in seinen Folgen das Schwergewicht auf die Schultern der kleinen Staaten wälzte, die im Vertrauen auf die Koalition alles, ihre ganze Bevölkerung, ihr ganzes Land und ihre ganze Zukunft in die Schale des Krieges warfen. Sie und sie allein haben in blutiger Mühsal die erschütternde Tragik in das Lager der Koalition getragen, die im übrigen durch ihre Hauptregisseure über die unermeßlichen Gebiete ihrer Niederlagen und Leichenhügel das groteske Bild einer Operette breitet, etwa nach Art des orgiastischen Tollens der Pariser, das selbst der Danteschen Hölle gegenüber sich behauptet.

Das dritte Charakteristikum der Koalition in ihrer Entwicklung ist der Kult der Waffe der Untätigkeit als Offensivwaffe. Das erste Jahr des Krieges ist vorüber, das zweite Jahr des Krieges neigt sich seinem Ende zu: England hat bisher bei sich noch nicht den allgemeinen Heeresdienst organisiert. Es wartet. Es bemüht sich nicht, dem Gegner die Waffe aus der Hand zu schlagen, sondern es wartet, bis ihm die Waffe von selbst aus der Hand fällt. Es erzieht keine Armee, aber es sucht für die Zentralmächte den — Hunger zu züchten. So hat auch Rußland im verflossenen Jahre, als es diesen Mächten nicht die nötige Kraft gegenüberstellen konnte, beschlossen, ihnen im Königreich Polen eine Wüste gegenüberzustellen. Es ist das eine Arbeitsmethode, die

Überlegung, wirkliche Arbeit, Anspannung der Energie und Produktivität ausschließt und dafür auf einer Reduzierung des Lebens, auf seiner Unfruchtbarkeit beruht, also auf der Rückkehr zu den primitiven Zeiten, wo der Krieg lediglich Vernichtung war. Daher denn die weitere konsequente Erscheinung der Primitivität: die Geringschätzung der Zeit. Der primitive Mensch war vor allem ein Zeitverschwender. Erst die Zivilisation hat uns gelehrt mit jeder vertanen Stunde wie mit einer unwiederbringlichen, niewiederkehrenden Sache zu rechnen. Die Zivilisation hat uns den Grundsatz eingeprägt, daß Zeit Geld ist. Während des Krieges müßte man hinzufügen: Geld und Blut. Wie haben nun Angesichts obigen Grundsatzes die Koalitionsmächte ihr Examen in zivilisatorischer Reife bestanden? Allgemein wiederholt man, daß die Koalition den Nachdruck auf die Wirksamkeit der Zeit legt, daß sie die Zeit geschickt als ihr Werkzeug ausnütze. Aber wie nützt sie sie denn aus? Sie bedient sich ihrer auf eine Weise, daß sie sie nutzlos und unwiederbringlich verliert. Wir greifen nicht weiter und nehmen das erste beste Beispiel, die jüngst in Warschau neuerstandene polnische Universität, und fragen, ob jeder neue Monat ihrer Dauer und ihrer Entwicklung die Koalition begünstigt, oder ihre Pläne kreuzt? Begünstigt sie die Rückkehr der Russen oder steht sie ihr im Wege? Es ist das ein mikroskopisches Atom in dem Kriegsgetümmel, aber die innerhalb dieses Atoms arbeitende Zeit arbeitet gerade gegen die, die auf sie rechnen.

Und gerade darin, in dem Rechnen mit der Zeit, besteht der grundlegende Unterschied zwischen der Koalition und Deutschland. Die Koalition stellt sich keine Termine, sie hat Zeit zu allem, um nichts zu unternehmen, sie mußte in der Folge zu einer Entspannung der Energie kommen, die an Faulenzerei grenzt. Ihr grundsätzliches Handeln von Herbst zu Frühling, von Frühling zum neuen Herbst vertagend, faulenzt die Koalition auf dem Gebiete von Initiative und Produktivität, weicht mit Ausflüchten den Aufgaben aus, die ihr die Mittelmächte ein über das andere Mal stellen. Anders Deutschland. Die ganze Wichtigkeit der Zeit empfindend und den Krieg in gewisse Termine einigend, hat es von Anfang an den Erfolg des Krieges auf Anspannung der Energie und auf Organisation der Mittel und Wege zum Siege aufgebaut. Während die Koalition sich am Duft eingebildeter Lorbeeren berauschte, sog Deutschland mit Wollust das Sturmesbrausen der entfesselten Kraft seines Volkes ein. Es nahm keine fremden Hauptstädte in Besitz vor ihrer Eroberung, aber es ließ alle Pulse seiner zu den höchsten Opfern bereiten Macht schlagen. Es hörte nicht auf das Rauschen der Galafähnchen, sondern auf das Rauschen und Brausen seines Blutes, das nach energischem Handeln verlangte. Während die Koalition auf der Hoffnung ihrer Siege wie auf einem Kopfkissen einschlief, um zur Unzeit auf dem Schauplatz der Niederlage zu erwachen, heimste Deutschland, den Arm zur Tat erhoben, die Siegesernte gleichsam unwillkürlich und so nebenher ein. So würde Deutschland auch dann aus dem Kriege geeint und gestärkt hervorgehen, wenn er ihm nicht so ent-

scheidende Siege gebracht hätte; die Koalition aber dürfte, selbst wenn sie gewinnen sollte, aus dem Kriege verarmt und demoralisiert hervorgehen. Der Sieg hätte all die Entartung, die das Unglück der Koalition in diesem Kriege ist und das Unglück Europas vor dem Kriege war, sanktioniert und entsündigt. Deutschland wäre selbst aus dem Mißgeschick mit einem Zuwachs an innerer Kraft hervorgegangen, wie sich Österreich im Mißgeschick innerlich gekräftigt und gefestigt hat. Deutschland schreitet zum Siege durch eigene Kraft, Aufopferung und Festigkeit; die Koalition wollte siegen durch Spekulation, Terror und Verschwendung. Der Sieg der Zentralmächte hebt Europa auf eine höhere Stufe der Arbeit und des Denkens; der Triumph der Koalition wäre eine Degradation dieser beiden Faktoren, ihre Erniedrigung zugunsten von Trägheit und Gewohnheit, diesen Falsifikaten der Macht.

Indem ich dieses Urteil ausspreche, muß ich feststellen, daß es älterer Herkunft ist und seit einem Jahr unverändert bestand. Vor einem Jahr (Mai 1915) sprach ich es aus mit der ganzen, leider sehr beschränkten Freiheit, die sich die polnische Presse in Warschau damals (unter russischer Herrschaft) erlauben konnte. Heute (unter deutscher Herrschaft) hat es sich in mir dank der Fülle neuer Eindrücke noch mehr befestigt, weil heute noch stärker und ausdrucksvoller die Wohltat zu mir spricht, deren wir zugleich mit der ganzen europäischen Kultur teilhaftig geworden sind dank der Niederlage des russischen Reiches. Der Niederlage, die mit Österreich Deutschland vollbracht hat und die außer ihnen niemand sonst in Europa hätte vollbringen können. Nur sie allein haben, indem sie vierzig Jahre lang die Waffe schmiedeten, sie mit hartem Hammer schmiedeten, in sich die materielle Kraft geschaffen, um eine solche Tat zu vollbringen, und die moralische Disziplin, um ein solches Unternehmen wagen zu können. Weder das an den Lorbeeren seines alten Ruhmes zehrende Frankreich, noch das ferne, am Lande machtlose England hätten diese furchtbare Arbeit, wie sie das Vertreiben der russischen Macht von der polnischen Erde und das Austreiben der Überzeugung seiner Allmacht aus der polnischen Seele vollbringen können. Vergessen wir nicht, daß noch Mickiewicz, dem es an Mut nicht gebrach, beim Gedanken an den russischen Zaren verzweifelt aufstöhnte: „Mächtiger! stark wie ein Gott und boshaft wie der Satan!“ Ja, im Kampfe mit Rußland waren wir immer verloren, weil wir nicht mehr an den eigenen Sieg glauben konnten, weil Rußland für uns eine kosmische Macht war, das fünfte Element der Erde, dessen unbezwingbare Macht dem Polen die Grabesflügel ganzer in die Erde getretener Geschlechter kündeten, nur Hügel und Schauplätze der Niederlage. In Rußland versanken wir wie im Meere, Rußland war für uns furchtbar durch seine Ozeantiefe. Wer sich von den ethnographischen Grenzen losriß, versank für das Polentum in seinen Wogen; diese Wogen aber unterspülten unsern Grund immer weiter und unwiderstehlicher. Mit immer grausameren Opfern an Geist und Körper mußten wir unsere elementare und natürliche Existenz in der Menschheit erkaufen.

Nach mehrmonatiger Abwesenheit ins Land zurückgekehrt und mich auf der Physiognomie Warschaus umsehend, bemerke ich einen in der Seele angehäuften Niederschlag von Bitterkeit und Erregtheit, der hervorgerufen ist durch all das Schlimme, das der Krieg mit sich bringt, der nach rechts und links empfindliche Schläge, manchmal blindlings, austeilt. Aber neben dem Chore der täglichen Beschwerden, der kleineren oder größeren Klagen, empfand ich mit Genugtuung, um nicht zu sagen mit Freude, jenen nie schweigenden großen Schmerz, der der Schmerz des ganzen Volkes ist, ein heilsamer Schmerz, weil er in sich schließt den Herd unerschöpflicher Wünsche, den Quell unerschöpflicher Opferbereitschaft, den Schmerz der Sehnsucht und kriegerischer Glut. Dieser Schmerz, umgeben von der Majestät eines ganzen Jahrhunderts der Aufopferung auf dem Altar des Vaterlandes, der Schmerz, der durch den Mund unseres größten Dichters gierig nach dem Blute Moskaus rief, der von Mickiewicz und Mochnacki bis zu Wyspanski nach dem großen Krieg rief, mit der Stimme des sich wieder erneuernden Volkes nach dem großen Krieg der Völker rief, in dem Polen wieder auferstehen solle, dieser Schmerz herrscht heute im Herzen des Polen und dämpft und verschlingt in sich alle andere Unbill und Bitterkeit. Aus ihm gehen alle Wünsche hervor. Er beseitige alle Zweifel. Denn um welchen anderen Krieg hätte Polen mit leidenschaftlichem, unterirdischem Geflüster gebetet, wenn nicht um den Krieg Deutschlands und Österreich-Ungarns gegen Rußland? Nur dieser Krieg, nur ein für beide Staaten siegreicher Krieg konnte den russischen Soldaten aufhalten in seinem Vormarsch nach Krakau, der auch war eine Strafexpedition gegen das Herz Polens, das in den Mauern des Wawel schlägt.

Einer der bedeutendsten deutschen Staatsmänner hat jüngst im deutschen Reichstage anläßlich der Gegenüberstellung von Krieg und sozialer Revolution gesagt: „Der Krieg ist auch eine Revolution". Der tiefe Inhalt dieses Satzes wird vor allem klar bei Anwendung auf die polnische Frage. Der gegenwärtige Krieg, der Rußland eine Niederlage brachte, wurde zur Revolution im Bereich der die polnische Frage angehenden Verhältnisse, zur Revolution, ohne die unsere Rückkehr zu politischer Existenz weder zu verwirklichen noch zu denken gewesen wäre. Sie erst ließ alle empfinden, wie ein Block erdrückend auf dem Grabe des polnischen Staates lag und wer an diesem Grabe die Friedhofswache hielt. Alle die Wege unseres Todes, die Wege unserer nationalen und politischen Vernichtung, die noch vor anderthalb Jahren wie ein Abgrund zu unseren Füßen klafften, sind heute, wie gesagt, für immer abgeschnitten und sie wurden abgeschnitten in dem Augenblick, als unter den Schlägen Deutschlands und Österreichs der politische Bau des Europas des Wiener Kongresses zerstört in Trümmer sank.

Denn der Wiener Kongreß, der für hundert Jahre die Weltkarte bestimmte, war der Regulator, der den Frieden Europas auf das Grab Polens stützte — nur über seinem Ruin, nur durch Zerschmetterung seines für uns tödlichen

Gleichgewichts konnten wir wieder in Europa ans Licht kommen. Auf dieser Weltkarte, die der Wiener Kongreß uns als Erbschaft hinterließ, war für uns kein Platz und hätte sich niemals Platz gefunden. Diese für uns hundertfach unglückliche Erbschaft überzog uns mit Schimmel, wie der Friedhofsrasen einen vergessenen Hügel überwuchert. Deutschland, das mit seinem eisernen Pfluge ganz Europa kreuz und quer durchpflügte, hat auch die Geschichte eines ganzen Jahrhunderts gründlich umgepflügt und indem es sein Gewebe zerriß, sprengte es auch die Netze, die uns erwürgen sollten. Das darf nicht vergessen werden angesichts der Größe der Ereignisse, hinter denen alles zurücktreten muß, was nicht Maß und Gewicht mindestens eines Jahrhunderts hat.

Obwohl unser Los zum Teil das Werk unserer eigenen Hände sein wird, wird wohl unsere Generation die Wohltaten dieses Krieges selbst bei seinem für uns günstigsten Ausgang in ganzer Fülle nicht mehr genießen. Zu viel Trauer liegt über die Felder ausgebreitet, zu viel Leid ist in unsere Seelen eingedrungen, zu viele Wunden werden zu heilen sein. Aber die Trauer über das jetzige Geschick darf nicht die Aussichten eines besseren Loses verschließen, das wir unseren Kindern und Enkeln erkämpfen könnten und zu erkämpfen verpflichtet sind. Unser Geschick ist hart. Aber wer über die Schlagbäume Warschaus und über die Grenzen des Landes hinaussah, weiß, daß sich fast ganz Europa in einem Chaos von Blut, Tränen und Mühsal badet. Ich sah in Deutschland einen Greis, dessen vier Söhne im Kriege auf verschiedenen Fronten gefallen sind, und der fünfte — der letzte — ging aus der schon leeren Hütte in den Krieg als Kriegsfreiwilliger. Ich sah den Alten täglich bei Tagesanbruch, wie er an den Zaun des Lagers gelehnt schweigend in den fernen Abgrund des Ostens sah. Ein wie schreckliches Echo muß ihm von den öden Wänden des väterlichen Hauses entgegengeklungen sein, wie muß ihm die steigende Öde entgegengeklafft haben, wenn die schwarze kalte Nacht für ihn eine Trösterin war! Und doch habe ich aus seinem Munde keine Klage, keinen Vorwurf gehört. Sein Unglück blieb ein Geheimnis zwischen ihm und dem Schweigen der Nacht. Wer die Furchtbarkeit des Krieges verstehen will, möge das Leiden eines einzigen zerschmetterten Opfers durchdenken. Aber die Opfer des Krieges erreichen Ziffern, bei denen das Blut erstarrt. Unlängst eröffnete man in Berlin ein Heim für elftausend Schwerverletzte. Welch eine gestählte Seele muß die Nation haben, die den Anblick solcher Leiden erträgt, und die nach den Worten seines Dichters Gerhart Hauptmann dieses unermeßliche Opfer segnet, wenn es für das Vaterland erforderlich ist.

Wir, die wir in diesem Kriege als Nation am wenigsten zu verlieren hatten und dafür alles zu gewinnen haben, müssen bei den Beschwerden der Alltäglichkeit noch fester und andauernder als andere Völker die Zähne zusammenbeißen. Mit der Achtung für die fremden Opfer bestätigen wir die eigene Opferbereitschaft, die uns schnell vorübergehende Unannehmlichkeiten zu vergessen gebietet angesichts der Beseitigung der einzigen Unbill, die für uns das größte

Unrecht war. Die Begegnung der von den polnischen Legionen aufgenommenen polnischen Aspirationen mit den Armeen des Zweibundes ist keine Zufallsbegegnung. Dieser Treffpunkt wird zu einem Zentralpunkt der Geschichte. Die Deutschen haben zuviel eigenes Blut vergossen, als daß sie es in diesem und in einem künftigen Kriege nicht über alles sollten schätzen und schonen wollen. Das polnische Volk hat ein Recht, darauf seine Überzeugung von dem Wert dieses Bündnisses zu stützen, in dem es neben ihm stehen will mit der Waffe in der Hand gegenüber dem gemeinsamen Feind — im Namen der gemeinsamen Grundlagen und Quellen der abendländischen Kultur und des gemeinsamen Interesses der politischen Zukunft. Für die Deutschen fängt der Krieg mit Rußland in der jetzigen Phase schon an ein Kolonialkrieg zu werden, so weit hat er sich von ihren Operationsgrundlagen entfernt. Aber für eine polnische Armee, die um das Territorium für einen unabhängigen Staat kämpfte, wäre er ein Kampf um die Existenz, ein Kampf auf Leben und Tod. Er hätte seine Operationsbasis in jeder polnischen Scholle, in jedem Tropfen polnischen Blutes.

Heute stellen sich der Verwirklichung dieses Gedankens noch viele Hindernisse entgegen; aber mit Trost erfüllt jeden Polen der Glaube, daß diese Hindernisse nicht aus der Tiefe der beiden schöpferischen Nationen kommen, sondern aus an der Oberfläche haftenden Berechnungen und Befürchtungen. In der Welt des deutschen politischen Denkens gewinnt die Idee eines unabhängigen polnischen Staates, als eines Baues, an dem sich die Wogen russischer Gier zerteilen sollen, immer mehr Recht auf Anerkennung. In Polen haben eine Probe davon, bis zu welchen Höhen der Pole unter der Fahne seiner Unabhängigkeit im Kriege gegen Moskau emporsteigt, die Legionen gegeben. Alles das, was in beiden Völkern Sieg atmet, was kämpft und aufbaut, muß sich früher oder später unter dem Zeichen der Konstitution des 3. Mai treffen: unter dem Zeichen des unabhängigen polnischen Staates und des Krieges gegen den Osten, in bewaffneter Anlehnung an den Westen. Diese geschichtliche Wahrheit, im Laufe von anderthalbhundert Jahren unterdrückt, zerreißt jetzt endlich die Dämme der Illusionen, der Falschheit und der Kleinheit: sie ruft von den blutigen Kriegsschauplätzen des Ostens und des Westens, ruft von den Leichenfeldern, ruft aus Entsetzen und Erregung, nach Größe des Denkens und nach der Majestät der Tat.

Die Verlängerung der Legislaturperiode des Reichstages

Von Professor Dr. Conrad Bornhak

Die derzeitige dreizehnte Legislaturperiode des Deutschen Reichstages läuft vom 12. Januar 1912 auf fünf Jahre, also bis Januar 1917. Es hätten demnach in den letzten Monaten des Jahres 1916 die Neuwahlen stattzufinden.

Das ist zwar, falls der Krieg zu dieser Zeit noch fortdauern sollte, nicht unmöglich, aber doch mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden. Ein großer Teil der männlichen Bevölkerung ist zu den Fahnen einberufen, so daß für sie nach gesetzlicher Bestimmung die Wahlberechtigung ruht. Hat man die allgemeine Wehrpflicht als die innere Rechtfertigung des allgemeinen Wahlrechts bezeichnet, so wird diese innere Rechtfertigung in ihr Gegenteil verkehrt, wenn gerade die an der militärischen Verteidigung des Vaterlandes nicht beteiligte männliche Bevölkerung zum Wählen berufen würde. Ein wirkliches Bild der Volksstimmung würden diese Kriegswahlen schwerlich ergeben. Alle Wahlen erfordern ferner einen Parteikampf. Dieser steht aber während des Krieges unter dem Zeichen des Burgfriedens. Hat man diesen bisher bei Nachwahlen dadurch zu wahren verstanden, daß man der bisher im Besitze des Wahlkreises befindlichen Partei diesen weiter kampflos überließ, so würde dies bei allgemeinen Wahlen schwerlich durchführbar sein. Anhänger der Gruppen Haase oder Liebknecht z. B. kann keine andere Partei ohne Wahlkampf wieder in den Reichstag lassen. Und endlich kostet jeder Wahlkampf Geld, das man während des Krieges besser anderweit verwerten kann. Die Schwierigkeiten der Kriegszensur mögen dabei mit Schweigen bedeckt bleiben.

Aber wenn sich zur Behebung dieser Schwierigkeiten alle Parteien allenfalls auf das bisher bei den Nachwahlen beobachtete Verfahren einigen wollten, so hätten Neuwahlen als unnötige Belästigung der Wählerschaft erst recht keinen Zweck. Denn es bliebe eben alles beim alten. Die Neuwahlen bedeuteten dann nur die Erfüllung einer lästigen Formvorschrift.

Dies alles legt den Gedanken einer Verlängerung der Legislaturperiode bis zum Friedensschlusse oder besser bis zu dem Zeitpunkte nahe, wo das Heer wieder auf den Friedensfuß gesetzt ist.

Nach Art. 24 der Reichsverfassung dauert die Legislaturperiode des Reichstages fünf Jahre. Ursprünglich war die Legislaturperiode eine dreijährige nach

dem Vorbilde des preußischen Abgeordnetenhauses. Durch das Reichsgesetz vom 19. März 1888 hat man jedoch wie gleichzeitig in Preußen die Legislaturperiode in eine fünfjährige verlängert, um die allzu häufige Erregung und Belästigung der Bevölkerung durch Wahlen auf ein geringeres Maß zurückzuführen, zumal für Deutschland sowohl Reichstags- wie Landtagswahlen in Betracht kommen.

Was der Gesetzgeber nun allgemein bestimmen konnte, das kann er auch für den einzelnen Fall bestimmen, d. h. unbeschadet der weiteren Geltung der fünfjährigen Legislaturperiode für die Zukunft, die vorliegende Legislaturperiode bis zur Beendigung des Krieges verlängern. Darin liegt allerdings eine Abänderung des Art. 24 der Reichsverfassung, wenn auch nur für diesen einen Fall. Es bedarf daher auch der für Verfassungsänderungen vorgeschriebenen Formen. Diese sind aber außerordentlich einfach. Nach Art. 78 der Reichsverfassung erfolgen Veränderungen der Verfassung im Wege der Gesetzgebung, sie gelten als abgelehnt, wenn sie im Bundesrate vierzehn Stimmen gegen sich haben. Im Reichstage genügen also dieselben verfassungs- und geschäftsordnungsmäßigen Formen wie bei jeder anderen Gesetzesvorlage, es bedarf nur der einfachen Mehrheit eines beschlußfähigen Reichstages. Nur im Bundesrate ist eine verstärkte Mehrheit erforderlich, die sich voraussichtlich auch ohne weiteres finden wird.

Da der Art. 24 der Reichsverfassung für die Zukunft unberührt bleibt, bedarf es auch keiner Veränderung des Textes der Reichsverfassung, obgleich die Verlängerung der Legislaturperiode den Charakter eines Verfassungsgesetzes hat.

Ein solches Verfassungsgesetz für den einzelnen Fall bedeutet gerade für die Regelung der Wirksamkeit des Reichstages keine unerhörte Neuerung, sondern hat schon mehrfach Vorläufer gehabt.

Beim Beginne des deutsch-französischen Krieges nahm der Reichstag des Norddeutschen Bundes in seiner kurzen dreitägigen Sitzungsperiode vom 19. bis 21. Juli 1870 außer der Vorlage über die Kriegskredite das demnächst unter dem 21. Juli 1870 verkündete Bundesgesetz an, wonach die Legislaturperiode des Reichstages für die Dauer des Krieges mit Frankreich, jedoch nicht über den 31. Dezember 1870 hinaus verlängert werden sollte. Ein sozialdemokratischer Redner sprach dabei der Regierung seine Anerkennung aus, daß sie auch im Kriege eine Volksvertretung zur Seite behalten und die Wahlen nicht unter den Wirren des Krieges vornehmen lassen wolle, und beantragte gerade deshalb Beseitigung der Zeitgrenze vom 31. Dezember 1870. Dagegen war die Fortschrittspartei „aus Prinzip" gegen die Vorlage, da der Mandatar nicht eigenmächtig seinen Auftrag verlängern dürfe. Daß das Verhältnis des Abgeordneten zu seinen Wählern nicht unter den zivilistischen Mandatsbegriff gepreßt werden kann, bedarf keiner weiteren Ausführung. Es sei nur an Art. 29 der Reichsverfassung erinnert: „Die Mitglieder des Reichstages sind

Vertreter des gesamten Volkes und an Aufträge und Instruktionen nicht gebunden". Der prinzipiengemäße Widerspruch blieb denn auch erfolglos.

Das letzte große Werk dieses verlängerten Reichstages war die Annahme der Versailler Verträge über den Eintritt der süddeutschen Staaten in den Bund. Damit waren Neuwahlen im ganzen nunmehrigen Reiche von selbst geboten. Sie erfolgten nach Beendigung des Krieges am 3. März 1871.

Dagegen hatte die Regierung bei dem günstigen Verlaufe des Krieges keine Bedenken getragen, die Neuwahlen zum preußischen Abgeordnetenhause noch während der Kriegsdauer zur gewöhnlichen Zeit, Mitte November 1870, vornehmen zu lassen.

Auch sonst hat man durch Verfassungsgesetze für den einzelnen Fall in den gewöhnlichen Betrieb der Reichstagsgeschäfte eingegriffen.

Eine verfassungsmäßige Vertagung oder Schließung des Reichstages unterbricht wie die Wirksamkeit des Reichstages überhaupt, so auch die seiner Ausschüsse (Kommissionen). Nun schien es aber mehrfach wünschenswert, davon abzusehen und für größere Gesetzgebungszwecke den betreffenden Ausschuß weiter tagen zu lassen, während der Reichstag vertagt oder geschlossen wurde. Mindestens im Falle der Schließung erschien dies verfassungswidrig, während es im Falle der Vertagung bestritten ist.

Durch Ausnahmegesetz vom 23. Dezember 1874 wurde daher bestimmt, daß die vom Reichstage zur Vorberatung der Entwürfe eines Gerichtsverfassungsgesetzes, einer Strafprozeßordnung und einer Zivilprozeßordnung eingesetzte Kommission ihre Verhandlungen nach dem Schlusse der Reichstagssession bis zum Beginn der nächsten ordentlichen Session fortsetzen dürfe, und daß die weitere Beratung vom Reichstage auch nach seiner Schließung in einer folgenden Sitzungsperiode der Legislaturperiode erfolgen könne.

Ein weiteres Gesetz vom 20. Juni 1902 betreffend die geschäftliche Behandlung des Entwurfes eines Zolltarifgesetzes gewährte den Mitgliedern der betreffenden Kommission für die Teilnahme an den Sitzungen während der Unterbrechung der Plenarverhandlungen des Reichstages je 2000 Mark besondere Tagegelder. Ebenso erhielten kraft Sondergesetzes vom 2. Juni 1910 die Mitglieder der Kommission für die Gesetzentwürfe betreffend Änderungen des Gerichtsverfassungsgesetzes und der Strafprozeßordnung wie der Reichsversicherungsordnung für die Dauer der Unterbrechung der Plenarverhandlungen des Reichstages je 30 Mark Anwesenheitsgelder täglich. In beiden Fällen erschien es nicht erforderlich, die Kommissionen ausdrücklich zur Fortarbeit zu ermächtigen, da der Reichstag nicht geschlossen, sondern nur vertagt war.

An Vorgängen der verschiedensten Art, daß man durch Ausnahmegesetze, die sämtlich eine Verfassungsänderung für den einzelnen Fall bedeuten, in den gewöhnlichen Betrieb der Reichstagsgeschäfte eingegriffen hätte, fehlt es also nicht.

Da weder die Bevölkerung im allgemeinen noch die Parteien ein Interesse daran haben, während des Krieges in eine Wahlbewegung einzutreten, dürfte

eine Verlängerung der Legislaturperiode auch keinerlei Schwierigkeiten begegnen. Selbst die Nachkommen der einstigen Fortschrittspartei, die Freisinnigen, haben realpolitisch denken gelernt und reiten nicht mehr auf Prinzipien herum. Die einzige Partei, die einen Wahlkampf wünschen könnte, wäre die sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft. Denn noch haben die Unentwegten in einigen Wahlkreisen die Mehrheit. Daß es ihnen aber schlecht geht, wenn erst die Wähler aus den Schützengräben zurückkehren, wissen die Haase-Leute ganz genau. Also deshalb lieber jetzt eine Wahl als später. Über diesen Widerspruch kann man ruhig zur Tagesordnung übergehen. Übrigens soll auch in Bayern die Legislaturperiode des Landtages demnächst bis Ende 1917 verlängert werden.

Der deutsche Unterricht auf den Universitäten

Von Professor Dr. Paul Menzer

Der Ruf nach einer nationalen Erziehung ist unter dem Eindruck des Krieges laut und aus verschiedenen Lagern heraus erhoben worden. In ihm spricht sich das Bedürfnis des deutschen Volkes aus, die innere Ruhe und Zuversicht, der es in den gegenwärtigen äußeren und inneren Nöten bedarf und die es auch in der Zukunft nicht wird entbehren können, aus seinem eigenen Wesen und aus seiner Geschichte zu gewinnen. Unsere Feinde wollen es nicht erlauben, daß wir uns gemeinsam mit ihnen an dem Gedanken der Menschheit orientieren. Wir können solch Bemühen ruhig hinnehmen, da deutsche Menschheit so reich ist, daß es uns an höchsten Zielen und Richtlinien wahrlich nicht mangeln wird, wenn wir auch einige Ideale abzulegen gelernt haben.

Mit dieser Forderung nach einer nationalen Erziehung erwachsen nun für die Schule neue Aufgaben. Der Satz, daß der deutsche Unterricht Mittelpunkt der gesamten Schulbildung sein müsse, muß mehr als bisher in die Tat umgesetzt werden. Solche Ziele kann aber die Schule nicht allein erreichen, sie muß bei ihrem Bemühen in einem lebendigen Zusammenhang mit den Universitäten bleiben, die ja doch schließlich als höchste Erziehungsstätten deutschen Geistes auch dem Schulwesen ihren Charakter aufprägen müssen. Zwar gibt es wohl manchen Universitätslehrer, der das Ideal einer reinen, von aller Anwendung freien Wissenschaft auf der Hochschule einzig und allein vertreten wissen möchte und die Beziehung zur Schule als eine, man möchte sagen, kompromittierende auffaßt, aber ein solcher

Glaube verschließt sich allzu gewaltsam vor der Tatsache, daß die überwiegende Mehrzahl der Hörer an den philosophischen Fakultäten sich aus künftigen Lehrern zusammensetzt. Diese Rücksicht vernachlässigen heißt nichts anderes als auf einen Einfluß verzichten, durch den am wirkungsvollsten die Universitäten sich Geltung im geistigen Leben unseres Volkes verschaffen können. Daß sie in dieser Hinsicht vielfach Versäumnisse begangen haben, ist wohl kaum zu leugnen. Sie erziehen allzusehr zu Gelehrten und zwingen die Studierenden dazu, sich Jahre lang einzig und allein mit Aufgaben zu beschäftigen, die in ihrem späteren Wirken kaum wieder sich geltend machen. Die Wahrheit des Goethewortes: „Was man nicht nützt, ist eine schwere Last" wird sicherlich allzu oft von diesen empfunden. Daß der Student auf der Universität in das Wesen wissenschaftlicher Arbeit eingeführt werde und daß er selbständig wissenschaftlich denken lerne, ist eine Forderung, die keiner Erörterung unterliegt. Man darf aber wohl fragen, ob dies Ziel durch eine so große Extensität des Arbeitens erreicht werden muß. Es scheint oft so, als ob die Gelehrten an den Universitäten die für sie selbst notwendigen Voraussetzungen ihrer eigenen Forschungsarbeit auch von jedem ihrer Hörer erfüllt sehen möchten, obgleich diese doch nicht ein Leben, sondern nur einige Jahre einer rein wissenschaftlichen Arbeit widmen können. So ist ein Mißverhältnis entstanden zwischen der ihrem Wesen nach immer ins Unendliche gehenden wissenschaftlichen Bemühung und den auf praktische, aber darum doch nicht minder bedeutungsvolle Ziele gerichteten Aufgaben der künftigen Lehrer. Der Ruf nach einer besseren pädagogischen Vorbildung der letzteren, wie er heute so vielfach zu vernehmen ist, entspringt schließlich aus dieser Quelle. Diese Bewegung sollten die Universitäten nicht unbeachtet lassen.

Hierüber wäre noch manches zu sagen, doch heute möchte ich das allgemeine Interesse auf eine besondere Frage richten, die vornehmlich mit der Forderung einer nationalen Bildung sich beschäftigt. Was leisten unsere Universitäten für die Ausbildung des Lehrers für den Unterricht im Deutschen an den Schulen? Ich glaube diese Frage mit einem: „Nicht genug" beantworten zu müssen.

Die deutsche Philologie ist eine Schülerin der klassischen Philologie. Ihre Arbeitsweise und Methoden hat sie übernommen und sie findet in der historischen Grammatik der deutschen Sprache und der Überlieferung unserer ältesten und älteren Literatur Aufgaben vor, die den von ihrer Lehrerin zu lösenden gleichartig oder mindestens verwandt sind. So hat sie einen Begriff von Wissenschaftlichkeit übernommen und auf ihrem Gebiete weiter ausgebildet, der innerhalb der bezeichneten Grenzen sich fruchtbar erwiesen hat, in seiner Übertragung auf die neuere deutsche Literatur aber wohl kaum zu ähnlichen Resultaten führen konnte. Schließlich muß jede wissenschaftliche Methode im Zusammenhang mit der Eigenart des von ihr zu behandelnden Stoffes gefunden werden. Eine einfache Übertragung von dem einen Gebiet auf das andere hat

sich selten als fruchtbar erwiesen, wie dies besonders deutlich die unglücklichen Bemühungen, das geschichtliche Leben nach naturwissenschaftlicher Methode zu bearbeiten, gezeigt haben. Der Versuch, die Literatur unserer ältesten Vergangenheit aus den spärlich vorhandenen Resten aufzubauen, verlangt es, auch das kleinste Bruchstück mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit zu bewahren und zu bewerten. Ganz anders ist uns die neuere Literatur übermittelt. Ein Überreichtum an Stoff drängt sich hier dem Forscher auf und die Andacht zum Kleinen kann hier zur Überschätzung des Kleinlichen führen. Die höchsten Tugenden der mit unendlicher Mühe, Scharfsinn und nachschaffender Phantasie ein Bild der Vergangenheit aus anscheinend zusammenhangslosen Trümmern aufbauenden Philologen können hier gar nicht zu voller Entfaltung kommen. Weiteste Kreise vereinigen ihre Vorwürfe gegen diese Richtung in dem Worte von der Goethephilologie. Sie empfanden allzusehr das Mißverhältnis zwischen der Lebenswirklichkeit unseres größten Dichters, die sich ihnen unmittelbar zu erkennen gab, und der peinlichen Aufzeichnung alltäglichster Vorgänge seines Daseins und den bogenreichen Verzeichnissen oft wertloser Varianten aus seinen Schriften. Kein geringerer als Mommsen hat vor diesen Abwegen gewarnt und Erich Schmidt, als er ihn bei seinem Eintritt in die Berliner Akademie begrüßte, gemahnt, „der Kleinmeisterei des Text- und Apparatemachens und des Abdruckens seelenloser Epistolarien gebührende Schranken zu setzen".

Es ist nun ganz zweifellos, daß die neueste deutsche Literaturgeschichte über diese Mängel hinauszuwachsen beginnt oder hinausgewachsen ist. Sie mußte es, es konnte nicht anders sein. Wie in der Geschichte sich nichts eigentlich wiederholt, so sind bei dem Werden unserer neueren deutschen Dichtung andere Kräfte am Werke gewesen als in den frühesten Zeiten. Die Literatur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts ist im Zusammenhang einer eigentümlichen Geisteskultur entstanden und aus ihr zu begreifen. Aus der Abhängigkeit von der Literatur und Ästhetik der anderen modernen Kulturvölker sich befreiend, gewinnt sie im Zusammenhang mit einer ihr eigentümlichen Bewertung und Belebung der antiken Kultur eine nationale Eigenart, aus der sie doch dann wieder zur Höhe allgemein menschlicher Geltung strebt. So ist ihr Verständnis nur zu erringen durch Betrachtung der gleichzeitigen Philosophie, zu der sie in das Verhältnis von Abhängigkeit und Beeinflussung tritt. Und wie der einzelne Dichter um die eigene künstlerische Vollendung ringt, so vollzieht sich seit den Tagen Gottscheds bis zu denen der Romantik und der Gegenwart ein Zusammenarbeiten von künstlerischem Schaffen und ästhetischer Theorie, wie vielleicht kaum in einer anderen Literatur. Wer wollte z. B. das Werden Schillers begreifen ohne die Entwicklung seines Geistes von den Tagen einer begeisterungstrunkenen Jugendphilosophie zu Kant und über ihn hinaus zu der von ihm erreichten Synthese zwischen Kunst und Leben? Und welchen Reichtum kann die neuere deutsche Literaturgeschichte nicht dem deutschen Volke erhalten und beleben aus der Betrachtung der Persönlichkeiten unserer großen

Dichter? Sind es doch diese Zeiten und Männer, welche berufen sind, in der Zukunft unsere Kinder mit der Wärme eines deutschen Idealismus zu erfüllen und diese an dem Bilde höchsten Strebens wach zu halten. Und da uns ein oft bis in die Einzelheiten reichender Einblick in das Schaffen dieser Männer vergönnt ist, so darf sich die neuere deutsche Literaturgeschichte an das Begreifen des dichterischen Genies wagen, wozu ihr die neuere Psychologie wertvolle Hilfen leisten kann. Also — überall neue und eigentümliche Aufgaben, deren Lösung ein tieferes Verstehen menschlichen Wesens verspricht!

Man sollte nun meinen, daß eine Wissenschaft mit diesen Problemen und dieser Bedeutung für unser nationales Leben an den deutschen Universitäten die ihr gebührende Anerkennung gefunden hat. Dies ist leider nicht der Fall. Nicht ohne Zustimmung hat G. Roethe in seiner Gedächtnisrede auf E. Schmidt der Tatsache gedacht, daß die Berliner Akademie sich diesem nur zögernd geöffnet hat. „Sie fürchtete die Lockungen und Gefahren, die sein Forschungsgebiet ernster (!) Arbeit unzweifelhaft (?) bereitet, und hat ihn erst durch acht Berliner Jahre geprüft, ehe sie ihn wählte." Und leider haben wir es erleben müssen, daß der durch seinen Inhaber zur größten Bedeutung gebrachte Lehrstuhl für neuere deutsche Literaturgeschichte an der Berliner Universität bisher unbesetzt geblieben ist. Ja es gibt noch heute Vertreter der älteren Richtung, welche glauben beides, die ältere und die neuere Zeit, gleichmäßig umfassen und gleichwertig vertreten zu können. Es müssen das wohl Männer sein, „die anerkannt den größten Geistesreichtum besitzen und mannigfacher Künste mächtig sind".

Dem Laien und nicht nur diesem wird solche Wertung unverständlich sein und die kurze Betrachtung über die Aufgaben der neueren deutschen Literaturgeschichte hat wohl gezeigt, daß sie einseitig ist. Daß der Vertreter dieser Wissenschaft ein gründlich geschulter Philologe sein müsse, ist eine Selbstverständlichkeit, aber sein gutes Recht ist es, daß er sich in seiner Arbeit und Lehrtätigkeit seinen auf die neuere Zeit gerichteten Interessen zuwende. Beruft man ja doch auch zu Vertretern der klassischen Philologie Gelehrte, deren wissenschaftliche Betätigung vornehmlich auf eine der beiden alten Sprachen gerichtet ist. Allzumenschliche Beweggründe mögen gelegentlich bei Berufungsfragen mitgespielt haben, die Regierungen haben aus Sparsamkeitsrücksichten, die die Geisteswissenschaften besonders zu treffen pflegen, diese Vernachlässigung nicht gerade bekämpft und so ist es gekommen, daß wir an den deutschen Universitäten nicht durchgehends ein besonderes Ordinariat für neuere deutsche Literaturgeschichte haben. Ein Ordinariat ist aber für jede Wissenschaft an den Universitäten nun einmal eine unumgängliche Bedingung ihrer vollen, freien und durch keine Bevormundung beschränkten Wirksamkeit.

Ein Blick auf die Besetzung der deutschen Philologie an den Universitäten mag diese Ausführungen verdeutlichen. Von den elf außerpreußischen deutschen Universitäten haben nur fünf ein besonderes Ordinariat für neuere deutsche

Literaturgeschichte, Extraordinariate sind meist vorhanden; von den elf preußischen fehlt es noch an vier und der Zustand in Berlin kann nicht als befriedigend angesehen werden; Extraordinariate gibt es auch hier. Vergleicht man damit die Verhältnisse an den vier österreichischen Universitäten (Wien, Innsbruck, Graz, Prag), so zeigt sich überall eine doppelte Besetzung und ebenso an den drei schweizerischen Universitäten deutschen Charakters (Basel, Bern, Zürich).

Ein solcher Zustand kann unmöglich als erfreulich bezeichnet werden und es ist mit aller Entschiedenheit zu fordern, das hier Wandel geschieht. Bedenkt man, daß die klassische Philologie an den Universitäten durch zwei bis drei Vertreter gelehrt und daß ihnen zur Seite ein Archäologe, ein Vertreter der alten Geschichte und gelegentlich ein Sprachvergleicher — und alle als Ordinarien — stehen und daß die indische Philologie zum Teil durch ein Ordinariat und ein Extraordinariat vertreten ist, so leuchtet das Unmögliche eines solchen Zustandes ohne weiteres ein. Nur möchte ich nicht so verstanden werden, als wollte ich die eben genannten Wissenschaften in ihrem Werte herabsetzen oder einer Verminderung ihrer Lehrstühle das Wort reden. Nichts liegt mir ferner. Ich wollte nur beweisen, daß unsere neuere deutsche Literatur an den deutschen Universitäten nicht die Vertretung findet, die ihr gebührt. Der Zustand ist unhaltbar. Wer als Examinator in der Philosophie Gelegenheit hat das Grenzgebiet der Ästhetik der klassischen Periode zu streifen, ist erstaunt über die geradezu erschreckende Unwissenheit der Examinanden auf den Gebieten, die sie auf der Schule vornehmlich zu bearbeiten haben. Aber die Schuld liegt nicht an ihnen. Welchen Schaden der deutsche Unterricht damit leiden muß, ist offenbar.

Und so geht an die deutschen Regierungen die Forderung, daß sie für die Pflege eines unserer wertvollsten Güter mehr als bisher Sorge tragen mögen. Kein Landtag wird die notwendigen Mittel, die eigentlich lächerlich gering sind, versagen wollen. Möge der Strom deutscher Begeisterung, der uns jetzt erfüllt, die letzten Bastionen wissenschaftlicher Vorurteile wegspülen. Es gibt keine wichtigere Frage für die Geisteswissenschaften als diese. Daß dem so ist, mag ein Wort Mommsens bekräftigen, der an Erich Schmidt seiner Zeit die Mahnung richtete: „Des Volkes Schätze sind in Eure Hand gegeben, bewahret sie!“

Krieg und Sprache

Von Professor Dr. Karl Bergmann

Schon wiederholt haben Zeitungen und Zeitschriften über die Einwirkung des Krieges auf die Sprache berichtet. Geschichtswissenschaft und Sprachforschung werden sich später mit diesen Einwirkungen zu beschäftigen haben. Eine zukünftige Darstellung des Weltkrieges wird nicht achtlos an dem Kampfe gegen die Fremdwörter vorübergehen können, der so mächtig und verheißungsvoll einsetzte, um bald wieder aus Unverstand und Gleichgültigkeit nicht allein der breiten Massen, sondern auch vieler Berufenen abzuflauen. Auch auf die neu entstandene Soldatensprache wird sie hinweisen müssen als ein Zeugnis kostbaren, oft grimmen Humors und sprachschöpferischer Kraft unserer Feldgrauen. Der Sprachwissenschaft wird eine eingehende Würdigung dieser neuesten Soldatensprache vorbehalten bleiben, wie sie auch zeigen muß, wie rasch die Sprache sich den Bedürfnissen der Gegenwart anpaßte. Für ganz neuartige und ungewohnte Erscheinungen und Verhältnisse, die der Krieg mit sich brachte, mußten neue Ausdrucksmöglichkeiten geschaffen werden. So entstand der Ehrenname der „Feldgrauen“ und das Wort „Burgfriede“ zeigt die Möglichkeit, halb verschollene Worte aus ihrer Vergessenheit zu neuem kräftigen Leben zu erwecken. Auf eine Seite der Beziehungen zwischen Krieg und Sprache ist jedoch meines Wissens noch nicht hingewiesen worden, und die nachfolgenden Zeilen wollen dies nachholen.

Für jeden, der ein offenes Auge für sprachliche Erscheinungen hat, gewährt eben die Lektüre unserer Zeitungen und Zeitschriften einen eigenartigen Reiz. Mag es sich um Reden von Staatsmännern und Volksvertretern oder um wissenschaftliche Erörterungen der Gelehrten über wirtschaftliche und politische Fragen handeln, überall sehen wir, wie Gedanke und Wort unter dem Banne der kriegerischen Ereignisse stehen. In der Reichstagsverhandlung vom 6. April dieses Jahres meinte der Abgeordnete Dr. David, die Ausführungen Ledebours wären eine rücksichtslose „Torpedierung“ jeder gesunden Logik. Der Redner löste, wie im Sitzungsbericht steht, große Heiterkeit für seine doch gewiß völlig ernstgemeinte Bemerkung aus, ein Beweis wie ungewöhnlich die Übertragungen solcher militärischen Wendungen im Anfang ihres Gebrauches wirken. Wenige Wochen zuvor verwendete der Abgeordnete Liebknecht in ganz eigenartiger Weise den durch den Krieg neu geschaffenen Grad eines Feldwebelleutnants. Es war bei der Besprechung der Anträge der Kommission zur Erleichterung des Aufstieges unbemittelter Volksschüler; Liebknecht nannte diese Anträge breite

Bettelsuppen und meinte, man gebe Almosen statt des Rechts, man wolle „Feldwebelleutnants des Kapitals", Renegaten ihrer Klasse großzüchten.

Zwei Wörter scheinen sich schon heute besonderer Beliebtheit im bildlichen Gebrauch zu erfreuen: Trommelfeuer und Schützengraben. Das von unseren Feldgrauen geprägte Wort „Trommelfeuer" ist ja in seiner eigentlichen Bedeutung bekanntlich schon längst in die amtliche Sprache unserer obersten Heeresleitung aufgenommen. Wie außerordentlich glücklich dieser Ausdruck auch bildlich verwendet werden kann, mögen folgende Beispiele zeigen. In einer Auslassung des österreichischen Kriegspressequartiers war vor längerer Zeit von dem „Trommelfeuer der Verleumdungen" italienischer Zeitungen gegen die österreichischen Offiziere zu lesen; irgendwo anders war bei der Erörterung des U-Bootkrieges davon die Rede, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika ein „Trommelfeuer von Noten" nach Berlin zu richten für zweckmäßig und erfolgversprechend halten! Das „Trommelfeuer der behördlichen Verordnungen" in unserer Ernährungsfrage ist uns allen hinreichend bekannt! Könnte treffender das unaufhörliche Niederprasseln der Verleumdungen, Noten und Verordnungen auf ihre armen Opfer geschildert werden? Ebenso glücklich ist der bildliche Gebrauch des Wortes Schützengraben. Es müßte schwächlich und farblos klingen, wollten wir von der Bauersfrau berichten, wie sie mutig mit ihren Kindern und wenigen weiblichen Arbeitskräften die Scholle bestellt, oder wie die Arbeiterfrau unter schwierigsten Verhältnissen sich und ihre Kinder durchbringt; wenn aber Staatssekretär Delbrück in einer Reichstagssitzung von diesen Frauen spricht, die auf solche Weise im Dienste des Vaterlandes tätig sind und so die „Schützengräben des wirtschaftlichen Kampfes" füllen, so hat er damit einen der waffenstarrenden Zeit angepaßten Ausdruck für den stillen Heldenmut all dieser Frauen geprägt. Und eine vielleicht noch glücklichere Verwendung findet unser Wort in einem Aufsatz der „Grenzboten" (Nr. 2, 1916), in dem Professor Dr. J. Wendland über die Stellung der Schweiz zum Weltkriege spricht und sich dabei gegen die Absicht einzelner Staaten und Kulturkreise wendet, nach dem Kriege sich gegeneinander abzuschließen, an ihren Grenzen bleibende Schützengräben aufzuwerfen und auch geistig lieber Schützengräben aufzuwerfen als Brücken zu bauen. In reizvoller Vereinigung finden wir hier nebeneinander das alte Bild der einigenden Brücken und das neue der trennenden Schützengräben.

Von welch ausschlaggebender Wichtigkeit unsere Ernährungsfrage in diesem Kriege ist, das erfahren wir ja eben alle am eigenen Leibe. Es ist eine Lebensfrage für Deutschland, daß die „wirtschaftliche Rüstung" nicht hinter der militärischen zurücksteht; in den letzten Monaten ertönte daher laut der Ruf nach einem „wirtschaftlichen Generalstab", und der Ruf ist ja jetzt erhört worden. Die schwere Aufgabe dieses Generalstabes wird es sein, die Ernährungsfrage mit dem gleichen Gelingen zu lösen, wie die finanzielle gelöst wurde dank der Tätigkeit des „Generalgeldmarschalls" Dr. Havenstein, dem bei der Stärkung des Goldbestandes der Reichsbank in der deutschen Schuljugend ein begeisterter Helfer entstand. Die „Mobilmachung" unserer Schüler und Schülerinnen für

den Goldfeldzug wird für immer ein leuchtendes Blatt in der Geschichte der deutschen Schule, der höheren wie der niederen, bilden. Sie ist ein würdiges Seitenstück zu der „seelischen Mobilmachung", wie ein Berliner Theologe das sittliche Erwachen des deutschen Volkes beim Kriegsausbruch treffend kennzeichnete. Zu dieser Mobilmachung der Seelen gehört es aber auch, daß keine Jammerbriefe ins Feld geschickt werden, die nach dem Ausspruch eines Redners in einer kürzlich abgehaltenen Volksversammlung wie „Handgranaten" wirken müssen.

Wenn nun schon bei uns Daheimgebliebenen das ganze Denken sich in kriegerischen Bildern äußert, um wieviel mehr bei unseren Feldgrauen selbst! All ihr Tun und Lassen, ihre ganze Umgebung setzen sie unwillkürlich mit dem Militärischen in Verbindung, mag die Handlung oder der Gegenstand noch so unmilitärisch sein. Gefüllte Flaschen werden als „Blindgänger", geleerte als „Ausbläser" bezeichnet. Das Zeitwort „sappen" drückt vielfach jede Bewegung aus: man sappt sich in die Ruhestellung, auf Urlaub. Der Soldat „nimmt Deckung, volle Deckung", er „nimmt Stellung": in allen drei Fällen geht er schlafen. Ein struppiger Bart ist ein „Drahtverhau"; stellt sich einer ungeschickt an, dann muß er sich „einen anderen Kopf fassen", wie er Essen und alles mögliche faßt.

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß ein Teil dieser bildlichen Wendungen sich auch in die Zeit des Friedens hinüber retten wird. Kein Gebiet menschlicher Betätigung kann ja unberührt aus diesem Riesenkampf hervorgehen. Auch in unserer Muttersprache wird der heutige Krieg sich für ewige Zeiten widerspiegeln, und die Zahl der kriegerischen Wendungen, an denen unsere Bildersprache schon an und für sich so reich ist, wird sich stattlich vermehren. Welche Ansätze dazu schon heute vorhanden sind, wollte dieser Aufsatz zeigen. Diese Ansätze weiterhin zu verfolgen, sie aufzuzeichnen, besonders soweit die Äußerungen unserer Staatsmänner, Politiker, Schriftsteller und Gelehrten in Betracht kommen, ist eine Aufgabe, die jetzt noch unter dem frischen Eindruck alles Geschehens zu lösen wäre. Der Verfasser glaubt daher keine Fehlbitte zu tun, wenn er alle Leser, die Lust und Liebe zu solchen sprachlichen Fragen haben, bittet, ihm ihre Beobachtungen mitzuteilen. Zunächst handelt es sich um die Mitteilung bildlicher Verwendung von Ausdrücken in der Art, wie sie dieser Aufsatz zeigt, dabei ist möglichst genaue Angabe der Fundstelle (Zeitung, Buch, Zeit) sowie der Persönlichkeit, welche die Wendung gebraucht hat, erwünscht. Natürlich wird es auch dankbar begrüßt, wenn der Verfasser in seiner Sammlung der neuesten Soldatensprache unterstützt wird, von deren Vielseitigkeit und Anschaulichkeit er in seinem Schriftchen „Wie der Feldgraue spricht" (Verlag von A. Töpelmann, Gießen), das auch einen ausführlichen Fragebogen zum weitern Sammeln enthält, eine eingehende Probe gegeben hat. Ebenso sind auch Angaben über Neuprägungen von Wörtern, wie sie durch den Krieg hervorgerufen wurden, sehr willkommen. Freundliche Zusendungen werden nach des Verfassers Wohnung (Darmstadt, Mathildenstraße 26) erbeten.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Theologie

Sonntagsfrieden in eherner Zeit. Predigten aus dem ersten Jahre des deutschen Weltkrieges 1914/15, gehalten von D. Dr. Rudolph Meincke, Pastor an der Hauptkirche zu St. Nikolai in Hamburg, Otto Meißners Verlag, Hamburg 1915. 301 Seiten.

Der Hamburgische Pastor Rudolph Meincke, der in theologischen Kreisen als ein Forscher von Tiefe und Gründlichkeit, als ein Schriftsteller von vollendeter Form und edler Klarheit bekannt ist, veröffentlicht in diesem Buche sechsunddreißig Kriegspredigten, die der theologischen Fakultät zu Gießen als Dankesgabe für die Verleihung der theologischen Doktorwürde zugeeignet sind. Außer diesen auszeichnenden Fähigkeiten seines wissenschaftlichen Berufes verraten diese Predigten noch eine andere, welche die Persönlichkeit des Verfassers auch außerhalb der Fachkreise anziehender erscheinen lassen, als es sonst einer stillen Gelehrtengestalt oder ernsten Seelsorgerpersönlichkeit beschieden zu sein pflegt, die fernab von der breitgetretenen Heerstraße agitatorischer, alltäglicher Popularität ihre eigenen Bahnen wandelt. Aus dem Zusammenwirken alter, hanseatischer Tradition und harmonischer Individualität bildet sich eine Mischung feinen, geistigen Duftes, dessen einzelne Bestandteile denen, die Hamburgischem Leben und Empfinden ferner stehen, oft etwas unverständlich bleiben, weil diese kulturelle Überlieferung, die auf eine gewisse, stolze Geistesaristokratie zurückgeht, außerhalb Hamburgs so selten beachtet und erkannt wird. Hamburg ist von jeher ein Zentrum nordwestdeutscher Kultur gewesen, und dieser leise mitschwingende Oberton eines vornehm gestimmten Wesens gibt auch diesen Predigten die persönliche Note, die sie in hervorragendem Maße auszeichnet und charakterisiert. Vom ersten August des Jahres 1914 bis zum gleichen Tage des folgenden Jahres begleiten uns diese religiösen Reden. Meincke hat sich keine Mühe verdrießen lassen und so lange gearbeitet, bis die vaterländische Stimmung, die ihn beseelte, auch im religiösen Denken ohne Rest aufgegangen ist, bis alle Ahnungen und Hoffnungen, die das deutsche Volk an diesen Weltkrieg knüpft, für die Erbauung und Glaubensfreudigkeit der Gemeinde fruchtbar gemacht sind. Dadurch ist ein Predigtwerk entstanden, das auf allen äußeren blendenden, rhetorischen Effekt verzichtet, dafür aber das Gepräge bleibenden Wertes in sich trägt, als eine wirkliche Bereicherung der homiletischen Literatur anzusprechen ist und als eine dauernde Erinnerung an das erste Kriegsjahr gelten darf. Dabei muß mit besonderer Freudigkeit hervorgehoben werden, daß man nicht den Großstadtgeistlichen hört, der nur gebildete Kreise um seine Kanzel sammelt, nicht den modischen Pastor, den jeder in der Stadt einmal gehört haben muß. Meinckes Art ist bei aller heiligen und erhebenden Keuschheit der Sprache immer schlicht, volkstümlich und der einfachsten Volksseele verständlich. Mit homiletisch vollendeter Meisterschaft ist das Bibelwort gewählt und ausgelegt, und dieser biblische Grundton stellt die Zusammengehörigkeit der in der Heimat lauschenden Gemeinde mit den im Schützengraben ihre Bibel lesenden Söhnen und Brüdern unseres Volkes her, die auch in diesen Predigten durch Briefe, Feldpostkarten, Lieder und Gebete zu Wort kommen. Ein unendlich wertvolles Material zur Beurteilung unserer Zeit und Kulturgeschichte liegt in diesem Bande aufgespeichert, dessen Wert nicht nur in der Form, sondern noch mehr im Inhalt liegt. In vaterländischer Selbstlosigkeit ist der Reinertrag des Buches für kirchliche Zwecke bestimmt. Sehr gern erfüllt

man als Referent die Pflicht, für diese Gabe eines frommen, milden, allem Radikalismus abholden Geistes zu danken und der Laufbahn dieses bedeutsamen Buches ein reiches Maß von Sonnenschein zu wünschen.

Heinrich Reuß

Tagesfragen

Kalenderreform. Als im Jahre 325 das Konzil von Nicäa anordnete: Das Osterfest sei am Sonntage nach dem ersten Frühlingsvollmonde zu feiern, gab es noch keine Schulen mit streng abgemessenem Pensum, noch keine Konfirmandenentlassungen und Antritt in die Lehre oder in die Fabrik oder ins Büro. Heute machen sich die üblen Wirkungen des beweglichen Ostertermins so empfindlich bemerkbar, daß es nicht nötig ist, dabei zu verweilen; nur der Verwunderung darüber muß man immer wieder aufs neue Ausdruck geben, daß sich die Christenheit diesen unzweckmäßigen Ostertermin bis in unsere höchst exakte Zeit hinein hat gefallen lassen. Von den Verhandlungen, die vor ein paar Jahren darüber gepflogen wurden, ist es wieder still geworden. Jetzt hat aber die türkische Regierung beschlossen, für den weltlichen Verkehr den gregorianischen Kalender einzuführen, und da meint nun der Professor Dr. Georg Kewitsch in Freiburg i. B. („Wissenschaft und Technik", Beilage zur Astronomischen Zeitschrift vom 29. April), das verschaffte die erwünschte Gelegenheit, endlich einmal mit der Kalenderreform ganze Arbeit zu machen. Die Türkei solle den gregorianischen Kalender nicht annehmen wie er ist, sondern seine Mängel beseitigen, und alle übrigen Staaten sollten sich anschließen. Unserem Kalender hafteten nämlich außer dem beweglichen Ostertermine noch zwei andere Mängel an: Die Zahl der Monatstage wechselt unregelmäßig und willkürlich, und die Monatsdaten fallen jedes Jahr auf einen anderen Wochentag; das zweite sei, besonders bei Zeugenaussagen, eine Quelle von Irrtümern, denn für den gemeinen Mann habe der Wochentagsname größere Bedeutung als das Datum und präge sich darum tiefer dem Gedächtnis ein. Dr. Kewitsch schlägt folgendes vor: Das Jahr hat 365 Tage, das sind 52 Wochen und ein Tag. Soll das Datum nicht im nächsten Jahre auf den folgenden Wochentag rücken, so muß der überzählige Tag ausgeschaltet werden. Er wird als Neujahrstag gefeiert und erhält die Ziffer Null (0). Ihm folgt der Montag als erster Januar. Der Januar bekommt 30 Tage, der Februar ebenfalls, der März 31; das macht 91 Tage oder 13 Wochen. Ebenso werden die übrigen drei Vierteljahre aufgebaut. Im Schaltjahre wird der zweite überzählige Tag mit der Datumszahl 0 zwischen dem zweiten und dem dritten Vierteljahr, also vor dem Beginn des zweiten Halbjahres am 1. Juli, eingeschaltet. Ein durchaus praktischer Vorschlag! Möchte er durchdringen! Die evangelischen Kirchenbehörden werden sich ohne weiteres der Anordnung des fürstlichen Summepiskopats fügen, und der gegenwärtige Papst, der schon so viele Beweise erleuchteter Vorurteilslosigkeit gegeben hat, wird mit Freuden diese internationale Angelegenheit zur Anbahnung der Friedensvermittelung benützen, die ihm so sehr am Herzen liegt. Wenn die Westvölker — das vorgregorianische Rußland wird besser aus dem Spiele gelassen — ihr Haß nicht ganz um den Verstand gebracht hat, werden sie diese unpolitische Gelegenheit gern ergreifen, den abgerissenen politischen Verkehr, der nach Clausewitz auch im Kriege nicht ruhen soll, wieder in Gang zu bringen.

Dr. Carl Jentsch

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Guſtav Freytag bei den Grenzboten

Zu ſeinem hundertſten Geburtstag am 13. Juli 1916

Von Oswald Dammann

„Wir wollen, dem Leibe nach, Bürger unſerer Zeit ſein und bleiben, weil es nicht anders ſein kann; ſonſt aber und dem Geiſte nach iſt es das Vorrecht und die Pflicht des Philoſophen wie des Dichters, zu keinem Volke und zu keiner Zeit zu gehören, ſondern im eigentlichen Sinne des Wortes der Zeitgenoſſe aller Zeiten zu ſein.“ So durfte noch Schiller ſchreiben. Ein halbes Jahrhundert ſpäter ſehen wir einen anderen Dichter, Guſtav Freytag, mit den Füßen noch ganz in der Zeit Goethes ſtehend, zur Feder des Publiziſten greifen, weil das Höchſte, was er hat, der Staat ſeiner Väter, zuſammenzubrechen droht. Und noch ein anderer Vergleich drängt ſich auf. Dankbaren Herzens nahmen Schiller und Goethe aus Karl Auguſts Hand den Adelsbrief, der ſie erſt ganz in den Rang der Vollfreien Deutſchlands erhob. Wieder war es Guſtav Freytag, der voll ſtolzen Selbſtgefühls alle Adelsangebote von ſich wies und ſich im Bewußtſein, „im Reiche der Geiſter gefürſtet zu ſein“, und mit dem Gefühl ſelbſterworbenen Wertes als Gleichberechtigter neben einen deutſchen Fürſten ſtellte. Damit ſind jene beiden Epochen charakteriſiert, die ſich in raſcher Folge und im ſchroffen Widerſpruch gegeneinander ablöſten, auf der einen Seite der Kosmopolitismus des Humanitätszeitalters mit ſeiner vorzugsweiſe ariſtokratiſchen Bildung, ſowie die weltflüchtig romantiſierenden Tendenzen der Epoche Friedrich Wilhelms des Vierten, andererſeits die neue nationale Wirklichkeit, überwiegend bürgerlich demokratiſch geſtimmt.

Der Träger dieſer neuen Zeit, die in impoſanter Kraftentwicklung rund die Jahre von 1830 bis 1870 umſpannt, war das liberale Bürgertum, einer ſeiner namhafteſten Vertreter Guſtav Freytag. Wenigen geſchichtlichen Perſönlichkeiten iſt es gelungen, ſich ſo wie er mit ihrer Zeit zu identifizieren und in

ihrer Persönlichkeit und in ihren Werken die Eigentümlichkeiten des hervortretenden Mittelstandes mit der gleichen typischen Treue wiederzuspiegeln. In einer Zeit von prosaischer Größe, doch ohne genialen Zug, wo solide Mittelmäßigkeit, kräftiges Selbstbewußtsein, doch auch starre und zuweilen philisterhafte Gebundenheit den Grundton angaben, vertrat Freytag das deutsche Bürgertum mit allen seinen Vorzügen und Schwächen.

Der Dichter und Historiker des Bürgertums lagen bei Freytag von Natur ebenbürtig nebeneinander. Politiker wurde er erst unter dem Eindruck der Revolution von 1848, jenes elementaren Ereignisses, das auch für ihn mehr oder weniger ein „geistiges Verjüngungsbad" bedeutete. Ein Verlangen zu aktiver politischer Betätigung lag ihm bis dahin fern. Auch 1848 hätte er kaum zur politischen Praxis gegriffen, wenn nicht die schwere Katastrophe Preußens, Friedrich Wilhelms des Vierten historisches Versagen, alle seine sittlichen Kräfte zur Tat wachgerufen hätte. Nicht Neigung und innerer Beruf, sondern ein tief eingewurzeltes Pflichtgefühl, die Überzeugung, „daß der Staat Kraft und Leben jedes Einzelnen für sich fordere", ließen den Entschluß in ihm reifen. Daß er zum praktischen Politiker nicht passe, stand ihm von vornherein fest, in der Publizistik fand er das ihm angemessene Tätigkeitsfeld. Am 1. Juli 1848 übernahm er zusammen mit Julian Schmidt Eigentum und Redaktion der „Grenzboten".

Es war das Geburtsjahr der freien Presse, „die wundervolle Lehrzeit des deutschen Journalismus" mit ihren weiten Aussichten, aber auch ihren Versuchungen, in die sich Freytag mit einem Schlage, fast wider seinen Willen, versetzt sah. Es ist erstaunlich, wie schnell sich Freytag in seiner neuen Rolle zurechtfand, und nur natürlich, daß der Zug seines ganzen Wesens, der unpolitischen Vergangenheit entsprechend, in der er wurzelte, sein Interesse nicht so sehr auf das politisch-technische Detail richtete, als auf prinzipielle Fragen des politischen Lebens, denen er gern den Mantel des lehrhaft-moralisierenden Pathos umhing. Wie als Dichter und Historiker, so wollte er auch als Publizist in erster Linie auf das Gemüt seines Volkes wirken, zur sittlichen und politischen Bildung desselben beitragen. In dieser Form gab Freytag 22 Jahre lang in den „Grenzboten" „mit der linken Hand", wie er zu sagen pflegte, dem nationalen und liberalen Idealismus des mündig gewordenen Bürgertums Ausdruck, vertrat er in unermüdlicher, entsagungsvoller Arbeit, im Bunde mit namhaften Mitarbeitern, nach eigenem Geständnis „die höchsten Interessen seines Lebens", durchlebte er „die mannhaftesten Gefühle".

Freytags politischer Parteistandpunkt ergab sich mit Notwendigkeit aus seiner Zugehörigkeit zu jener bürgerlichen Aristokratie des Vormärz, die sich zuerst mit den naturrechtlichen Theorien Frankreichs verbündete, die noch keinen vierten Stand neben sich kannte und sich wirklich als den Kern des Volkes betrachten, ja mit der Nation selbst gleichsetzen durfte. Den Notabelncharakter dieses älteren Liberalismus hat Freytag zeitlebens nicht verleugnet,

in seiner Vorstellungswelt blieb er befangen, auch als die veränderten Zeiten das Bürgertum aus seiner idyllischen Ruhe verscheucht hatten. Den fortschrittlichen Anschauungen dieser Kreise konnte sich Freytag um so weniger verschließen, als sie in glücklicher Weise dem Grundzuge seiner geistigen Wesensart, wie sie sich im Laufe der Jahre herausgebildet hatte, entsprach.

Freytags hochliberaler Standpunkt läßt sich nämlich erst ganz verstehen, wenn man berücksichtigt, daß sein politisches Urteil sehr erheblich von literarisch-wissenschaftlichen Eindrücken bestimmt wurde. Freytag kam von der romantischen Germanistik her. Von Jakob Grimm übernahm er die geschichtsphilosophische Idee der Volksseele, die Vorstellung von einer selbsttätig wirksamen Volkskraft. Diese neue Auffassung des geschichtlichen Lebens sah in Sprache, Sitte, Recht, Poesie der Völker gesetzmäßige Lebensäußerungen des Volksgeistes, in den Völkern selbst große geistige Einheiten, deren Leben ebenso wie das des einzelnen gesetzvollen Verlauf hat, und suchte die Abhängigkeit der einzelnen von der Volkskraft nachzuweisen. Eine derartige akademische Theorie, die durch und durch demokratisch ist, wurde von Freytag auch auf die Politik angewandt. „Ja auch das politische Schicksal eines Volkes war nur die fortlaufende Kette von Lebensäußerungen eines großen Organismus. Auch hier war das letzte eine treibende Lebenskraft, modifiziert durch die Weltlage und die Individualität des Volkes, eingeengt und gesteigert durch Einwirkungen anderer Völker. Nur was dieser nationalen Kraft Stärkung und Gedeihen gab, war in der Politik gut." Den reinsten und deutlichsten Ausdruck dieser nationalen Kraft sah Freytag aber in der Gesellschaftsschicht, in der er selber mit seinem Empfinden wurzelte, im gebildeten Bürgertum. So kam er auf diesem gleichfalls idealistisch gekennzeichneten Seitenpfade zu einer verstärkten Überzeugung von der Allmacht des Volkes d. h. in seinem Sinne der Bourgeoisie, zu der ihn bereits die demokratische Hauptströmung des Zeitalters führen mußte.

Mit dem verletzten Feingefühl des vornehmen Bourgeois zog sich jedoch Freytag sofort vor den radikalen Auswüchsen der naturrechtlichen Doktrin zurück, mit denen die modern demokratischen Ansprüche eines neuen vierten Standes notwendig verbunden waren, eines Standes, den er als der Anhänger einer durchaus aristokratischen Gesellschaftsordnung seiner ganzen Herkunft nach nicht verstehen konnte. Im Programm der neuen Redaktion vom 1. Juli 1848 hieß es dementsprechend: „Die Grenzboten werden den Regierungen gegenüber entschiedene Demokraten sein, gegen die Launen und den Unverstand der Masse die Aristokratie der Bildung und des Rechts vertreten." Freytags nüchternem Wirklichkeitssinn und seinem in der Schule Dahlmanns geübten historischen Urteil wurde es nicht schwer, die rohen, rein negierenden Tendenzen des 1848er Radikalismus ad absurdum zu führen. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht vor allem, wie er von vornherein dem Frankfurter Parlament, dieser höchsten Blüte eines einseitig gesteigerten Idealismus, skeptisch

gegenüberstand. Volkssouveränität, allgemeines Staatsbürgertum und andere klingende Phrasen der Demokratie wies er überlegen von der Hand. Vollends die „seichte Gleichmacherei" des allgemeinen Wahlrechts hat er später „das leichtsinnigste Experiment Bismarcks" genannt.

Die Schuld an jenen Einseitigkeiten der sozialistischen Theorie maß Freytag der bis in seine Tage herrschenden isolierten Daseinsform bei, als wirksames Heilmittel dagegen empfahl er den Segen einer rationellen Organisation des Volkes in seinen großen und kleinen Verbindungen, in enger Anlehnung an den Assoziationsgedanken von Schulze-Delitzsch, auf den er als den berufenen Fachmann in den sozialen Angelegenheiten auch in späteren Jahren zu verweisen pflegte. Freytag selbst konnte weder jetzt noch später ein tieferes Verhältnis zu dem immer brennender werdenden Problem des vierten Standes gewinnen. Wo er ihm begegnete, stand er ratlos; so ging er ihm lieber aus dem Wege und drückte die Augen zu vor der „Eiterbeule der Gegenwart". Er, der Idealist und Optimist der alten Schule, wollte sich „die Freudigkeit des Herzens", den Glauben an sein Volk nicht nehmen lassen, deshalb überließ er die Arbeit an der neuen Zeitaufgabe einer jüngeren Generation.

Um so nachdrücklicher vertrat er, wie es im Programm der „Grenzboten" zum Ausdruck kam, die Interessen des Standes, dem er selbst angehörte und dem er den seiner hohen wirtschaftlichen und kulturellen Bedeutung entsprechenden politischen Einfluß verschaffen wollte. Mit der gemütvollen Innerlichkeit des liberalen Doktrinärs betonte er die Mündigkeit des Bürgertums und ließ es sich angelegen sein, die prinzipiellen Fragen des konstitutionellen Programms dem konservativen Ideenkreis in scharfer Absage entgegenzustellen. Hierher gehörte vor allem sein Eintreten für die wichtigsten Grundrechte, ohne daß er sich dabei wesentlich über die gangbaren Vorstellungen des Konstitutionalismus erhob. Die ihm eigene fortschrittliche Note kam erst völlig in der Frage der Staatsform zum Vorschein. Auf den doktrinären Zuschuß, den seine Anschauungen dabei durch eine spezifisch akademisch-wissenschaftliche Orientierung erfuhren, wurde schon verwiesen. Er erklärt erst ganz die strikte Betonung der bürgerlichen Vormachtstellung. Nicht zu verwundern ist, wenn Freytag somit 1848 die Bürgerrepublick als ideale Staatsform aufstellte. Die „Grenzboten" sprechen ganz im souveränen Tone jener Zeit, die die Prinzipien und die Schlagworte liebte. Aber für Freytag war die Republik doch mehr als eine Phrase. Sie blieb das unerreichte Ideal, wenn auch sein nüchterner Blick rasch einsah, daß die Zeit dazu nicht reif sei. Das Königtum war und blieb für ihn nicht mehr als ein notwendiges Übel. Er selbst sagte von sich: „Die feurige Loyalität und Hingabe, welche auch hochbegabte Männer oft für die Herrschaften fühlen, denen sie Kraft und Leben widmen, habe ich nach meiner Natur den Höchsten der Erde gegenüber niemals gefühlt, und wenn mir dergleichen etwa auf Augenblicke kam, habe ich dies als unwahr alsbald abgetan."

Wie nun aber in der Reaktionszeit der Liberalismus überhaupt genötigt wurde, einen Schritt nach rechts zu tun, so machte auch Freytag nicht zu seinem Schaden eine Schule durch, die seinen Grundanschauungen die definitive Durchbildung verlieh. Was er seinen Anteil an der Politik zu nennen pflegte, „die Bekanntschaft mit den Höhen und Tiefen irdischer Existenz", erwarb er durch sein Verhältnis zu Herzog Ernst von Coburg und durch die von diesem vermittelten Beziehungen zum kronprinzlich-preußischen Hofe. Die hochliberale Note dieses Kreises, in dem englische und belgische Vorstellungen gang und gäbe waren, entsprach glücklich seinen eigenen politischen Antezedenzien. Zugleich bewahrte ihn die Bekanntschaft mit Männern wie Stockmar, Stosch u. a., der Einblick in das Getriebe der großen Politik vor einer weiteren Schwenkung nach links. Vor allem war es der Einfluß Friedrich von Stockmars, der Freytag für die Prinzipien des belgischen Parlamentarismus gewann. Auf diesem Boden führte er den Kampf gegen den absolutistischen Staat weiter; das parlamentarische Schattenkönigtum Leopolds von Coburg wurde die verfochtene Staatsform.

Gegenüber dem historischen Staatsideal der Konservativen, dem Machtstaat, vertrat Freytag sein abstraktes Freiheitsideal. Das Prinzip der Freiheit stellte er über den Gedanken der Staatsmacht. Zu welchem harten Doktrinarismus er sich dabei versteigen konnte, zeigte seine Haltung während des preußischen Militärkonflikts. In diesem Machtkampf zwischen Krone und Parlament wies Freytag jeden Kompromiß von der Hand. Noch angesichts des Krieges 1866 gehörte er zu den Entschiedenen, die jede Geldbewilligung von einem Wechsel des Systems im liberalen Sinne abhängig machten. Von Stosch erfahren wir, daß Freytags Doktrinarismus selbst bei seinem Gönner, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, Anstoß erregte. Aber er ließ sich nicht irre machen. „Unser Liberalismus gleicht doch nicht einem einzelnen Gliede, welches wir uns abhauen können, oder in die Tasche stecken, wie eine geballte Faust? Er ist unser bestes Leben selbst, und wie die Natur uns zwingt, unablässig Atem zu holen, müssen wir auch unser Freiheitsgefühl betätigen, wo wir veranlaßt sind, zu reden, zu raten, zu handeln."

Hand in Hand damit, undenkbar das eine ohne das andere, ging bei Freytag ein ausgeprägtes Nationalgefühl. Liberale und nationale Impulse gaben seinem Leben Inhalt und Richtung. Sein Deutschtum wurzelte mit den besten Kräften im Boden seiner schlesischen Heimat, früh genährt durch den Gegensatz zu slawischem Wesen und späterhin durch das Studium der Germanistik zu elementarer Stärke verdichtet. Ebenso früh war er sich bewußt, daß die Lösung der deutschen Frage nur in Verbindung mit liberalen Regierungsprinzipien möglich sei. Den nationalen Fortschritt machte er in diesem Sinne abhängig von einer Steigerung der Volkskraft auf allen Gebieten des wirklichen Lebens auf dem Wege friedlicher, allmählich fortschreitender Annäherung. Dem Einzelwillen der Kabinette, dem nach seiner Ansicht stets etwas

Zufälliges anhaftete, sprach er das Recht ab, über die Zukunft der deutschen Nation zu entscheiden und setzte ihm den schlichten und unzweideutigen Ausdruck des Volkswillens entgegen. Eben deshalb, aus Respekt vor dem Volkswillen, gab Freytag auch in der Frage der äußeren Staatsform zunächst dem Bundesstaat vor dem Einheitsstaat den Vorzug. Auch sein Ziel war der Einheitsstaat, aber er glaubte, daß den Interessen und dem Bedürfnis des Volkes besser gedient sei, wenn die Einigung schonend und schrittweise über die Etappe des Bundesstaats sich vollziehe. Jeder Bundesstaat, so machte er gegen den Heißsporn Treitschke geltend, führe schließlich zum Einheitsstaat.

Besonderen Ruhm darf Freytag als einflußreicher Verfechter des kleindeutschen Programms beanspruchen. Nach dem Zeugnis Constantin Rößlers war es Freytag, der als erster in den „Grenzboten" im Juli 1848 in einem Sendschreiben an Pillersdorf, den damaligen österreichischen Ministerpräsidenten, das Ausscheiden Österreichs aus Deutschland propagierte. „Es geschah in einem wahrhaft politischen Geist, denn Freytag wies nach, daß Österreich der Staat sei, welcher der Trennung am meisten bedürfe, ja für den sie die Lebensfrage sei." Die preußische Führerschaft trug Freytag als unumstößliches Dogma in der Brust, unerbittlich in seinem Doktrinarismus auch hier: „In der Politik sind in Deutschland nur zwei Parteien, Protestanten und Altgläubige, Lebendige und Tote, Preußen und Österreicher, hie ficht, wie Luther sagt, Gott und der Teufel, ein drittes gibts nicht."

Die Vormachtstellung Preußens verstand Freytag nicht im Sinne eines Großpreußentums. Einer solchen Idee ist er niemals näher getreten, und wenn er auch einmal gelegentlich der Zurücksetzung, die Preußen 1849 in Frankfurt erfuhr, in den „Betrachtungen eines Stockpreußen" (Grzbt. 1849 I. 208 ff.) schärfere Töne anschlug und ein spezifisches Preußentum drohend heraufsteigen ließ, so war das nicht mehr als ein Schreckschuß. Freytag war sich seines Preußentums stolz bewußt, aber er war auch klug genug, einzusehen, daß Preußen ebensosehr wie die anderen deutschen Territorien der gegenseitigen Ergänzung bedürfe. Auch die Preußen sollten sich vor allem als Deutsche fühlen, sich zugunsten einer höheren Einheit unterordnen, dafür aber die Führung im neuen Bundesstaat erhalten.

Der nationale Staat, Deutschlands Größe, war und blieb Freytags erster und letzter Gedanke, ihn durch alle Fährnisse der inneren und äußeren Politik lebendig zu erhalten und zu seiner Verwirklichung beizutragen, der Angelpunkt seines Lebenswerkes, in erster Linie seiner publizistischen Arbeiten. „Einerlei", so bemerkt Freytags einstiger Mitarbeiter bei den „Grenzboten", Julius v. Eckardt, „ob sie aus Petersburg oder von der Wiener Ferdinandsbrücke datiert sind, — ob sie Louis Bonaparte, den Tod des Prinzgemahls von England oder die Deutschen in Siebenbürgen zum Gegenstand haben: sie handeln immer nur von der Stellung, die der Deutsche dem Ausland gegenüber einnimmt oder einnehmen soll, und von dem Verhältnis der Fremden zum Deutschen und seinem

Wesen. Maßgebend ist überall der nationale und zwar der national-pädagogische Gesichtspunkt, der Gedanke an die sittliche Wirkung, welche auf das eigene Volk geübt werden soll."

Vor allem während der trostlosen Reaktionszeit, als nach dem Krimkrieg das nationale und liberale Interesse ganz zu erlahmen und die politische Publizistik unter polizeilichem Druck geknebelt einzuschlafen drohte, kam Freytags journalistisches Talent erst zu voller Entfaltung. Die feine agitatorische Wühlarbeit des Liberalismus, „den geheimen Mechanismus" und „die loyale Konspiration", beherrschte er mit großer Vollkommenheit. So erschienen denn in den „grünen Blättern" besonders jene von warmem politischen Blut durchpulsten „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", die aus der Kenntnis der deutschen Volksseele Verständnis und Teilnahme für die Aufgaben der Gegenwart erwecken wollten.

Als dann nach den verheißungsvollen, auch von Freytag froh begrüßten Anfängen der neuen Ära die deutschen Geschicke bald immer mehr den Händen des Liberalismus entglitten und die schöpferische Hand eines einzigen aus den Trümmern zweier Kriege und dem Chaos eines innerpolitischen Konflikts, rücksichtslos und eigenwillig die Fäden spinnend, den glänzenden Bau der neuen Einheit emporführte, da gehörte wohl auch Freytag zu denen, die zuerst geblendet standen vor dem plötzlichen Wunder. Auch er hatte das Parteibanner solange hochgetragen, bis es ihm vom Strom der Ereignisse aus der Hand gerissen wurde. Der Liberalismus war mit all seinen Idealen an der harten Realität der Waffen zerschellt. Und wenn nun Freytag dem Zwang der Tatsachen nachgebend mit ins Lager des Nationalliberalismus abschwenkte, begreiflich war es, daß er sich schwerer als die meisten anderen in die neue Wirklichkeit nach 1866 hineinfand. Daß der ganze glorreiche Fortschritt den Stempel des Oktroyierten trug, daß nach seiner Meinung persönliche Stimmungen weniger Menschen den Ausschlag gegeben hatten, ließ ihm schnell die erste Siegesfreude in stille Resignation umschlagen. Wenn man die offiziellen Äußerungen jener Zeit in den „Grenzboten" mustert, so fällt ohne weiteres ihr gequälter und verdrossener Ton auf. Freytag gibt sich Mühe und es will ihm nicht gelingen, die ihm fremde Umwelt zu verstehen. Er zollt dem Werk und der Person König Wilhelms die schuldige Ehrerbietung, aber echte, warme Zuneigung sucht man vergebens. Aus allem geht hervor, daß Freytag im letzten Grunde mit einem Provisorium rechnete, das er dereinst durch ein liberales Kulturregiment des Kronprinzen Friedrich Wilhelm abgelöst zu sehen hoffte. Daß der Kronprinz die lang genährten Hoffnungen des doktrinären Liberalismus täuschte, indem er in einer Aufwallung fürstlichen Stolzes die Stellung eines Statisten ausschlug, jene „bürgerliche" Auffassung vom Beruf und den Pflichten des Fürsten, die Freytag 1867 dem Kronprinzen „an stillen Abenden" zu unterbreiten Gelegenheit hatte, und statt dessen die Kaiserkrone als das Symbol der Macht in Anspruch nahm, dieses historische Versagen war für Freytag die

schmerzlichste Erfahrung seines Alters. Sie sagte ihm deutlich, daß die Richtung seines großen Antipoden Bismarck gesiegt hatte.

Freytag und Bismarck. In diesen beiden Namen gewannen die großen Gegensätze des Jahrhunderts Gestalt. Die Auseinandersetzung zwischen Freytag und der Persönlichkeit Bismarcks war eine Auseinandersetzung der liberalen Ideale mit der entgegengesetzten Staatsauffassung, mit der Macht- und Staatsidee. Daneben waren es Gründe allgemein weltanschaulicher Art, die Freytag das Verständnis seines überragenden Zeitgenossen verdunkelten. Wie wir bei ihm das eigentlich Schöpferisch-Geniale vermissen, sondern nur ein Talent in ihm sehen, das, von der demokratischen Flutwelle der Zeit getragen, alle Vorzüge und Schwächen des großen Mittelstandes in sich vereinigt, so vermochte er auch bei der Abschätzung individueller Geistesgröße nur den Maßstab bürgerlicher Moral anzulegen. Die akademische Theorie, mit der er arbeitete, die Vorstellung einer selbsttätigwirksamen Volkskraft, ließ neben den höheren Lebensinteressen der Gesamtheit dem schöpferischen Einzelwillen keinen Raum. Wo er in der Geschichte solchen Herrenmenschen begegnete, ging er ihnen als Ausnahmen sorgfältig nach. Seine pseudodemokratische Geschichtsauffassung sah in ihnen tragische Helden, die an dem Konflikt der eigenen Größe mit den mächtigeren Bedürfnissen der Nation verbluteten. Ein solches Schicksal teilte seiner Ansicht nach auch Bismarck mit „höher organisierten Männern", wie Luther und Friedrich dem Zweiten. Freytag war außerdem zu selbständig, als daß er sich, durch den Erfolg verführt, mit einem schnellen Ruck zu Bismarck bekannt hätte, und wenn er wohl auch zuweilen ahnte: „in der Politik freilich waren die Spießbürger nicht immer die stärkeren", im Grunde gelang es ihm nicht, die Eindrücke seiner Mannesjahre abzustreifen. Bismarck blieb seinem innersten Wesen fremd, er war der dämonische, unberechenbare Gewaltmensch, der Abtrünnige, der sich vom Kern des Volkes gelöst hatte, „doch nur möglich in einer Tageszeit, welche aus der Nacht in das helle Licht hinüberführt."

Mit der Errichtung des norddeutschen Bundes, da die völlige Einheit Deutschlands nur noch eine Frage der Zeit sein konnte, war auch Freytags Hauptarbeit geleistet. Sieht man von den glänzenden Berichten ab, mit denen er als Berichterstatter im Hauptquartier des Kronprinzen 1870 ratend und mahnend die Kämpfe der Erfüllungszeit begleitete und auch rein äußerlich seiner Publizistik den krönenden Abschluß gab, so hatte er seinem Volke nichts mehr zu sagen. Das eine große Ziel seines Strebens war erreicht. Das Verständnis für die Aufgaben der Gegenwart wußte er sich auch im kalten Frühlicht einer neuen Zeit wachzuerhalten. Als die „Grenzboten" im Jahre 1870 infolge konfessioneller Meinungsverschiedenheiten mit dem Verleger in andere Hände übergingen, schenkte Freytag der von Hirzel neugegründeten Zeitschrift „Im neuen Reich" pflichtgetreu seine Teilnahme und drückte den ersten Jahrgängen überwiegend den Stempel seines Geistes auf. Freilich, seine geliebten „Grünen" waren es nicht mehr, und der Abschied von ihnen war

auch der Abschied vom besten Inhalt seines Lebens. Sein Verdienst war es doch vor allem, wenn er bescheiden quittieren durfte, daß selbständige Überzeugung und fester Ausdruck derselben die Zeitschrift bald zu einer der geachtetsten machten und „daß die „Grenzboten" einen wesentlichen Einfluß auf die Bildung der jungen Generation ausgeübt und allmählich den Ruhm erworben haben, viel von deutscher Einsicht und deutschem Gewissen zutage zu bringen".

Freytag hat den Umkreis seiner politischen Fähigkeiten am besten gekannt, die mannigfachen Irrtümer, die ihm unterliefen, nicht verschleiert. „Manchmal hat mans getroffen, manchmal, und wohl öfter, nicht. Im ganzen macht solche Durchsicht (sc. seiner Aufsätze) bescheiden, es ist doch vieles anders gekommen, als man sichs seiner Zeit gedacht hat. Wo man recht heiß begehrt hat, und wo man das Ärgste befürchtet hat, ist man durch den Erfolg widerlegt worden. Und doch hat man seiner Zeit so ehrlich und klug, als man vermochte, um das Künftige gesorgt." Man kann Freytag den Vorwurf starker doktrinärer Befangenheit nicht ersparen. Wohl war er nicht Doktrinär von der Art, daß er sich von den naturrechtlichen Phantomen hätte beirren lassen. Vielmehr deshalb, weil seine politischen Überzeugungen sehr erheblich von wissenschaftlichen Momenten bestimmt wurden, die ihnen erst im vollen Umfang den Charakter einseitiger politischer Doktrinen verliehen. Die Doppelstellung als Dichter und Gelehrter einerseits, Politiker andererseits wurde ihm verhängnisvoller als den meisten anderen Politikern der alten professoralen Schule. Akademische Einflüsse und die gemütvolle Schwerfälligkeit einer spezifisch liberalen Weltanschauung erschwerten ihm das Verständnis Bismarckscher Macht- und Realpolitik.

Doch pflegen wir Wert und Bedeutung eines Mannes nicht so sehr nach seinen Werken an sich zu messen, als nach Geist und Charakter, der daraus zu uns spricht. Freytags publizistische Tätigkeit zeichnet sich weniger durch die Originalität und Schärfe der darin vertretenen Anschauungen aus als durch den tiefen sittlichen Kern der dahinter stehenden Persönlichkeit. „Sie sind gewöhnt, in jeden Stoff, den Ihre Feder berührt, ein Stück Ihres Herzens zu legen", konnte Treitschke von ihm sagen. Es ist das Ethos eines durch und durch deutschen Mannes, der wie kein zweiter seine Deutschen kannte und gerade hier, in der Publizistik, am warmherzigsten ihrem nationalen und liberalen Idealismus Ausdruck zu geben verstand. Dergestalt, als der „bescheidene Hausfreund seines Volkes" wird Gustav Freytag, der Redakteur der „Grenzboten", dauernd in der Geschichte des deutschen Idealismus und untrennbar vom tiefsten Gehalt unseres Deutschtums fortleben. „Denn tüchtiges Leben endet auf Erden nicht mit dem Tode, es dauert in Gemüt und Tun der Freunde, wie in den Gedanken und der Arbeit des Volkes."

Aus dem Briefwechsel von Guſtav Freytag mit Graf und Gräfin Wolf Baudiſſin

Herausgegeben von Profeſſor Guſtav Wilibald Freytag

(Alle Rechte vorbehalten)

Die langjährigen Beziehungen zwiſchen Guſtav Freytag und dem bekannten Shakeſpeare- und Moliere-Überſetzer Grafen Wolf Baudiſſin und ſeiner Gattin, Gräfin Sophie Baudiſſin, geb. von Kaskel, zeitigten einen ausgedehnten Briefwechſel, von dem anläßlich des bevorſtehenden hundertſten Geburtstages von Guſtav Freytag ein größerer Teil zum erſtenmal der Preſſe übergeben wird. Der ganze Briefwechſel erſtreckt ſich über den Zeitraum von 1856 bis 1894, alſo beinahe über vier Jahrzehnte, und beſteht aus mehr als ſechshundert Briefen. Im Nachfolgenden wird hieraus der Teil von Anfang 1863 bis Sommer 1864 wiedergegeben, im ganzen ſechzehn Briefe. Den politiſchen Hintergrund dieſer Zeit bildet in erſter Linie die Schleswig-Holſteiniſche Frage, der nicht nur Freytag, ſondern auch Graf Baudiſſin, ein Holſteiner von Geburt, lebhaftes Intereſſe darbrachte. Baudiſſins waren auch, wie mehrfach aus den Briefen hervorgeht, eifrige Leſer der von Freytag geleiteten „Grenzboten“. —

Freytag an Gräfin Sophie Baudiſſin.

Leipzig, 3. Jan. [18]63.

Meine verehrte holde Freundin!

Das Dintengefäß ſteht vor mir und ſein Auf und Zuklappen erfüllt mit immer neuer Freude über die Fortſchritte der Mechanik, Pudel[1]) iſt noch ſchwärzer geworden, als er war und ſeine Flockhärigkeit wird durch ſpitze Stahlſtiche ſtark auf die Probe geſtellt, und der Schawl umhüllt mit einer bewundernswerthen Elaſticität meinen wunden Hals, ſo oft ich mich in die Luft wage. Eine meiner gewöhnlichen ruppigen Erkältungen hat mich die letzte Woche vexiert, und ich habe deßhalb nur mit Sehnſucht nach Dresden[2]) denken können, ohne den Tag meines Überfalls zu beſtimmen.

Immer wieder habe ich in den letzten Wochen mit vollem Herzen Ihrer gedacht. Nicht nur mit warmem Dank für die Liebe und gütige Freundſchaft, welche Sie beide mir bewieſen. Auch in Trauer über das tiefe Leid, das Sie

[1]) Ein Tintenwiſcher. [2]) Baudiſſins Wohnſitz.

erduldet.[3]) Dulden, Stillhalten, das ist die alte harte Aufgabe. Jeder von uns sucht sich in seiner Weise mit dem Schwersten abzufinden. Und es wäre unerträglich zu verlieren, wenn nicht gerade durch solchen Verlust ein gnädiges Schicksal dem Menschen auch eindringlich und werth machte, was er besitzt und festzuhalten im Stande ist.

Aber trotzdem; ich weiß nicht, wie Sie in zarter und inniger Empfindung Besitz und Verlieren betrachten, mir aber wird bei jedem solchen Schlage, großem und kleinem, immer lebhafter fühlbar, wie wenig man als Einzelner auf der Erde haftet. Schneller und schneller laufen mir die Jahre, und es ist mir eine gewöhnliche Stimmung, mich als Reisenden zu betrachten. Bilder, Menschen, Liebe, Haß ziehen durch die Seele, in den fröhlichsten Stunden, in der wärmsten Stimmung überfällt mich das Gefühl, daß dies Alles auch das Liebste nicht mein ist. Es ist kein Schmerz dabei, auch keine Resignation, es ist doch auch nicht innere Kälte, aber im Hintergrund eine Ruhe u. Stille. Und groß und dauerhaft fühle ich nur, woran ich mit Millionen Theil habe! So denke ich mir, wirds innerlich mit den Jahren immer kühler und stiller, bis das eigene Leben sich ganz verliert, allmälig, schmerzlos, im großen Ocean endet.

Es war eine andere Art Verlust, der mich in diesen Tagen ernst gestimmt hat. Mathys[4]) sind nach Karlsruhe abgereist, und ich hatte mich seit sechs Jahren sehr an Beide gewöhnt.

Ach Vieles stimmt ernst. Das confuse Aussehen der deutschen Verhältnisse, vor Allem die klägliche Wirthschaft in Preußen. Sie werden Gelegenheit gehabt haben, mit Dunkers[5]) darüber zu sprechen. Und ich habe die geheime Empfindung, daß Ihres Hauses Ansichten für Max nicht ohne Vortheil gewesen sind. Der Freund ist nicht ganz so frei von dem Banne seines Kreises geblieben, als ich ihn gewünscht hätte. Er steht auf dem Standpunkt vieler Altliberalen in Preußen, welche durch persönlichen Groll und Nichtachtung der jetzigen Majorität in ihrem Urtheil befangen werden. Er ist in einem starken Irrthum, wenn er meint, daß einige Concessionen in der unglücklichen Militärfrage die tiefe Kluft zuschütten können. Und er ist nicht Diplomat genug, um mit Würde und innrer Haltung seine eigene Ueberzeugung zu conserviren, und die unvermeidlichen Concessionen an seine Stellung machen zu können. Ich wünsche ihm sehr, daß er über die Festigkeit seiner eigenen Stellung sich nicht täusche, und noch mehr, daß er zum Kronprinzen sich so stelle, daß er dem armen jungen Herrn von dauerndem Nutzen sein kann.

Heut wage ich noch eine Bitte. Es sind bei mir 100 Thlr. für Otto Ludwig[6]) eingegangen, ich möchte sie schnell und sicher in sein Haus geschafft

[3]) Die Gräfin hatte ihren Bruder verloren. [4]) Karl Mathy, badischer Staatsmann, später in Leipzig wohnhaft, mit Freytag befreundet (vgl. Freytag: K. Mathy, ein Lebensbild). [5]) Der Historiker Max Duncker, der seit einigen Jahren als Geh. Regierungsrat in Berlin weilte. [6]) Der Dichter, mit Freytag befreundet.

sehen u. habe nicht seine Adresse. Wollten Sie die Güte haben, dieselben durch Ihren treuen Diener als einen Gruß auswärtiger Freunde an ihn senden lassen.

Zuletzt bitte ich um die Erlaubniß, Ihnen Ende der nächsten Woche in das Haus fallen zu dürfen. Ich würde mir die Freiheit nehmen, den Tag — Sonnabend — noch zu schreiben. Da Sie mir doch erlauben wollen, Sie selbst in Ihrer Häuslichkeit zu belästigen.

Herrn Grafen meinen innigen Dank und treuergebenen Gruß. Hrn. General meine artigsten Empfehlungen, Ihnen alle Treue u. Verehrung

Ihres

Freytag.

Freytag an Gräfin Sophie Baudissin.

Meine verehrte holde Freundin!

Mein Doktor Günther hat mir für Morgen wegen verschwollenem Hals die Erlaubniß kräftig verweigert und hat mich auf Anfang nächster Woche vertröstet. Ich bin sehr melancholisch darüber, denn ich bin in großer Gefahr Ihnen überdrüssig und langweilig zu werden, bevor ich noch in persönlichem Zusammensein als redlicher Mann das Meine dazu gethan habe. Wie ein schlechtes Stück, welches immer wieder vom Zettel abgesetzt wird, weil sich die Direction nicht damit heraustraut. Nur das Zeugniß darf ich mir geben, ich habe die Ganze Woche Alles Erdenkliche gethan, mich für Sonnabend zurecht zu stutzen. Ich habe einen ganzen ausgestalteten Zopf eines unsäglichen Stoffes selber zerquirlt und als Mandelmilch verschluckt — ein schwächliches Getränk! — habe Stube gehütet, häufig Cigarrenspitzen abgeschnitten u. die armen Teufel wieder in den Kasten gelegt, ich habe mich in menschlicher Sprache auf das Nothwendigste beschränkt und meinen Leuten schwere mimische Aufgaben gestellt, ich bin wie ein kleiner Junge ins Bett gekrochen, sobald der Nachtwächter das erstemal blies, es hat Alles nichts geholfen, denn warum? es ist eine Drüse. Ich bitte, ich beschwöre Sie, nur nichts mit diesem Zeug zu thun zu haben. Zähne, Nerven, Magen sind nichts dagegen. Es ist eigensinnig, es ist hartnäckig, es ist heuchlerisch; es geht und kommt, wie im Sohn der Wildniß die Liebe, und wenn es da ist, nützt kein Doktor und keine Salbei, sogar der Höllenstein ist ihm wie Punsch. Dick und beharrlich ist sein Charakter, und für die Stimme der Freundschaft und Verehrung ist es durchaus unzugänglich.

Mit solchem Gesindel muß man sich rumschlagen.

Meine Frau[7]) versucht vergebens mich mit Anfang nächster Woche zu vertrösten. Wenn ich da noch kommen darf, der Braten ist doch gegessen.

Bitte sein Sie mir nicht böse. Gönnen Sie mir noch durch zwei drei Tage den letzten Rest Ihres menschlichen Antheils, den bis aufs Aeußerste erschöpft zu haben ich mir wohl bewußt bin. Bedenken Sie, daß es mir sehr schlecht geht, daß, weil und indem ich morgen nicht kommen kann.

[7]) Freytags erste Gattin Emilie, geb. Scholz, geschiedene Gräfin Dyhrn.

Und Beide bitte ich Sie, erlauben Sie mir noch einmal Ihnen zu schreiben, sobald ich ausgehen darf. Wenn auf die Schwüre eines Doktors zu trauen ist, aber ich bin mistrauisch geworden, so muß Anfang der nächsten Woche die mir längst ersehnte Zeit gekommen sein.

In treuer Verehrung und Betrübniß

Ihr

Freytag.

Leipzig 9. Jan. [18]63.

Sophie Baudissin an Freytag.

Dresden. Sonnabend früh.

Verehrter u. liebenswürdigster Freund.

Wer in einem leidenden Zustand solche Briefe schreiben kann, hat den besten Arzt der Welt in sich, u. ich denke u. hoffe dieser Doctor wird Sie bald gesund machen. Daß wir doppeltes Verlangen haben Sie von dem Unwohlsein befreit zu wissen, können Sie wohl glauben, aber der Braten ist keineswegs gegessen, im Gegentheil wir begießen ihn noch fleißiger nun u. der Moment wo Sie frisch und wohl eintreten, wird er, wie die Franzosen sagen, „au point" sein u. besser schmecken als je. Uebrigens um bei französischen Redensarten zu bleiben: à quelque chose malheur est bon, denn ich habe nun Zeit einen Husten los zu werden mit dem ich Ihnen sonst in die Rede gefallen wäre u. Sie gelangweilt hätte. Ich bin auch wie halb Dresden u. wie ich sehe ganz Leipzig, wenigstens ganz Leipzig für uns, erkältet, gehe indeß schon wieder aus dabei. — Da Sie mit Drüsen zu thun haben, müßten Sie ja in ein Soolbad zum Sommer? — einstweilen möchte ich wie der vicar von Wakefield das Gebräu seiner Töchter, das was Sie quirlten umstoßen u. dafür Maulbeer u. Malvensaft hinstellen zum gurgeln. Fragen Sie doch den Doctor danach? Und nun auf Wiedersehn „es muß doch Frühling werden!"

Ihre treu dankbar ergeb.

Sophie Baudissin.

Wolf war auch entzückt über den Patientenbrief!

Sophie Baudissin an Freytag.

d. 14. Januar 1863.

Lieber vortrefflichster Freund,

Dies ist eigentlich nur ein Postcriptum zu meinem letzten Bombardement von Briefen: ich will nur rathen u. bitten daß Sie Selters mit heißer Milch trinken das Mittel aller Mittel für alle Hals u. Brustleiden. Hufland sagt: „Selters (natürlich das natürliche, ja kein künstliches) schadet in keiner Krankheit u. hilft in fast jeder", also folgen Sie Hufland u. mir der es eben auch geholfen hat. Früh u. Abend ein Glas, nur so viel Milch dazu daß es lau

wird u. Abends würzen Sie es noch mit Streuzucker. Wenn Sie ein Uebriges für uns thun wollen so lassen Sie uns wissen daß Sie wohler sind, u. wenn Sie wohl, ganz wohl sind, so kommen Sie u. bleiben mit Zinsen.

Ihre herzlich ergebenen
Wolf u. Sophie B.

Freytag an Gräfin Baudissin.

Meine verehrte holde Freundin!

Der Pinsel, die Malve, der Schawl, die warme Stube haben ihre Pflicht redlich gethan, und wenn Sie mich überhaupt noch haben wollen, so würde ich Sie u. Herrn Grafen um die Erlaubniß bitten, Freitag gegen Mittag, der Zug geht hier um 9 Uhr ab, eintreffen zu dürfen. Doch bitte ich hoch u. höchst mir Wilhelmen nicht auf den Bahnhof zu senden, ich finde mich als wohlemballirtes Collo pünktlich ein, und werde mir nur seine Hilfe beim Abschälen großer Reisestiefeln ersehnen.

Ich freue mich von ganzem Herzen darauf Sie alle wieder zu sehen. Wollen Sie mich die bekannten drei Tage dulden, welche nach altdeutschem Recht dem Gast bewilligt wurden, so würde ich mich bestreben, für diese Zeit schlechte Eigenschaften, als Straßenraub und Meuchelmord zurückzuhalten. Am 22ten haben wir hier eine Lessingfeier, der ich mich dießmal nicht entziehen kann, weil ein guter Freund auf Veranlassung meines Kreises unter hiesigen Blumianern vereinsamt die Festrede hält.

Meine Frau empfiehlt sich herzlich Ihrem beiderseitigen Wohlwollen, ich sende Ihnen und Herrn Grafen noch einmal vor ersehntem Wiedersehn meine Grüße und Huldigungen als

Ihr

treuer

Freytag.

Leipzig 21. Jan. [18]63.

Sophie Baudissin an Freytag.

Lieber verehrter Freund,

Haben Sie Dank für den lieben schönen Brief u. für die gute Nachricht daß Sie kommen. Das Zimmer ist bereits im Stande, nur die Ankunftsstunde melden Sie in einer Zeile damit Wilhelm an der Bahn sei. Wir fänden uns wohl selbst ein wenn wir nicht wüßten daß der Reisende gern in der Stille sich von der Locomotive erholt. — Jawohl empfinde ich mich auch mehr u. mehr als Reisender auf dieser Welt! aber leider fehlt mir Ihre großartige Anschauung des Lebens doch; ich kann mich nur als Mitreisender ein- u. ausbürgern nur in der Freude an den Einzelnen auch die Millionen zu lieben wähnen u. wenn ich auch weiß daß nichts mein ist, so wäre ich so zu sagen garnicht, wenn ich nicht wüßte, daß ich angehöre. Das ist ein trauriges Be-

kenntniß aber es würden wohl die meisten Frauen unterschreiben. Indessen thut es uns doch wohl von der höhern Freiheit zu hören die Sie genießen.

Auf Wiedersehen also! u. die Versicherung der lieben Frau Hofräthin, daß wir gegen alle „ruppigen" Erkältungen vorbauen wollen.

Ihre dankbar ergebene
Sophie Baudissin.

Sophie Baudissin an Freytag.

Lieber Herr Hofrath,

Weniger als je haben Sie jetzt Zeit die Beschwerden des Einzelnen zu hören, u. während Sie, will's Gott glücklicher Mitarbeiter an der Weltgeschichte sind, den Freunden Rede zu stehn. Aber Sie werden u. müssen mir dennoch heut Rede stehn: Lieber Herr Hofrath, es giebt ein Wort in der deutschen Sprache das Sie so hoch halten, daß es Ihnen unbewußt wenn auch gewiß immer an rechter Stelle, öfter in die Feder kommt als Noth thäte u. wir begrüßen es immer lächelnd auf jeder Seite Ihrer lieben Bücher, denn es ist ein Attribut von Ihnen: dies Wort ist ehrlich! auf dies Beiwort haben aber auch wir die ehrlichsten Ansprüche wenn auch sonst keine andern Ansprüche u. Rechte an Ihre Freundschaft als Ihre frühere Güte für uns. Und weil mir ehrlich besser vorkommt als die zartesten anderweitigen Rücksichten, so frage ich gerade zu: haben Sie einen andern Grund als die nachstehenden von uns oft durchgesprochnen Möglichkeiten von Ursachen, uns nun bald in einem vollen Jahr ohne Lebenszeichen zu lassen u. selbst in diesen Zeiten des patriotischen Herzpochens nicht ein einziges „Halloh! für uns zu erübrigen?

Die möglichen Ursachen die mein Wolf angiebt als:

Mangel an Zeit,
Ihr Buch!
Deutschland.

Unsere Langweiligkeit bei unserm letzten durch betrübte Umstände gestörten Beisammensein, wollen mir nicht stichhaltig erscheinen, und da ich nicht so arglos bin als Wolf, so habe ich Sie in dem Verdacht — vergeben Sie mir wenn ich hoffentlich irre — daß Sie argwöhnisch sind, ich könnte gegen Lotte nicht reinen Mund gehalten haben? — Wolf ist überzeugt, daß Sie mich viel zu gut kennen dazu — ich bin's nicht u. vergebe es Ihnen von Herzen; denn erstens hat's schon Shakespeare gesagt „frailty the name is woman" u. dann können Umstände vorliegen die ich ahne — u. über die ich nur aus Rücksicht für Andere nicht schon heut reden möchte, welche Sie noch mehr entschuldigt erscheinen lassen, als Sie es ohnedies in meinen Augen sind, selbst wenn Sie mich unter die gewöhnlichen Frauensleute zählten, oder vielmehr unter die ungewöhnlichen, denn ich denke nicht so schlimm von den Frauen.

Nun antworten Sie darauf ehrlich! —

Jetzt zu Schleswigholstein, das uns ganz und gar erfüllt, so daß wir eigentlich nichts anderes thun und treiben, als Zeitungen erwarten und verschlingen. Der arme Otto[8]) von dessen Krankheit Sie wohl gehört haben, er wäre ja sonst längst in Gotha, lebt noch mehr von hoffnungsvollen Nachrichten, als von der Medicin. Ist es nicht tragisch daß ein langjähriges Uebel (Blasen- und Nierenleiden) das ihm die Kugel von Kolding zuerst erzeugt hat, jetzt gerade wieder in der ganzen ersten Stärke auftritt. Er wollte anfangs gleich nach Carlsbad um sich wieder dienstfertig zu machen, aber davon wollen die Ärzte nichts wissen. Er hat uns große und schwere Sorge gemacht. Gottlob gehts jetzt besser — er liegt sehr mager geworden auf der schaise longue und empfängt Besuch von Officieren und Holsteinern am liebsten. Unter den Letzten ist der Treuste der eifrige unermüdliche Pastor Rosenhagen, der ohne Rücksicht auf die Collegen die ihm den patriotischen Eifer in ihrer frömmelnden Anschauung vorwerfen überall öffentlich für unsere Sache auftritt. Im ganzen ist der Sachse gut gesinnt, aber ohne Enthusiasmus. Gestern als die Soldaten auszogen vorläufig auf die Dörfer, konnte ich nicht einen ordentlichen Gassenjungen auftreiben der Schleswig-Holstein hätte leben lassen, von dem Augustenburger nicht zu reden. Unser Mäßigkeitsverein, die sächsische Kammer blickt auch ängstlich zum König auf, der indessen als guter Jurist und der nur der eignen Prüfung traut wohl sehr wenig mehr gegen den Augustenburger einzuwenden hat. Jetzt nur der Baier für uns u. Alles wäre gut. England nimmt sicher den Mund voller als die Kanonen? — Louis ist schließlich wie Sie es oft gesagt haben gar nicht so schlimm u. wo wäre dann der Feind? aber es lebe der Coburger ohne ihn fehlte ja jeder Schauplatz für unsern Herzog u. es könnte factisch das Stück nicht aufgeführt werden. Wolf der einige Tage sehr stumm u. hoffnungslos war, hat wieder neuen Muth gewonnen. Wir leben so ganz in diesen Ideen daß wir kaum ein Buch in die Hand nehmen u. nur der gute Reuter hat uns endlich zum Lesen von gebundenen Blättern gezwungen, man bleibt im Lande bei ihm. — Wolf hat was den Augustenburger betrifft nur einen Wunsch, daß er wenn er wills Gott unser Herzog wird das liebe Ländchen nicht mit Kammerherrn und Leibgarde bekannt machen u. in seiner Unschuld u. Unwissenheit was Höfische Gewohnheiten betrifft lasse. Wolf meint, da Herzog Friedrich ja gar keine Präcedenzien habe könne er das leicht erreichen.

Nun wären wir erst so weit!

Jetzt leben Sie wohl u. glauben Sie an die unverbrüchliche treue Gesinnung

Ihrer Dresdener Freunde.

Nachschrift von Gf. Wolf B: (11. December 1863)

Ich hoffe, daß was meine Frau Ihnen eben schreibt, hypochondrische Grillen von ihr sind. — Eben schickt meine Schwägerin Naumann in Bonn

[8]) Graf Wolf's Bruder, General Graf Otto von Baudissin.

mir eine vortreffliche Rede die Prof. Jahn in Bonn gehalten hat, in welcher folgender hübscher Passus vorkommt: „ein 11jähriger Knabe in Kiel fragte vor wenigen Tagen seine Mutter: „Wird der Vater den Eid leisten?" Was geht Dich das an, erwiederte die Mutter. — „Ich muß es wissen, denn wenn der Vater den Eid leistet, werde ich morgen in der Schule durchgeprügelt; heute haben wir N. N. geprügelt, weil sein Vater geschworen hat."

Eine englische Familie (Holland) die Brüder u. Vettern im Parlament hat, haben wir nach besten Kräften über Schleswig-Holstein aufgeklärt.

Freytag an Gräfin Baudissin.

Meine verehrte liebe Freundin!

Jeden Tag gehe ich jetzt am frühen Morgen nach der Stadt Gotha, und an jedem Morgen, so oft ich den weichen Schawl im Winde um meinen Hals fühle, denke ich Ihrer mit herzlicher Freude. Bei sämtlichen Eindrücken des Tages, die oft nicht erfreulicher Natur sind, habe ich, wenn ich sie Abends summire, den Wunsch mich mit Ihnen darüber zu unterhalten. — Lotte? Du lieber Gott! Meine liebe Freundin Lotte sieht die Welt zuweilen durch wunderliche Augengläser an, aber wenn sie auch jetzt geneigt ist, mich als einen verzweifelten Democraten zu behandeln, so vertraue ich doch, daß sie, wenn ihr Gelegenheit geboten würde, mir zu schaden oder zu nützen, aus unzerstörbarer Herzensgüte das Letztere vorziehen würde. Und daß Sie meine armen Worte nicht mit gebundenen Händen an Rhadamanth Lotte ausliefern würden, davon bin ich so selbstverständlich durchdrungen, daß es mir ordentlich weh thut, mich nach dieser Beziehung zu rechtfertigen. Nein, liebe Freundin, es ist nichts. Wenn ich zwei Menschen auf der Welt habe, deren Verhältniß zu mir ich als fest und unzerstörbar betrachte, so sind Sie diese beiden. Es ist ein mildes, freundliches, wohltuendes Licht, das in Ihnen auch zu meinen Gunsten brennt, und es erschreckt mich ordentlich, daß Ihr Brief annimmt, es könnte ein Schatten zwischen uns fallen. Nun giebt es für mein nicht Schreiben keine Entschuldigung. Und ich mache keine. Die Langmuth die Sie mir früher bewiesen, habe ich diesmal unbillig in Anspruch genommen. Es ist mir mit allen meinen Lieben so gegangen. Seit länger als einem Jahr, seit 2 Sommern, existiere ich wie eine Raupe, die sich vollgeschmaust hat, und jetzt ihren trägen Puppenzustand durchmacht. Was an Gespinst herauskommen wird, weiß man nicht, es mag nicht viel Gutes werden, aber das Geschöpf selbst wird freier, u. ich hoffe ein wenig stärker und besser mit neuen Flügelchen aus diesem Traumleben herausschlüpfen.

Unterdeß ist mir die Arbeitzeit durch die Politik sehr zerbrochen worden. Und seit vier Wochen so sehr, daß ich in meinen eigenen Geschäften keine Zeile geschrieben habe. Ob dieses Kümmern um Dinge, die nicht meines Handwerks sind, von meinen Freunden als ein Fehler betrachtet wird, darüber bin ich

unsicher. Ich selbst habe dabei das unbefriedigende Gefühl, daß ich nicht wesentlich nütze. Ueber die Sache selbst, welche uns Alle so sehr beschäftigt, schreibe ich an Hrn. Grafen. Daß derselbe die Aufforderung, nach Paris zu gehen, nicht angenommen hat, war ganz recht. Es war vorläufig doch nicht viel zu machen, und der kleine Erbprinz von Reuß, der den Auftrag übernahm, hat wie sich erwarten ließ, nur unbestimmte Reden erhalten, aber allerdings freundliche Aufnahme. Die Frage paßt in die Politik des Kaisers, und seinem Wesen u. Interesse nach muß er ihr günstig sein. Doch wird er sich hüten, irgend eine Entscheidung zu treffen, bevor er sicher ist, welche neue Allianzen er dadurch erhalten und wie er dadurch seine Stellung in Europa verbessern kann. Von dem Lauf der Dinge in Preußen hängt auch die Entscheidung dieser Frage zur Zeit noch ab. Bleibt der Unsinn dort an der Regierung, so zieht sich die günstige Lösung durch unberechenbare Kämpfe hin. Es ist furchtbar, daß noch immer Glück u. Ehre einer Nation bei uns zu sehr von dem zufälligen Entschluß eines einzelnen Mannes abhängt. Und daß wir in Preußen das noch erleben mußten, haben wir wahrhaftig nicht verdient. Denn wie jung u. unbehilflich unsere Volkskraft ist, der Wille ist fast überall gut. Mich rührt am meisten bei dem, was mir hier durch die Hände läuft, die Bereitwilligkeit der zahlreichen Einzelnen, welche hierher zugereist kommen, ihr Blut u. Leben anzubieten. Tüchtige Leute sind darunter. Und man empfindet zuweilen sorgenvoll, wie groß die Verantwortlichkeit derer ist, welche die Politik der neuen Regierung zu leiten haben.

Meine Frau trägt mir auf, Ihnen ihre innigsten Empfehlungen auszurichten. Ich aber bitte Sie, unverändert lieb zu behalten

Ihren

treuen Verehrer

Freytag.

Siebleben d. 20 Dec. [18]63.

Freytag an Baudissin.

Mein hochverehrter Freund!

Wenn ich Ihnen über die hiesigen Verhältnisse kurz berichte, bitte ich Sie, das Ungenügende mit der Rücksicht zu entschuldigen, welche nicht durch die Discretion, sondern durch die Sorge geboten wird, eine augenblickliche Stimmung in der Seele Anderer zu sehr zu fixieren. Ueber solche Dinge ist nur in fortlaufendem Bericht, oder in mündlicher Unterhaltung genügend zu verhandeln.

Die leitenden Persönlichkeiten hier sind außer dem Herzog[9]) Samwer[10]), der badische Gesandte von Edelsheim, (ein Freund Roggenbachs[11]). Alle übrigen haben nur gelegentlichen Einfluß.

[9]) Ernst der Zweite, Herzog von Coburg-Gotha. [10]) Vertrauter des Herzogs von Augustenburg. [11]) Vertrauter des Kronprinzen Friedrich Wilhelm.

Der Herzog ein ernster Mann, nicht ohne Geschick für Geschäfte, ist zum äußersten entschlossen, und es wird ihn, wie seine Vertrauten sagen, wenig kümmern, ob hinter ihm die deutschen Fürstenstühle verbrennen, wenn er dadurch in Schloß Gottorff eingeführt werden kann. Aber zwischen dem Willen Alles zu wagen und der Fähigkeit, kühn den richtigen Moment zu fassen, ist ein großer Unterschied.

Den größten Einfluß hat Sammer. Er ist vortrefflich in correcten kleinen diplomatischen Mitteln, aber trotz seiner innern Leidenschaftlichkeit, die ihn in den ersten Tagen mit schnellem Uebergange aus Thränen in Jubel versetzte, ist er für ein festes entschlossenes Draufgehn nicht gemacht. Ueberreich an Erwägungen und Bedenklichkeiten, übermäßigen Werth auf die Formen und diplomatische Seite der Sache legt, voll ewiger banger Furcht, daß der Herzog sich durch zu enges Anschließen an die Volkswünsche compromittiren könnte, plagt, hetzt er sich und andre aus einer Stimmung und einem Plan zu einem andern.

Und mir scheint trotz seiner angestrengten 4wöchentlichen Arbeit sind die Hauptsachen nicht gethan. Noch hat die Regierung nicht einmal das Geld, die ersten Anzahlungen auf einen Waffenkauf zu machen. Der Augustenburger hätte in den ersten Tagen auf seine Güter einige 100 000 Thlr. aufnehmen können, das ist nicht geschehen, der neue Herzog kam hierher, nachdem er einige Jahre als stiller Prätendent in Dolzig gesessen, ohne jeden Plan für eine militärische Organisation, ohne einen Commandeur in Petto zu haben, und man fing durchaus mit Nichts an.

Oberst Duplat, der die militärische Seite vertritt, ist ein sehr guter, verständiger, lieber Mann, aber von einem Organisateur, Führer, festen Techniker hat er gar nichts. Und ehe man sich entschloß, wie man sich zu den Comitis u. Sammlungen stellen, ob freiwillige u. wie, Uniform 2c. vergingen Wochen. Und man hat heut noch kein Gewehr, u. außer zwanzig Probeuniformen, die ich ihnen abgezwungen habe, noch gar nichts. Als den Plan Kappis anzunehmen u. ein Probetornister. General Stutternheim war gegen Duplats Willen citirt, es ist mit ihm noch nicht abgeschlossen. Aber man weiß keinen Andern, der bereit sein würde.

Diese Mängel werden zum Theil ergänzt durch Edelsheim. Der Badner treibt unaufhörlich, ist für schnelles rücksichtsloses Vorgehen, Roggenb. hat auch die Badischen Militärkräfte, soweit sie abgeben können, für Formation u. Ausrüstung des Heeres zur Disposition gestellt. Magazine, Sammelorte zum Einexerciren der Unteroffiziere 2c.

Unterdeß drängt die Zeit. Dienstag kommen die Stände in Altona zusammen, proclamiren den Herzog, Mittwoch ist große Volksversammlung in Elmshorn, procl. den Herzog. Vielen Holsteinern scheint, daß dies der richtige Moment sei, wo der Herzog, unmittelbar hinter den Sachsen, sein Land betreten müsse. Die Politik gegen die Bundescommissare ist besprochen, die

Verabredungen laufen durch das Land. Jedenfalls ist der Augenblick eines entscheidenden Vorgehens gekommen. Denn wenn die Bundescommissare sich erst hinter den abziehenden Dänen festgesetzt u. die Verwaltung in die Hand genommen haben wird der Herzog bei Seite gedrückt. Dazu kommt, daß sofort nach dem Einmarsch der Bundestruppen die Großmächte (auf Betrieb Bismarcks u. Rechbergs) Alles anwenden werden, den Grund der Execution durch neues Abkommen mit Dänemark rückgängig zu machen, und wir stehen dann vor einem neuen fait accompli, weit ärger als das Londoner Protokoll. So ist allerdings geboten, durch ein fait zuvorzukommen, welches wenigstens England u. Preußen erschwert, die neuen Pacte zu schließen. Und dies fait kann nur ein großartiges pronunciamento des Landes Holstein sein, und die Holsteiner verlangen dazu den Herzog.

Wie gewagt u. exponirend auch der Schritt ist, ich meine er müßte hin. Incognito in Hamb. bleiben, bis der Moment in das Land zu gehn gekommen. In Hamburg kann er sich wohl verborgen aufhalten, er erfährt dort alles eher und gründlicher, als hier unter seinen Emigranten.

Ich zweifle, ob man sich hier dazu entschließen wird. Er kommt heut Abend von München, u. müßte, wenn er die rechte Stunde treffen will, bereits in den nächsten Tagen abgehn.

Nun wäre allerdings für den ersten Moment ihm der Entschluß erleichtert, wenn man sich im Palais hätte entschließen können, einige militärische Vorbereitungen zu treffen. Es mag ein Moment kommen, wo die Bundestruppen nach einem Pronunciren des Landes still halten, beim Eintreten des Herzogs sich zurückziehen u. wo eine kleine holsteinische Truppenzahl, wenn auch nur wenige Bataillone, in die Lage kommen würde, einer dänischen Abtheilung Widerstand zu leisten. Es wäre wohl möglich gewesen, aus den vorhandenen gedienten u. fahnenflüchtigen Holsteinern mit Hilfe badischer Offiziere u. einigem Zuzug gedienter Leute u. freiwillige aus Deutschland eine Zahl von 3—5 schwachen Bataillonen im Lande einzukleiden u. zu formiren, wenn man für die Spedition des Nöthigen Materials nach Hamburg gesorgt hätte. Daß dies nicht geschehen, macht die Lage des Herzogs, wenn er hinter den Bundestruppen sein Land betritt, nicht sicherer und setzt ihn dem Ueberfall jedes dänischen Streifcorps aus. In jedem Fall wäre bei den verworrenen Verhältnissen, welche in den ersten Tagen u. Wochen nach dem Einmarsch der Bundestruppen stattfinden müssen, die rechtzeitige Vorbereitung für solche mögliche Eventualität zweckmäßig gewesen.

Man hat das ängstlich vermieden. Und obgleich man die lebhafte Empfindung hat, daß der warme Wille des deutschen Volkes das beste Agitationsmittel für den Herzog sei, ist doch das Treiben der Comitis, ihre Einzeichnungen, das vorläufige Exerciren der süddeutschen Freiwilligen viel mehr Gegenstand des Argwohns, als der Freude. Und doch weiß man, daß man in diesem Frühjahr wenn Alles aufs Beste geht, ein Heer von 40—50 000

M. braucht, um Schleswig zu erobern. Man hat Furcht, den Baiern, Preußen, Oestreichern, Sachsen als Demokrat zu erscheinen!

Sie sehen, ich bin in stiller Opposition gegen die Stimmungen des Palais. Und ich habe dort keinen Einfluß, als in Nebendingen, ich habe mit Sammer bereits vor 3 Wochen mich ausgesprochen, und ihm gesagt, daß seine ganze Arbeit nur ein anständiges Prätendententhum sichere, u. ich bin längere Zeit weggeblieben, mit einer bescheidenen Thätigkeit für Duplat, die Comitis u. die persönlichen Meldungen mich hinziehend.

Bei Alledem ist die Sache so gut, daß sie durch einzelnes Schwanken u. Quergehen nicht verdorben werden kann. Und obgleich es viel schöner u. besser ist, wenn ein leitender Geist Alles in sicherem Gemüthe überdenkt, so ist doch der gewöhnliche Verlauf auch großer Ereignisse, daß sie in den ersten Stadien ihres Werdens durch ein Zusammenwirken u. Schreien Vieler gefördert werden. Man kommt vorwärts, treibend u. getrieben. So wirds auch hier gehen.

Mit der Bitte, Hrn. General von mir aufs herzlichste zu grüßen bin ich, mein hochverehrter würdiger Freund in treuer Verehrung

Ihr

Freytag.

Siebleben 20 Dec [18]63.

(Schluß folgt)

Landvergabung nach Lehenrecht

Von Dr. jur. et phil. Erich Jung, o. ö. Professor der Rechte

Man mag gegen die einzelnen Vorschläge der Bodenreformer noch so begründete Einwände vorzubringen haben, das beseitigt nicht ihr unbestreitbares Verdienst, daß sie eine große, vielleicht die größte Aufgabe erhaltender Sozialpolitik richtig herausgefühlt und scharf zur Erörterung gestellt haben.

Der Kern der bodenreformerischen Bestrebungen ist bekanntlich der, daß sie der Gesamtheit einen Anteil am selbsttätig entstehenden Wertzuwachs des vaterländischen Bodens sichern wollen, und daß sie, was der wichtigere, der aufbauende Teil ihrer Bestrebungen ist, dafür sorgen wollen, daß in den Händen einer öffentlich rechtlichen und nicht nach privatwirtschaftlichen, sondern nach gemeinnützigen Gesichtspunkten handelnden Person immer wenigstens soviel Boden zur Vergabung an einzelne Nachfragende zur Verfügung steht, um ein privatkapitalistisches Monopol auf dem Grundstücksmarkt nicht aufkommen zu lassen. So läßt sich wenigstens das am meisten gemäßigte Ziel ungefähr zusammenfassen; und gegen dieses Ziel an sich ist jedenfalls von keinem Standpunkt, auch nicht dem einseitigsten manchesterlichen, etwas einzuwenden. Gegen das Ziel als solches. Bei den zu ergreifenden Mitteln würden freilich sofort wieder die Meinungsverschiedenheiten beginnen.

Die bisher vorgeschlagenen und zum Teil, besonders von Gemeinden, wie in größerem Maßstab in Ulm, verwirklichten Maßregeln kranken nun alle mehr oder minder an einem inneren Zwiespalt, in dem freilich zugleich die ganze Schwierigkeit der Frage sofort in der knappsten und einleuchtendsten Weise entgegentritt: der im Grunde unlösbare und in jeder wirklich lebenden Gesellschaftsbildung — im Gegensatz zu einer zurechtgedachten — immer nur vermittelnd und mit wechselnden gegenseitigen Zugeständnissen lösbare Gegensatz von Individualismus und Sozialismus.

Jener innere Zwiespalt liegt meines Erachtens darin, daß die bisher vorgeschlagenen Maßregeln, um in der gewollten sozialpolitischen Richtung wirklich wirksam zu sein, das Eigeninteresse des einzelnen, die stärkste und an Arbeitsenergie durch keinen sozialen Antrieb zu ersetzende Produktivkraft, zu sehr lähmen; daß sie, mit anderen Worten, in einer sowohl für den ganzen Gesellschaftsaufbau wie auch für den summenmäßigen Ertrag der nationalen Werterzeugung bedenklichen Weise nach der sozialistischen Lösung hin gravitieren,

während umgekehrt andere Lösungen, deren Befürworter sich der in der eben bezeichneten Richtung liegenden Gefahr nicht verschließen, mit ihren zaghafteren Mitteln die angestrebten sozialpolitischen Ziele nur mangelhaft oder gar nicht zu erreichen vermögen.

Man hat bei städtischen Grundstücken die Form des Erbbaurechtes im Sinne der bodenreformerischen Ziele verwendet: indem die betreffende öffentlich rechtliche Körperschaft Eigentümerin des Bodens bleibt und den einzelnen Bodenbedürftigen nur ein vererbliches und veräußerliches Bebauungsrecht überträgt. Wird dieses nun ohne zeitliche Begrenzung, auf immer, bestellt, so bleibt dem Eigentümer nur ein inhaltloses Recht, ein nudum jus. Wird das Erbbaurecht aber, wie es bei den erwähnten städtischen Bodenrechtsbestrebungen meist geschieht, nur auf Zeit bestellt, so sind zwar die für die vergabende Gemeinde angestrebten Rechte wirksam gewahrt, aber dann ist eben die private Rechtssphäre des einzelnen Bodennehmers zu eng. Der Bodenbebauer, der in absehbarer Zeit ein Erlöschen seiner Beziehung zu diesem Boden vor sich sieht, wird sich nicht in dem Maße mit seinem Besitz seelisch verbinden wie der Grundeigner. Jener Nutzungsberechtigte steht, trotzdem sein Recht vererblich und veräußerlich gestaltet wird, doch insofern einem kündbaren bloßen Pächter nahe, als eben der Zeitablauf als solcher ihm in absehbarer Zeit aufkündigen wird, und er wird von Anfang an und mit den fortschreitenden Jahren in steigendem Maße langfristiges Planen, Meliorationen, dauernde Anlagen scheuen.

Ist die Bestellung zeitlich unbegrenzter Erbbaurechte an die Privaten zu individualistisch, das heißt, wird bei ihr der angestrebte sozialpolitische Zweck nicht in genügendem Maße erreicht, so ist die von vornherein festgelegte zeitliche Befristung des Einzelrechtes zu sozialistisch, das heißt, sie beengt den einzelnen und seine wirtschaftliche Tatkraft in einem für die Belange der Gesamtheit nachteiligen Maße.

Nun kann freilich, wie schon zu betonen war, jede praktische Lösung sozialpolitischer, ja überhaupt politischer Aufgaben stets nur einen mäßigen und mittleren, sehr wenig grundsätzlichen, daher allemal mehr oder minder dialektisch anfechtbaren Ausgleich zwischen äußerstem Individualismus und äußerstem Sozialismus darstellen. Ganz grob veranschaulicht: auch ein extrem sozialistischer Staat, wie etwa der alte Inkastaat oder der frühere Jesuitenstaat Paraguay, müßte, trotz Gemeineigentum aller Produktionsmittel und Arbeitsprodukte, doch die erarbeiteten verbrauchbaren Güter — § 92 B. G. B. —, die nur einem einzelnen und nur ein einziges Mal zur bestimmungsgemäßen Bedürfnisbefriedigung dienen können, schließlich einmal zu ausschließlichem Privateigentum verteilen, weil an ihnen eben keine gemeinsame Nutzung, sondern nur eine alle anderen ausschließende Nutzung durch einen einzelnen möglich ist. Und andererseits wird auch ein extrem individualistischer, ganz nach den Wünschen des Herrn Cobden und der Manchestermänner gestalteter Staat doch für die öffentlichen Straßen und Plätze eine das Privateigentum ausschließende und die

gemeinsamen Benutzungsrechte irgendwie sichernde Rechtsform finden müssen. Daß wir, unter dem Druck individualistischer Denkweisen, juristisch heute die Rechtsstellung der öffentlichen Sachen dieser Art als ein Privateigentum der betreffenden Körperschaft, mit gewissen öffentlich rechtlichen Beschränkungen dieses Privateigentums, auffassen, ist nur eine Konstruktion, und zwar eine dem Sachverhältnis Zwang antuende Konstruktion.

Die Besitzform des ausschließlichen Privateigentums einzelner oder doch ganz enger sozialer Gruppen wie der Familie — wie beim Familienfideikomiß und im Grund bei allen gebundenen Güterformen, wenn es auch juristisch nicht so formuliert wird — wird auf entwickelten Wirtschaftsstufen immer eine und sogar die vorherrschende Form der Verteilung auch des Grund und Bodens bleiben müssen, weil die Beweglichkeit, Anpassungsfähigkeit und Arbeitsenergie des Eigennutzes und Eigeninteresses sich durch keinen sozialen Beweger, wie Zwang, Pflichtgefühl, Gemeinsinn oder Entsprechendes ersetzen läßt. Mindestens bei den arischen Völkern ist nachweisbar der vorherrschende Sozialbesitz gerade für die anfänglichen Zustände und für eine rohe Entwicklungsstufe kennzeichnend; und umgekehrt ist das selbständigere Hervortreten der Persönlichkeit und ein erweiterter Wirkungsraum des Einzelwesens gegenüber den es umfassenden sozialen Verbänden ein Kennzeichen höherer Kulturstufe auf den verschiedensten Gebieten der Kulturtätigkeit. Sozialismus, hier Gemeineigentum des gesamten Bodens, ist nicht ein Ziel, sondern vielmehr eine Kindheitsstufe der wirtschaftlichen Entwicklung, die z. B. Rußland jetzt erst, mit den Agrarreformen Kriwoscheins, zu überwinden im Begriffe war.

Den Ausgleich zwischen dem Gesamtinteresse auf der einen Seite und der notwendigen Rücksicht auf das Einzelwesen — nicht um dessentwillen, sondern mittelbar auch lediglich wegen der Gesamtheit, weil nämlich die Arbeitsenergie des Eigennutzes in der Gesamtarbeitssumme nicht zu entbehren ist — scheint mir nun für die Bodenfrage die Vergabung nach Lehenrecht in vollendeter Weise darzustellen. Als das Wesen dieser Landvergabungsform wird dabei hier angesehen, daß der von der Gesamtheit vergebene Boden veräußert wird an den derzeitigen Nachfrager und die Nachkommen dieses ersten Lehensnehmers; mit völlig freier Bestimmung über die Wirtschaftsart des Grundstücks, über dessen Veränderung; mit dem Recht der Weiterüberlassung, auch der Vererbpachtung für seine Besitzzeit; nur eben mit der Schranke, daß das Grundstück mit dem Aussterben der Nachkommen des ersten Nehmers an die verleihende öffentlich rechtliche Person zurückfällt und mit diesem Zeitpunkt die durch den Lehensnehmer für Dritte begründeten Rechte erlöschen.

Diese Vergabungsform enthält einerseits das Maß von individualistischem Antrieb und Spielraum, das man fordern muß. Wer sicher ist, daß der Grund und Boden, den er bebaut, unentziehbar ist, solange sein Blut noch besteht, der fühlt wie ein Eigentümer; er wird nicht durch den Gedanken an das Erlöschen seines Rechts am Boden in seinen Maßnahmen und Plänen

auch langfristiger Meliorationen beengt sein. Denn jeder rechnet eben mit dem Weiterbestehen seines Blutes; er glaubt daran, weil er es hofft. Daß dieses bevölkerungspolitisch wünschenswerte Bestreben hier durch wirtschaftliche Gründe verstärkt wird, wäre ein weiterer Vorzug dieser Leiheform, wovon noch zu reden ist.

Der angestrebte sozialpolitische Zweck wird aber andererseits ebenfalls in ausreichendem Maße erreicht werden, da nach Naturgesetzen doch immer wieder Familien aussterben und dadurch immer wieder Boden frei wird, den die betreffende öffentlich rechtliche Körperschaft nun neu an Bodenbedürftige veräußern kann. Dadurch hat die Lehensvergaberin es immer wieder in der Hand, eine sachgemäße Bodenpolitik zu treiben und Bestrebungen zur Monopolisierung des Bodenmarktes und entsprechende Preistreibereien zu hindern.

Gewisse Sicherungsmaßregeln gegen Vernachlässigung, wie sie dem Eigentümer gegen den Nießbraucher zustehen, könnten dem Lehensvergaber für die Zeit eingeräumt werden, wenn der Heimfall des Lehens schon in sicherer Aussicht steht und deshalb eine unpflegliche Behandlung des Grundstücks durch den letzten Lehensberechtigten zu befürchten ist.

Für die Belastung des Grundstücks durch den Lehensnehmer müßten allerdings besondere Grundsätze geschaffen werden, in Anschluß an die bei der Dürftigkeit der Bestimmungen des BGB. auch erst im Werden begriffenen Grundsätze über die Belastung des Erbbaurechts; freilich hier mit der besonderen Schwierigkeit, daß das zu belastende Recht durch Todesfälle plötzlich endigen kann. Diese besondere Natur des zu belastenden Rechts wird vielleicht das Bereitstellen von Versicherungen notwendig machen gegen ein plötzliches Erlöschen des Rechts innerhalb einer bestimmten Amortisationsfrist, die man für die Belastungen des Lehensrechts wohl vorschreiben müßte. Jedenfalls werden die juristisch-technischen Schwierigkeiten überwindbar sein. Man hat sich überhaupt unter dem Einfluß einseitig romanistisch gebildeter Juristen viel zu sehr daran gewöhnt, den Gesichtspunkt der formalen dialektischen Einfachheit und der leichten Handhablichkeit juristischer Gebilde voranzustellen und zu unterstreichen. Als ob nicht die Wirkung der Rechtseinrichtungen im staatlichen und gesellschaftlichen Leben das Wesentliche wäre. Dem Spott Iherings über die Verwickeltheit und Vielgestalt der deutschrechtlichen Landleiheformen ist von germanistischer Seite, durch Heusler, seinerzeit einmal eine ebenso verdiente wie gründliche Abfuhr widerfahren durch den Hinweis darauf, daß diese allerdings juristisch verwickelten und nicht gerade zur Stufe der dialektischen Begriffsschönheit aufgestiegenen Gebilde eben die Aufgabe erfüllt haben, dem Landbauer, obwohl er nicht Eigentümer des von ihm bebauten Bodens war, ein unkündbare Stelle zu verschaffen und so die Grundlagen der Wiederherstellung beziehentlich Schöpfung eines selbständigen Bauernstandes auch in den Gegenden Deutschlands zu erhalten, wo dieser sich die Stellung des freien Grundeigentümers nicht zu erhalten, beziehentlich zu erwerben, vermocht hatte.

In Schottland kamen im achtzehnten und im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts die Clanshäuptlinge auf den Rat römisch geschulter Juristen auf den Gedanken, ihre lehensherrlichen Obereigentümerrechte am Boden einfach als das begrifflich durch seine Einfachheit und Lastenfreiheit so bestechende römische Eigentum und die Nutzungsrechte der Clansleute folgerichtigerweise als einfache Pacht aufzufassen — mit der Wirkung, daß diese Leute zu Tausenden gekündigt und ausgetrieben wurden; ein Raubzug im Großen, ausgeführt mittelst jener menschlich besonders abstoßenden „Mischung von Straßenraub und Advokatenkniff", nach dem treffenden Ausdruck Carlyles, die Ludwig der Vierzehnte bei der Angliederung, der „Reunion", des Elsasses und Napoleon unter anderen bei der Wegnahme von Holland nach dem Recht der „Alluvion" anwendete.

Das römische Recht hat bekanntlich bewegliche Habe und Liegenschaften rechtlich grundsätzlich gleichgestellt. Das deutsche Recht hat diese beiden tatsächlich und wirtschaftlich völlig verschiedenen Güter ebenso grundsätzlich auseinandergehalten und diesen Standpunkt auch nach der Aufnahme des römischen Rechts festgehalten. Unser Gesetzbuch faßt bekanntlich Grundstücke und Fahrnis unter den gemeinsamen Begriff der körperlichen Sache zusammen, aber eigentlich nur auf dem Papier. Tatsächlich ist Liegenschaftsrecht und Fahrnisrecht in unserem Gesetzbuch durchaus unterschieden geregelt, wie es auch nicht anders sein kann. Nur ganz wenige Rechtssätze gelten gemeinsam für beide Arten von Sachen.

Es ist hier nicht der Platz, die gewaltige, geradezu für das ganze Schicksal der antiken Kultur ausschlaggebende Bedeutung der Tatsache zu erörtern, daß das römische Recht kein Agrarrecht ausgebildet hat, sondern die für das bewegliche Kapital bestimmten und mit entwickelter Wirtschaft immer im Sinne rein mammonistischer Gesellschaftsgliederung wirkenden Rechtssätze einfach auf den Grund und Boden übertrug.

Die deutsche Rechtsordnung hat sich ein besonderes Liegenschaftsrecht nicht ganz rauben lassen, auch nicht durch die Annahme des römischen Rechts und die Renaissance — jene schweren aber zu unserem Heile doch nicht ganz vernichtenden Schläge, die dem deutschen Wesen durch nachwirkende klassizistische Einflüsse zugefügt wurden.

Es kann wie gesagt hier nicht weiter ausgeführt werden, wie diese Verschiedenheit der deutschen gegenüber der römischen Rechtsordnung auf politisch-sozialem Gebiet und selbst darüber hinaus für die beiden selbständigen Kulturformen kennzeichnend ist, die die europäische Geschichte bisher erlebt hat: für den Gegensatz der mittelmeerländisch-antiken, helleniſtisch-semitischen Kulturform zur nordeuropäisch-christlichen, germanischen Kultur.

In einer Richtung nun hängt aber dieser sehr umfassende, man kann ruhig sagen, dieser weltgeschichtliche Gegensatz sehr nahe mit unserer eng begrenzten Bodenfrage zusammen. Wir sind immer noch beeinflußt von jener

römisch-rechtlichen Besonderheit, man möchte sagen, Perverstität, Liegenschaft und Fahrnis rechtlich gleich zu behandeln. Und das ist unzweifelhaft falsch, übrigens selbst vom rein technisch-juristischen Standpunkt, weil die Begriffe und Grundsätze, die für bewegliche Sachen entstanden waren und dann vermöge jener Überstarrheit des römischen Rechts einfach auf die erst später dem Privatrechtsverkehr unterfallenen Grundstücke übertragen wurden, schon rein logisch gar nicht auf diese passen.

Der Grund und Boden ist unzweifelhaft keine Ware wie jede andere auch. Erstens, weil er nicht hergestellt werden kann, weil das Angebot sich dem Bedarf nicht anpassen kann, sondern bei gedeihendem Volkstum eine stetig steigende Nachfrage einem stetig sich gleich bleibenden Vorrat gegenübersteht. Und zweitens und vor allem, weil er nicht bewegt werden kann. Das klingt sehr selbstverständlich, aber es ergibt eine recht wichtige und trotz ihrer einleuchtenden Natur noch wenig betonte Folgerung für das volkswirtschaftliche Wesen des Handels mit Grundstücken. In der bewirkten Ortsveränderung liegt der volkswirtschaftliche Nutzen des Handels. Wer Getreide, das am Ort seiner Erzeugung verfaulen müßte, in Gegenden verbringt, wo es gebraucht wird, leistet eine Arbeit, die in höchstem Maße werterzeugend ist. Der privatwirtschaftliche Gewinn entspricht dabei einem von ihm produzierten gesamtwirtschaftlichen Mehrwert. Und so kann, wie man kaum zu betonen braucht, auch schon das bloße Sammeln von Vorräten, das Erhalten und Sichten von Waren volkswirtschaftlich produktiv sein, indem es eben diese zur Verteilung des Produkts nötige Arbeit leistet. Da nun der Grund und Boden keinerlei Bewegung und Verteilung erfahren kann, liegt bei ihm, wenn einer z. B. einen Bauplatz kauft, nicht um ihn irgendwie zu benutzen, sondern nur um ihn später mit Gewinn weiter zu veräußern, wenn ihm das gelingt, lediglich ein privatwirtschaftlicher Nutzen vor; was der Händler gewonnen hat, belastet den späteren Benutzer des Bodens im genau entsprechendem Maße. Der bloße Handel mit dem Grundstück, also abgesehen selbstverständlich von Anlagen und Kapitalverwendungen auf dem Grundstück, die etwa bei dieser Gelegenheit vorgenommen worden sind, ist in keiner Weise produktiv.

Man spricht von einem zu schaffenden staatlichen Getreidehandelmonopol. Obwohl der Getreidehandel an sich unzweifelhaft wirtschaftlich notwendig und produktiv ist, scheut man den Gedanken nicht, das Betätigungsfeld des privaten Handels derart einzuengen. Der gewerbsmäßige Handel mit Grundstücken kann sicherlich noch viel unbedenklicher eingeschränkt oder selbst geopfert werden, wenn sich derartige Maßregeln etwa gegenüber den großen Terraingesellschaften als notwendig herausstellen sollten, um den öffentlich rechtlichen Körperschaften zunächst das zu einer Landvergabung im größeren Maßstab notwendige Gelände zu verschaffen. Wir hoffen natürlich zunächst darauf, wovon noch zu reden sein wird, daß das zur Verbesserung unserer strategischen Lage sowohl wie zur Siedelung von Volksgenossen unserem Staatsgebiet anzugliedernde Land

die erste Unterlage für die vorgeschlagene Bodenpolitik bilden wird. Auch die jetzt im größeren Umfange durch Gefangenenarbeit unternommene Urbarmachung von Mooren und sonstigem Ödland wird vergabbares Gelände in öffentliche Hand bringen; zu dem, was von früher her als Domäne oder sonst schon vorhanden war und oder in neuerer Zeit durch die Bodenpolitik einiger Gemeinden in deren Hand kam. Man sollte sich bei Erwägung von einschränkenden und selbst prohibitiven Maßregeln gegenüber der Terrainspekulation immer vor Augen halten, daß der Handel mit Grundstücken wegen der Unbeweglichkeit des gehandelten Gegenstandes überhaupt kein Handel im volkswirtschaftlichen Sinne ist.

Als das Wesentliche der in diesen Ausführungen vorgeschlagenen Landvergabungsform wird wie gesagt angesehen, daß die Vergabung erfolgt an den ersten Nehmer und an die unbeschränkte Reihe der Fortsetzer seines Blutes, also ohne eine absehbare Grenze der Besitzzeit, damit der einzelne Lehensnutzer sich wie ein Eigentümer fühlen kann; daß es sich aber andererseits eben doch um eine bloße Lehensvergabung des Bodens handelt, sodaß bei dem Aussterben von Familien immer wieder Boden an die öffentlich rechtliche Körperschaft zurückfällt und zur Weitervergabung an andere private Nehmer frei wird. Ein besonderes Erbrecht, wie etwa ein Vorzug des Mannstamms, ist damit an sich noch in keiner Weise erfordert. Ebensowenig andere Anforderungen wie etwa Wehrfähigkeit des Lehensträgers. Wenn die Vergabungsform etwa zur Schaffung einer Militärgrenze benutzt werden soll, könnte man sich dem alten Lehenrecht in dieser Richtung noch weiter annähern.

Um bei jahrhundertelanger Besitzzeit zu weit zurückgehende und darum unsichere Verwandschaftsprüfungen über Abstammung vom ersten Nehmer zu vermeiden, wird es zweckmäßig sein, solche Nachkommen des ersten Nehmers als nicht mehr lehensberechtigt anzusehen, die drei Geschlechterfolgen lang dem Gute völlig fremd waren. Auch so noch wird die Verleihung an die Geschlechterfolgen, die das Wesen der vorgeschlagenen Verleihungsform ausmacht, den Familiensinn und Familienzusammenhang stärken. Auch ohne besondere rechtliche Voraussetzung der Lehensfähigkeit im Sinne der Wehrfähigkeit wird wenigstens bei jeder Neuverleihung die vergabende öffentliche Stelle in der Lage sein, Bevölkerungshygiene zu treiben und selbst im Sinne der „eugenischen" Bestrebungen zu wirken, indem sie gewisse gesundheitliche Anforderungen an die Bewerber stellt und die Starken und Gesunden bevorzugt.

Bevölkerungspolitik im engeren Sinne, als Sicherung und Vermehrung des Bevölkerungszuwachses wird künftighin in Europa eine dringende Aufgabe sein. Und nicht erst seit dem Weltkrieg mit seinen furchtbaren Verlusten an europäischen Menschen. Das Problem selbst war in dem Sinken der Geburtenziffer schon vorher da. Auch für uns. Wenn auch nicht ganz so dringend wie für Frankreich. Die zur Sicherung unserer Stellung und keineswegs zur „Befreiung" aller möglichen interessanten Mindereuropäer nach dem Krieg

vorzunehmenden Gebietserweiterungen werden uns hoffentlich die Anwendung des wirksamsten Mittels gegen sinkende Geburtenziffern, die Landsässigmachung von Menschen, in großem Maßstab gestatten. Die Entschädigung der Invaliden wird, wo irgend die persönlichen Verhältnisse des Invaliden, sein früherer Beruf und seine körperliche Eignung es gestatten, möglichst in dieser Weise zu erfolgen haben. Daß die hier vorgeschlagene Vergabungsform durch den drohenden Heimfall bei fehlenden Leibeserben einen besonderen Anreiz zur Familiengründung schafft, wird einleuchten.

Aber nicht darin, sondern in dem steten Freiwerden und Neuvergaben von Landstellen, und in der dadurch ermöglichten Bodenpolitik liegt die eigentliche Bedeutung der Maßregel.

Dänemarks Zukunft

Von Dr. Carl Gad

Vor kurzer Zeit erschien in Dänemark ein Buch, das großes Aufsehen erregte und sowohl in der Presse als unter den Leuten stark diskutiert wurde. Das Buch, das auch für Deutsche Interesse hat, heißt „Vergangenheit und Zukunfts-Gedanken über Dänemark", und der Verfasser ist der Sekretär im Zentralausschuß für Industrie, der junge Volkswirtschaftler Paul Drachmann, ein Sohn des berühmten Dichters Holger Drachmann.

Das Buch, das stark nationalistisch ist, beschäftigt sich mit den Aufgaben Dänemarks nach dem Kriege und versucht Wege zu zeigen, auf denen „ein psychologisch größeres Dänemark" zu erreichen wäre. Der Verfasser stellt fest, daß die friedliche, idyllische Zeit, an die vor dem Kriege viele Dänen zu gern glaubten, jetzt endgültig vorbei ist. Wenn der Waffenlärm auch aufhört, und ein Friedensschluß zu Stande kommt, wird sich doch das internationale Leben ganz anders als vor dem Kriege gestalten. Der wirtschaftliche Krieg wird fortdauern, die Konkurrenz zwischen den Völkern wird schärfer und rücksichtsloser, die einzelnen Nationen werden auf sich selber und ihre eigenen Kräfte verwiesen werden. Besonders für die kleinen Nationen wird es eine Probezeit werden. Für sie gilt es Sein oder Nichtsein. Sie müssen zeigen, ob sie lebensfähig sind, ob sie Tüchtigkeit genug haben, um sich unter den veränderten Verhältnissen zu behaupten. Härte ohne Rauheit, Festigkeit ohne Zynismus — das wird die neue Zeit erfordern.

Wenn eine Nation die Schwierigkeiten der veränderten Zeitlage überwinden soll, ist es notwendig, daß sie erstens die Zeit versteht und zweitens ihre eigenen Kräfte kennt und sie zu brauchen weiß.

Den Dänen fällt es besonders schwer sich mit den neuen anti-individualistischen Strömungen zu versöhnen, weil das ein Bruch mit tief eingewurzelten Idealen bedeutet. Das kulturelle Leben in Dänemark wurde in seiner ganzen modernen Entwicklung von der von Georg Brandes in den siebziger Jahren hervorgebrachten geistigen Revolution geprägt, und Individualismus, Liberalismus im westeuropäischen Sinne des Wortes und Unwille gegen jede Autorität sind seitdem die augenfälligsten Merkmale der maßgebenden dänischen, oder vielmehr Kopenhagener Intelligenzkreise. Aber es gibt doch Leute und seit dem Ausbruch des Krieges gibt es deren immer mehr, die verstehen, daß diese Individualistenkultur veraltet ist, und daß die Losung der neuen Zeit Organisierung heißt. Zu diesen gehört Paul Drachmann. „Das für die neue Zeit charakteristische", sagt er, „ist, daß sie durch riesenhaftes, bewußtes Zusammenspiel von sämtlichen Einzelkräften durch ein psychologisches und physisches Riesenaufgebot eine gemeinsame Kraft und Macht schafft, und zwar mit dem Zwecke, nicht nur die Lösung und Erweiterung der gemeinsamen Aufgaben zu ermöglichen, sondern auch — und das ist das wichtigste — der Gesamtheit rückwirkende Kraft zu geben, die einzelnen Individuen mit weit größerer Stärke erfüllt, als sie jemals im isolierten Zustande haben könnten". Dieses neue Lebensprinzip war schon längst im deutschen Volke das herrschende, und von der Notwendigkeit des Krieges gezwungen beginnen auch Frankreich und England es sich anzueignen. Und dasselbe ist auch für das dänische Volk notwendig, wenn es in der Konkurrenz der Völker nicht unterliegen soll.

Der Verfasser zeigt sodann, daß, wenn nur dieses verstanden wird, die Bedingungen für ein Gedeihen des dänischen wirtschaftlichen Lebens in reichem Maß vorhanden sind. Die Rohstoffrage, die früher für die wirtschaftliche Entwicklung maßgebend war, kommt erst in zweiter Linie. Viel wichtiger ist jetzt die Transportmöglichkeit, und hier hat Dänemark in seiner ausgedehnten Küstenlinie und seinen guten Häfen einen großen Vorzug. Die Schiffahrt zeigt nämlich in Bezug auf Billigkeit eine riesige Überlegenheit dem Eisenbahntransport gegenüber. Dänemark hat zwar selbst keine Kohlen; die Frachtpreise für die Fahrt zwischen schottischen und nordenglischen Kohlendistrikten und dänischen Häfen sind aber nicht größer als die zwischen denselben Distrikten und London oder anderen Städten in Südengland. Wie viel diese billigen Schiffsfrachten für die Entwicklung des dänischen Wirtschaftslebens bedeuten, versteht man, wenn man hört, daß die Seefracht von fast jeder dänischen Stadt nach fernen überseeischen Plätzen weniger beträgt als die Eisenbahnfracht, die das deutsche Exportgut zahlen muß, um von mitteldeutschen Produktionsplätzen nach Hamburg oder Bremen zu gelangen.

Diese Tatsache ist die Grundbedingung für das ganze materielle Leben in Dänemark. Sie hat die Industrialisierung der Landwirtschaft ermöglicht, so daß es auf Zufuhr von ausländischen Roh- und Hilfsstoffen und entsprechendem Großexport gegründet ist. Sie hat die emporblühende Industrie geschaffen. Und auf ihr läßt sich die wirtschaftliche Zukunft aufbauen.

Diese guten äußeren Bedingungen reichen jedoch nicht aus. Und auch die guten sozialen und unterrichtlichen Zustände genügen nicht, um die Zukunft zu sichern. Hier kommt es vor allen Dingen auf Tüchtigkeit an. Und das wirklich eine wirtschaftliche Tüchtigkeit in Dänemark vorhanden ist, geht besonders aus der Entwicklung der dänischen Landwirtschaft hervor. Vor 1880 war Kornproduktion (und Kornausfuhr) der wichtigste Nahrungszweig in Dänemark. Dann brach aber die Konkurrenz der überseeischen Kornländer über Europa herein, und ein kleines Land wie Dänemark wurde naturgemäß zurückgedrängt. Es gelang aber durch eine Umlegung der ganzen Produktion die Schwierigkeiten zu überwinden. Gerade die billigen überseeischen Korn- und Futterstoffe, die Dänemark mit wirtschaftlichem Ruin bedroht hatten, wurden als Rohstoffe für eine nunmehr industrialisierte Landwirtschaft benutzt, und die Ausfuhrwaren wurden statt des Kornes animalische Produkte. Die Folge ist, daß der Produktionswert der dänischen Landwirtschaft jetzt fünfmal größer als 1875 ist. Diese schnelle und erfolgreiche Umlegung der ganzen Volkswirtschaft ist beispiellos.

Er zeigt auch, daß es ganz falsch ist, wenn man gewöhnlich glaubt, daß Schweden und Norwegen bessere Zukunftsmöglichkeiten als Dänemark haben. Wenn man den Geburtenzuwachs vergleicht, sieht man, daß er in Schweden 0,73 Prozent, in Norwegen 0,75 Prozent und in Dänemark 1,08 Prozent beträgt. Zur Zeit der Jahrhundertwende betrug das Nationalvermögen in Norwegen 1350 Kronen auf den Kopf, in Schweden 1770 und in Dänemark 2800. Spätere genaue Angaben sind nicht vorhanden. Die Zahlen sind gestiegen, aber das Verhältnis ist dasselbe. Betrachtet man schließlich den Handelsaustausch, so sieht man, daß er auf den Kopf in Schweden 299 Kronen, in Norwegen 387 Kronen und in Dänemark 563 Kronen beträgt. Der Vergleich mit den beiden andern skandinavischen Ländern zeigt also eine für Dänemark günstige Stellung.

Paul Drachmanns Buch ist aber nicht nur geschrieben, um das Vaterland zu preisen. Er meint zwar, daß die Bedingungen für eine würdige Zukunft Dänemarks vorhanden sind, er sieht aber ouch deutlich, daß mehrere Umstände es erschweren, diese Bedingungen recht auszunutzen.

Er meint z. B., daß die etwas gemächliche Natur des dänischen Arbeiters ihm hinderlich sein wird, sich an das neue (d. h. das deutsche) Arbeitstempo zu gewöhnen. Auch liegt eine Gefahr darin, daß man in Dänemark sehr geneigt ist, über seine Verhältnisse zu leben. Die dänische Handelsbilanz war vor dem Kriege nicht gut, da die Einfuhr beträchtlich größer als die Ausfuhr war. Die guten Konjunkturen während des Krieges haben zwar den Zustand verbessert, aber diese Verbesserung darf nur als zeitweilig angesehen werden, und um eine dauernde Konsolidierung zu erreichen, ist es notwendig, nicht nur die Ausfuhr zu steigern, sondern auch den Bedarf einzuschränken.

Die größte Gefahr jedoch sieht der Verfasser in den vielen Sonderinteressen, die dem großen gemeinsamen Wirken hindernd in den Weg treten. Sowohl

in den Arbeiterkämpfen als in dem Verhältnis der Agrarier den andern Klassen des Volkes gegenüber zeigt sich zuweilen ein Separatismus, eine Rücksichtslosigkeit, die sehr schädliche Wirkungen haben kann. Auch der Umstand, daß Dänemark in drei durch Wasser getrennte Teile zerfällt, ist eine Behinderung des Zusammenwirkens. Sehr wirkungsvoll wäre eine Tunnelverbindung unter den Belten.

Möglich wäre es aber, meint er, alle diese Hemmungen zu beseitigen, und er setzt nun seinen Standpunkt im einzelnen auseinander. Er denkt sich das Land als „eine einzige Riesenstadt mit verdichteten Besiedelungen, wo sich das Geschäftsleben konzentriert, mit fruchtbaren, intensiv bebauten agrarischen Ländereien und mit herrlichen Wäldern und Gestaden als dem großartigen Naturpark der Bevölkerung". Und er denkt sich alles, Landwirschaft, Industrie, Handel und Schiffahrt im genauesten gegenseitigen Zusammenwirken verbunden. Wenn das erreicht ist, meint er, wird Dänemark trotz seiner Kleinheit, kraft seiner Tüchtigkeit seinen Platz unter den Nationen behaupten, ja erweitern — nicht erweitern im Sinne des Landgewinnes, sondern im rein psychologischen Sinne, insofern der Einsatz Dänemarks im internationalen Leben immer größer wird.

Paul Drachmanns Buch hat großes Interesse hervorgerufen, weil es für neue aber starke dänische Stimmungen symptomatisch ist. Es ist erstens charakteristisch wegen des erwachenden Verständnisses für den Imperialismus als dem wertvoll Neuen in der Zeit und wegen der starken Bewußtheit, daß Dänemark, selbst wenn es nicht im Waffenkrieg mittut, doch nicht den Folgen des Krieges entgehen kann, so daß es kräftig vorbereitet und gerüstet sein muß, wenn nach dem Kriege der große Arbeitstag dämmert.

Außerdem ist aber Drachmanns Buch bezeichnend für das, was man den dänischen Neunationalismus nennen könnte. Diese Bewegung sieht ein, daß man dem Vaterlande nicht dadurch am besten dient, daß man sich feindlichen Stimmungen gegen seine Nachbarn hingibt und seiner Sympathie und Antipathie für die kämpfenden Völker überlauten Ausdruck gibt, sondern dadurch, daß man für das Vaterland arbeitet. Diese Bewegung ist deshalb eine ganz praktische. Sie ist mit dem emporblühenden Industrialismus eng verbunden, und sie begreift, daß wenn sich ein kleines Volk unter schwierigen Verhältnissen lebenskräftig betätigen soll, nicht nur das Volk selber arbeiten, sondern aus dem Verhältnis zu andern Völkern Nutzen ziehen, und dieses Verhältnis nicht durch blinde Stimmungen, sondern durch lautere, aber praktische Rücksichten bestimmen lassen muß.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Vom Krieg zum inneren Frieden

Von Professor Wittschewsky

Die Wege, die vom Krieg zum äußeren Frieden führen sollen, sind gegenwärtig noch in Dunkel gehüllt; ja es ist nicht einmal die Möglichkeit gegeben, sie zu beschreiten, solange das Sperrfeuer feindlichen Widerstandes auf ihnen liegt. Eher könnte man meinen, daß eine Brücke zum inneren Frieden sich müsse schlagen lassen, denn gerade durch den Krieg sind günstige Vorbedingungen hierzu geschaffen. Welcher Art diese sind, braucht nicht näher dargelegt zu werden. Die im August 1914 über Deutschland hereingebrochene furchtbare Heimsuchung hat die Nation zur äußersten Anspannung ihrer Kräfte aufgerüttelt, hat den einheitlichen Willen zu gemeinsamer Abwehr der verruchten Angreifer wunderbar emporwachsen lassen und den Entschluß zur Beiseitesetzung der altgewohnten Zwistigkeiten gezeitigt. Der Burgfrieden griff Platz, der bisher, von etlichen Seitensprüngen abgesehen, im wesentlichen aufrechterhalten worden ist. Den Burgfrieden in einen dauernden Volksfrieden überzuleiten, wäre eine herrliche und dem großen Erleben dieser Tage würdige Aufgabe. Daß sie nicht frommer Wunsch bleibe, in leere Luft gehaucht, bewegt das Sinnen und Sehnen vieler ernster Männer. Keiner von ihnen wird der eitlen Hoffnung sich hingeben, daß Parteiungen und Gegensätze aus unserem öffentlichen Leben verschwinden könnten. Das wäre unnatürlich und stumpfsinnig. Wohl aber sollten die Gedanken dem Ziele zustreben, aufreizende Gehässigkeiten aus den Parteikämpfen fernzuhalten und die schroffen Spannungen zwischen den gegnerischen Lagern zu mildern. Solchen Stimmungen leuchtet als Fanale das Wort der letzten preußischen Thronrede vor, daß der Geist gegenseitigen Verstehens und Vertrauens auch im Frieden fortwirken und in der gemeinsamen Arbeit des ganzen Volkes sich ausprägen solle.

Daß die nationale Einigkeit vor dem Kriege viel zu wünschen übrig ließ, ist eine betrübende Wahrnehmung, an der von warmherzigen Patrioten häufig genug bedauernd und anklagend bittere Kritik geübt worden ist. Sichtbare Erfolge hat aber diese Erkenntnis des unser Ansehen schmälernden Übels nicht gezeitigt. Wohlmeinende Vorschläge zur Ausmerzung des nationalen Schwächezustandes sind ungehört verhallt und vereinzelte Versuche, so etwas wie einen Umschwung herbeizuführen, sind an den zähen Widerständen kleinmenschlichen Eigennutzes gescheitert. Es mußten offenbar stärkere Triebe der nationalen Entwicklung eingefügt werden, um deren Lauf in einheitlichere Richtung zu lenken. Vom Kriege könnten die Kräfte zu einer solchen inneren Erneuerung ausgehen, wenn ein überragender Wille die auseinandertretenden Auffassungen auf bestimmte große nationale Gesichtspunkte zu einigen vermag. Gelingt es uns, ein staatliches Programm in allgemeinen Umrissen gegenüber den vielen einzelnen Programmen der politischen Parteien und wirtschaftlichen Organisationen als gemeinsame nationale Richtlinie voranzustellen und zur freiwilligen Anerkennung der großen Mehrheit des deutschen Volkes zu bringen, dann könnte damit ein Fundament besseren Zusammenhalts im Innern wenigstens für die Grundfragen, von denen die Zukunft Deutschlands abhängt, sich aufrichten lassen. Die Verwirklichung dieses Programms der Programme — wenn wir es so nennen dürfen! — ist freilich wesentlich bedingt von der zwingenden Betätigung eines Machtwillens, der, wie die Dinge im Deutschen Reich liegen, nur von einem klugen, weitblickenden und überlegenen Staatsmann ausgehen kann.

Als Probleme, die dem unaufhörlichen Hineinzerren in die Tageskämpfe in der Hauptsache entrückt werden könnten, erscheinen uns geeignet: Aufrechterhaltung und Ausbau der deutschen Wehrmacht zu Lande und zu Wasser (wieviel verbitternder Hader ist aus dem Streit um den „Militarismus", der in diesem Kriege unvergängliche Verdienste sich erworben hat, entstanden!); die unversehrte Bewahrung der verfassungsmäßigen monarchischen Einrichtungen (also die grundsätzliche Abweisung aller Maulwurfsarbeit zur Unterwühlung der Monarchie!); die unzweideutige Scheidung der Rechte und Pflichten zwischen dem Reich und den Bundesstaaten (auch die Verteilung der Steuern würde hierhergehören, schon um den endlosen akademischen Auseinandersetzungen über Wert oder Unwert der direkten und indirekten Steuern ein Ende zu machen!); die Festlegung der Wirtschaftspolitik (das Bekenntnis zum Schutz der nationalen Arbeit müßte nach den jüngsten Erfahrungen aus den parlamentarischen Erörterungen im großen und ganzen sich ausschalten lassen!); Fortbildung der Selbstverwaltung unter Respektierung der übergeordneten staatlichen Autorität. Noch manche andere Prinzipienfragen ließen sich anführen, über die, wie uns dünkt, eine Verständigung in breitem Umfange sich wohl bewirken ließe, ohne daß den Überzeugungen der einzelnen Parteien Gewalt angetan werden müßte. Zu jedem Sonderthema könnten abweichende Meinungen trotzdem ausgespielt

werden, im Interesse eines Ausgleichs scheint uns aber schon viel gewonnen, wenn nicht von Fall zu Fall immer wieder die schwersten Geschütze gegen Andersdenkende aufgefahren werden, weil laut Übereinkunft die Stromrichtung vorgezeichnet ist. Die innere Einigung unseres Volkes kann eben einen festen Bauplan nicht entbehren, dieser aber muß davon ausgehen, was ungefähr an gemeinsamen Grundlagen aus den verschiedenen Parteiprogrammen sich herausschälen läßt.

Unsere Randglossen zum Thema der inneren Einigung sind, wie wir gerne zugeben wollen, nur insofern zeitgemäß, als sie Fragen berühren, deren Beleuchtung von mehreren anderen Seiten schon seit einiger Zeit systematisch in Angriff genommen worden ist. Unzeitgemäß erscheinen aber solche Erörterungen deshalb, weil aus ihnen positive Aktionspunkte unter den obwaltenden Umständen schlechterdings sich nicht ergeben können. Ungleich wichtiger ist, daß wir jetzt wahrlich unsere Interessen nicht an Aufgaben verzetteln, die erst nach Beendigung des Krieges greifbar in Erscheinung treten werden. Wie würden wir einen Mann beurteilen, der, während ein verheerendes Brandfeuer in seinem Hause wütet, sorgenvoll darüber nachsinnt, wie er nach Löschung der Gluten seine innere Wohneinrichtung zweckmäßiger werde gestalten können? In den Schriften der Apostel des inneren Friedens finden wir aber neben allgemeinen Redewendungen Dutzende von Vorschlägen, die zu ihrer Realisierung ein großes Aufgebot gesetzgeberischer Arbeiten voraussetzen. Einen praktischen Nutzeffekt können solche Frühgeburten um so weniger haben, als niemand mit Sicherheit behaupten kann, daß nach dem Friedensschluß der allseitig angekündigte Reformhebel gerade an dem besonders hervorgehobenen Punkte allem zuvor anzusetzen sein wird. Probleme, deren umgehende Lösung jetzt großen Parteigruppen unaufschiebbar erscheint, werden unter der überwältigenden Fülle der zur Wiederherstellung zerstörter Daseinsbedingungen erforderlichen Arbeiten späterhin wahrscheinlich minder dringlich erscheinen, z. B. die Reform des Landtagswahlrechts gegenüber der Neuordnung unseres Außenhandels. Dem Wettlauf der Wünschenden wird, wie jeder Einsichtige anerkennen müßte, die Erfüllung der Staatsnotwendigkeiten vorangehen müssen.

Die Kriegseinheit gestattet nicht, Unreifes und Ungeklärtes auf die politische Tagesordnung zu setzen, denn jene Einheit würde solchenfalls Gefahr laufen, auseinandergesprengt zu werden. Wir sollen uns hüten, für vergiftete Zankäpfel der Vergangenheit inmitten des Kriegssturmes schnelle Entschließungen zu heischen. Schon die wenigen engbegrenzten Gesetzentwürfe, die von den Parlamenten letzthin erledigt wurden, wie die Vereinsgesetznovelle und die Kriegsgewinnsteuer, haben deutlich erkennen lassen, daß die alten Gegensätze nur mühsam unter einen Hut gebracht werden könnten. In Hoffen und Bangen harren wir der werdenden Dinge; sie voreilig meistern zu wollen, hieße der weltgeschichtlichen Entwicklung vorgreifen. Friedrich Naumann hat sehr Recht, wenn er schreibt: „Bei allen zukünftigen Entwicklungen hängt sehr viel davon

ab, mit welchen Eindrücken der Krieg selber schließen wird. Er wird rückwärts vom Volke verschieden beurteilt werden, je nachdem er mehr oder weniger greifbaren Sieg gebracht hat. Nicht zu unterschätzen ist aber vor allem, unter was für Umständen die Heimkehr der Truppen sich vollzieht. Die Seele der Heimkehrenden ist die Wiege der künftigen deutschen Politik."

Es wäre schlimm, wenn die staatliche Politik in den Bann hochgespannter idealistischer Empfindungen geriete. Gefühlsmomente tauchen auf und schweben nieder; sie schwanken im Wandel der die Volksstimmung erhebenden oder niederdrückenden äußeren Geschehnisse. Zur Kennzeichnung dieser Veränderlichkeit möchten wir ein literarisches Zeugnis anrufen. Vor etwa Jahresfrist erschien ein vielbeachtetes Buch, das von dem Herrenhausbibliothekar Dr. Friedrich Thimme und dem Vorsitzenden der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands Carl Legien herausgegeben wurde und zwischen der bürgerlichen und sozialistischen Geisteswelt vermitteln sollte*).

Im Schlußwort will der Herausgeber Thimme die wichtigsten Lehren und Erkenntnisse des Krieges zusammenfassen. Einige Sätze mögen seine Auffassung andeuten. „Der Krieg hat uns die Erfahrung gebracht, daß in der nationalen, der deutschen Gesinnung nicht der mindeste Unterschied zwischen der bürgerlichen und der sozialistischen Welt besteht: alle sind wir bereit, für das Vaterland auch das letzte hinzugeben ... Es darf nicht mehr sein, daß die Wünsche und Forderungen der Sozialdemokratie von den übrigen Parteien und der Regierung leichthin beiseite geschoben werden ... Es darf ganz gewiß nicht sein, daß die sozialdemokratische Überzeugung als ein nationales oder gar moralisches Unrecht gebrandmarkt oder gesellschaftlich geächtet wird ... Das Volk darf und kann erwarten, daß ihm der Staat mit Freiheit und Vertrauen lohne, daß man seine Volksrechte nicht ängstlich beschneide, sondern sie soweit wie immer möglich ausdehne, daß man ihm eine lebendige Anteilnahme am Staatsleben gönne, daß man allen seinen Klassen und Individuen volle staatsbürgerliche Gleichberechtigung, gleiche Bewegungsfreiheit, gleiche Entwicklungsmöglichkeit gebe ... Fast mit Beschämung denken wir heute daran, daß wir vor dem Kriege ernsthaft darüber debattieren konnten, ob wir nicht schon ein Zuviel an sozialer Reform hätten ... Wir werden uns in Zukunft dem Probleme, ob und inwieweit unsere heutige Wirtschaftsordnung, der Gegenwartsstaat, der neuen Wirtschafts- und Gesellschafts-

*) „Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland". Herausgegeben von Friedrich Thimme und Carl Legien (Verlag von S. Hirzel in Leipzig. Preis 2 M., geb. 3 M.). In dem Buche haben sich eine Anzahl bürgerlicher Gelehrter und sozialdemokratischer Schriftsteller zusammengefunden, um die Probleme der künftigen Stellung der Arbeiterschaft im neuen Deutschland gemeinsam zu erörtern. Von den Mitarbeitern seien genannt: Prof. Dr. Oncken-Heidelberg, Prof. Dr. Meinecke-Berlin, Prof. Dr. Anschütz-Berlin, Prof. Dr. Francke (Herausgeber der „Sozialen Praxis"), Privatdozent Prof. Dr. Waldemar Zimmermann, Prof. Dr. D. Troeltsch und einige andere. Von den sozialdemokratischen Verfassern seien erwähnt: Scheidemann, Winnig, Paul Hirsch, Dr. Lensch, Robert Schmidt, Heinrich Schulz und Paul Umbreit.

ordnung des Sozialismus, dem Zukunftsstaat, näherzuführen ist, nicht leicht mehr entziehen können ..."

Diese Sätze enthalten unseres Erachtens ein Bekenntnis, das durch eine tiefe Verbeugung vor demokratischen Forderungen und sozialdemokratischen Ideen der nationalen Einigung dienen will. Das den freien Gewerkschaften vom Verfasser Thimme gespendete Lob wegen ihres staatstreuen Verhaltens soll nicht mit einem Wort bekrittelt werden, ob aber die Anerkennung der politischen Sozialdemokratie als einer vaterländisch gesinnten Partei heute noch so rückhaltslos wie vor einem Jahre ausfallen würde, kann füglich bezweifelt werden. Es kann doch nicht einfach darüber hinweggesehen werden, daß innerhalb der Sozialdemokratie ein starrer Radikalismus von unbekannter Stärke nach wie vor sein Wesen treibt. Sollen Staat und Gesellschaft die Verantwortung auf sich nehmen, dieser an Landesverrat grenzenden Strömung jede Schranke gegen ihr freies Austoben fürsorglich aus dem Wege zu räumen?

Die Versöhnungspolitik der Thimme und Genossen ist einseitig eingestellt; sie verlangt von der bürgerlichen Gesellschaft die weitestgehenden Zugeständnisse an die sozialistische und demokratische Anschauungswelt, ohne danach zu fragen, ob die bewährten Tragebalken unseres Staatswesens und seiner bürgerlichen Wirtschaftsverfassung eine solche Belastung ungefährdet aushalten können. Wir machen den um Herrn Thimme vereinigten Gelehrten und Politikern den Vorwurf, daß die von ihnen konstruierten Einigungsformen in manchen Stücken eher dazu angetan sind, Unfrieden zu säen als Versöhnungsfrüchte reifen zu lassen.

Das gilt beispielsweise von den „Gedanken über zukünftige Staatsreformen" des Professors Anschütz. Derselbe glaubt wohl dem inneren Frieden förderlich zu sein, wenn er den „konservativen Radikalismus" als den Hemmschuh aller innerpolitischen Fortschritte in Preußen bezeichnet und den Unitarismus im Reich auf Kosten der Einzelstaaten zu allbeherrschendem Einfluß ausgestalten möchte? Unter bedauerlicher Verkennung der von Preußen ausstrahlenden Lebenskräfte schwebten diesem Gelehrten Reformen vor, durch die eine mit ganzer Machtfülle ausgestattete Reichsregierung eingesetzt und Preußen seiner staatsrechtlichen Befugnisse im wesentlichen beraubt wird. Zwar sucht der Verfasser vorzuspiegeln, daß Preußen infolge einer breiten Demokratisierung seines Wahlrechts an Festigkeit nur gewinnen könnte, andererseits soll aber durch eine systematische Stärkung der Reichsgewalt der preußische Einfluß auf die Reichsgeschäfte gründlich unterbunden werden, denn „das Reich ist nicht eine bloße Attrappe, hinter der sich die preußische Hegemonie verbirgt". Die Existenz des Bundesrats neben der „Reichsleitung" erscheint Professor Anschütz an sich schon als ein Unding. Daher soll die jetzt vom Reichskanzler ausgeübte „Leitung" an ein dem Reichstag verantwortliches Reichsministerium übergehen und der Bundesrat in ein Reichsoberhaus mit den Funktionen eines Staatsrats umgewandelt werden.

Diese Probe mag genügen. Und mit derart ausschweifenden Reformideen soll das Gerüst zum inneren Frieden gezimmert werden! Eine ähnliche Verstiegenheit offenbaren die Pläne Herrn Professors Jaffé in München zur Anbahnung des Arbeitsfriedens. Daß die Arbeiter einen bestimmenden Einfluß auf die Fabrikbetriebe erhalten müßten, gilt als selbstverständlich. Bei Meinungsverschiedenheiten zwischen der Arbeiterschaft und der Betriebs-Oberleitung sollen gemeinsame Ausschüsse, die eventuell mit richterlicher Gewalt auszurüsten wären, eingreifen. Eine höhere Appellationsinstanz könnte geschaffen und zur Krönung des ganzen Schlichtungsapparats ein besonderes Berufsparlament eingesetzt werden.

Wir hängen diesem Gedankenfluge keine Randglosse an, würden aber gern wissen, ob der Verfasser wirklich der Überzeugung ist, daß der Saumpfad zum Volksfrieden mit so breitspänniger Karosse befahren werden kann.

Das Thimmesche Buch von 1915 ist, soweit wir haben sehen können, sehr kühl aufgenommen worden. Dem in ihm sich ausprägenden Idealismus ließ man die gebührende Anerkennung zuteil werden, während man an seiner Ausmünzung in praktischen Maßnahmen schweigend vorüberging. Nicht besser dürfte es unserer Meinung nach einem dieser Tage erschienenen größeren Buche desselben Verfassers ergehen. Diesmal ist ein Stab von vierzig Mitarbeitern zusammengetreten, um dem deutschen Volke die Bahnen zum inneren Frieden aufzuzeigen.*) Selbstverständlich hat diese Arbeitsgemeinschaft hervorragender Männer eine schier erdrückende Fülle von lehrreichen Betrachtungen und be-

*) „Vom inneren Frieden des Deutschen Volkes", herausgegeben von Friedrich Thimme (Verlag S. Hirzel, Leipzig. Preis 5 M., geb. 7 M.). Nach einer Einleitung von D. Traub, M. d. A., über das, was not tut, behandeln den Frieden unter den Weltanschauungen die Professoren Dr. D. Eucken-Jena, Dr. Natrop-München, D. Rademacher-Bonn, ferner die Sozialisten Fendrich-Freiburg und Peus-Dessau, die Pfarrer Liebster und Lic. Wilhelm Thimme, Peter Lippert S. J.-München. Dem Frieden unter den Konfessionen und kirchlichen Parteien sind Aufsätze gewidmet von den Professoren D. Rade-Marburg, Prälat D. Hausbach-Münster, D. Duckmann-Greifswald, Dr. D. Kahl-Berlin, Baumgarten-Kiel, D. Mahling-Berlin und Dr. Rein-Jena. Im Abschnitt über den Frieden unter den Klassen und Berufsständen sind vertreten: Staats-Sekretär a. D. Dr. Dernburg, Prälat Dr. Pieper-M.-Gladbach, Generaldirektor des Volksvereins für das katholische Deutschland, Rechtsanwalt Dr. Heinemann, Ministerialdirektor a. D. Dr. Thiel, Professor Dr. Faßbender, Justizrat Dr. Waldschmidt, Vorstandsmitglied der L. Löwe A.-G., Generalsekretär Stegerwald vom Gesamtverbande der christlichen Gewerkschaften, Stadtrat Dr. Roeßler-Frankfurt a. M., Max Schippel und als einzige Frau Dr. Gertrud Bäumer. Die Stellung der politischen Parteien beleuchten: Dietrich von Oertzen, Otto von Dewitz, M. d. A., Dr. Bachem-Cöln, Heinrich Prinz zu Schönaich-Carolath, M. d. R., Kolb-Karlsruhe, Mitglied des badischen Landtages, die sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Heine und Dr. Haas, M. d. R., zurzeit Warschau. Endlich äußern sich: über die Polenfrage Dr. Paul Rohrbach und Fürst Xaver Drucki-Lubecki, über Elsaß-Lothringen der frühere Staatssekretär Dr. Emil Petri, über das Ringen um die Nordmark Pastor Schmidt und über das Judentum Professor a. D. Dr. Hermann Cohen. Das Schlußwort hat der Herausgeber Dr. Thimme.

achtbaren Anregungen zu Papier gebracht. Wir wünschen, daß recht viele Leser den vorgetragenen Gedankengängen prüfend nachgehen. Sie werden neben manchem Anfechtbaren viel Ansprechendes finden. Vor allem wirkt erfreulich die begeisterte Vaterlandsverehrung, die aus allen Abhandlungen hervorleuchtet. „Das Interesse, das den Ton für alle Reden und das Maß für alle Bestrebungen gibt, bleibt das Vaterland." Die Übereinstimmung in der Grundauffassung läßt freilich für sehr widerspruchsvolle Ausdeutungen Raum.

Das Programm des Friedensbuches ist, wie ersichtlich, sehr weit gesteckt. Trotzdem können die Darlegungen der einzelnen Verfasser, die nicht nur unsere sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse, sondern auch die politischen und konfessionellen Parteiungen, die Nationalitätenfrage und die tiefsten Probleme deutscher „Innerlichkeit" (nach einem Ausdruck des Professors Rudolf Eucken) in vorgezeichnetem Sinne behandeln sollen, die Hauptfragen nur in kürzesten Umrissen erörtern. Über die Staatskirche, das Parteiwesen, über die polnische Frage, das Judentum u. dgl. m. existiert je eine große Literatur, deren Kenntnis zur richtigen Beurteilung der betreffenden Themata unerläßlich ist. Denn die Urteilsbildung muß das Für und Wider erwägen, während die Thimmeschen Mitarbeiter gewissermaßen an eine bestimmte Marschlinie gebunden waren. Ihre Aufgabe deutet dahin, daß sie versöhnlichen Stimmungen unter den sich befehdenden Parteien eine Gasse bahnen sollen. Mithin fügt es sich von selbst, daß sie ihnen unbequeme Wahrheiten und Einwände aus ihren Betrachtungen ausschließen, dagegen die zu einem friedlichen Ausgleich geeignet erscheinenden Momente um so eindringlicher hervorheben. Anders war die heikle Aufgabe wohl auch nicht zu lösen. Die Mannigfaltigkeit der Themata beeinträchtigt aber die Gründlichkeit: die Tendenz des Friedensbuches leistet der Einseitigkeit der Darstellung Vorschub.

Einen ungefähren Einblick in das Wollen der Propagandisten des inneren Friedens gewährt die Schlußrede des Herausgebers, in der es u. a. heißt:

„Hinfort soll eine jede Partei, eine jede Glaubensgemeinschaft, jeder Volksstamm und Stand sich ehrlich und eifrig bemühen, die anderen, denen man bisher kühl und fremd, oft feindlich gegenüberstand, nach Wesensart und wirklichem Wollen kennen zu lernen. Kein oberflächliches Aburteilen auf Grund vorgefaßter Meinungen darf mehr stattfinden; der Protestant muß den Katholiken und Juden, der Liberale und der Freigeist den Positiven und Orthodoxen, der Konservative den Sozialdemokraten und umgekehrt zu begreifen und zu verstehen suchen. Sobald nur alle Teile den aufrichtigen Willen zu solchem Kennenlernen, zu solchem gerechten Verstehen und Urteilen haben, müssen sie ja sofort gewahr werden, wieviel Wertvolles, Gutes und Edles auch die anderen Richtungen in sich schließen, und wieviel man von ihnen lernen und gewinnen kann. Selbstverständlich ist es mit dem Eindringen in die Psyche des andern allein nicht getan; eine ernste, unnachsichtige Selbstprüfung und Einkehr muß damit verbunden sein. Die Not-

wendigkeit der Selbstbesinnung, der inneren Erneuerung kann gar nicht ernst und nachdrücklich genug betont werden; von ihr darf sich niemand, wer es auch sei, ausschließen. Erst wenn ein jeder sich bewußt geworden ist, wieviel Unvollkommenheit und Bedingtheit ihm selbst anhaftet, wie sehr auch er auf die Milde und Nachsicht der anderen angewiesen ist, dann sind die Voraussetzungen für ein gegenseitiges Verstehen gegeben."

Nachdem dergestalt durch die Läuterung aller und eines jeden einzelnen der Boden für ein gegenseitiges Verstehen bereitet ist, wird, wie Dr. Thimme meint, auch das bisher vermißte Vertrauen sich einstellen. Der Krieg wird sich hierbei als ein kräftiger Helfer erweisen, denn er hat allen Parteien das Gewissen dem Vaterlande gegenüber geschärft. Angesichts des furchtbaren Erlebens der Gegenwart müßten alle verbitternden Erinnerungen ausgelöscht und ein neues Konto ohne Vorurteil und Belastung aufgelegt werden. Niemals sei die Zeit hierzu günstiger gewesen als eben jetzt, wo Monarchie und Staatsautorität hochaufgerichtet daständen und der christliche Gedanke die Herzen dem brüderlichen Vertrauen öffne . . .

So spricht der Idealismus, der an den Sieg der edleren Anlagen in den Mitmenschen über deren eigennützige Berechnung glaubt. Auch wir hoffen, daß der Krieg als ein segensreicher Erwecker zur Duldsamkeit und Nächstenliebe sich erweisen und dadurch dem Emporwuchern innerer Zwietracht entgegenwirken wird, die alten Gegensätze aber werden — vielleicht in gemilderten Formen — fortbestehen. Weder wird die menschliche Natur sich umkneten lassen, noch werden die sozialen Spannungen entschwinden, noch werden die konfessionellen Reibungen völlig erlöschen, noch werden die politischen Kämpfe jemals ein überwundener Standpunkt sein. Für den inneren Frieden werden materielle Bedingungen wirksamer sein als blühende Rhetorik.

Die einzelnen Mitarbeiter mögen empfunden haben, wie mit den bloßen Mahnungen zur Friedfertigkeit das trotzige Herz der Menschen nicht zu bekehren ist. Der geistigen Erneuerung sollen daher reale Zugeständnisse zu Hilfe kommen. Sofort zeigt sich aber auch, wie schwankend der Boden für einen Ausgleich ist. Wir bleiben bei dem Abschnitt über den Frieden unter den politischen Parteien stehen. Jeder Verfasser will natürlich das eigene Parteigesicht wahren und soll doch programmmäßig dem Gegner eine Hand zur Verständigung bieten. Das ergibt einen bunten Strauß von Zukunftsversprechungen, von denen Niemand weiß, was von ihnen erfüllt und inwiefern dem inneren Frieden dadurch Nährkraft zugeführt werden wird. Der auf konservativem Boden stehende Herr v. Oertzen ist der Meinung, daß die Parteien veraltete Ideale aufgeben und Vertrauen zueinander fassen müßten. Im übrigen träfe das Umlernen am wenigsten die konservative Partei, weil deren Grundsätze die gewaltige Generalprobe des Weltkriegs so glänzend bestanden hätten, daß eine Richtungsschwenkung eher einen Verlust als Gewinn bedeuten würde. Der wichtigsten Zukunftsaufgabe, der Fortbildung der Sozialreform, würden die

Konservativen trotzdem sich keinesfalls versagen. Ziele der Reform dürften sein: Die Anerkennung der Gewerkschaften als berufene Vertretung der Arbeiterschaft, Erwägungen über die Vergesellschaftung der Produktionsmittel im Sinne einer weiteren Ausbildung gemeinwirtschaftlicher Grundsätze, Regelung des Arbeitsnachweises für Gewerbe und Landwirtschaft, ein einheitliches Arbeitsrecht, die Umwandlung der unfruchtbaren revolutionären Arbeiterbewegung in eine fruchtbare Reformpartei, überhaupt die Begünstigung sozialer Fortschritte.

Die gleiche Zurückhaltung übt der freikonservative Herr v. Dewitz. Zu einer Demokratisierung des Verfassungslebens will er keinesfalls die Hand bieten, für die Lösung der sozialen Probleme aber sein Können einsetzen. Auf diesem Wege werde dem inneren Frieden ein bedeutsames Unterpfand geboten, wobei vorausgesetzt werde, daß die freien Gewerkschaften auf ihrer erfreulich bekundeten nationalen Gesinnung beharren und die Autorität des Staates voll anerkennen.

Für das „gegenseitige Verstehen" scheint uns mit diesen konservativen Bemerkungen wenig getan zu sein. Der nationalliberale Prinz Schönaich-Carolath wünscht zwar eine Umgestaltung des preußischen Wahlrechts, hält aber mit positiven Zielen sonst wohlweislich zurück. Ebenso sieht Dr. Friedrich Naumann in seiner gedankenreichen Abhandlung über „Die Volksvertretung im Kriege" davon ab, programmatische Wünsche oder Hoffnungen für die Zeit nach dem Kriege geltend zu machen. Das erscheint ihm als ein müßiges Herumraten, während unser ganzes Denken und Trachten einzig auf das eine Ziel: Sieg! gerichtet sein muß.

An diesen Probestücken aus dem politischen Kapitel des Thimmeschen Buches müssen wir uns genügen lassen. Die Schwächen des Buches werden offenbar, wo nach positiven Zielpunkten gehascht wird, weil wir diese angesichts des blutigen Ernstes der Gegenwart nicht fest ins Auge fassen können. Können stilvolle Reden über den Friedensgeist diesen heranholen, so müßte er eigentlich schon da sein. Ist er noch nicht vorhanden, so wird er hoffentlich mit dem Geläut der Friedensglocken herannahen. Jetzt regiert noch Mars die Stunde und hat wenig Verständnis für sentimentale Friedenslyrik.

Frankreich und die Gründung des Norddeutschen Bundes

Zum halbhundertjährigen Gedächtnis des Präliminarfriedens von Nikolsburg, 25. Juli 1866

Von Dr. Karl Buchheim

Frankreich befindet sich heute im Niedergange seiner Macht, und der gegenwärtige Krieg wird dazu beitragen, diese Entwicklung zu beschleunigen. Es hat den Krieg auf jeden Fall verloren allein schon durch die wachsende Abhängigkeit von England, selbst wenn ihm ein Sieg über Deutschland noch möglich wäre. Denn zweifellos haben die Franzosen losgeschlagen in der Hoffnung, die alte Machtstellung ihres Staates zu erneuern: dieses Staates, der bis in die Zeiten des großen Napoleon den Briten die Herrschaft über das Weltmeer streitig gemacht, und selbst nachher wenigstens auf dem europäischen Kontinent eine Vorrangstellung eingenommen hat. Uns Deutschen ist nicht immer gegenwärtig, wie jung unsere Macht, auch nur unsere europäische Macht ist; daß die bis vor fünfzig Jahren bestehende Ordnung des Deutschen Bundes ähnlich wie gewisse Balkanstaaten unter der Garantie der europäischen Großmächte stand, daß also Frankreich ebensogut wie Rußland oder England ein durch den Wiener Kongreß verbrieftes Recht besaß, in deutschen Angelegenheiten mitzureden. Erst durch die Gründung des Norddeutschen Bundes verlor Frankreich diese oft zu unserem Schaden ausgenutzte innerdeutsche Position. Kurz darauf folgte die nachdrückliche Belehrung, daß es auch im ganzen Bereiche des Kontinents nicht mehr der Stärkste sei. Der Umschwung kam so schnell, daß die Franzosen sich bis heute noch nicht mit seiner Unwiderruflichkeit abfinden wollten. Vielleicht werden sie es im jetzigen Kriege lernen! Die Abschüttelung des französischen Einflusses in innerdeutschen Fragen ist neben dem Gewinn Schleswig-Holsteins das größte diplomatische Meisterstück Bismarcks, dessen Früchte uns kein Feind wieder entreißen soll. Und es lohnt sich zumal in den Zeiten des Weltkrieges, die halbhundertjährigen Gedenktage seines Gelingens nicht ohne einen dankbaren Rückblick vorübergehen zu lassen.

Erich Brandenburg, der Leipziger Historiker, mit dessen neuem Werke über die „Reichsgründung“ ich die Leser der „Grenzboten“ bereits bekannt gemacht habe (1916 Nr. 17), hat außerdem noch einen dicken Band „Untersuchungen und Aktenstücke zur Geschichte der Reichsgründung“ (Leipzig, Quelle und Meyer,

1916, Preis 16 Mark) veröffentlicht, der unter anderm auch über die Vorgeschichte des Norddeutschen Bundes und die französische Politik der sechziger Jahre neues Material verarbeitet. Die Stärke des französischen Einflusses und die Bedeutung der Leistung Bismarcks, diesen Einfluß benutzt und schließlich überwunden zu haben, wird von Brandenburg mit großer Klarheit hervorgehoben.

Die europäische Politik Napoleons des Dritten ging insofern in den Bahnen der klassischen Tradition Richelieus und Ludwigs des Vierzehnten, als der Gegensatz gegen Österreich ihr leitender Gesichtspunkt war. Daher ging sie darauf aus, einmal seine Machtstellung in Italien einzuschränken und dann die „Heilige Allianz", in der Österreich unter Metternich tonangebend gewesen war, zu sprengen. Napoleon begleitete schon seit 1849 die preußischen Hegemoniepläne in Deutschland mit wohlwollendem Interesse, weil sie diesen Staat in Gegensatz zur Donaumonarchie bringen mußten. Eine Machtvergrößerung Preußens schien ihm nicht gefährlich, ja er glaubte, daß sie Frankreich einen Grund geben könnte, zu gelegener Zeit gewisse linksrheinische Gebiete als Kompensation einzustecken. Alle diese Erwägungen verloren freilich nach der großen diplomatischen Niederlage Preußens in Olmütz einstweilen ihre Grundlage. Aber die „Heilige Allianz" wurde tatsächlich bald durch ein anderes Ereignis gesprengt, nämlich durch den Krimkrieg. War Österreich seitdem mit Rußland verfeindet, so war doch die Isolierung von Preußen noch keineswegs gelungen. Als Napoleon 1859 gegen Österreich losschlug, zwang ihn die Haltung Preußens, die Eroberung Venetiens aufzugeben und sich mit der Lombardei zu begnügen. Erst als die österreichische Politik Anfang der sechziger Jahre auf eine Reform des Deutschen Bundes in anti-preußischem Sinne ausging und seit der Berufung Bismarcks zum Minister, der, weil er frei von den sentimentalen russisch-österreichischen Sympathien der Konservativen war, für einen Freund der französischen Allianz galt, verbesserten sich für Napoleon die Aussichten einer Annäherung an Preußen. Daran lag dem Kaiser um so mehr, als er mit England längst nicht mehr so konform ging wie zu den Zeiten des Krimkrieges. England hatte den Anschluß Süd-Italiens an das Haus Savoyen zugelassen, den Napoleon nicht wünschte, und Frankreich war eben dabei, in der schleswig-holsteinischen Sache die Briten im Stich zu lassen, als diese gern zugunsten Dänemarks interveniert hätten.

Napoleon begünstigte vielmehr geradezu die Einverleibung der Elbherzogtümer in Preußen, die Bismarcks Ziel war, weil er erwarten konnte, daß Preußen sich darüber mit Österreich verfeinde. Wenn möglich gedachte er dann, wie Sybel vermutet, von beiden Seiten Vorteile zu ziehen. In den Verhandlungen, die er 1863 und 1864 mit den preußischen Diplomaten führen ließ, ist in der Tat von Kompensationen, die Frankreich möglicherweise wünschen könnte, die Rede gewesen. Ob aber schon die Einverleibung Schleswig-Holsteins oder erst die weiterer norddeutscher Bundesstaaten, oder ob etwa eine Bundesreform, die Preußen entweder in ganz Deutschland oder wenigstens im Norden

die Hegemonie gäbe, für Frankreich den hinreichenden Grund liefern würde, derartige Kompensationen zu verlangen, darüber hat Bismarck damals nie eine unzweideutige Erklärung herauslocken können. Erst kurz vor der Londoner Konferenz verband Frankreich mit direkten Bündnisvorschlägen die Erklärung, daß ihm eine Annexion Holsteins und Südschleswigs durch Preußen keinen Anlaß bieten würde, territoriale Kompensationen zu fordern.

Von den preußischen Diplomaten war der Pariser Botschafter Graf Goltz schon seit 1863 für ein festes Vertragsverhältnis mit Frankreich. Bismarck hingegen zog in der schleswig-holsteinschen Sache das Bündnis mit Österreich vor in der festen Überzeugung, daß es an Gründen nie fehlen könne, dieses wieder loszuwerden, sobald es seine Dienste getan hatte. Er wußte, daß der König Wilhelm und die konservativen Kreise gern mit Österreich und höchst ungern mit dem „revolutionären" Frankreich zusammen gingen. Er wußte auch, daß dem Kaiser Franz Josef und seinem Minister des Auswärtigen, Grafen Rechberg, nicht minder am Frieden mit Preußen gelegen war. Man bemühte sich, noch einmal an die Möglichkeit zu glauben, daß Österreich und Preußen gemeinsam die deutschen Angelegenheiten leiten könnten, und Bismarck war entschlossen, aus diesem guten Willen Kapital für Preußen zu schlagen. Auf Frankreichs wohlwollende Haltung glaubte er jederzeit noch rechnen zu können, sowie sich seine Politik gegen Österreich wendete. Denn er hatte den leitenden Gedanken der napoleonischen Staatskunst durchschaut und traute sich zu, klüger zu sein als der Kaiser, seine günstigen Gesinnungen für eine Machtsteigerung Preußens erst auszunützen, wenn es zur Auseinandersetzung mit Österreich kam, und dann den Preis, den Frankreich dafür erwartete, nicht zu zahlen. Er erkannte auch, daß das Zugeständnis der Einverleibung Schleswig-Holsteins ohne Kompensationen nicht ohne Hintergedanken Napoleons gemacht worden war. Denn die Einverleibung war nur durch Krieg mit Österreich möglich; wenn dieser aber einmal kam, dann mußte er naturnotwendig nicht nur über Schleswig-Holstein, sondern über die Vorherrschaft in ganz Deutschland entscheiden. Das versetzte Napoleon jederzeit noch in die Lage, zu behaupten, die politische Situation habe sich völlig verändert; nun müsse er doch Kompensationen anmelden.

Im Frühjahr 1865 verschärfte sich der Gegensatz zwischen Österreich und Preußen so, daß die Zeit der Entscheidung gekommen schien. Damals vermittelte Botschafter Graf Goltz neue französische Anträge. Bismarck lehnte sie ab, weil der König eine Verbindung mit Frankreich nicht wünsche. Über seine eigentlichen Gründe setzte er dem Grafen Goltz auseinander: „Es sei viel besser, wenn Österreich sich davor fürchtete, daß Preußen ein Bündnis mit Frankreich schließen könne, während gleichzeitig Frankreich damit rechnen müsse, daß man das österreichische Bündnis vorziehe." (Brandenburg S. 426.) Bismarck traute Napoleon überhaupt zu, daß dieser sich schließlich auf die vorteilhaftere, also unter Umständen auch einmal auf die österreichische Seite

schlagen werde, und ließ im April 1865 in Paris sondieren, ob Frankreich sich nicht etwa Österreich nähere. Benedetti, der französische Botschafter in Berlin, stellte nun direkt die Frage, was Preußen im Falle eines Krieges mit Österreich von Frankreich erwartete. Bismarck antwortete ausweichend und schob wieder die Abneigung König Wilhelms gegen Abmachungen mit Frankreich vor. Benedetti riet darauf seiner Regierung vollkommene Zurückhaltung in der Entwicklung des deutschen Konflikts an. Bismarck hätte gern eine Äußerung Benedettis gehört, daß Frankreich auf deutsches Gebiet verzichte. Deswegen schlug er Kompensationen in Belgien oder in der welschen Schweiz vor, ohne daß er selber recht glaubte, daß diese möglich sein würden. Es gelang nicht, Benedetti zu einer derartigen Äußerung zu bringen. Man sieht zur Genüge, daß beiderseits alle Register der Diplomatie gezogen wurden. Bismarcks Stellung war noch erschwert durch die öfters mangelnde Unterstützung des Grafen Goltz. Der Botschafter mißbilligte Bismarcks Politik, wünschte immer den Abschluß förmlicher Verträge mit Frankreich und regte diese im Sommer 1865 sogar gegen seine Instruktion, aber ohne Erfolg an.

Bekanntlich brachte der Sommer 1865 im Vertrag von Gastein die letzte Aussöhnung zwischen Preußen und Österreich. Die Enttäuschung in Frankreich darüber war groß, so groß, daß Bismarck, der den Bruch mit Österreich trotz Gastein ja doch schließlich an der Frage der deutschen Bundesreform herbeiführen wollte, das Bedürfnis fühlte, selber den Kaiser Napoleon zu beruhigen. Er erwirkte von seinem König die Erlaubnis, in Biarritz mit Napoleon zusammenzutreffen. Die Beruhigung des Kaisers über die preußischen Absichten gelang ihm. Vergeblich versuchte er aber auch diesmal, eine Zusage zu erlangen, daß sich Frankreich mit außerdeutschen Kompensationen zufriedengeben würde.

Die erneute Verschlechterung der preußisch-österreichischen Beziehungen trat schon Anfang 1866 ein und zeitigte neue Verhandlungen mit Frankreich. Napoleon forderte jetzt zum erstenmal offen deutsches Gebiet und wurde zurückgewiesen. Trotzdem war der König Wilhelm einem Bruch mit Österreich und einer Annäherung an Frankreich nicht mehr so abgeneigt wie früher, weil die Unhaltbarkeit des preußisch-österreichischen Kondominats über Schleswig-Holstein auch für ihn offen zutage trat. Diesen Moment benutzte Bismarck zur Aufrollung der Bundesreformfrage und damit zur Entzündung des Konflikts. In längeren Verhandlungen gelang es, Frankreich zu der Zusage zu bestimmen, es werde die Durchführung der preußischen Reformpläne ohne Kompensation hinnehmen. Natürlich hoffte Napoleon nach wie vor im stillen, daß der Krieg doch noch eine neue Lage und Gelegenheiten zu anderweitigen Forderungen bringen würde. Selbst mit der Möglichkeit seines Übertritts auf die österreichische Seite rechnete er bereits. In der Tat versuchten die Österreicher durch das Angebot freiwilliger Abtretung Venetiens Napoleon zu gewinnen. Indessen war Bismarck dieser Gefahr bereits durch Abschluß eines Bündnisses mit Italien begegnet. Diesem Vertrag getreu, weigerte sich Italien, Venetien als Geschenk

Napoleons anzunehmen, und verlangte die direkte Abtretung durch Österreich. Da wollte sich auch der Franzosenkaiser Österreich gegenüber nicht binden.

Nunmehr hatte sich Bismarck die diplomatischen Voraussetzungen der Abrechnung mit Österreich geschaffen und schlug unverzüglich los. Sein deutsches Programm ging weniger vom Einheitsgedanken an sich aus, sondern davon, daß es gelte Deutschland zu einer Macht von europäischem Gewicht zu machen, und zwar auf der Grundlage der bereits vorhandenen preußischen Macht. In diesem Grundgedanken war und blieb er gegenüber den Bestrebungen der Paulskirche und der preußischen Union original, auch als er nachmals in deren Bahnen einlenkte. In ihm lag die Möglichkeit einer Beschränkung, die die älteren Einigungsprojekte nicht in gleichem Maße gehabt hatten. Wenn es nicht so sehr auf die Einheit an sich, sondern auf die Macht ankam, dann brauchte Bismarck durchaus nicht die vollendete Einheit Deutschlands als Ziel ins Auge zu fassen, sondern er konnte mit der Durchführung der Bundesreform lediglich nördlich des Mains sehr wohl auf kürzere oder auch längere Zeit, unter Umständen gar für immer zufrieden sein. Früher hatte Bismarck an eine regelrechte Teilung Deutschlands mit Österreich gedacht, und auch jetzt fiel es ihm nicht schwer, das Reformprogramm nur auf Norddeutschland zu erstrecken, da Frankreich diese Beschränkung zur Bedingung seines erwähnten Verzichts auf Kompensationen machte. Selbst Sachsen preiszugeben und die süddeutschen Staaten aus dem Zollverein zu entlassen, hätte er sich vermutlich zur Not entschlossen. Konfessionelle, ethnographische und parteipolitische Erwägungen ließen ihm öfters ein enges Zusammenarbeiten mit dem großenteils katholischen und demokratischen Süden als gar nicht so unbedingt wünschenswert erscheinen. Es war also Bismarck bei seinen Versicherungen gegenüber Frankreich zunächst gewiß ernst mit der Beschränkung der preußischen Vorherrschaft auf den Norden, ohne daß er dies als Lösung für alle Zeiten zu betrachten brauchte. Am 10. Juni 1866 trat er mit folgendem Bundesreformprogramm hervor: engerer straff organisierter Norddeutscher Bund unter preußischer Führung, weiterer loser Zusammenschluß mit den süddeutschen Staaten im Sinne des alten Deutschen Bundes. Der Oberbefehl über die süddeutschen Truppen im Kriege sollte nicht Preußen, sondern Bayern zustehen. Für diesen Plan gewann Bismarck die vorhin erwähnte Zustimmung Napoleons.

Zum Nachteil für die französische Politik fiel die Entscheidung von Königgrätz viel zu schnell und gründlich. Österreich bot Napoleon neuerdings Venetien an, und der Kaiser nahm es und trat Preußen gegenüber am 5. Juli als Vermittler auf. Es war ein gefährlicher Schritt, denn hätte Preußen jetzt abgelehnt, so wäre es Napoleon seinem Prestige schuldig gewesen, die Annahme der Vermittlung zu erzwingen, und das französische Heer war damals noch viel weniger als 1870 für einen großen Krieg gerüstet. Der Eindruck der Einmischung war in Preußen sehr schlecht. Doch nahm Bismarck die Vermittlung an in der Absicht, die Verhandlungen zu verschleppen. Er knüpfte

darum die Annahme an die Bedingung, daß Italien zustimme, und veranlaßte die Sendung des Prinzen Reuß ohne besondere Instruktionen nach Paris, um den Kaiser in höflicher Weise hinzuhalten. Er hoffte, Italien werde sich nach dem Schlage von Custozza weigern, Venetien als Geschenk anzunehmen, oder er werde, falls ihn Italien doch im Stich lasse, Zeit gewinnen, mit Österreich direkt zu verhandeln.

Über die Friedensbedingungen, die man stellen wollte, war man sich damals im preußischen Hauptquartier noch nicht klar. Ohne Zweifel ging man auf eine Annexion ganz Sachsens aus, während man von Hannover und Kurhessen nur so viel nehmen wollte, als notwendig war, um eine Verbindung zwischen den preußischen Ost- und Westprovinzen herzustellen. Bismarck ging damit über das von Napoleon gebilligte Programm vom 10. Juni hinaus, aber wie er meinte, nicht mehr, als durch die inzwischen erfochtenen Siege gerechtfertigt sei. In Süddeutschland wollte er sich auch jetzt streng an das Programm halten. In einem Erlaß vom 9. Juli an den Grafen Goltz sprach sich Bismarck etwas näher aus. Der Botschafter wurde beauftragt, ziemlich umfangreiche Forderungen Preußens bei Napoleon zu vertreten, nämlich die volle Annexion sämtlicher preußenfeindlicher norddeutscher Staaten, oder wenn dies nicht durchzusetzen sei, möglichst große Gebietsabtretungen, und jedenfalls die Aufrichtung eines kräftigen Norddeutschen Bundes. Wenn Frankreich eine unfreundliche Haltung einnehme, so solle Goltz „mit der rücksichtslosen Entfesselung der nationalen Bewegung in ganz Deutschland drohen“ (Brandenburg S. 549). Goltz sollte keine Friedensbedingungen mit Napoleon vereinbaren, sondern ohne direkte Vorschläge zu machen, nur sondieren, wieviel Vorteil der Kaiser jetzt nach Königgrätz über das Programm vom 10. Juni hinaus Preußen ohne Kompensationen zugestehen wolle. In Frankreich rechnete man bereits selber mit Annexionen, und da Napoleon entschlossen war, Norddeutschland dem preußischen Einflusse zu überlassen, so war es ihm im Grunde gleichgültig, wieviele norddeutsche Staaten bestehen blieben, wenn Preußen nur den Süden nicht antastete. Höchstens die Erhaltung Sachsens wünschte er. Trotzdem unterließ es Graf Goltz, dem Kaiser die Forderung der Annexionen überhaupt vorzutragen, wahrscheinlich weil er Bismarcks Politik, wie schon früher, nicht für richtig hielt. Dadurch gab er Napoleon Gelegenheit, in einem Briefe, den er dem am 15. Juli wieder abreisenden Prinzen Reuß mitgab, überhaupt jede verpflichtende Äußerung zu den preußischen Friedensbedingungen zu vermeiden.

Inzwischen wurden in Frankreich Stimmen laut, die die zu erwartende Machtsteigerung Preußens keineswegs für so ungefährlich hielten, wie der Kaiser selbst, und die immer dringender empfahlen, den Siegern von Königgrätz die Früchte des militärischen Erfolges recht gründlich zu verkümmern. Wortführer dieser Richtung war der Minister Drouyn de Lhuys, der nach Möglichkeit die ihm allzu preußenfreundlich erscheinende Politik seines Herrschers durchkreuzte. Auf seinen Befehl begab sich am 9. Juli der Botschafter Benedetti

ins preußische Hauptquartier mit dem Auftrag, sofort einen Waffenstillstand herbeizuführen. Man lehnte dies Ansinnen unter Berufung auf die mangelnde Zustimmung Italiens ab. Benedetti merkte bei seinen Verhandlungen mit Bismarck, daß Preußen unter allen Umständen auf Annexionen in Norddeutschland bestehen würde. Dies war der Punkt, über den Graf Goltz die französische Regierung bisher nicht unterrichtet hatte. Über Frankreichs Haltung zu dieser Bedingung verriet Benedetti kein Wort, doch gewann Bismarck den Eindruck, als werde ein etwaiger Widerspruch dagegen nicht unüberwindlich sein.

Wenn möglich trachtete Bismarck trotz der schwebenden Vermittlung Frankreichs darnach, mit Österreich direkt in Friedensverhandlungen zu treten. Es war also notwendig, daß er mit dem König über die endgültigen Forderungen einig wurde. Anscheinend war Bismarck mehr für Vollannexionen ganzer norddeutscher Staaten, während der König alle seine Gegner gleichmäßiger bestrafen und dafür keine von den besiegten Dynastien ganz ihres Landes berauben wollte. Am 14. Juli traf ein Telegramm von Goltz ein, worin der Botschafter die französischen Friedensvorschläge mitteilte. Von den Annexionen war darin gar nicht die Rede, weil es ja Goltz unterlassen hatte, ihre Notwendigkeit in Paris zu betonen. Preußen sah sich darum nicht in der Lage, diese Vorschläge zur Grundlage für den Frieden zu machen. Doch setzte es Bismarck nach einer schweren Beratung gegen die Meinung des Königs am 18. Juli durch, daß man die Vorschläge wenigstens als Grundlage für den Waffenstillstand annahm. Der König hatte durchaus die Aufnahme der Bedingung der Annexionen auch schon ins Stillstandsprogramm verlangt. Aber schließlich gab er doch nach, und Bismarck konnte nach seinem Willen den Österreichern Waffenstillstand anbieten. Bis zum Eintreffen der Antwort wurden fünf Tage Waffenruhe bewilligt. Diese Beratung vom 18. Juli muß nach Brandenburgs Forschungen die sein, die Bismarck in den „Gedanken und Erinnerungen" nach Nikolsburg auf den 23. Juli verlegt, und deren temperamentvollen äußeren Verlauf er dort höchst anschaulich schildert. Schon am 19. Juli entschlossen sich übrigens der König und Bismarck, über die Richtlinien des 18. Juli noch hinauszugehen und die französischen Vorschläge nicht nur zur Grundlage der Stillstands-, sondern sogar der Friedensverhandlungen mit Österreich zu machen, wenn dieses sich bereit fände, seine deutschen Verbündeten preiszugeben. Inzwischen war nämlich Benedetti wieder im Hauptquartier angekommen. Er war in Wien gewesen und hatte dort die Annahme der französischen Vermittlung erreicht. Da der Botschafter auf sofortigem Beginn der Friedensverhandlungen nunmehr bestand, kam man auf den eben erwähnten Ausweg. In der Tat war Österreich unter der Bedingung der Integrität Sachsens einem Separatfrieden geneigt. Alle seine übrigen Verbündeten überließ man in Wien ihrem Schicksal. Auch jetzt hätte Preußen noch die Möglichkeit gehabt, die Verhandlungen zu verzögern, wenn man sich auf die immer noch mangelnde Zustimmung Italiens berufen hätte. Bismarck hatte bisher die Verbündeten derart im Unklaren über den

Stand der Dinge gelassen, daß man sich in Florenz bitter beschwerte. König Wilhelm, dem die ganze Grundlage der Friedensverhandlungen zu wenig den Interessen Preußens zu entsprechen schien, wünschte die Benutzung dieses Umstandes, fügte sich aber auch hier schließlich seinem Minister, der die Zustimmung Italiens nicht mehr für zweckdienlich und auch nicht für notwendig hielt, da es den ausbedungenen Kampfpreis, Venetien, ja sicher bekommen würde. Daß man auf der Grundlage der französisch-österreichischen Vorschläge nicht mehr hoffen konnte, Sachsen zu erhalten, war in den Augen König Wilhelms sehr schmerzlich, in den Augen Bismarcks nicht völlig unvorteilhaft, weil er nun um so eher Hoffnung hatte, die Vollannexion Hannovers und Kurhessens dem König als notwendig hinstellen zu können, zu der sich dieser bisher noch nicht hatte entschließen wollen. Jetzt endlich traf übrigens auch von Goltz aus Paris die Nachricht ein, daß er die Anerkennung der Annexionen verlangt, und daß Napoleon sie bewilligt habe.

Am 23. Juli traten die preußischen und österreichischen Unterhändler in Nikolsburg zusammen. Man einigte sich über viele Punkte ziemlich glatt. Streitig blieben die Integrität Sachsens, die Abtretung eines österreichischen Grenzstrichs, die Höhe der Kriegskostenentschädigung und die Zugehörigkeit Sachsens zum Norddeutschen Bunde. Bismarck gewann den entschiedenen Eindruck, daß die Österreicher lieber den Krieg fortsetzen als ein Stück ihres Landes, außer Venetien, oder Sachsens abtreten würden. Da der König trotzdem durch mündliche Rücksprache noch nicht zum Nachgeben zu bestimmen war, verfaßte Bismarck die ausführliche Denkschrift vom 24. Juli, die uns Sybel in seiner Geschichte der Reichsgründung mitgeteilt hat. Bismarck beantragte hier, die Integrität Österreichs und Sachsens anzuerkennen und auch die Höhe der Kriegskostenentschädigung zu ermäßigen, und sich dafür an ausgedehnten norddeutschen Annexionen schadlos zu halten, für die die Zustimmung Österreichs und Frankreichs zu haben sei. Es ist nach Brandenburgs Feststellungen nicht richtig, daß Bismarck, wie er in den „Gedanken und Erinnerungen" behauptet, für den Fall der Ablehnung seiner Anträge seine Entlassung verlangt habe. Der König gab auch ohnedies wieder nach, und schon am folgenden Tage konnte Bismarck den Österreichern die gewünschten Zugeständnisse machen. Nur der Forderung des Ausschlusses Sachsens vom Norddeutschen Bunde gab er nicht statt, und der König Johann von Sachsen, dem Kaiser Franz Josef selbst die Entscheidung über Krieg und Frieden überließ, vollzog daraufhin seinen Eintritt in diesen freiwillig. So kam am 25. Juli der Präliminarfriede von Nikolsburg zustande. Der lange Widerstand König Wilhelms gegen die Österreich und Frankreich in kluger Weise entgegenkommende Politik Bismarcks erklärt sich am befriedigendsten aus legitimistischen Motiven. Die Anerkennung der Integrität Österreichs und Sachsens zwang ihn, wenn überhaupt Preußen Länderzuwachs erhalten sollte, der der Größe seines Sieges entsprach, die völlige Entthronung der Dynastien von Hannover, Kurhessen und Nassau zuzugeben, was in seinen Augen eine Vergewaltigung des Fürstentums von Gottes Gnaden

und ein revolutionärer Akt war. Noch nachträglich im August hätte er unter dem Eindruck von Vorstellungen des russischen Zaren am liebsten jedem der vertriebenen Fürsten ein kleines Stück ihrer Länder zurückgegeben. Wahrscheinlich hätte Bismarck die Vollannexionen nicht durchsetzen können, wenn auch bei Napoleon legitimistische Gesichtspunkte irgend etwas gegolten hätten. So aber kam es dem Sohne der Revolution nur auf die Machtverhältnisse an, und da er einmal sich entschlossen hatte, die Aufrichtung der preußischen Vorherrschaft in Norddeutschland zuzugeben, war es ihm ziemlich gleichgültig, in welchem Umfange Preußen innerhalb dieses Gebietes annektierte.

Ihm kam es auf die Selbständigkeit Süddeutschlands und auf den Bestand der Zusicherung des Reformprojekts vom 10. Juni, daß Preußen an der Mainlinie Halt machen werde, an. Gerade in diesem entscheidenden Punkte wurde er aber zu guter Letzt noch von Bismarck diplomatisch überwunden, und zwar durch die Schuld eigner Fehler. Gedrängt von den preußenfeindlichen Elementen um Drouyn de Lhuys ließ er sich in einem durch schwere Erkrankung veranlaßten Moment der Schwäche zu der Inkonsequenz verleiten, nachträglich doch noch mit einer Kompensationsforderung aufzutreten. Und zwar forderte Frankreich am 5. August ganz Rheinbayern und Rheinhessen, nach Ablehnung dieser ungeheuerlichen Zumutung aber am 20. August wenigstens noch Landau und das Saarkohlengebiet. Bismarck benutzte sofort die Gelegenheit, sich seinerseits von dem Programm vom 10. Juni, das Napoleon ohne Kompensation zugestanden, entbunden zu fühlen, und in die Friedensbedingungen für Württemberg, Baden und Bayern den Abschluß jener Schutz- und Trutzbündnisse mit dem Norddeutschen Bund aufzunehmen, die das ganze außer-österreichische Deutschland gegen Frankreich militärisch einigten. Als Entgelt erwirkte er bei seinem König, daß die drei süddeutschen Staaten ohne jede territoriale Verkürzung davonkamen. Schon vier Jahre später mußte Napoleon seine Inkonsequenz mit dem Verlust seines Thrones bezahlen. Denn er holte sich von dem unverhofft geeinigten Deutschland die schweren Niederlagen von 1870. Wahrscheinlich hätte sich der Anschluß der Südstaaten an den Norddeutschen Bund im Kriege gegen Frankreich doch nicht so glatt vollzogen, wenn nicht die Fehler der französischen Politik Bismarck zu günstiger Stunde die Gelegenheit gegeben hätten, sich dieses Anschlusses zu versichern.

So bedeutet in der Tat der Präliminarfriede von Nikolsburg mit seinen unmittelbaren Folgen die endgültige Zerstörung jener innerdeutschen Position Frankreichs, die spätestens seit dem dreißigjährigen Krieg eine Quelle der europäischen Macht dieses Staates war, und die der Wiener Kongreß völkerrechtlich bestätigt hatte. Es wäre in einer Zeit, wo wir in engem Bunde mit Österreich-Ungarn stehen und Blut um Blut uns jeden Tag fester aneinander kettet, eine psychologische und moralische Unmöglichkeit, das halbhundertjährige Gedächtnis des preußischen Sieges über Österreich zu feiern. Was geschichtlich notwendig war, ehren wir mit Schweigen und wenden unsern Blick der ver-

söhnten Gegenwart und Zukunft zu. Aber von Herzen feiern wollen wir den entscheidenden diplomatischen Sieg über Frankreich, den Bismarck im Juli und August 1866 erfocht. Dieses Triumphes wollen wir bei der fünfzigsten Wiederkehr des Tages von Nikolsburg vor allem gedenken, des Endes alter Gängelung unseres Vaterlandes durch den westlichen Nachbar. Wir stählen an dem Rückblick auf solche Vergangenheit unseren festen Willen, Frankreich für immer aufs Knie zu zwingen, das doch nur deswegen nach Revanche geschrieen hat, weil es glaubte, die Zeiten deutscher Schwäche erneuen zu können.

Beiträge zur Politik des Fernen Ostens

Von Dr. oec. publ. Arthur Heber

Ein russisch-japanisches Bündnis.

Im Jahre 1913 hat Rußland China dazu vermocht, der äußeren Mongolei unter ausdrücklicher Wahrung der chinesischen Oberhoheit autonome Rechte zu verleihen, und es durchgesetzt, daß der zuvor von ihm mit dem Hutuchtu in Urga geschlossene Handelsvertrag chinesischerseits anerkannt wurde. Im Laufe des europäischen Krieges ist es ihm gelungen, die Anerkennung von Bahn- und Telegraphen-Konzessionen zu erlangen, welche durch die äußere Mongolei nach dem eigentlichen China führen.

Im Mai vorigen Jahres kam dann zwischen China und Japan ein Abkommen zustande, durch das die Pacht seiner südmandschurischen Kolonie, einschließlich der südmanschurischen Bahnlinien, die im Jahre 1922 ablaufen sollte, auf 99 Jahre verlängert wurde, und das den Japanern Siedlungsrechte in der ganzen Südmandschurei gewährte, die in der Folge auch auf die östliche Mongolei, in der sich China zur Öffnung von Handelsplätzen verpflichtet hatte, ausgedehnt wurden.

In diesen Tagen haben nun Japan und Rußland ihre beiderseitigen Interessensphären in der Mandschurei und Mongolei durch ein Abkommen näher umschrieben und die Gelegenheit benutzt, um in konsequentem Ausbau der russisch-japanischen Verständigung vom Jahre 1910 sich ihre so umschriebenen Rechte und Interessen gegenseitig gegen fremde Einmischung zu garantieren.

Dieses neue Abkommen, das auch nach Ansicht der englischen Presse einem Bündnisvertrage gleichkommt, hat, soweit es in Umrissen bekannt geworden ist, folgenden wesentlichen Inhalt:

1. In Ansehung der von Japan bereits geleisteten und für die Dauer des europäischen Krieges noch zu leistenden Lieferungen von Kriegsmaterial aller Art tritt Rußland an Japan die Verlängerung der südmandschurischen Bahn von Tschangtschun bis zum Sungari-Fluß in einer Länge von etwa fünfund-

siebzig englischen Meilen gegen eine Kaufsumme ab, die gegen die japanischen Forderungen für Kriegslieferungen in Anrechnung gebracht wird. Die Festsetzung der Kaufsumme scheint noch nicht endgültig erfolgt zu sein. Die Angaben schwanken zwischen vierzehn und zwanzig Millionen Yen.

2. Rußland gesteht den japanischen Untertanen in der Eisenbahnzone der ostchinesischen Bahn und in ganz Ostsibirien die gleichen Handels- und Niederlassungsrechte zu wie seinen eigenen Untertanen.

3. Rußland anerkennt Japans Rechte und Interessen in der südlichen Mandschurei bis zum Sungari-Fluß und in der östlichen Mongolei. Japan anerkennt und garantiert Rußlands Rechte und Interessen in der Mandschurei nördlich des Sungari und in der äußeren Mongolei und verpflichtet sich, im Falle einer Gefährdung dieser Interessen während des europäischen Krieges auf Rußlands Wunsch daselbst Rußlands Interessen wahrzunehmen. Dafür verzichtet Rußland auf den weiteren Ausbau seiner militärischen Machtstellung am japanischen Meer. Wladiwostok soll nicht weiter ausgebaut werden und in Zukunft vorwiegend den Charakter eines Handelshafens haben, in dem die Japaner nicht mehr wie bisher Beschränkungen hinsichtlich des Aufenthaltes, der Niederlassung und des Handels unterworfen sind.

4. Rußland erkennt solche Maßnahmen Japans in China an, welche die Aufrechterhaltung des Friedens im Fernen Osten auf der Grundlage der Territorialintegrität und der Offenen Tür für alle Nationen bezwecken.

Sollte dabei eine dritte Macht oder eine Kombination von Mächten Japan hindernd in den Weg treten und dieses infolgedessen gezwungen sein, gegen dieselbe Stellung zu nehmen, so wird Rußland sich auf Japans Wunsch seinen Maßnahmen anschließen.

Dieses auf den Fernen Osten bezügliche Abkommen wäre merkwürdig einseitig, wenn Japan nicht gleichzeitig für die außerordentlich belangreichen russischen Konzessionen, die darin enthalten sind, in einer Form, die wohl im Hinblick auf bestehende Bündnisse gewählt wurde, Rußland ungefähr gleichwertige Gegenleistungen geboten hätte. Die Kriegslieferungen werden, soweit nicht auf andere Art Zahlung erfolgt ist, durch Abtretung der Bahnstrecke Tschangtschun—Sungari aufgewogen. Die Stellung, die Rußland darüber hinaus zu den japanischen Plänen einnimmt, insbesondere aber der Verzicht auf seine Macht am japanischen Meere legt die Vermutung nahe, daß Japan sich Rußland gegenüber in einem geheimen Sonderabkommen zu Gegendiensten verpflichtet hat. Rußland muß versuchen, sich für die Aufgabe seiner hohen politischen Ziele im Fernen Osten, nachdem es den eisfreien Hafen Port Arthur verloren hat, und auch Wladiwostok als militärischen und maritimen Stützpunkt Japan gegenüber nicht weiter ausbauen kann, anderwärts in Asien zu entschädigen und einen Ausgang zum Meere zu sichern. Dazu bietet die Kriegslage in Persien Gelegenheit, wo England unter dem Druck der Verhältnisse Rußland freiere Hand und gewisse Vorrechte, so unter anderem einen

Zugang zum Persischen Meerbusen zuerkennen mußte. Nur droht auch hier wie an den Dardanellen und am Bosporus eine scharfe Verkehrskontrolle und zwar seitens Englands, derselben Macht, die neben den Vereinigten Staaten Japans Plänen in China allein noch hinderlich im Wege steht. Bei einer etwaigen Auseinandersetzung mit England dieserhalb kann Japan Rußland im Hinblick auf die exponierte Lage Indiens sehr wertvolle Dienste leisten, aber auch Rußland kann Japan auf dem Wege über Wladiwostock und Port Arthur im Bündnisfalle gegen England und Nordamerika nachhaltige Unterstützung gewähren. Erinnern wir uns daran, daß schon in den Jahren 1899 und 1900 England und die Vereinigten Staaten sich darüber verständigten, daß es keiner Macht gestattet sein soll, in China für ihren Handel eine Interessensphäre unter Ausschluß des Handels anderer Mächte zu reservieren. Denken wir ferner daran, daß die beiden Mächte im Frieden von Portsmouth ihre Interessen Japan gegenüber erfolgreich wahrnahmen, nachdem die russischen Absichten durch den Ausgang des Krieges durchkreuzt worden waren. Schließlich verdankt gerade die Verständigung von 1910, die zu dem jetzigen Abkommen zwischen Japan und Rußland erweitert worden ist, ihr Zustandekommen einem auf die mandschurischen Bahnen bezüglichen Neutralisierungsvorschlage des amerikanischen Staatssekretärs Knox und nicht zuletzt war die Haltung Juanshikais den Japanern gegenüber auf den Einfluß amerikanischer Ratgeber zurückzuführen. Welche Stellung England gegenüber Japans Absichten auf China einnimmt, ist bekannt. Trotzdem ist anzunehmen, daß England der Not gehorchend, zu dem vorliegenden Abkommen seine Zustimmung erklärt hat, nachdem Grey schon im Sommer 1911 im britischen Parlamente die besonderen Interessen Rußlands und Japans in der Mandschurei und Mongolei zugegeben hat.

Es kann also kein Zweifel darüber bestehen, was mit dem politischen Abkommen oder der Kombination gemeint ist, auf die sich der Geheimartikel im neuen russisch-japanischen Vertrage bezieht, zumal sich England bei Erneuerung der britisch-japanischen Allianz für den Fall eines Krieges zwischen Japan und den Vereinigten Staaten freie Hand vorbehalten hat. Sollte nicht zwischen England und den Vereinigten Staaten ein Bündnis der Art bestehen, daß bei Verwicklung des einen in einen Konflikt der andere zu wohlwollender Neutralität verpflichtet ist, so sprechen doch alle Anzeichen zum mindesten dafür, daß beim Kampfe um die Vormacht am Stillen Ozean England und die Union-Staaten Seite an Seite zu finden sein werden. Diesen Fall sieht der russisch-japanische Vertrag voraus, ebenso wie er die Möglichkeit vorsehen soll, „zu Kompensationszwecken" weitere Abmachungen zu treffen, die sich auf den Fernen Osten beziehen.

Japan in China

Graf Okuma äußerte sich kurz vor seinem Abgang über den Einfluß des europäischen Krieges auf die japanische Politik wie folgt: „Der Grund, der Japan zur Kriegserklärung gegen Deutschland bestimmt hat, in Gemäßheit des englisch-

japanischen Bündnisvertrages, ist den Mächten durch die Erklärung der japanischen Regierung und das damals erlassene kaiserliche Dekret bekannt geworden. Inzwischen hat Japan Gelegenheit gefunden, seinem Verbündeten ebenso wie Rußland und Frankreich neue Beweise seiner Freundschaft zu liefern. Dieser Grundsatz war es auch, der uns veranlaßte, zusammen mit England die chinesische Regierung in der Frage der Wiederaufrichtung der Monarchie zu warnen, um eine Störung des Friedens im Fernen Osten zu verhindern, und der schließlich zur Unterzeichnung der Londoner Deklaration seitens Japans führte. Dadurch wurden die Entente-Mächte direkt und indirekt auf mancherlei Art und Weise unterstützt und ihre Sache in diesem Kriege gefördert.

Die Ursache für die Entwicklung der Freundschaft zwischen Japan und Rußland ist zweifellos in der rückhaltlosen Unterstützung zu suchen, die Japan Rußland während des Krieges gegen den gemeinsamen Feind ebenso hat angedeihen lassen wie England seinen Verbündeten. Nicht zuletzt ist diese Freundschaft das Ergebnis der vollkommenen Überzeugung auf Seiten der russischen Behörden und des russischen Volkes, daß Japan das Prinzip der territorialen Integrität und der Offenen Tür in China aufrecht erhält und eifrig bestrebt ist, den Frieden im Fernen Osten zu wahren. Wie das englisch-japanische Bündnis, so wird auch dieses Einvernehmen zur Sicherung des Weltfriedens und ganz besonders des Friedens im Fernen Osten beitragen. Die neuen Beziehungen zu Rußland und das englisch-japanische Bündnis sind dazu bestimmt, die Interessen der Mächte in China zu schützen und den ehrgeizigen Nationen zuvorzukommen, welche den Frieden des Orients zu stören trachten und die Länder des Ostens überfallen. Angesichts des Schicksals der Türkei, die den deutschen Machtgelüsten zum Opfer fiel, will das japanische Kaiserreich beizeiten verhindern, daß ein ähnliches Geschick China bereitet wird."

Die Tokyo Tsushinsha, ein japanisches Korrespondenz-Bureau, verbreitete kurz vor Juanshikais Tod folgende Auslassung einer hochstehenden diplomatischen Persönlichkeit:

„England nimmt, trotzdem sich Japan im Bündnis mit England auf Grund des englisch-japanischen Vertrages ernsthaft bemüht, den deutschen Einfluß in China auszuschalten, in China eine zu unserem großen Bedauern der japanischen Politik entgegengesetzte Haltung ein. Trotzdem England sich Japan anschloß, als dieses die Aufgabe der monarchistischen Pläne seitens Juanshikais forderte, kann es sich doch nicht dazu entschließen, mit seiner Juanshikai günstigen China-Politik gänzlich zu brechen. Im Gegenteil, es unterstützt offen und versteckt Juanshikai, entgegen dem Sinn der gemeinsam an die Pekinger Regierung gerichteten Ermahnung.

Besonders auffällig ist die Haltung der englischen Presse in China. Sie bemüht sich, die Chinesen zu beeinflussen, indem sie offen und lebhaft für Juanshikai eintritt. Zu gleicher Zeit senden die britischen Zeitungsleute schwarzgefärbte Berichte nach dem Mutterlande in der Absicht, eine jede Japan freund-

liche Politik der englischen Regierung zu hintertreiben. Ihre Argumente zugunsten Juanshikais sind das Ergebnis der Befürchtung, daß im Falle seines Sturzes die britische Politik in China eine gründliche Änderung erfahren und sie die Privilegien, die sie in China genießen, verlieren würden. Sie glauben, daß außer Juanshikai niemand die Lage in China beherrschen kann und wünschen, daß er im Amte bleibt, bis der europäische Krieg vorüber ist. Auf diese Weise zeigen sie ihren Eigennutz ohne jeden Rückhalt. Es ist klar, daß sie Juanshikai aus seinen gegenwärtigen Schwierigkeiten befreien möchten, damit England seine Stimme energisch bei der Lösung der ostasiatischen Probleme geltend machen kann. Sollten infolgedessen die Grundlagen des englisch-japanischen Bündnisses in Zukunft in bedauerlicher Weise erschüttert werden, so tragen die Engländer in China allein die Schuld daran."

Fast gleichzeitig mit dieser Auslassung brachten die Hauptvertreter der japanischen Presse die Nachricht, daß Sir John Jordan, der englische Botschafter in Peking, infolge der schwierigen Lage Chinas seine Rückkehr nach England, die im Mai erfolgen sollte, verschoben habe. Sofern aber Sir John Peking nicht bald verlasse, sei es unmöglich, daß die japanische und englische Regierung zu einem vollkommenen Einvernehmen mit Bezug auf ihre Chinapolitik gelangen. Nur wenn Sir John Peking verlasse und weitere Änderungen in den Vertretungen der Mächte in Peking Platz greifen würden, könne man auf den Beginn einer neuen und ersprießlichen Ära in der Pekinger Diplomatie hoffen.

Hiermit im Zusammenhang verdient folgende, offenbar vom japanischen Auswärtigen Amt inspirierte programmatische Äußerung, die in der japanischen Presse zu finden ist, Beachtung:

„Da an einer stabilen Regierung in China sowohl die Chinesen selbst als auch die Ausländer interessiert sind, und eine solche Regierung, da Asien nun einmal nicht den Asiaten allein gehört, alle berechtigten Ansprüche der Nationen des Westens sowohl als auch der Chinesen und Japaner erfüllen muß, so bleibt, da die Chinesen sich bis heute zur Führung einer verantwortlichen Regierung nicht fähig erwiesen haben, nichts anderes übrig, als die Einsetzung einer Art Regierungs-Kommission, die sich einerseits aus Vertretern der ausländischen Mächte, andererseits aus Chinesen zusammensetzt. Schon jetzt steht fast jeder Zweig der Pekinger Regierung unter der Aufsicht von Ausländern. Mit jedem Tage verlieren die Chinesen mehr den Anspruch auf Selbstregierung. Da nicht nur die Ausländer, sondern auch sie selbst unter ihrer Unfähigkeit, geordnete Zustände zu schaffen, leiden, so müßte eine Regierungs-Kommission, wie die geforderte, von allen Seiten mit Freuden begrüßt werden; denn sie wäre in der Lage, endlich geordnete Verhältnisse in der chinesischen Verwaltung einzuführen, ohne daß prinzipielle Änderungen in der Regierung stattzufinden brauchten. Was die Organisation einer solchen Regierungs-Kommission anbetrifft, so wäre daran festzuhalten, daß bei gleichzeitiger Vertretung aller in

China stärker interessierten Mächte die führende Rolle (the actual controlling influence) Japan vorbehalten sein müsse. Selbstverständlich würden die Mittelmächte in einer solchen Regierung, wenn sie noch während des Krieges zustande kommt, so lange keine Vertretung finden können, bis der Friede wieder hergestellt ist."

Es ist interessant, das Echo solcher Äußerungen in der englischen Presse, speziell in den Blättern des Fernen Ostens und in der Londoner Presse, die jenen Ländern besondere Aufmerksamkeit schenkt, zu verfolgen. So schreibt „The London and China Telegraph" vom 12. Juni:

„Japans Absichten mit Bezug auf China sind augenblicklich Gegenstand lebhafter Diskussion in einem Teile der Presse des Fernen Ostens. Wenn auch vieles dabei lediglich auf Gerüchte und eitle Spekulationen der Artikelschreiber zurückzuführen ist, so verdient der Gegenstand doch volle Aufmerksamkeit, und es sollte demgemäß mit größter Umsicht darüber berichtet werden. Weit davon entfernt, sehen wir aber, daß den japanischen Staatsmännern kritiklos allerhand wilde Eroberungspläne in Bezug auf China zugeschrieben werden. So wird uns berichtet, daß Japan eifrig die chinesischen Revolutionäre unterstütze, daß es im Begriff stehe, ein Abkommen mit Rußland zu unterzeichnen, das ihm die Vorherrschaft in China sichern würde, und daß mit Aussicht auf Erfolg Versuche gemacht werden, ein deutsch-japanisches Bündnis nach dem Kriege zustande zu bringen. Es wäre natürlich töricht, Japans starke Interessen in China zu übersehen oder anzunehmen, daß es nicht jede Gelegenheit benutzen wird, um diese Interessen mit aller Kraft wahrzunehmen. Aber es besteht kein Grund für die Annahme, daß Japan das nicht in freundschaftlichem Wettbewerb und Seite an Seite mit den anderen fremden Mächten durchzuführen beabsichtigt, die in China Interessen haben. In der Tat hat Baron Kato in einer jüngst gehaltenen Rede, die an die Adresse des englischen Volkes gerichtet war, mit Bezug auf das englisch-japanische Bündnis bemerkt, daß zeitweilige Meinungsverschiedenheiten zwischen den Alliierten keinen genügenden Grund für die Auflösung des Bündnisses abgeben, daß vielmehr die engen Beziehungen, die das Bündnis mit sich bringt, bei Auseinandersetzungen über die beiderseitigen Ansprüche ihre Nützlichkeit erweisen würden und so jeder unangenehme Konflikt vermieden werde. Das ist vielleicht," sagt der ‚London and China Telegraph', „ein deutlicher Wink, der zeigen soll, daß Japan seine eigenen Interessen ungestört verfolgen will, aber es ist auch ein Beweis dafür, daß seine Absicht dabei ist, in Übereinstimmung mit den anderen Mächten zu handeln. Bevor wir überzeugendere Beweise haben, als die, die gegenwärtig zur Hand sind, nehmen wir die Verdächtigungen, die sich auf die Politik der japanischen Regierung in China beziehen, nicht ernst. Freilich vergessen auch wir die einundzwanzig Forderungen nicht, die Japan im vorigen Jahre China vorgelegt hat, doch dürfen wir daran erinnern, daß es schließlich auf den bedenklichsten unter denselben nicht bestand."

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schöne Literatur

Der Krieg im französischen Roman. Wie bei uns ist die Zahl der Kriegsschriften in Frankreich unübersehbar. Neben Briefen und Tagebüchern haben sich Streitschriften und Romane am meisten angehäuft. Die polemische Literatur ist wenig eigenartig; sie benutzt die altbekannten ausgetretenen Gedankengänge wütenden Hasses und wuchert mit der Entrüstung über die angeblichen Scheußlichkeiten der Deutschen. Wir können sie nur als Ausfluß einer Kriegspsychose erklären, ohne für ihre Maßlosigkeit Verständnis zu haben. Klarer als der kriegskranke Journalist, Politiker oder Gelehrte läßt uns der Künstler in die Tiefe der seelischen Erschütterungen hineinsehen.

Nicht immer gelingt es allerdings dem zur Deklamation neigenden Franzosen, sich vom patriotischen Schwulst freizumachen und bis zur künstlerischen Freiheit sich durchzumühen. Dies Empfinden wird auch der unparteiische Leser bei dem Roman von Charles Geniaux „Les Fiancés de 1914“ haben. Der wortreiche Nationalstolz und die eitle Selbstbespiegelung verhindern manchmal, daß das Gefühl zum einfachen und unmittelbaren Ausdruck gelangt. Französisch ist der Roman in allen Schwächen und Schönheiten. Die Form geht Geniaux über alles. Auch in Augenblicken höchster Erregung finden seine Personen immer noch einen wohlgebauten und wohlklingenden Satz. Die Tante sieht den schwerverwundeten Neffen im Lazarett wieder und begrüßt ihn trotz der Aufregung mit den erhabenen Worten: „Warum muß ich den ersten Kuß, mein lieber Junge, Dir unter solchen glorreichen, aber ernsten Umständen geben!“ So geschraubt drücken sich nun die beiden Liebenden nicht aus. Sie sind wahrhafte Menschen, zwei bis über die Ohren Verliebte. Und doch erinnern sie an zarte, niedliche Porzellanfigürchen. Ein tendelnd-neckisches Spiel mit Worten erscheint ihr Liebesgeflüster und sie hauchen ihre Sehnsucht nur in einem lächelnden Seufzer aus. In weichen, arabesken Linien zeichnen sie das Bild ihrer Seele, mit ernster Wichtigkeit plaudern sie über die „vertu“, zwei niedliche Nachkommen des Reifrocks und der Wadenstrümpfe. Erst im weiteren Erlebnis des Krieges reift die Sprache, färbt sie sich kräftiger. Und dann greift sie wirklich manchmal ans Herz.

Ist dies so recht ein Buch für die Masse, allerdings für die Masse der Gebildeten, so wird der Roman von Abel Hermant „Heures de guerre de la famile Valadier“ dem Vergnügen bereiten, der sich gern abseits von der Menge hält und sie mit väterlichem Wohlwollen bekrittelt. Das häusliche Leben der Familie Valadier, die uns der Dichter hier vorstellt, ist durch den Entschluß der ältesten Tochter, zur Bühne zu gehen, ganz auf theatralische Wirkungen gestellt. Vater, Mutter und die Kinder zitieren und rezitieren, und jeder spielt seine wohleinstudierte Rolle. Wenn man Frau Valadier besucht, dann öffnet sie mit Häubchen und Schürze die Tür, um bald darauf im Salon als Dame des Hauses freudiges Erstaunen über den Besuch zu heucheln. Aber auch diese Familie erlebt den Krieg. Emma, die Aelteste, ist mit einem jungen Schauspieler verlobt, der als Seesoldat und heimlicher Vater fällt. Das Geständnis, das die Tochter dem Vater macht, geht in einer geschickt aufgebauten Szene nach allen Regeln der dramatischen Kunst vor sich und endet wie alle Rührstücke

mit einem tugendhaften Schlußeffekt: der Vater vergibt. Emma heiratet dann einen Verwundeten, der das Kind anerkennt. Der Sohn, siebzehn Jahre alt, tritt freiwillig ein und verliert im Schützengraben alles Theaterhafte, Gemachte. „Er hat sich in einen wirklichen Helden verwandelt, der auf die fürs Publikum berechnete Gebärde verzichtet." Dies alles, höchst lustig zu lesen, wird in einem gemächlich dahinfließenden Stile erzählt; und nur hin und wieder unterbricht ihn das kräftigere Gefälle selbstsicheren vaterländischen Schwunges. Trotz der fast sachlichen Sprache, hört man eine verborgene Symbolik hindurchklingen: wie der junge Valadier, so soll auch das ganze Volk in diesem Kriege lernen, alles Theatralische, Dekorative ablegen und sich an ein einfaches, natürliches Heldentum gewöhnen.

Mehr als unterhalten will aber der im Grunde etwas gleichgültige Hermant nicht. Stärker ergreift die leidenschaftliche Marcelle Tinayre, die in ihrem Roman „La veillée des armes" die ersten Tage des Krieges, die Stunden zitternder Erregung und schmerzhafter Trennung nacherleben läßt. Ein abgelegenes Pariser Viertel bildet den Hintergrund, das wie eine Kleinstadt anmutet. Alle Leute kennen sich. Da ist die Zeitungshändlerin, die für ihren Stolz, den einzigen Sohn, sich alles vom Munde abspart; der Kaufmann an der Ecke, der sofort bei Kriegsausbruch die Preise hinaufschraubte; die blasse Blumenhändlerin mit dem eleganten Morgenkleid; die allwissende Pförtnersfrau und die vornehmen Mieter des modernen Hauses. Der Krieg zerstört das idyllische Leben dieser großen Familie. Das Schicksal eines jeden wird mithineingezogen in die große Not. Doch die Erlebnisse dieser Dutzendwesen bilden nur den Rahmen. Zwei Menschen, durch junge Liebe aneinander gekettet, haben begonnen, ein gemeinsames Leben voll Schönheit aufzubauen. Aber auch sie müssen sich trennen, sie, die das Leben inniger, klarer und bewußter empfinden als andere, die nur in der Liebe leben können. Und dieser Abschied, dessen Schwere sie mit selbstquälerischer Genauigkeit durchkosten wollen, ist ein einziger hoffnungsloser Schrei, ein machtloses Schluchzen. Dieses Buch ist mehr als ein Roman; es ist der wahre und menschliche Ausdruck einer empfindenden Seele.

Dr. Fritz Koepke

Theologie

Kriegspredigten von D. Hunzinger, Hauptpastor zu St. Michaelis in Hamburg. Drei Bände. Heroldsche Buchhandlung in Hamburg. Preis des kart. Bändchens 1 M.

Vielleicht war es zu keiner Zeit dankbarer und interessanter zu predigen, als heute. Die gärende Erregung, die mit der Kriegserklärung im deutschen Volke geweckt wurde, zwang die evangelischen Pfarrer, schärfer und pointierter die Predigt als Verkündigung gegenwärtigen Christentums zu gestalten, lebendiger als vordem die Züge aus dem Charakter des Gebets hervortreten zu lassen. Dank dem obersten, sieghaften Grundsatz des realistischen Kanons, dem Satz von der Wichtigkeit des Milieus, werden diese Züge und Linien in den vorstehenden Kriegspredigten des Hamburger Hauptpastors D. Hunzinger in großer Unmittelbarkeit lebendig. Zur Vergleichung holte ich des Dresdener Oberhofpredigers D. Franz Volkmar Reinhards Predigten aus den Jahren 1806—1815 hervor. Wüßten wir nicht aus der Geschichte, was diese Jahre für unser Volk bedeuten, aus Reinhards einst vielbewunderten Predigten erführen wir es nie. Seine Predigten leben und weben in rationalistischer Pflege der Weisheit, der klassischen Reinheit der Sprache, dem tiefgründigen Erforschen edler, individueller Lebensanschauung, der klassischen Harmonie abgeklärter Weltanschauung. Ganz selten klingt die Not der Zeit einmal in einer Neujahrspredigt an, nirgends zeigt sich ein bewußtes Verhältnis zum nationalen Ringen und Sehnen der Zeit. Wie muß die Franzosenzeit auf dieser Welt gleich einem Alp gelagert haben, daß sie weltabgewandt aus der trüben Gegenwart politischer Verschwommenheit und Verfahrenheit flüchtet in das Reich des Ideals, des geschichtslosen Philosophierens über Weltbildung und Lebensklugheit. Wie ganz anders malt sich die heutige Welt in Hunzingers Kriegs-

predigten! Den Zug zur Schönheit, zum kunstvollen Aufbau lassen sie völlig zurücktreten. Jede Predigt ist ein Kind ihrer Zeit, der Siegesmeldungen der Woche, der Stimmung des Augenblicks, einer Zeit voll banger, nervöser Fragen, voll hastiger Sehnsucht nach Gewißheit, nach Befreiung und Erlösung, voller Gegensätze der Anschauungen und Strebungen, wie sie leidenschaftlicher kaum sich so geltend machen konnten. Hunzinger unternimmt es, diese Gefühle einheitlich zu bannen, indem er an das Tiefste in der Geschichte des Christentums, an die deutsche Mystik anknüpft. Mit großer Freimütigkeit redet er von den heiligsten Mysterien unserer Soldaten, denen Kanonendonner und Schlachtgeschrei das tiefste Verständnis von Sittlichkeit, Religion und Christentum geben und aus Verächtern des Christentums Verächter von Tod und Teufel machen. Nicht als bloße Stütze von Recht und Sittlichkeit, von Thron und Altar, sondern als etwas in sich Wertvolles läßt Hunzinger uns die religiöse Erweckung unserer Zeit erkennen, die aus dem Innern jeder besseren Seele von selbst entspringt. Wenn diese Predigten auch oft scheinbar die stilistische Formvollendung vermissen lassen und die Sprache ein etwas starkes, freies, fast unkanzelhaftes Gepräge hat — des deutschen Volkes Todfeinde nennt Verfasser gelegentlich im heiligen Zorn Schufte, wie einst Jesus geistesgewaltig, nicht mild und liebenswürdig, aber herb, bitter und furchtlos seine Gegner Otternge-züchte genannt hat — so ersetzt Hunzinger das, was an herkömmlicher Form und gewohnheitsmäßigem Kanzelton abgeht, durch die persönliche Wucht einer mit sich fortreißenden Rhetorik, die als persönliches Moment einer treuen, deutschen Gesinnung gewürdigt zu werden verdient. Achtundfünfzig Kriegspredigten enthalten diese drei Bändchen. Wie Kolumbus einst mit staunenswerter Geschicklichkeit und Einfachheit ein Ei zum Stehen brachte, so weiß Hunzinger ohne gesuchte Geistreichigkeit, auch ohne triviale Geschmacklosigkeit, ohne Wiederholung, mit geschulter Treffsicherheit Predigtthemen zu finden, die Bibel und Gegenwart als ein unauflösliches, füreinander geschaffenes Ganze erscheinen lassen. Sämtliche Predigten sind vor ihrer Sammlung in diesen drei Bänden als Einzeldrucke erschienen und in einer Folge von nahezu einer halben Million abgesetzt und an die Front gesandt worden. Alles in allem genommen, kann man auch angesichts dieser Sammlung in Buchform den Verfasser wegen seines gewaltigen Erfolges nur herzlich beglückwünschen.

Heinrich Reuß

Kriegstagebuch

8. Juni 1916. Rechts der Maas am Gehölz von Thiaumont und zwischen Chapitre-Wald und Feste Vaux starke feindliche Gegenangriffe unter schwerster Einbuße des Feindes zusammengebrochen.

8. Juni 1916. Seegefecht an der flandrischen Küste zwischen unseren Vorpostenbooten und feindlichen Monitoren und Zerstörern, keine Verluste unsererseits. — Eines unserer Seeflugzeuge schießt ein französisches Kampfflugboot ab.

8. Juni 1916. Russische Angriffe bei Kolki, nordwestlich von Tarnopol und am Dnjestr unter schweren Verlusten des Feindes abgewiesen. Die Russen besetzten Luzk.

8. Juni 1916. Den Monte Sisemol und den Monte Castelgomberto erobert, 578 Italiener gefangen, 5 Maschinengewehre erbeutet.

8. Juni 1916. Im Monat Mai wurden 56 Schiffe des Vierverbandes mit 118 000 Tonnen versenkt.

8. Juni 1916. Der italienische Transportdampfer „Principe Umberto" durch österreichische U-Boote versenkt, trotz des Schutzes durch ein Geschwader Zerstörer.

9. Juni 1916. Südwestlich von Fort Douaumont, im Chapitre-Wald und auf dem Fumin-Rücken die Franzosen aus mehreren Stellungen geworfen, westlich der Feste Vaux ein starkes feindliches Feldwerk gestürmt, 28 Offiziere und mehr als 1500 Mann gefangen, 29 Maschinengewehre, 3 Geschütze erbeutet.

9. Juni 1916. Zwischen Okna und Dobrohoutz mehrere schwere russische Angriffe abgewiesen, an der unteren Strypa erreichen die Russen das Westufer.

9. Juni 1916. Italienische Vorstöße zwischen Etsch und Brenta abgewiesen, über weitere 1000 Italiener gefangen.

10. Juni 1916. Das Ministerium Salandra mit 197 gegen 158 Stimmen gestürzt.

10. Juni 1916. Westlich Markirch erfolgreiche Patrouillen-Unternehmung.

10. Juni 1916. Südlich von Krewo 100 Russen gefangen. — Östlich von Kolki am Styr die Russen von den Österreichern über den Fluß zurückgeworfen, 1500 Gefangene, 13 Maschinengewehre genommen. Vordringen der Russen in der Bukowina. Die Russen besetzen rumänisches Gebiet bei Marmoritza.

10. Juni 1916. Am Monte Lemerle 500 Italiener gefangen.

10. Juni 1916. An der Irakfront versenken die Türken zwei feindliche Kanonenboote und drei große mit Artilleriemunition beladene Schleppkähne. — An der Kaukasusfront bei Amadien russische Kavallerie geschlagen, sie verlieren über 1000 Mann und viel Material.

11. Juni 1916. Nördlich Perthes in der Champagne erfolgreiche Vorstöße in die französischen Gräben, über 100 Franzosen gefangen, vier Maschinengewehre genommen.

11. Juni 1916. Nordwestlich von Buczacz an der Strypa die Russen zurückgeworfen, über 1300 Gefangene gemacht. Russischen Übergangsversuch westlich Kolki abgeschlagen.

11. Juni 1916. Venedig und Mestre erfolgreich mit Bomben belegt.

12. Juni 1916. Englische Angriffe bei Ypern. Bei der Feste Douaumont unsere Linie weiter vorgeschoben.

12. Juni 1916. An der Strypa westlich von Przewloka russische Angriffe abgewiesen. — Zadagora, Snyatin und Horodenko von den Russen besetzt; ebenso Torczyn westlich von Luzk. Bei Kolki Angriff der Russen gescheitert, über 2000 Gefangene.

13. Juni 1916. Die westlich und südlich der Thiaumont-Ferme gelegenen feindlichen Stellungen gestürmt, 793 Franzosen gefangen, 15 Maschinengewehre erbeutet.

13. Juni 1916. Siebenfache russische Angriffe bei Baranowitschi unter schweren Verlusten des Feindes abgewiesen.

14. Juni 1916. Bei Przewloka mehrere russische Angriffe glatt zurückgeschlagen, ebenso bei Wisniowczyk, bei Rydan, bei Kremeniez.

15. Juni 1916. Bei wiederholten französischen Angriffen gegen den Südhang des „Toten Mannes" erleidet der Gegner schwere blutige Verluste und verliert 246 Mann an Gefangenen.

15. Juni 1916. Nördlich von Przewloka 400 Russen gefangen, am Stochod—Styr russische Übergangsversuche abgeschlagen.

15. Juni 1916. Am Südteil der Hochfläche von Doberdo heftige italienische Angriffe abgeschlagen; im Ortlergebiet die Tukatt- und Hintere Madatsch-Spitze genommen.

15. Juni 1916. Die Türken schlagen die Engländer am Euphrat zwischen Korna und Nassrie zurück, die Russen an der persischen Grenze über Bana nach Norden zurückgeworfen.

16. Juni 1916. Heftige Artillerie-Kämpfe im Maasgebiet, westlich Sennheim kleinere französische Angriffe abgeschlagen.

16. Juni 1916. Am Stochod—Styr-Abschnitt heftige Kämpfe, ebenso bei Przewloka.

16. Juni 1916. Erfolglose italienische Angriffe an der Isonzo-Front, der Dolomiten-Front und südwestlich Asiago; hier 867 Italiener gefangen, 5 Maschinengewehre erbeutet.

17. Juni 1916. Französische Angriffe am „Toten Mann" und im Thiaumont-Walde gescheitert.

17. Juni 1916. Am Styr beiderseits Kolki russische Angriffe abgewiesen. Zwischen der Straße Kowel-Luzk und dem Turia-Abschnitt für uns erfolgreiche Kämpfe; 11 Offiziere, 3446 Mann gefangen, 1 Geschütz, 10 Maschinengewehre genommen. — Czernowitz von den Österreichern geräumt.

18. Juni 1916. Generaloberst von Moltke am Herzschlag gestorben.

18. Juni 1916. Das neue italienische Kabinett unter Boselli gebildet. Sonnino bleibt Minister des Äußeren.

18. Juni 1916. Französische Angriffe am Thiaumont-Walde und im Fumin-Walde glatt abgeschlagen, 100 Gefangene.

18. Juni 1916. Westlich von Kolki und am Stochod russische Angriffe zurückgewiesen. Angriff der Russen in Richtung auf Gorochow, bei Lokaczy und nordöstlich von Lopuszno von den Österreichern abgeschlagen.

18. Juni 1916. Südlich des Busibollo über 200 Italiener gefangen, 7 Maschinengewehre, 1 Minenwerfer erbeutet.

19. Juni 1916. Vorstöße südlich von Smorgon bis über Cary hinaus brachten an gefangenen Russen 1 Offizier, 143 Mann, an Beute 4 Maschinengewehre, 4 Minenwerfer ein. — Starke russische Angriffe südwestlich von Logischin unter schweren Verlusten zusammengebrochen. — Heftige Kämpfe bei Gruziatyn. — Vordringen unsererseits zwischen der Straße Kowel-Luzk und der Turya. — Bei Lokaczy 1800 Gefangene gemacht, 1 Geschütz, 3 Maschinengewehre erbeutet. — Zwischen Sokul und Kolki starke feindliche Angriffe abgeschlagen.

19. Juni 1916. Eins unserer Marineflugzeuge greift im Rigaischen Meerbusen zwei russische Zerstörer erfolgreich an.

20. Juni 1916. Bei Dubatowka, nördlich von Smorgon, mehrere russische Stellungen genommen, über 200 Gefangene; Maschinengewehre, Minenwerfer erbeutet. — Bei Grudziaty, westlich von Kolki, russische Kräfte durch Gegenstoß zurückgewiesen. — Heftiger Widerstand der Russen nordwestlich Luzk, sie verlieren etwa 1000 Gefangene.

20. Juni 1916. Das deutsche Unterseeboot „U 35" erscheint im spanischen Hafen Cartagena mit einem Handschreiben Kaiser Wilhelms an König Alfons und mehreren Kisten Medikamenten für die deutschen Kamerunkämpfer. Nach Erledigung seines Auftrages durchbricht es die Reihen der feindlichen Kriegsschiffe und versenkt auf der Rückfahrt einen französischen Dampfer.

21. Juni 1916. Russische Vorstöße gegen die Kanalstellung südwestlich Logischin und wiederholte Angriffe westlich von Kolki gescheitert. Zwischen Sokul und Liniewka die russischen Stellungen genommen, beiderseits der Turya und weiter südlich die Russen zurückgedrängt. — Starke Angriffe nördlich von Przewloka unter schwersten Verlusten für den Feind abgeschlagen.

21. Juni 1916. Französische Angriffe gegen die westlich der Feste Vaux genommenen Gräben abgewiesen, über 400 Franzosen gefangen.

21. Juni 1916. Die Ententemächte zwingen das neutrale Griechenland zur Demobilisierung, Entlassung des Kabinetts Skuludis, Auflösung der Kammer usw., Zaimis wird Ministerpräsident.

21. Juni 1916. In Südpersien greifen die Türken am Engpaß von Paitak die Russen an und werfen sie fünfzehn Kilometer südlich bis Servile zurück. — Am linken Flügel der Kaukasusfront stürmen die Türken die russischen Stellungen südlich Trapezunt in fünfzig Kilometer Breite auf einer 2800 Meter hohen Bergkette nördlich des Tschorokflusses, 652 Gefangene gemacht.

22. Juni 1916. Karlsruhe, Müllheim i. B. und Trier durch feindliche Flieger angegriffen, in Karlsruhe 257 Opfer, davon 117 Tote, in der Mehrzahl Kinder; die Angreifer verlieren vier Flugzeuge.

22. Juni 1916. Bei Beresina, östlich von Bogdanow, bei einem kurzen Vorstoß 45 Russen gefangen, 2 Maschinengewehre, 2 Revolverkanonen erbeutet.

23. Juni 1916. Rechts der Maas den Höhenrücken „Kalte Erde", das Panzerwerk Thiaumont, das Dorf Fleury gestürmt, südlich der Feste Vaux Gelände gewonnen; 2673 Gefangene.

23. Juni 1916. Die Russen über die allgemeine Linie Zubilno—

Watyn—Zwiniacze angegriffen. — Heftige Kämpfe bei Kimpolung in der Bukowina. — Im Czeremoszatal die Russen aus Kuty geworfen; bei Radziwilow russische Anstürme abgeschlagen.

23. Juni 1916. Italienische Angriffe auf dem Lana Joch und am Kleinen Pal abgeschlagen.

23. Juni 1916. Österreich-ungarische Torpedoboote beschießen die italienische Ostküste bei Giulianova, Flugzeuge den Bahnhof von Ponte di Piave und den Hafen von Grado.

23. Juni 1916. Der englische Harwich-Dampfer „Brussels" von deutschen Torpedobooten beim Leuchtschiff Schouwenbank aufgebracht.

23. Juni 1916. Ein österreichisch-ungarisches Unterseeboot versenkt in der Otranto-Straße einen italienischen Hilfskreuzer vom Typ „Prinzipe Umberto" („Citta di Messina") und den Zerstörer „Fourche".

23. Juni 1916. Russische Gegenangriffe von den Türken östlich Servil (Persien) unter beträchtlichen Verlusten des Angreifers abgeschlagen. Die Türken nähern sich Ghilan, südlich und Sineh, nördlich Servil.

24. Juni 1916. Lebhafte Artillerie- und Gasangriffe des Feindes vom La Bassée-Kanal bis über die Somme hinaus. Heftige Gegenangriffe der Franzosen östlich der Maas auf die neugewonnenen Stellungen unter schwersten blutigen Verlusten für sie abgeschlagen; über 200 Gefangene gemacht.

24. Juni 1916. Starke russische Gegenstöße bei Zaturcy und südlich des Plaszewka-Abschnitts, südöstlich von Beresteczko restlos abgeschlagen. — In der Bukowina beziehen die Österreich-Ungarn neue Stellungen zwischen Kimpolung und Jakobeny. Bei Holatyn-Grn. die Höhen nördlich der Lipa gestürmt, westlich von Torczyn in die russische Stellungen eingedrungen.

25. Juni 1916. Westlich des „Toten Mannes" und rechts der Maas bei „Kalte Erde" starke französische Angriffe unter großen Verlusten der Franzosen gescheitert.

25. Juni 1916. Westlich Sokul und bei Zaturcy heftige für uns erfolgreiche Kämpfe; die Gefangenenzahl seit 16. Juni beträgt 61 Offiziere 11 097 Mann, die Beute 2 Geschütze, 54 Maschinengewehre. — Nördlich von Kuty russische Angriffe mit schweren Verlusten für den Feind abgeschlagen.

26. Juni 1916. Patrouillengefechte an der englischen und am Nordflügel der französischen Front. Starke Gas- und Artillerieangriffe besonders heftig beiderseits der Somme. — Rechts der Maas französische Angriffe nordwestlich und westlich des Panzerwerks von Thiaumont, sowie südwestlich der Feste Vaux ergebnislos.

26. Juni 1916. An dem nördlichen Teil der Ostfront bei Kekkau bringen deutsche Abteilungen, die in die russischen Stellungen vorstießen, 26 Gefangene, 1 Maschinengewehr, 1 Minenwerfer, nördlich vom Miadziol-See 1 Offizier, 188 Mann, 6 Maschinengewehre und 4 Minenwerfer ein. — Südwestlich von Sokul russische Linien gestürmt, mehrere 100 Gefangene gemacht.

26. Juni 1916. Die Österreich-Ungarn verkürzen ihre Front zwischen Brenta und Etsch. Die Italiener greifen die neue Stellung auf den Monte Cesto an, wo sie unter schweren Verlusten abgewiesen werden.

26. Juni 1916. Für uns erfolgreiche Flugzeugkämpfe über dem Rigaischen Meerbusen.

27. Juni 1916. Vom Kanal von La Bassée bis südlich der Somme feindliche Erkundigungsvorstöße, die mühelos abgewiesen werden. Nach zwölfstündiger heftigster Feuervorbereitung greifen die Franzosen die an uns am 28. verlorenen Stellungen auf „Kalte Erde", Dorf Fleury und östlich davon an; sie werden überall unter ganz außerordentlichen Verlusten für sie zurückgeschlagen.

27. Juni 1916. Das Dorf Liniewka, westlich von Sokul, gestürmt. — Südwestlich von Nowo-Poczajew und westlich von Torczyn russische Angriffe abgewiesen.

27. Juni 1916. Italienische Angriffe zwischen Etsch und Brenta und an der Kärtner Front blutig abgewiesen. 580 Italiener gefangen.

27. Juni 1916 Patrouillen- und Vorpostengefechte am Wardar, Mazedonien.

28. Juni 1916. An der englischen und am Nordflügel der französischen Front Vorstöße feindlicher Patrouillen und stärkerer Infanterie-Abteilungen zurückgewiesen.

28. Juni 1916. Zwischen Dubatowka und Smorgon russische Angriffe gescheitert; bei Gnessitschi, südöstlich von Ljubtscha einen feindlichen Stützpunkt erstürmt, 28 Gefangene; 2 Maschinengewehre, 2 Minenwerfer erbeutet. — Heftige Kämpfe in 40 Kilometer Breite östlich von Kolomea, die österreichische Front wird etwas zurückgenommen.

28. Juni 1916. Zurückweisung italienischer Angriffe an der Isonzofront und zwischen Etsch und Brenta. 200 Italiener gefangen.

29. Juni 1916. Englische und französische Vorstöße an mehreren Stellen abgeschlagen. Südlich Tahure und beim Gehöft Maisons de Champagne französische Abteilungen blutig abgewiesen. Fortschritte an der Höhe 304 links der Maas. Gesamtzahl der Gefangenen rechts der Maas seit 28. Juni 70 Offiziere, 3200 Mann.

29. Juni 1916. Südöstlich von Liniewka russische Gegenangriffe ergebnislos, 100 Gefangene, 7 Maschinengewehre erbeutet. — Die Russen besetzen Kolomea Nördlich von Obertyn russische Reiterangriffe zusammengebrochen.

29. Juni 1916. Vergebliche Angriffe der Italiener an der Isonzo-, Kärtner und Tiroler Front, 800 Italiener gefangen, 7 Maschinengewehre erbeutet.

29. Juni 1916. Für uns siegreiches Gefecht in der Ostsee zwischen deutschen Torpedobooten und russischen Kreuzern und Zerstörern.

30. Juni 1916. Gesteigerte Gefechtstätigkeit beiderseits der Somme. Östlich der Maas starke französische Angriffe gegen „Kalte Erde" und Thiaumont unter schwersten Verlusten gescheitert.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Bülow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Mitteleuropäiſche Kulturgedanken

Von Profeſſor Dr. Wilhelm Martin Becker

Es iſt ein Zeichen von Geſundheit und Jugend in unſerem Volke, daß der Krieg nicht nur als der Zerſtörer gewertet wird, ſondern als der Befreier niedergehaltener Entwicklungstriebe, und daß daher jedermann überzeugt iſt, nach dem Kriege werde das alte Deutſchland durch ein neues erſetzt ſein. Dieſe Auffaſſung zeugt von Lebenskraft und Lebensbejahung. Ausgelebte Völker wollen nur das Ihre erhalten im Krieg. Junge Völker wiſſen von ihrem Wachstum. Der Frieden iſt da oft wie ein Winterſchlaf, der Krieg wie ein Frühlingsſturm. Die Ernte reift nach dem Kriege nicht ſofort; aber ohne die im Frühling geweckten Keime keine Ernte.

Man könnte dagegen einwenden, das ſtarke Hervortreten der Reflexion über den Krieg und ſeine Folgen ſei im Gegenteil ein Zeichen der Altersſchwäche. Nie ſei über Kriege in Deutſchland ſoviel philoſophiert worden als jetzt. Aber nie hat auch ein Krieg ſo an den Lebensnerv des ganzen Volkes gegriffen, nie das ſeiner Einheit und Zuſammengehörigkeit bewußte Volk vor ein ſo abſolut Neues geſtellt wie dieſer. Noch der letzte Krieg — wie deutlich enthielt er in ſich das Ziel, und ſeine Erfüllung war ſeit Jahren vorauszuſehen geweſen. Heute iſt die Verarbeitung des Geſchehenen und die Herausſtellung des Neuen und Werdenden auf allen Gebieten ſchwerer, und wenn man auf den Berg von Kriegsſchriften blickt, ſo glaubt man das Ringen der Volksſeele zu verſpüren, die ſich abmüht mit der Frage, was ihr denn geſchehen ſei und was nun werden ſolle. Und während auf die Frage der Oberfläche, die Frage nach den Friedensbedingungen für die Feinde, die Regierung noch feſten Verſchluß gelegt hat, wühlt in vielen um ſo ſtürmiſcher die Frage der Tiefe, unter welchen Bedingungen denn wir in die künftige Friedenszeit eintreten werden, ſtaatlich, ſozial, wirtſchaftlich, — geiſtig, religiös, kulturell? Wie ein Orgelpunkt begleitet dieſe innere Verarbeitung die lärmende Melodie des Krieges.

Seitdem nun noch der Gedanke „Mitteleuropa“ in die Mitte unseres Denkens gerückt ist, haben sich neue Probleme in Fülle erhoben. Unser Volk, das sich selbst noch so problematisch ist, findet die Aufgabe vor, politischer und wirtschaftlicher, aber auch geistiger und kultureller Mittelpunkt einer größeren Völkereinheit zu werden, eine Aufgabe, deren Lösung, wie sie gewaltig das Weltgeschehen der Zukunft bestimmen muß, so auch zurückwirken wird auf unser Volk und alle seine Glieder. Ist es da ein Wunder, wenn alle unsere stärksten und tiefsten Kräfte sich aufgerufen fühlen, das Formlose gestalten zu helfen?

Es wird einem späteren Betrachter der Geistesgeschichte unserer Tage eine reizvolle Aufgabe sein, das reiche Farbenspiel der Geisteskräfte unseres Volkes zu beobachten, wie es sich an den neuen Fragen versucht, wie je nach Anlagen, Neigungen, Temperament der einzelne nach dieser und jener Seite mit Anregung, Vorschlag, Programm Wege zeigen möchte in die verschlossene Zukunft. Denn verhüllt ist sie uns und um so dichter verhüllt, je feiner die Werte sind, um die es sich handelt. Während in der Richtung auf wirtschaftliche, soziale, staatspolitische Zukunftsziele unsere Wege bereits hindurchzuschimmern beginnen, erscheint das Zukunftsreich des Geistes, der Religion, der Kultur noch dunkel. Und doch ahnen wir, daß eine Wende sich auch dort vollzieht.

Weil wir das ahnen, so suchen die, denen das Geistige am Herzen liegt, den Schleier zu durchdringen, der diese Zukunft abschließt. Und wer möchte es verwunderlich finden, wenn aus ihren Reihen manche in sich den Beruf erkennen, Führer in jenes unbekannte Land zu werden. Aber hier liegt eine Gefahr. Denn es handelt sich, wenn irgendwo, gewiß hier um Dinge, deren Verlauf und deren Ziele sich nicht berechnen und nicht spekulativ erfassen lassen, weil ihr Verlauf immanenten Gesetzen unterliegt, die für unsere Endlichkeit unerforschlich sind, jenen Gesetzen, die dem Menschengeschick in der Geschichte seine Richtung geben. Wer hier maßgebliche Worte zu reden sich unterfängt, zieht sich den Vorwurf zu, daß ihm die Ehrfurcht vor dem geheimnisvoll-göttlichen Werden der Kulturwerke nicht innewohnt.

Über den Begriff der Kultur und ihren Unterschied gegenüber der Zivilisation hat uns ja dieser Krieg auch wieder nachdenken gelehrt. Daß wir die scharfe Zuspitzung der Antithese im ersten Teil von Thomas Manns kleinem Buch über Friedrich und die große Koalition als eine Überhöhung des Gegensätzlichen empfinden, mindert (wie bei Sombarts Buch über Händler und Helden) nicht deren erkenntnisfördernden Wert. Jedenfalls verstehen wir, daß Kultur eigenen Gesetzen folgt, sich nicht rationell züchten läßt, sondern naturgewachsen im einzelnen und im Volke aufblüht.

Ich sehe den Ursprung der Kultur in der Entfaltung irrationaler Seelenkräfte des Einzelmenschen, deren Wurzeln im Unbewußten liegen. Es sind durchaus dunkle, unerforschliche Ereignisse, die sich hier darbieten. Ihr Hervortreten hängt nur insoweit von äußeren Bedingungen ab, als dem Menschen erstens die seelische Verfassung gegeben sein muß, das Neue, das da wachsen

will, ohne Störung von außen herauszubilden, und als zweitens äußere Anregungen und Anstöße dieses Wachsen fördern können. Aber diese äußeren Bedingungen sind für jedes Individuum anderer Art und richten sich nach der Beschaffenheit der keimartig in ihm liegenden Möglichkeiten. Diese sind das Wesentliche, und wo sie fehlen, kann keine Kultur wachsen. So hängt es zwar von der inneren Anlage und von den äußeren Gegebenheiten ab, ob die Entfaltung der Kulturblüten in Form des Kunstwerkes, des schöpferischen Gedankens, der wirksamen Tat vor sich geht. Aber ob sich überhaupt solche Blüten entfalten, das mag man Schicksal oder Gottesgeschenk nennen. — Im Individuum also lebt und gestaltet sich Kultur. In anderem Sinne ist es, wenn wir von einem Kulturvolk reden. Niemals sind alle Glieder eines Volkes fähig, Kultur zu schaffen; wohl aber kann die Umwelt der Nation für die Würdigung und Aufnahme von Werken der Kultur eine größere oder geringere Fähigkeit und Offenheit in sich tragen. Insofern kann ein Volk, wenn auch nur mittelbar, kulturfördernd genannt werden. Dazu aber kommt, daß der kulturbringende Mensch selbst aus dem Geiste, der auch des Volkes ist, schafft, daß seine unbewußten Tendenzen den Bedürfnissen des Volkes Erfüllung bieten, ja daß sogar die Eigenart des Volkstums selbst es ist, die durch den Mund des schöpferischen Volksgenossen sich realisiert. Von einer nationalen Kultur kann man also wohl reden als von einer Harmonie aller Kulturleistungen der einzelnen Volksgenossen, getragen von einer breiten Schicht zwar nicht schöpferischer, aber verständnisvoll aufnehmender Seelen. So begreift es sich, daß jede Kultur zwar aus individueller Leistung hervorgeht, aber nur national verstanden werden kann. Zugleich aber auch — da der Mensch nur zu seiner Nation in einem naturgewachsenen organischen Verhältnis steht —: daß es keine Menschheitskultur geben kann. Denn der Begriff der Menschheit ist eine Abstraktion; niemand ist von Natur Glied der Menschheit.

Mit dieser Auffassung von Kultur steht im Widerspruch, was, in der Zeit der Intellektüberschätzung verwachsen, noch heute als Kulturbegriff gang und gäbe ist. Man spricht von kulturellem Fortschritt und denkt dabei an die wachsende Herrschaft der Technik über die Naturkräfte. Es wird eine der wichtigsten Aufgaben philosophischer Diskussion in nächster Zeit sein, hier begriffliche Klärung herbeizuführen. Immer wieder begegnet es, daß besonders rein naturwissenschaftlich geschulte Köpfe intellektuelle Beherrschung der Umwelt mit Kultur gleichsetzen. Sie wissen dann freilich die Kunst, doch eine der höchsten Wirkungsformen der Kultur, in ihren Kulturbegriff nicht einzuordnen.*) Wenn Kulturentwicklung, wie neulich Max Verworn in seinen „Biologischen Grundlagen der Kulturpolitik“**) ausgeführt hat, „in einer immer weitergehenden

*) Vgl. meine Ausführungen über Wilh. Ostwalds Kulturphilosophie in den „Grenzboten“ 1911 Heft 33 bis 35, besonders S. 302 f.

**) Jena 1915, Gustav Fischer.

Anpassung des Denkens an die umgebende Wirklichkeit und die durch sie bedingten Bedürfnisse besteht", wenn sie nur gefördert werden kann durch „Erziehung zum kritisch-experimentellen Denken", dann ist das Kunstwerk kein Kulturwerk, denn bei seiner Entstehung sprechen weder die Bedürfnisse der Wirklichkeit, wie sie hier gefaßt werden, noch das kritisch-experimentelle Denken mit. In Wahrheit wird ja nicht leicht ein Kulturwerk ohne Mitwirkung des Intellekts entstehen, aber niemals wird auch der sublimste Verstand allein ein wahres Kulturwerk schaffen.

Dagegen liegt der Zusammenhang zwischen Kultur und Weltanschauung zutage. Denn die Weltanschauung eines Menschen ist keineswegs, wie man oft meint, das Ergebnis einer rein verstandesmäßigen Erwägung, sondern es spielen auch hier irrationale Gemütskräfte mit, die den einzelnen diese und gerade diese Stellung zu den großen Fragen des Daseins einnehmen lassen. (Dasselbe gilt übrigens, soweit nicht Nützlichkeitsgründe mitwirken, von der Parteizugehörigkeit.)

Von dem Zusammenhang zwischen Kultur und Weltanschauung geht denn auch das neue Buch des Wiener Universitätsprofessors Karl Camillo Schneider aus, das sich mit der künftigen Kultur in Mitteleuropa beschäftigt.*) Nach ihm soll mit dem „seelenverändernden Entschluß", der nach Friedrich Naumann zum Eintritt in den mitteleuropäischen Wirtschaftsverband führt (vgl. „Grenzboten" 1916 I, S. 353 ff.), Ernst gemacht werden: Mitteleuropa soll eine gemeinsame Kultur erhalten. Hier stock ich schon: wie ist es möglich, daß etwas so unzweifelhaft völkisch Begründetes wie die Kultur den verschiedenen Völkern Mitteleuropas gemeinsam werden kann? Es tut sich ein Blick auf in das Gebiet reizvoller Probleme, das die Möglichkeiten der kulturellen Einwirkung auf Fremdvölker, der Rezeption von höherer Kultur bei unentwickelten Stämmen, der als Reaktion eine Eigenkultur besonderer Richtung folgen kann, die Entstehung von sogenannten Mischkulturen usw. umfaßt. Aber man wird enttäuscht. Der Verfasser sieht von dem Gegebenen ab und sucht es durch Neues zu ersetzen. Seine Wege gehen ins Weltfremde und Ziellose.

Schon der erste Schritt ist bezeichnend. Die erste Voraussetzung für die kulturelle Einheit ist nach Schneider die Einführung einer gemeinsamen Sprache, die für alle gemeinsamen Angelegenheiten anzuwenden ist. Da eine zureichende Kunstsprache erst erfunden werden muß, tritt als Notbehelf eine nationale Sprache, die deutsche, ein. „Aber von vornherein müßte gesetzlich festgelegt werden, daß das nur ein Interregnum bedeutet."

Wichtiger erscheint dem Verfasser die Ersetzung der nationalen Religionen und Geisteskulturen durch eine gemeinsame. Denn die Religion, die Geisteskultur des Menschen, „drückt gerade sein echtestes Wesen aus, weit mehr als alle Zivilisation. Darum kann die Kultur nicht im Belieben des einzelnen

*) Mitteleuropa als Kulturbegriff, Wien und Leipzig 1916, Orion-Verlag.

und der Völker stehen, sondern muß als Angelegenheit Mitteleuropas behandelt werden." Aus dem Zusammenhang ergibt sich, daß dies Letzte bedeutet: durch eine neuzuschaffende ersetzt werden. Man greift sich an den Kopf: weil die Kultur die echteste Wesensäußerung des Menschen ist, muß sie verdrängt werden? Aber das Neue muß ja etwas Besseres sein, nämlich die Synthese der verschiedenen nationalen Geistestendenzen, die den Antrieb zu der großen Organisation bietet, in der alle Mitglieder, auch „die Frauen und die uns anzugliedernden slawischen Völker" (so!) auf ihre Rechnung kommen. Die Organisation faßt Schneider als Verwirklichung einer Idee, die getragen ist von einem geistigen Prinzip, das die Welt in einen Kosmos zu verwandeln strebt. Aber nicht in der unbelebten Natur, nur in den lebenden Organismen und ihrer Auswirkung gibt es dieses Prinzip der Harmonie, und daher gehört dem Vitalismus, der sich gegen die mechanistische Naturphilosophie setzt, die Zukunft. Auf Grund des Schneiderschen „Ideevitalismus" oder „Aktivismus" soll die künftige Weltanschauung Mitteleuropas auferbaut werden. Ihm ist das Leben „ein Realisationsprozeß der Idee an der Natur unter der Assistenz Gottes und des Nichts". So ergibt sich als Gegenstück zur neuen Philosophie auch eine neue Religion. Beides ist in dem Schneiderschen Buche zu sehr in Andeutungen gehalten, als daß ein klares Urteil darüber zu gewinnen wäre. Hier genügt es, darauf zu verweisen, daß die Realisierung der Idee des Kosmos, der Harmonie jeder organisatorischen Leistung, so auch dem deutschen Militarismus als Sinn zugrunde liegt. In der Betrachtung des Geschichtsverlaufes glaubt Schneider zu beobachten, daß die individualistische Basis in Kultur und Zivilisation das Altertum und das bis heute reichende Mittelalter beherrscht hat. An ihre Stelle tritt jetzt eine Ideenlehre, deren Prinzip von der individualistischen Nützlichkeit zum Kosmos als Entwicklungszweck hinstrebt.

Daß wir Deutschen die Träger des neuen Gedankens seien, sucht der Verfasser durch rassenmäßige Begründungen zu stützen. Hiernach wäre der Semitismus bisher herrschend gewesen; neben ihm habe das Ariertum nur gelegentlich die Idee zu Ehren zu bringen versucht, von Plato bis zur neueren Idealphilosophie, aber ohne Erfolg im ganzen. Diese Ausführungen gehören zum Schwächsten des ganzen Buches; über die psychischen und Willenstendenzen verschiedener Rassen sind wir denn doch noch viel zu wenig im Klaren, als daß wir sie zu einer Philosophie des historischen Geschehens verwenden könnten. Und Schneider selbst fühlt sich in der Zurechnung der einen oder anderen Erscheinung zum semitischen oder zum arischen Komplex so unsicher, daß er an späterer Stelle teilweise wieder aufhebt, was er früher gesagt hat.

Bleibt also hiernach noch manches verschwommen, so wird die Frage besonders wichtig, mit welchen Stützen Schneider dieses luftige Gebilde auf der wohlgegründeten dauernden Erde Mitteleuropas fundieren, mit welchen Kräften er die Vorwärtsbewegung zum idealen Zweck erreichen will. Eine Weltenwende sollen wir erleben. Die zweite Hauptperiode der Universalgeschichte beginnt

mit ihr. Ungeheure Kräfte, unerhörte Geschehnisse müssen die Menschheit mit einem Ruck in die neue Richtung werfen — sollte man denken —, und da sich die Wendung in den Menschen vollziehen soll, als „Seelenveränderung", muß an eine Entbindung seelischer Potenzen von nie dagewesener Intensität gedacht werden.

Und wie denkt sich das Schneider? Es muß eine neue Partei gegründet werden. Sie muß eine allgemeingültige, von der Regierung anzuerkennende Weltanschauung als Kulturform für Mitteleuropa ausarbeiten. Sie muß den Lehrstoff für die Erziehung der künftigen Mitteleuropäer festlegen, nicht wissenschaftlichen (d. h. im bisherigen Sinn naturwissenschaftlichen), sondern historischen. Sie muß drittens auf den Hochschulen die Forschung von Unterricht trennen. Sie muß endlich alle Organisationen, welcher Art auch immer, vervollkommnen. „Und unsere Nachkommen werden staunen, daß einmal ein Zeitalter möglich war, in dem der vergängliche einzelne alles bedeutete und die ewige Idee so gut wie nichts."

Es ist schwer, keine Satire zu schreiben. Die Diskrepanz zwischen Ziel und Mitteln ist zu kraß, als daß ein weiteres Wort erforderlich wäre. Diese Ausführung seines Wortes hätte sich Herr Naumann gewiß nicht träumen lassen. —

Paul de Lagarde hat einmal gesagt: „Menschen und Völker schreiten auf zwei Wegen vorwärts. Entweder so, daß in langsamem Wachstum sich jedes Höhere aus dem nächst Tieferen, jedes Vollkommenere aus dem nächstweniger Vollkommenen entwickelt, oder aber so, daß, nachdem elementare Gewalt den ungenügenden Zustand der Dinge über den Haufen geworfen hat, infolge des Unglücks die Betroffenen, welche nunmehr vor dem hellen Tode stehen, sich gezwungen finden, alle ihre Kräfte zur Herstellung eines genügenden Zustandes einzusetzen." Heute sehen wir, daß das, was auf dem Wege der Evolution noch lange nicht sich gestaltet hätte, durch die Katastrophe des Weltkrieges entsteht, ein Mitteleuropa ähnlich dem, das Lagarde schon vor mehr als sechzig Jahren vorausgesehen hat. Welche staatsrechtlichen Formen die neue Einheit tragen wird, welche politischen Ideale sich darin verwirklichen werden, dürfen wir kaum ahnen. Und welche Kultur darin erblühen soll? Genug, daß man die hoffenden Seelen vor ungesunden Seelenveränderungen warnt; daß man den Boden, der die neue Pflanze tragen wird, vor dem Überwuchern störender Kräuter schützt. In der Tiefe liegen Keime genug, und wir sind stolz, daß es deutsche Keime sein werden, die diesem Kulturgebiet seinen Charakter geben. Man warte, was da wachsen will, und meine nicht, daß es eine uniforme Kultur sein müsse. Das wäre undeutsch.

Und man rufe nicht den Staat zum Paten für den Nasciturus an. Im Kulturgebiete kann er nur Schützer sein, nicht Pflanzer. „Kunst, Wissenschaft, Religion," hat ebenfalls Lagarde gesagt, „sind zwar im Staate, aber nicht Organe des Staates." Freilich, Schneider kennt Lagarde nicht; er zitiert ein

irgendwo angeführtes Wort von ihm und hält ihn im übrigen für einen Franzosen. (Was einem deutschen Universitätslehrer nicht passieren sollte!).

Also keine Kultur durch Spekulation, durch Parteiwesen oder staatliche Verordnung! Die Affinität der mitteleuropäischen Kernvölker wird heute stark genug empfunden, daß der deutschen Kultur die Wirkung selbst über den Boden der Nation hinaus nicht fehlen wird. Und vor allem muß Mitteleuropa erst staatlich geschaffen werden. „Erst sein, dann wie sein!" würde wiederum Lagarde sagen.

Die Formen der Angliederung unselbständiger Gebiete

Von Professor Dr. Conrad Bornhak

Unsere Schulerinnerungen an römische Geschichte, die sich im wesentlichen der überlieferten römischen Geschichtsschreibung anschließen, gehen ungefähr dahin, daß der römische Stadtstaat sich erst Latium unterwarf, dann in den Samnitenkriegen das übrige Mittel- und Unter-Italien sich untertänig machte, durch den ersten punischen Krieg sich Sizilien, nach diesem die Poebene, Sardinien und Korsika sich angliederte und schließlich nach den beiden anderen großen Halbinseln des Mittelmeeres, nach Afrika und Asien übergriff. So kam denn das geschichtliche Endergebnis heraus, daß die ganze Kulturwelt des Altertums um das Mittelmeerbecken herum der weltbeherrschenden Stadt am Tiberstrome unterworfen war. Die Machtgrenzen Urbis et Orbis waren dieselben geworden.

Demgegenüber hat Mommsen mit Entschiedenheit betont, daß die politische Geschichte Roms in zwei verschiedene Perioden zerfällt. Die erste umfaßt die Einigung der stammverwandten italischen Stämme in einer festen Eidgenossenschaft unter römischer Führung und ist mit den Samnitenkriegen abgeschlossen. Seit dem ersten punischen Kriege greift Rom, durch die bittere Not gedrängt, zur Sicherung des italischen Gebietes über dieses hinaus, erwirbt die Italien umgebenden großen Inseln und die Poebene, damals Italien gegenüber noch fremdstämmiges Gebiet, und im weiteren Verlaufe der Entwicklung die anderen Mittelmeerländer. Diese Unterwerfung des Weltalls ist nicht mehr das Werk einer Stadt, sondern der unter Roms Führung geeinigten italischen Nation.

Es war nicht Eroberungssucht, die Rom dazu trieb, diese fremdartigen Gebiete sich untertan zu machen, sondern die dringendste Notlage, weil sonst Italien selbst aus diesen Gebieten beständigen Angriffen, die italische Eid-

genossenschaft der Vernichtung ausgesetzt gewesen wäre. Der Sicherungszweck forderte die militärische Beherrschung. Das wirtschaftliche Bedürfnis aus dem geschlossenen Binnenmeere der Adria und aus dem durch Karthago geschlossenen tyrrhenischen Meere herauszubekommen, drängte in derselben Richtung. Der italische Bauer, der friedlich seine Scholle bebauen wollte, wurde fürwahr nicht durch Eroberungssucht zu immer neuen Kämpfen getrieben. Aber die italische Eidgenossenschaft mußte aus militärischen und wirtschaftlichen Gründen über ihre Grenzen hinauswachsen, wenn sie nicht selbst untergehen wollte.

Nimmermehr konnte man aber daran denken, diese unterworfenen Gebiete mit fremdartiger, meist feindseliger Bevölkerung in die festgefügte italische Bundesgenossenschaft aufzunehmen. Nach dem ersten punischen Kriege wurden Sizilien, bald darauf die Poebene, Sardinien und Korsika und schließlich die anderen Mittelmeerländer römische Provinzen.

In der römischen Provinzialverfassung war das Problem gelöst, Länder, die man aus politischen, militärischen und wirtschaftlichen Gründen unbedingt beherrschen mußte, in Abhängigkeit zu halten, ohne ihnen doch politische Gleichberechtigung zu gewähren und damit das eigene staatliche Gemeinwesen zu sprengen. Die Provinzialen erfreuten sich meist in freier Munizipalverfassung großer Selbständigkeit, nur in der hohen Politik hatten sie nichts zu sagen. Ihr wirtschaftliches Leben blühte im Anschlusse an die große Weltmacht unter ihrem Schutze und ihrem Frieden. Für das römische Heer stellten sie Hilfstruppen unter römischen Befehlshabern. Die ganze Verwaltung stand unter römischen Statthaltern. Mochten die römischen Landpfleger sich beim Verfalle der Aristokratie manche Ausschreitungen zuschulden kommen lassen nach Art eines Verres, so lag das am politischen System des herrschenden Staates, nicht an der Provinzialverfassung. Mit der Kaiserzeit wurde es auch in dieser Beziehung wesentlich besser.

Allmählich bildeten sich in den Provinzen auch stärkere italische Niederlassungen von Handel- und Gewerbetreibenden in den Städten und von italischen Bauern. Das wirkte zurück auf die einheimische Bevölkerung. Sizilien, die Poebene, Sardinien, Korsika, Spanien, Gallien und Dazien wurden bis auf den heutigen Tag, Nord-Afrika wenigstens bis zur arabischen Eroberung von Roms Kultur und Sprache erfüllt. Damit vollzog sich auch die innere Verschmelzung der Provinzialen mit dem herrschenden Staate.

So konnte Caesar den romanisierten Galliern, Ligurern und Venetern der Poebene, Augustus den Bewohnern Siziliens das Bürgerrecht geben. Und endlich konnte Antoninus Caracalla (211 bis 217) allen freien Bewohnern des römischen Reiches das Bürgerrecht verleihen. Aus dem italischen Staate, der sich das Mittelmeerbecken unterworfen, war auch innerlich das Weltreich geworden. Alle Provinzialen fühlten sich jetzt als Römer. Daß heute alle Bewohner der italischen Halbinsel von Sizilien bis zu den Kämmen der Alpen Italiener, daß noch heute Franzosen, Spanier, Portugiesen und Rumänen

Romanen sind und romanische Sprachen reden, ist das Ergebnis der römischen Provinzialverfassung.

Das untergegangene weströmische Reich erneuerte sich mit den Kaiserkrönungen Karls des Großen und Ottos des Großen im fränkischen Reiche und im heiligen römischen Reiche deutscher Nation. Die Erneuerung war nichts Willkürliches. Denn das neue Germanenreich war vor ähnliche Aufgaben gestellt wie einst das römische, im Interesse der eigenen Sicherheit fremde Nachbarstämme sich zu unterwerfen und mit der eigenen Kultur zu erfüllen. Doch nur äußerlich war die durch die Kaiserkrönungen vermittelte Anknüpfung des neuen Reiches an das römische, alle seine Staatseinrichtungen waren rein germanisch. Das ganze Mittelalter hindurch pflegte man alle Einrichtungen des Staats- und Rechtslebens, auf denen das germanisch-romanische Europa sich fortentwickelte, auf Karl den Großen zurückzuführen, auch wenn sie auf eine noch ältere Zeit zurückgingen. Und in der Tat, eine staatliche Schöpfung geht einzig und allein auf ihn zurück, die Grenzmarken, die man noch im merovingischen Frankenreiche nicht kannte.

Durch die Grenzmarken wurde ein militärisch geschützter Grenzbezirk so weit in das Gebiet fremden Volkstums vorgeschoben, daß das eigentliche Volksland von den verwüstenden kriegerischen Angriffen des Feindes überhaupt nicht betroffen werden konnte. Gleichzeitig wurden die Marken der Besiedelung und dem nationalen Einflusse des dahintersitzenden Volksstammes eröffnet und dadurch allmählich mit den alten Stammlanden verschmolzen. Daß man damit zunächst fremdartige Volksstämme zu Untertanen erhielt, erregte kein Bedenken. Lagen doch die Marken außerhalb der alten Stammesherzogtümer, von denen sie nur ausgingen. Was wäre aus Deutschland geworden, wenn man sich aus Bedenken der Nationalität gescheut hätte, die Grenzen über das alte Stammesland hinauszuschieben? Liegt doch ein Drittel des heutigen Deutschland mit seiner Hauptstadt auf altem Slawenboden, und ist doch der führende Staat Deutschlands, Brandenburg-Preußen aus dem Zusammenwachsen von zwei großen Grenzmarken entstanden.

So umzogen Marken das ganze Reich Karls des Großen, am Ebro, gegen die Bretagne, an der Eider, der Elbe, Saale, Naab, Donau und Isonzo. Nach der Teilung des fränkischen Reiches hatte Deutschland hauptsächlich Marken an der Ostgrenze, da von dem schwachen westfränkischen Reiche keine Gefahr drohte. Nur an der italienischen Alpengrenze und an den Apenninen entstanden einige neue Markgrafschaften wie Ivrea, Susa, Tuscien gegen Burgund. Auch die Markgrafschaft Baden, die übrigens bis zum westfälischen Frieden die Reichsgrenze gar nicht berührte, war keine eigentliche Mark, sondern ihre Bezeichnung stammt daher, daß die Zähringer den Titel ihrer verlorenen Mark Verona auf ihre badischen Stammgüter übertrugen.

Nur ein Teil der Marken hat seine Aufgabe erfüllt. Die südöstlichen Marken blieben im allgemeinen innerhalb ihrer alten Grenzen, ja vermochten

zum Teil nicht einmal die große Masse der slovenischen Bevölkerung zu germanisieren, so daß das Deutschtum nur vereinzelt über die Drau vorgedrungen ist. Dagegen haben die nordöstlichen Marken und der preußische Orden gerade in dem Jahrhundert nach dem Untergange der Hohenstaufen von 1250 bis 1350 noch ein bedeutendes deutsches Siedelungsgebiet gewonnen, bis sie schließlich, ohne Rückhalt an einem eigenen Nationalstaate auf den geschlossenen polnisch-litauischen Nationalstaat stießen.

Mit dem alten Reiche verfiel auch seine Markenverfassung. Es ging wie in aller menschlichen Entwicklung. Was nicht mehr zunimmt, muß abnehmen. Die „saturierten" Völker, die nicht mehr Bedürfnis und Kraft in sich fühlen, fremdes Volkstum in sich aufzunehmen und mit der eigenen Kultur zu erfüllen, sind zum Untergange bestimmt. Statt daß das Reich wie einst in seiner Blüte durch neue Marken aus sich herauswuchs, bröckelte es an allen Enden. Die erstarkten Nachbarvölker, die nicht mehr unter die Macht der Reichsgewalt zu beugen waren, eigneten sich ein Grenzgebiet nach dem anderen an. Mit der Unterwerfung Preußens unter Polen und von Metz, Toul und Virten unter Frankreich fing es im sechzehnten Jahrhundert an, der westfälische Frieden brachte die zweite große Teilung, bis schließlich im Untergange des alten Reiches und im Rheinbunde diese Entwicklung ihr Endziel fand.

Immerhin hatten die Grenzmarken ihre Aufgabe erfüllt. Sie waren Reichsgebiete wie alle anderen, der gewöhnlichen Landeshoheit unterworfen, wenn die Gebiete der Marken auch an der Ostgrenze des Reiches lagen und namentlich im Südosten noch einen Teil undeutscher Bevölkerung umfaßten. Gerade daß es jetzt gewöhnliches Reichsgebiet war, zeigt wie einst in der römischen Provinzialverfassung die endgültige Lösung des geschichtlich-politischen Problems. Der Fehler bestand nur darin, daß man bei der Schwäche der Reichsgewalt die Markenbildung zu früh abgeschlossen hatte.

Doch nichts zeigt die staatenbildende Kraft des deutschen Volkes in dem Maße, als daß gerade zu dem Zeitpunkte, da das heilige römische Reich deutscher Nation durch den westfälischen Frieden den Todesstoß empfing, sich auf dem alten Slawenboden Ostelbiens aus den früheren Marken eine neue Bildung erhob, die dem staatenlos gewordenen Volke in Kämpfen von zwei Jahrhunderten das gab, was es vor allem bedurfte, den Staat. Es ist der brandenburgisch-preußische Staat des Großen Kurfürsten.

Auch hier geben uns unsere Schulerinnerungen ein falsches Bild der wirklichen geschichtlichen Vorgänge. Unterstützt durch eine geschichtliche Karte von der Gebietsentwicklung des brandenburgisch-preußischen Staates haben wir da wohl gelernt, daß Kurfürst Friedrich der Zweite die Neumark erwarb, Albrecht Achill Kroffen und Züllichau, Johann Sigismund Kleve-Mark und Preußen, der Große Kurfürst Hinterpommern, Kammin, Halberstadt, Minden und Magdeburg, Friedrich der Große Schlesien und Westpreußen und endlich Wilhelm der Erste die neuen Provinzen. Dabei sind wir geneigt, an voll-

ständig gleichartige staatsrechtliche und politische Vorgänge zu denken, an die Erweiterung des ursprünglichen Staatsgebietes, mit dem Kurfürst Friedrich der Erste 1415 belehnt war, durch die genannten späteren Erwerbungen seiner Nachfolger. Und doch handelt es sich um ganz verschiedenartige Vorgänge.

Richtig ist, daß Kurfürst Friedrich der Zweite mit den von seinem Vater ererbten Marken die Neumark und einige kleinere Gebiete verband, ebenso seine nächsten Nachfolger. Diese neuen Erwerbungen wurden ein Bestandteil der Mark Brandenburg. Ebenso vollzog Friedrich der Zweite die Einverleibung von Schlesien und Westpreußen, Friedrich Wilhelm der Dritte die der Rheinprovinz, der Hälfte des Königreichs Sachsen und von Neuvorpommern und Rügen und endlich Wilhelm der Erste die der neuen Provinzen in den nunmehrigen preußischen Staat. Da war es wirklich so, wie wir uns gewöhnlich die ganze Entwicklung der preußischen Territorialgeschichte vorstellen.

Einen ganz anderen Charakter hatten dagegen die Gebietserwerbungen des siebzehnten Jahrhunderts, die von Kleve-Mark, Ravensburg und Preußen durch Johann Sigismund und die von Hinterpommern, Kammin, Minden, Halberstadt und Magdeburg durch den großen Kurfürsten.

Das waren keine Gebietserweiterungen des brandenburgischen Staatswesens, sondern nur seines Landesherrn. Die einzelnen Gebiete waren gewissermaßen rein zufällig nur durch die Person des Landesherrn in reiner Personalunion verbunden, zum Teil auf Grund verschiedenen Erbrechtes und konnten auch ebenso wieder auseinandergehen. Im übrigen standen sie sich in voller verfassungsmäßiger Selbständigkeit gegenüber, jedes Gebiet mit eigenen Landständen. Eine verfassungsmäßige Verschmelzung fand nur an einer Stelle statt. Die Stände des säkularisierten Bistums und nunmehrigen Fürstentums Kammin traten in die hinterpommerschen Stände ein. Damit wurde Kammin in Pommern einverleibt.

Es war das große Werk der Regierung des Großen Kurfürsten, aus diesen vereinzelten Gebieten von der Memel bis zur Maas in heißem Kampfe mit den Ständen und unter immer stärkerer Lockerung der Reichsgewalt durch Heer und Verwaltung den neuen brandenburgisch-preußischen Gesamtstaat, die werdende norddeutsche Großmacht, geschaffen zu haben. Das durch den Werbevertrag allein an die Person des Landesherren geknüpfte stehende Heer war das erste verbindende Glied, es gehörte keinem einzelnen Gebiete, sondern der Gesamtheit an. Auf das Heer stützte sich eine einheitliche Politik, die immer als Hintergrund der Macht bedarf. Gerade wegen des einheitlichen Heeres erschienen dem Auslande die verschiedenen Gebiete als politische Gesamtmacht. Seit 1651 erfolgte die Verschmelzung auf dem Gebiete, auf dem dem Landesherren überkommene Rechte der Stände nicht entgegenstanden, auf dem der Domänen und Regalien, der einheitliche Kammerstaat war vollendet. Und endlich nahmen die Militärintendanturen, die Kommissariate, in beständigen Kompetenzkonflikten mit den alten Landesregierungen die unmittelbare Verwaltung

der wesentlich für Zwecke des Heeres bestimmten Steuern und unter der Devise, für die Steuerfähigkeit der Untertanen sorgen zu müssen, einen Zweig der inneren Verwaltung nach dem anderen nebst der entsprechenden Attributivjustiz für sich in Anspruch. Damit war seit Anfang der achtziger Jahre auch der einheitliche Kriegsstaat vollendet.

Seit der Königskrönung von 1701 fand sich für den neuen Gesamtstaat auch der einheitliche Titel, es ist der der königlich preußischen Staaten, der bis zum Jahre 1907 auf unserer Gesetzsammlung geprangt hat. Denn der Königstitel, obgleich nur auf Ostpreußen gegründet, wurde im ganzen Gesamtstaate angewendet. Überall waren königlich preußische Truppen und Behörden. Der neue Titel deutet an, daß die einzelnen Gebiete nicht mehr durch bloße Personalunion miteinander verbunden sind, sondern eine organische Einheit bilden. Aber es ist ein Gesamtstaat, noch kein Einheitsstaat. Soweit die Stände noch in einzelnen Einrichtungen wirksam sind, bilden die verschiedenen Gebiete noch Staaten. Und das Reich hat bis zu seinem Untergange keinen preußischen Gesamtstaat gekannt, sondern nur einen König in Preußen und später von Preußen als auswärtigen Monarchen, der gleichzeitig Markgraf von Brandenburg war und als solcher eine Stimme im Kurfürstenkollegium hatte und ebenso zufällig als Herzog von Magdeburg, Fürst von Halberstadt und von Minden eine Reihe von Stimmen im Fürstenkollegium des Reichstages.

Doch diese verfallenden Mächte der Stände und des Reiches konnten den Gang der Geschichte nicht aufhalten. Mit dem Untergange des alten Reiches und der Stein-Hardenbergischen Gesetzgebung waren die letzten Hemmnisse beseitigt, die noch der vollständigen Einheit entgegenstanden. Seitdem gab es nur noch den preußischen Einheitsstaat, den die Verfassungsurkunde als selbstverständlich gegeben voraussetzt.

Seit Montesquieu 1748 in seinem Esprit des Lois das Idealbild der englischen Verfassung gezeichnet hatte, galt sie den Völkern des Festlandes als Ziel des eigenen politischen Strebens. Der Kern dieser Verfassung war das englische Parlament. Gneist rechtfertigt 1884 die ihm gewidmete Aufmerksamkeit schon allein aus den Erfolgen. Denn in diesen Räumen sei ein Staatswesen begründet worden, welches in seiner damaligen Gestalt ein Siebentel der bewohnten Erde, ein Viertel der gesamten Menschheit in sich fasse.

Nur wäre nichts verkehrter als die Folgerung, daß dieses Viertel der gesamten Menschheit im englischen Parlamente vertreten sei. Das englische Parlament nimmt zwar das Recht für sich in Anspruch, entweder unmittelbar oder durch das aus seiner jeweiligen Mehrheit hervorgegangene Kabinett dem gesamten britischen Weltreiche zu gebieten, aber eine Volksvertretung ist es nur für die Bevölkerung von Großbritannien und Irland.

Daß über ein Viertel der Menschheit dem britischen Weltreiche angehört, hat es in erster Linie dem dicht bevölkerten Indien zu verdanken. Indien,

obwohl mit dem Titel eines Kaiserreiches ausgezeichnet, ist nun zunächst reines Untertanenland. Dasselbe gilt von allen tropischen Kolonien Englands mit vorwiegend einheimischer Bevölkerung. Sie sind reine Ausbeutungsgebiete, die nur Objekt der Regierung sein können.

Es handelt sich nur um die großen Siedelungskolonien mit europäischer Bevölkerung und Responsible Government. Dem äußeren Anschein nach sind sie Staaten, ja Bundesstaaten mit eigenen parlamentarischen Ministerien, und doch bilden Kanada, Australien, Neuseeland und Südafrika nur überseeische Provinzen mit ausgedehnter Selbstverwaltung in ihrer Verfassung, die englisches Parlamentsgesetz ist, unbedingt der Souveränität des Mutterlandes untergeben. Nach der traurigen Erfahrung, die England mit dem Abfalle der Vereinigten Staaten gemacht, hat es seinen Siedelungskolonien einen weiten Spielraum und große Freiheit gewährt. Und doch hängen sie nicht nur äußerlich mit dem Mutterlande zusammen. Gerade der Weltkrieg hat gezeigt, wie sie sich ihm auch innerlich bis zur Selbstvernichtung verbunden fühlen. Gerade diese innerliche Verbindung rückt das Problem des Reichsbundes, der inneren organischen Verschmelzung, näher. Seine Lösung ruht in der Zukunft Schoße. Doch gerade daß das Problem vorliegt, zeigt, wie England es verstanden hat, weite Gebiete trotz geographischer Trennung ohne vollständige Einverleibung sich allmählich politisch und wirtschaftlich zu verbinden, daß sich alle nur als Teile des britischen Weltreiches fühlen.

Und endlich das zweite große Weltreich der Gegenwart, Rußland, tritt uns entgegen, umgeben von einem breiten Gürtel der Fremdstämmigen. Wie weite Gebiete des russischen Reiches auch die verbündeten Mächte besetzt haben mögen, der Boden großrussischen Volkstums ist noch lange nicht erreicht, die Fremdstämmigen legen sich wie ein schützender Wall davor.

Solange die wesentlich germanische Staatsbildung Peters des Großen und seiner Nachfolger bestand, d. h. bis zu Alexander dem Ersten, hatte die herrschende Klasse es auch verstanden, diese Fremdstämmigen in Rechtsformen an das Reich anzugliedern, die sie befriedigten und mit Hingabe an das Reich erfüllten. Mannigfach waren diese Formen, aber sie leisteten, was sie sollten. Finnland war völkerrechtlich ein Teil Rußlands, aber staatsrechtlich ein eigenes Großfürstentum mit der von Schweden übernommenen ständischen Verfassung. Die baltischen Provinzen gehörten zwar auch staatsrechtlich zu Rußland, aber mit ausgedehnter Selbstverwaltung der herrschenden deutschen Klassen, so daß man außer der russischen Besatzung von der russischen Staatsgewalt kaum etwas merkte. Kongreß-Polen endlich war ein besonderes konstitutionelles Königreich sogar mit eigenem Heere. Erst als mit Nikolaus dem Ersten das politisch unfähige Moskowitertum zur Herrschaft gelangte, zerstörte es nach und nach im Interesse einer vermeintlichen Staatseinheit alle diese selbständigen Bildungen, ohne etwas neues an die Stelle setzen zu können. Erst damit entstand für Rußland die schwierige Frage der Fremdstämmigen.

Wie sie aber noch heute der Schutz Rußlands sind, hat gerade der Krieg gezeigt.

Auch Bismarck wollte 1866 die neuen Provinzen nicht einfach Preußen einverleiben, sondern unter Aufrechterhaltung ihrer Verfassung sollte der König von Preußen gleichzeitig König von Hannover, Kurfürst von Hessen, Herzog von Schleswig-Holstein und von Nassau und Herr von Frankfurt werden. Damit wäre der Übergang schonend vorbereitet worden. Erst das Abgeordnetenhaus machte einen Strich durch diese Pläne unter dem Schlagworte: Nicht Personalunion, sondern Realunion, d. h. Einverleibung.

Überaus mannigfach sind die Bilder, die wir in kurzen Umrissen an unseren Augen haben vorüberziehen sehen. Das sollten sie auch sein. Denn sie zeigen, in wie vielfachen Formen das Recht die verschiedenen politischen Lebensbedürfnisse zu befriedigen verstanden hat. Nicht die volle Einverleibung ist der einzige Weg. Der vorzeitige Versuch dazu kann, wie die neuere Entwicklung Rußlands zeigt, geradezu verhängnisvoll wirken. Auch mit Elsaß-Lothringen hätten wir 1871 mindestens einige Jahrzehnte warten sollen.

Nimmermehr kann aber die Unmöglichkeit einer sofortigen vollständigen Einverleibung und die Befürchtung, die nationale Geschlossenheit zu stören, einen Staat zum Verzichte auf Gebietserwerb bestimmen, der für ihn aus militärischen, politischen und wirtschaftlichen Gründen eine bittere Notwendigkeit ist. Man beschwört wohl Bismarcks Geist herauf mit dem Schlagworte vom „saturierten Staate". Bismarck hatte gut reden. Er hatte den preußischen Staat um drei Provinzen auf einmal — ein Gebiet wie nie zuvor —, das Reich um Elsaß-Lothringen erweitert. Danach konnten beide vorläufig „saturiert" sein, um erst einmal das Genossene zu verdauen. Aber jeder Organismus, der fortgesetzt an dem Troste zehrt, einmal satt gewesen zu sein, muß schließlich zusammenschrumpfen. Wie mannigfach die Formen des Wachstums eines staatlichen Organismus sein können, das lehrt uns die geschichtliche Entwicklung aller Zeiten.

Die deutschen Kolonien in Bosnien und der Krieg

Von Professor Dr. M. Reihlen

Die Geschichte des Deutschtums in Bosnien beginnt mit der „Okkupation" des Landes im Jahre 1878. Diese wurde von Österreich-Ungarn nach dem russisch-türkischen Krieg durchgesetzt als Machtausgleich gegenüber dem Machtzuwachs von Rußland auf dem Balkan, den sich dieses durch die Schaffung seines Vasallenstaates Bulgarien errungen hatte oder errungen zu haben glaubte. Es ist viel zu wenig bekannt, was Österreich-Ungarn unter der zunächst eingesetzten militärischen Verwaltung für Bosnien und die Herzegowina getan, und wieviel es an Kulturarbeit in verhältnismäßig kurzer Zeit erreicht hat. Man wird, wenn man das Geleistete betrachtet, an die großen Zeiten des Donaureichs erinnert, als General Mercy, Maria Theresia und Joseph der Zweite das den Türken in traurigem Zustand abgenommene Süd- und Südostungarn der Kultur erschlossen. Wie es damals deutsche oder deutschdenkende Offiziere und Beamte waren, die das große Werk vollbrachten, so ist der schwere Anfang der Kultivierung Bosniens im wesentlichen gemacht worden durch einen Stab von deutschen Offizieren und Beamten, die freilich in steigendem Maße durch Slawen und Magyaren verdrängt wurden. Wie im achtzehnten Jahrhundert in Ungarn, waren es aber auch im neunzehnten Jahrhundert, diesmal in Bosnien, deutsche Bauern, welche durch ihre eigene Rodungsarbeit und durch ihr Beispiel die Absichten der Regierung aufs wirksamste unterstützten, denn nur durch die Hebung der Landwirtschaft kann ein fast ausschließlich von Ackerbau und Viehzucht lebendes Land wie Bosnien in die Höhe gebracht werden.

Schon im Jahr 1879, ein Jahr nach der Besetzung, kamen Rheinländer, die in dem fruchtbaren Vrbastal, zwischen Banjaluka und der Mündung des Vrbas in die Save die Kolonie Windthorst gründeten, welche sich seither aufs beste entwickelt hat. Dasselbe gilt von einer gleichzeitig erfolgten Tiroleransiedlung in der Nähe der Rheinländer, die sich zu Ehren des damaligen Kronprinzen, Rudolphsthal, benannte. Diese deutschen Ansiedlungen waren für die Eingeborenen wahre Lehrstätten. In welchem Maß sie das sein konnten, versteht man erst recht, wenn man weiß, daß die bosnischen Bauern noch mi hölzernen Pflügen arbeiteten, daß ihr Vieh ganz minderwertig war, daß ihnen die Düngung ebensosehr ein Geheimnis war wie Lesen und Schreiben! Es waren rein mittelalterliche Zustände, und wie tief dieselben verankert waren oder sind, beweist die Tatsache, daß es der Regierung heute noch nicht gelungen

ist das Hörigkeitsverhältnis der — christlichen — Bauern (Kmeten) von den — mohammedanischen — Großgrundbesitzern (Begs) zu lösen. Die militärische Verwaltung des neuen Reichslands erkannte auch alsbald den Nutzen, den die nichtskostenden Ackerbauschulen Rudolphsthal und Windthorst dem Land brachten, und machte sich ans Werk, neben diesen privaten Ansiedlungen, die sich mit eigenem Geld angekauft hatten, Regierungs-Kolonien zu schaffen.

Ansiedlungslustigen wurde, wie seinerzeit in der schwäbischen Türkei und im Banat, Grund und Boden umsonst, dazu allerlei Vergünstigungen, namentlich auch die Errichtung von Kirchen ihrer Konfession und Schulen in ihrer Muttersprache versprochen. So kamen denn auch jüngere Söhne der schwäbischen Bauern aus Ungarn und Galizien, solche aus dem benachbarten Slavonien wie aus der Bukowina in ziemlicher Menge und ließen sich in konfessionell getrennten Kolonien ansiedeln. Es war nicht immer der beste Boden, der den Rodungslustigen angewiesen wurde, zum Teil sogar fast unfruchtbarer. Eine Kolonie mußte, um sich zu retten, aus dem fieberschwangeren Tale auf eine benachbarte Höhe umsiedeln, nach der sie sich dann „Schutzberg" benannte. Auch sonst gab es Schwierigkeiten genug. Das Land war den Ansiedlern zuerst gewissermaßen nur auf Probe geliehen, aber auch wenn diese die Bedingung der Urbarmachung desselben erfüllt hatten, erfolgte die Überschreibung des Grundes in das freie Eigentum der Rodenden nicht sofort. Es dauerte sieben bis zehn Jahre, bis die Ansiedler staatlicherseits als Eigentümer anerkannt wurden und damit endlich Kredit auf ihre Liegenschaften bekommen konnten. Bis dahin hatten die armen Bauern, die ihr Letztes in ihre Anwesen hineingesteckt hatten, hilflos dagestanden und konnten Betriebsgelder nur gegen unglaubliche Wucherzinsen bekommen. Selbst aus niederen Beamtungen, die mit neidischen Eingeborenen besetzt waren, sind den „Schwobas" mehr als einmal Prügel zwischen die Füße geworfen worden. Trotz alledem kamen diese vorwärts und es bestehen zurzeit in Bosnien zweiundzwanzig deutsche Kolonien, von denen die große Mehrzahl Regierungskolonien sind. Unter dieser Zahl sind auch die ganz kleinen Tochterkolonien mitgerechnet, die bis jetzt nur aus wenigen Familien bestehen, und die Gesamtzahl der Deutschen in den Kolonien wird zehntausend Seelen nicht übersteigen (dazu käme aber noch die nicht unbeträchtliche Zahl der Deutschen in den Städten). Von den Kolonien sind viele noch weit zurück, mit den alten Stammkolonien Windthorst und Rudolphsthal können sich nur wenige messen z. B. das von evangelischen Schwaben aus dem Banat im Jahr 1880 gegründete Franz-Josephsthal an der serbischen Grenze. Mit der Mehrzahl der deutschen Kolonien in Galizien — wie sie vor dem Russeneinfall waren — und vollends mit den reichen Schwabendörfern im Banat dürfen wir höchstens die drei genannten vergleichen.

Richtig in Gang kam der Fortschritt namentlich seit der evangelische Pfarrer von Banjaluka W. J. Öhler die ganze Zeit, die ihm sein Pfarramt ließ, und seine ganze jugendliche Tatkraft den Kolonisten beider Konfessionen

widmete und als sein Bruder Dr. jur. A. Öhler, „der Kolonienanwalt", unter großen Schwierigkeiten in den größeren Ortschaften Raiffeisenkassen, Einkaufs- und Verkaufsgenossenschaften und ähnliche Unternehmungen zustande brachte, und dadurch die Ansiedler allmählich aus den Händen des Wuchers befreite, der nicht bloß zwölf, sondern zwanzig Prozent zu nehmen pflegte. Pfarrer Öhler verstand es, alle völkischen und kirchlichen Schutzvereine für seine Pflegebefohlenen zu interessieren und das Kirchen- und Schulwesen der evangelischen Kolonien allmählich auf festere Grundlagen zu stellen. Angesichts des in verhältnismäßig so kurzer Zeit Erreichten, konnte man von einer hoffnungsvollen Zukunft des Deutschtums in Bosnien sprechen; ja, wenn man auf der Karte den Kranz der an der Nordgrenze Bosniens gelegenen deutschen Dörfer betrachtete, konnte man von einer deutschen Durchdringung dieser Gegend träumen, umsomehr als sich eine geldkräftige schweizerische Gesellschaft bildete, die türkischen Großgrundbesitz aufkaufte und zur Aufteilung unter neu herbeizuziehende Ansiedler vorbereitete.

Da trat ein Ereignis ein, welches alles Gewonnene in Frage stellte: Die Verwandlung der „Okkupation" Bosniens in eine dauernde Annexion im Jahr 1908 und anschließend daran der Abbau der militärischen Verwaltung und die Einrichtung eines mit weitgehenden Befugnissen ausgestatteten Landtags. In diesem Landtag, in dem die Deutschen bis jetzt nie einen Vertreter hatten, war und ist die weitaus überwiegende Mehrzahl deutschfeindlich. Daß von nun ab keine weiteren deutschen Regierungskolonien mehr gegründet wurden, braucht kaum gesagt zu werden, aber auch die bestehenden bekamen die Feindschaft alsbald zu fühlen: der Landtag knüpfte an die weitere Bewilligung der bisherigen Zuschüsse für die Schulen der deutschen Kolonien Bedingungen, die zur Aufgabe ihres deutschen Wesens und damit zur Entdeutschung der Kolonien geführt hätten. Alle Bemühungen, die gemeinsame Regierung des österreichisch-ungarischen Kondominiums zu einer nachhaltigen Vertretung der verbrieften Rechte der deutschen Kolonien zu bringen, waren mehr oder weniger fruchtlos, und nur die tatkräftige Unterstützung der reichsdeutschen und österreichischen Schutzvereine hat bisher die Durchhaltung der Schulen ermöglicht.

Mitten in diese Kämpfe um Sein oder Nichtsein des Deutschtums in Bosnien fiel der Fürstenmord in Sarajewo und der Ausbruch des Krieges.

In das Feuer der serbischen Kanonen ist nur eine der Kolonien an der serbischen Grenze gekommen, und auch sonst ist der Krieg nach dem Arbeitsbericht des Pfarrer Öhler für 1915, dem wir die folgenden Angaben entnehmen, bis jetzt verhältnismäßig glimpflich vorbeigegangen. „Im allgemeinen" heißt es dort, „kann man sagen, daß die Lähmung, die zu Beginn des Krieges fast alle Arbeitsgebiete ergriff, und zwar in um so höherem Maß, je ferner das Gebiet dem Krieg und der Kriegsfürsorge stand, völlig gewichen ist. Wir haben in dem vergangenen Jahr versucht zu arbeiten, als wäre kein Krieg, oder als könnte er noch ein Jahrzehnt dauern." Es sind auch tatsächlich nur

einige wenige, so wie so auf schwachen Füßen stehende Wirtschaften in einer Gemeinde (Königsfeld), die von einer Mißernte getroffen war, ganz zusammengebrochen, aber „wesentlich verbessert hat sich der Besitzstand des Durchschnittsbauern jedenfalls nicht." Die Genossenschaften haben den Krieg „so gut als nur denkbar" überstanden, obgleich „wir im Gegensatz zu den meisten hiesigen Geldinstituten von dem Grundsatz abgewichen sind, während des Krieges keine Darlehen abzugeben." Auch sonst hat der Krieg den deutschen Kolonien in Bosnien — wie denen in Galizien — Gelegenheit gegeben, ihre Leistungsfähigkeit zu zeigen, und „um ihre kriegswirtschaftliche Bedeutung nicht gar zu schnell in Vergessenheit geraten zu lassen", sei kurz wenigstens Folgendes festgehalten: „Die Gespanne mit schweren Pferden, die in Bosnien bei der Mobilisierung aufgekauft wurden, stammen von den Kolonien oder aus deren Zucht. Sie hatten außerdem den Vorzug tüchtiger, teurer Beschirrung. Zu Führern der Wagenkolonnen wurden schon wegen ihrer Zweisprachigkeit mit Vorliebe Kolonisten genommen. Die zurückbleibenden Männer wurden sofort zur Verstärkung der Gensdarmerie herangezogen und leisteten als Schutzkorps wertvolle Dienste. Die dann noch verfügbaren Männer organisierten wir als Bürgerwehr. Als dann die Lebensmittel-Requisition und die Versorgung der Städte Mühe machte, waren es wieder die Kolonien, die herhalten mußten und — herhalten konnten. Wer baute z. B. im Kreise Banjaluka Weizen und Kartoffeln in nennenswerter Weise außer den Kolonisten und wer es von ihnen gelernt hatte! Das Gleiche gilt von der Aufzucht von Mastschweinen. Für die Rotekreuzspitäler wurden die Milchkühe bei Deutschen zusammengekauft. Die Käsereien des Trappistenklosters, die unserer Genossenschaften und anderer Erzeuger konnten nicht schnell genug die Bestellungen des Militärs erfüllen. Dazu kam die Versorgung der Zivilbevölkerung. Die Milch für unsere Spitäler und Bürger mußte zum größten Teil aus der Kolonie Rudolphsthal zwanzig Kilometer mit Wagen hergeführt werden. Ans Militärärar lieferten vier deutsche Kolonisten nicht weniger als sechzig Waggon Preßstroh. Das fehlende Saatgut für die zwangsweise Bestellung der Bosniakenfelder wurde größtenteils in den Kolonien requiriert, besonders Hafer, Weizen, Kleesamen und Kartoffeln. Von den, allein im Bezirk Gradiska tätigen, und von der Regierung gebildeten sechsundfünfzig Anbauüberwachungs-Kommissionen hatten dreiundvierzig einen deutschen Kolonisten als Vorsitzenden! In Rudolphsthal war 1915 mehr Bodenfläche angebaut als in Friedenszeiten.

Als zahlreiche Flüchtlinge von der Ostgrenze und später zeitweilig Evakuierte aus Sarajewo unterzubringen waren, und in den Städten weder genügend Platz noch Verpflegungsmöglichkeit sich fand, mußten wieder deutsche Kolonien eine Zufluchtsstätte bieten.

Überraschend stark war die Beteiligung der deutschen Kolonien an der Zeichnung der drei Kriegsanleihen. Während der Verband der serbischen Genossenschaften (d. h. der griechisch-katholischen Eingeborenen) Konkurs machte,

setzte der kaum drei Jahre alte Verband deutscher bäuerlicher Kredit- und Wirtschaftsgenossenschaften mit kräftiger Werbearbeit ein und brachte nahezu eine Viertelmillion in barem Geld, im ganzen 300000 Kronen, an Zeichnungen seitens der Kolonisten auf.

Dem Verband ist für seine erfolgreichen Bemühungen bei Aufbringung der Anleihen — weil es die erste und einzige Anerkennung ist, die uns, in bald siebenjähriger Arbeit an den Kolonien, seitens der Regierung zuteil geworden ist, sei es erwähnt — eine schriftliche Belobigung der hohen Landesregierung zugekommen."

Abgesehen von dieser Auszeichnung wurden die Leistungen der deutschen Kolonien durch staatliche Spenden für die Schulen in der Höhe von rund 2000 Kronen, die aber zunächst nur auf ein Jahr bewilligt sind, anerkannt; auch ein Besuch des Landeschefs in Windthorst und Rudolphsthal scheint Gutes für die Zukunft hoffen zu lassen. Man muß sich aber darüber klar sein, daß die Zukunft des Deutschtums in Bosnien vollständig im dunkeln liegt und im wesentlichen abhängig ist von der endgültigen Regelung des staatsrechtlichen Verhältnisses von Bosnien, die nach dem Kriege bevorsteht. Mit diesem Hinweis wurde auch Pfarrer Öhler entlassen, als er in Wien bei Finanzminister von Koerber, dem Vertreter der gemeinsamen Regierung, in Sachen der Kolonien vorstellig wurde. Die Behandlung der Deutschen durch den Landtag hat in den Kolonien, und bezeichnenderweise namentlich in den Regierungs-Kolonien, allmählich eine sehr verbitterte Stimmung aufkommen lassen, welche Öhler dem Minister mit den Worten wiedergab: „Wir wollen nicht länger die Stiefkinder des Landes sein, gut genug, um überall herzuhalten, wo es sich um Requisition von Menschen, Zugkraft und Lebensmitteln handelt, aber zu schlecht, um uns Schulen, Straßen und gleiches Recht zu geben."

Sollten die Verhältnisse für die Deutschen bei der Neuregelung der staatsrechtlichen Stellung Bosniens nicht günstiger werden, „so wäre", sagt Öhler, „abzuwarten, ob das deutsche Kolonistenmaterial nicht an anderem Ort lieber gesehen würde und auch wertvoller wäre."

Um diesen Gedankengang zu würdigen, möge man sich vorhalten, daß Österreich-Ungarn in den fünf Jahren vor dem Kriege neunhunderttausend Einwohner durch Auswanderung verloren hat!

Im Fall der Aufhebung des „Kondominiums" wäre wohl der günstigste Fall für die Deutschen in Bosnien, sowohl für die Kolonisten als für die Stadtbewohner und namentlich auch für die Beamten, die Angliederung Bosniens mit der Herzegowina — als des Hinterlandes von Dalmatien — an Österreich. Schon weniger günstig wäre es, wenn Bosnien — als Hinterland von Slawonien — mit Ungarn vereinigt würde. Der schlimmste Fall wäre aber wohl der einer engeren Vereinigung Bosniens mit Kroatien-Slawonien und Dalmatien, und der Sonderstellung dieses „südslawischen Teils der Gesamtmonarchie".

Derartige Pläne, Ersetzung der Zweiteilung der Habsburger Monarchie durch eine Dreiteilung — „Trialismus" statt des bisherigen „Dualismus" — sind vor dem Kriege erwogen worden. Allerhand Erfahrungen über die Zuverlässigkeit weiter Kreise in diesen Provinzen, so das Attentat auf den Banus von Kroatien, der Agramer Hochverratsprozeß, die notwendig gewordene Auflösung der Gemeindevertretungen wichtiger Städte während des Krieges, werden dem Gedanken des Trialismus aber schwerlich förderlich gewesen sein.

Die von Pfarrer Öhler angedeutete Frage der Verlegung der bosnischen Kolonien ist auch einmal für die deutschen Kolonien in Galizien brennend gewesen, damals, als Preußen „Rückwanderern" zur Ansiedlung in Posen und Westpreußen verlockende Anerbietungen machte.

Von wohlmeinendster Seite ist damals die Einziehung der deutschen „Vorposten" in Galizien empfohlen worden und tatsächlich sind auch damals fünftausend Deutsche von dort in die preußischen Ansiedlungs-Provinzen abgewandert und einige der galizischen Siedlungen sind durch die Abwanderung selbst und durch Eindringen von Slawen in die leergewordenen Höfe erheblich geschwächt worden. Merkwürdigerweise hat das Eindringen der Slawen in die vorher geschlossenen deutschen Dörfer einen ungeahnten Aufschwung des Deutschtums in Galizien zur Folge gehabt, weil bei den Zurückbleibenden das völkische Gefühl und der wirtschaftliche Fortschritt — durch genossenschaftlichen Zusammenschluß — sich mächtig hoben. Die dortigen deutschen Gemeinden haben schon bei der zweimaligen, viele Monate dauernden Kriegsbereitschaft der Grenzprovinz und wieder während des Krieges reichlich Gelegenheit gehabt, ihre Staatstreue und ihre kriegswirtschaftliche Leistungsfähigkeit zu beweisen, und sie sind dafür auch von den höchsten Führern der österreichisch-ungarischen Armee entsprechend anerkannt worden. Freilich haben sie dafür auch doppelt unter der Wut der Russen zu leiden gehabt, und die meisten brauchen ausgiebige Hilfe seitens des Mutterlandes, um sich wirtschaftlich erholen zu können.

Dabei lastet auf ihnen derselbe Druck der Unsicherheit ihrer Zukunft wie auf denen in Bosnien. Ihre wirtschaftliche und namentlich ihre völkische Zukunft ist ebenfalls wesentlich abhängig von der Entscheidung einer — noch wichtigeren — politischen Frage, von der bevorstehenden Lösung der polnisch-ruthenischen Gesamtfrage.

Hoffentlich bringt der Krieg und der Sieg unserer Waffen für die Vorposten des Deutschtums im Osten keine derartige Gestaltung ihrer völkischen Aussichten, daß sie zwischen Volkstum und Heimat zu wählen haben.

Es wäre tief bedauerlich, wenn als einzige Rettung für ihr Deutschtum, und damit in letzter Linie auch für ihre wirtschaftliche Zukunft, die Losreißung der Gemeinden von dem nun auch mit Blut gedüngten Boden in Frage käme.

Aus dem Briefwechsel von Gustav Freytag mit Graf und Gräfin Wolf Baudissin

Herausgegeben von Professor Gustav Wilibald Freytag

(Schluß)

Sophie Baudissin an Freytag.

Lieber verehrter Freund,

Hätten Sie nur Wolfs Hoho! gehört als ich Ihren Brief hoch in der Hand in sein Zimmer trat u. fragte: „was habe ich da?“ — nun wurden die Blätter gemeinschaftlich verschlungen. Auf das Weltgeschichtliche mag Wolf antworten u. Ihnen von seiner Audienz beim König Johann erzählen; ich habe nur Eile Ihnen zu danken, daß ich mit Unrecht an Ihrem Vertrauen gezweifelt hatte. Es ist auch gut angebracht! — Sie haben auch recht Lotte für mindestens eben so gut als politisch kurzsichtig zu halten. Es ist eine gewisse ruhige Behaglichkeit in ihre Anschauung gekommen die mich ganz zur äußersten Linken treibt ihr gegenüber. Ihr Motto ist: es muß noch gut werden! ich will wünschen daß sie recht habe, einstweilen aber begreife ich ihren Vater mehr,.. der allein aus Aerger über die preußische Politik einen Gichtanfall bekommen hat. — Wenn es denkbar ist, daß die Mittelstaaten Ernst machen, dann sollte mich des Herzogs Bedenklichkeit nicht reuen, denn sie würden ihn unfehlbar im Stich gelassen haben, bei der Angst vor Democratischen Demonstrationen, so thun sie es vielleicht auch! Wer kann Fürsten noch trauen? — Wie schade daß Schleswigholstein, das zur Republic die glücklichsten Elemente hat, nicht als solche geduldet werden würde. Wir wollen ganz froh sein, wenn es unter den Augustenburger kommt u. ich hoffe da dies noch kein Ideal von Zustand wird, so kann's gelingen.

Jetzt möchte ich Ihnen noch eine Privatangelegenheit an's Herz legen: wir müssen Klee[12]) retten er ist zuweilen dem Tiefsinn nah — trinkt bedenklich viel u. sagte neulich bei uns in einem Jahre werde er wahnsinnig oder erschossen sein, er sagte es alles Ernstes. Vorwürfe über das Trinken mögen dabei sein — Aerger über die Politik hauptsächlich. Das einzige Rettungsmittel wäre für ihn ein Urlaub u. eine Thätigkeit in nationalen Sachen. Kommt es zum Krieg so muß er mit — es ist sein heißester Wunsch. Können

[12]) Der Germanist Gotthold Klee, Herausgeber von „Deutsche Heldensagen“ u. and. —

so große Mittel nicht gefunden werden so müßte er reisen denn bei den Berufsgeschäften wird er das Trinken leider nicht mehr entbehren können. Ich fürchte überdem er verliert die Stelle wenn das so fort geht, es ist zu allgemein bekannt schon! — Vorstellungen von nahen, vielleicht den Leipziger Freunden würden vielleicht eine Zeit lang helfen? — Es ist ein wahrer Jammer! ein so vortrefflicher Mann eine so prächtige Familie! — Rathen Sie doch, gewiß fällt Ihnen Hülfe ein! —

Den beifolgenden Brf. meines Schwagers lege ich bei Ihnen zu zeigen wie es in dem Kopf des viel leidenden Patienten fortwährend arbeitet; wir besuchen ihn natürlich oft des Tages, dazwischen aber kommen doch noch seine Zettel. Ich füttere ihn mit Romanen um die Zeitungen etwas zu verdrängen u. da er einen ganz nüchternen Romanmagen hat so wirkt u. spannt diese lecture sehr, aber es muß grauslich in den Büchern hergehen wie z. B. in den miserables. —

Wir harren in Ungeduld auf Ihr Buch — aber gehören zu den Freunden die Ihre jetzige Thätigkeit zu hoch stellen um die Unterbrechung weg zu wünschen. Einstweilen ist Fritz Reuter unsere heitere Abendgesellschaft.

Bleiben Sie gut

Ihrer treu ergebenen Freundin

S. B.

Der Frau Hofräthin meine allerherzlichsten Grüße.

Baudissin an Freytag.

Dresden, 25. December 1863.

Lieber vortrefflicher Lord
Percy von Nortumberland,

Ich werde Ihnen vorkommen wie der Verfasser des Briefs den der Heißsporn so scharf commentirt, u. sehe voraus daß Sie in der Stimmung sein werden, „mir mit meiner Frau Fächer den Kopf einzuschlagen". Aber dennoch kann ich meine Zweifel nicht unterdrücken, ob es wohlgethan sein würde, wenn der Herzog schon jetzt nach Holstein käme; ja selbst nicht, wenn er alles mitbrächte was ihm noch fehlt, Geld u. eine Armee. Ich meine, er müsse nur noch ein paar Wochen Geduld haben, bis die Abstimmung über sein Erbrecht in Frankfurt entschieden ist, wenn er sich nicht in die größte Verlegenheit bringen will. Der König Johann, dem ich zutraue, daß er ihm gern zu seinem Recht verhelfen möchte, ließ mich gestern eigens rufen, um mir zu sagen, er wünsche dringend daß der Herzog den Versuch nicht wage, weil er ihn für sehr gefährlich halte; was ich denn auch sofort an Samwer geschrieben habe. Sollte, was Gott verhüten wolle, die Entscheidung in Frankfurt gegen ihn ausfallen, u. er ist dann noch Willens, Leben u. Schicksal auf eine letzte Karte zu setzen, — dann werde ich von Herzen zustimmen wenn er wie Wallen-

stein eine Armee aus aller Herren Landen zusammenbringt, u. den Versuch wagt, sich sein Recht zu erkämpfen: dann verbrennt er seine Schiffe, u. kann möglicherweise noch siegen. Sich aber jetzt schon dem fast gewissen Resultat aussetzen, an der Schwelle seines Hauses umkehren zu müssen, das halte ich für zu bedenklich.

Ueber die dissentirenden Stimmen in der Versammlung unserer Landstände bin ich sehr traurig, denn es ist nicht zu leugnen daß gerade die genannten zu unsern besten Männern, u. bisher zu den eifrigsten Bekämpfern der dänischen Uebergriffe gehört haben. Ich suche vergebens nach ihren Motiven. Scheel-Plessen hat alle seine Güter in Seeland; Blome ist lange Jahre Gesandter in England gewesen, u. überdem ein Vetter des Grafen Platen in Hannover. Bei den Andern könnte maßgebend gewesen sein 1) die Furcht vor den russischen Ansprüchen wenn das Londoner Protocoll zerfiele, — 2) die Abneigung gegen einen zukünftigen Hof u. Hofstaat im Lande, — 3) die Besorgniß vor democratischen Uebergriffen, — endlich 4) die Thatsache daß einige von ihnen im Jahr 1848 sehr schroff u. rücksichtslos vom Vater des Herzogs u. seinem Bruder, dem Prinzen v. Noer, zurückgesetzt worden sind. Daß ich diese Gründe nicht gelten lasse, u. die Dänen hundertmal schlimmer finde, als das Alles, brauche ich Ihnen nicht zu versichern.

Der König hat übrigens, wie ich fürchte, noch mehr sein Vergnügen an der Lösung der spitzfindigen verwickelten Rechtsfragen u. aller Haarspalterei die daranhängt, als eigentliche warme Theilnahme für Land u. Leute; sonst würde er nicht solches Gewicht auf kleinliche Nebenfragen legen, ob z. B. die Herrschaft Pinneberg ein Allodium sei, oder ein incorporirter Theil von Holstein. Die Krankheit interessirt ihn noch mehr als der Kranke.

Graf Otto Rantzau, der hiesige preuß. Gesandte, der ein sehr warmes Herz für sein Vaterland Holstein hat, ist vollkommen einverstanden mit meiner Ansicht, daß der Herzog sich jetzt in diesem Augenblick noch passiv verhalten müsse. Hingegen ist Max Dunker, wie sie aus dem anliegenden Brief sehen werden, derselben Meinung wie Sie.

Leben Sie wohl, mein theurer Freund; wenn wir auch über die Mittel nicht ganz einig sind, über den Zweck sind wirs gewiß. Mit den herzlichsten Wünschen für das neue Jahr u. den besten Grüßen meiner Frau

der Ihrige

W. Baudissin.

Freytag an Gräfin Baudissin.

Meine liebe verehrte Freundin!

Was Sie mir über Klee schreiben, ist so traurig, daß ich mich der schlimmsten Besorgniß nicht entschlagen kann. Ueberrascht freilich hat michs nicht. Denn es ist ein altes Leiden. Und die Freunde in Leipzig haben versucht, was sie konnten. Es sind jetzt 2 Jahr, da wurde in Leipzig seinetwegen ein Rath

gehalten. Haupt[13]) u. Mommsen kamen dazu von Berlin, von uns Härtel,[14]) Hirzel[15]) und ich. Auch er war citirt. Haupt übernahm es, ihn zu zerknirschen und er that das in seiner großartigen Weise, denn wie später herauskam, als Klee seine verzweifelten pecuniären Verhältnisse als einen Grund seiner Desperation angab, räumte Haupt ganz in der Stille diesen Grund für einige Zeit weg. Damals versprach er das Beste an seine alten Freunde. Aber ihm fehlt die Kraft. Seine ursprüngliche Wunde ist unsicheres Selbstgefühl. Er ist ein ordentlicher Philologe, hat aber in früheren Jahren nie den Entschluß gewinnen können, etwas Ordentliches zu schreiben. Das drückte ihn mehr u. mehr. Die ihm gleich gewesen waren, wurden namhafte Männer, er steifte sich trotzig auf sein Docirен in der Schule, und kam in das Trödeln. Jetzt ist er nicht mehr im Stand, etwas Zusammenhängendes zu unternehmen. Hirzel, der diesen Grund seiner Erschlaffung sehr wohl kennt, hat sich die größte Mühe gegeben, ihn zur Uebernahme einer literarischen Arbeit zu veranlassen, die ihm eine Befriedigung geben könnte. Wir haben uns den Kopf zerbrochen, was man ihm octroyiren könnte, er hat Alles von der Hand gewiesen. Es ist ein sehr großes Unglück. Und ich kann auch von einem Herausreißen nichts Gutes erwarten. Er selbst meinte, wenn er nach Leipzig, in andere Kreise käme, das würde ihn heilen. Aber er würde in Leipzig bald ebenso seine Trinkstunden finden, an Gelegenheit fehlts nicht. Und wenn er nach Holstein ginge, (in welcher Eigenschaft?) ich bin überzeugt, das Ungeordnete dieser neuen Lage würde ihn nur noch tiefer in die alte Leidenschaft hineinwerfen. Allerdings ist das Einzige, was ihn vielleicht noch retten kann, eine große Aufgabe für sein Leben, die ihn unablässig spornt u. spannt. Aber wo die finden? Wenn die Sorge für seine lieben Kleinen nicht stark genug ist?

Doch wie gering die Hoffnung, ich will veranlassen, daß seine ältesten Freunde noch einmal mit ihm in Berathung treten. Unterdeß bitte, solange es Ihnen möglich ist, lassen auch Sie ihn nicht fallen. Ich weiß sehr gut welch großen Werth für ihn die Freundlichkeit hat, die Sie ihm erwiesen haben. Er spricht mir jedesmal davon.

Unsere politische Herzenssache hat günstigeres Aussehn gewonnen. Der Reichstag der Dänen geschlossen ohne Zurücknahme irgendwelcher Art, u. in 14 Tagen Anerkennung des Herzogs durch die Majorität des Bundes. Baden u. Waldeck haben Militärconventionen mit S. H. geschlossen. Baden giebt Monturen etc. u. in seinem Lande Terrain für ein Barackenlager von vorl. 6000 Mann zur Ausbildg. der Unteroffiziere und Formation der Grundlagen. Aehnliches in Waldeck u. Gotha in kleinerem Maßstabe. Das hat hier große Freude u. neue Hoffnung gemacht. Und man hofft, daß der Herz. in 3 Wochen als anerkannter Herr in sein Land ziehen wird.

---

[13]) Moritz Haupt, der Philologe. [14]) Verleger. [15]) Salomon Hirzel, Freytags Verleger und Freund.

An Herrn Grafen u. Hrn. General meine herzlichsten Empfehlungen. Für Ihren Brief den innigen Dank

Ihres

Siebleben 25 Dec. [18]63. treuen Verehrers
Freytag.

Sophie Baudissin an Freytag.

[Anfang 1864.]

Lieber vortrefflicher Freund,

In der Kleeschen Angelegenheit hat meine Schwester Philippine (Gonne) die Initiative ergriffen indem sie Hertel in Leipzig aufforderte Klee eine wissenschaftliche Forschung in Italien zu übertragen. Zu den Reisekosten würden gern a.* Freunde heimlich beisteuern. Meine Schwester glaubt — ob sie Recht hat weiß ich nicht — Italien sei die höchste Sehnsucht seines Herzens von jeher u. das werde ihn herausreißen. Ob sie darin recht hat weiß ich nicht — Gefahr bleibt für ihn überall, hier freilich die allergrößte. Daß wir Klee nicht aufgeben kann ich mit gutem Gewissen versprechen. Freilich war er bei seinem letzten Besuch in einem Zustand der auch den übrigen Gästen seine unglückliche Neigung verrieth. Es waren aber wohlwollende liebe Leute die gleich uns wahre Trauer darüber empfanden Pastor Rosenhagen u. Frau u. Mme. Arnemann aus u. in Holstein kann man sagen denn hier leben wir jetzt alle nicht sondern dort. Ihr Brief gab uns neuen Muth, denn das Nachgeben der Dänen hatte uns sehr erschreckt u. Oesterreich empörte uns über alle Maaßen. Die räudigen Schafe in der Versammlung haben uns auch tief gekränkt. An Reventlow, Jersbeck glauben wir noch nicht — von Scheel-Plessen u. Blonne war nicht viel anderes zu erwarten. Graf Rantzau hatte gestern einen Brief des Letzteren der aber so völlig unleserlich geschrieben war, daß man nur die eine Phrase zusammen brachte: „Gott meinte es gut die Menschen verderben Alles" — das kann aber auf die holsteinische Gesinnung ebenso wohl passen. Der Brief war geöffnet u. ganz naiv mit einem Schilling wieder gesiegelt worden. — Nun nochmals Dank für Ihr rasches gutes Antworten.

Wir haben hier einen Frauenverein für Holstein gegründet. — Nun Glück auf dem Vaterland!

Ihre Getreusten

S. u. W.

Sophie Baudissin an Freytag.

d. 3. März 1864.

Lieber vortrefflicher Freund,

Jetzt ist's wieder einmal genug geschwiegen, wir sehnen uns zu sehr nach einem Wort von ihnen, jetzt wo uns in den Herzogthümern das Messer an der

Kehle steht; wir haben längst eingesehen wie gut es war, daß der Herzog in's Land ging was uns damals gewagt schien — jetzt scheint auch das kaum mehr auszureichen; es sieht aus als ob die Engländer Dänemark, die Großmächte Schleswig-Holstein knebeln würden, und so die Personalunion unter stummen u. ohnmächtigen Klagen zu Stande kommen würde? —

Ich in meinem beschränkten noch dazu weiblichen Unterthanverstand habe die fixe Idee daß in England auf die ohnehin dem Krieg feindliche Volksstimmung gewirkt werden müßte. Warum hat der Herzog da garnichts gethan. Es sind ja einzelne Wohlgesinnte u. Unterrichtete da; mir scheint es wäre nicht schwer durch meetings den Leuten klar zu machen daß sie sich eben sowohl für uns als für Ungarn u. Polen begeistern können?

Unser Landsmann u. Neffe Luckner der Beust[16]) täglich spricht hat noch immer Muth. Die Anwesenheit dieses heitern Menschen ist uns jetzt recht wohltätig da der Zustand meines Schwagers leider noch immer sehr niederdrückend auf unsere Stimmung wirkt. Zwar ist er Gottlob schmerzlos, auch ißt er seit einigen Tagen wieder oben bei uns, aber sein Aussehn u. sein abgespanntes Wesen sind recht betrübend. Sogar die Politik läßt ihn gleichgültig. Luft u. Wärme werden will's Gott die Kraft wieder heben, noch darf er nicht ausfahren. —

Klee war in letzter Zeit recht vernünftig, jetzt soll ihn die verzweifelte Lage der Politischen Zustände wieder recht melancholisch machen — wir erwarten ihn Sonnabend Mittag. — Lotte schreibt ziemlich muthlos, Dunker dagegen hat noch Hoffnung. Sehr zuverlässig sind aber seine Ansichten nicht; die Ueberzeugung der König werde beim ersten Kanonenschuß vom Londoner Protocoll abfallen, hat sich doch nicht bestätigt. — Wolfs Vetter Scheel-Plessen war neulich bei uns u. machte kein Hehl aus seinen Personalunion-Wünschen gestand aber daß er keineswegs auf ihre Erfüllung hoffen könne. Das war doch ein Trost. — Nun lieber guter Hofrath, vergeben Sie mir diese nichtssagenden Zeilen u. bleiben Sie uns gut — u. schreiben Sie; noch lieber kommen Sie bald. Was macht das Buch? — Grüßen Sie die liebe Frau Hofräthin von uns Beiden. Ihre

S. B.

Freytag an Baudissin.

Mein hochverehrter theurer Freund!

Ueber die letzten Erfolge unserer Sache war mir sorglich zu Muth geworden, denn sie scheinen zu gut um dauerhaft zu sein. Jetzt läßt Bismarck nicht ohne Grund herabstimmen. In der That sind wir noch nicht über den Berg, u. ich fürchte, selbst Beust sieht die Sache günstiger an, als sie liegt. Von der Danewerklinie bis über Gravenstein hinaus ist noch ein weiter Weg. Und was vorausgegangen berechtigt gar nicht zu Siegeshoffnungen. Wäre man

[16]) Der Sächsische Minister.

am 18ten Abend, wie man gesollt, nach Alsen übergegangen u. hätte man in der That das dänische Landheer demoralisirt u. unbrauchbar gemacht, so wäre ein großer Erfolg gesichert. Man hatte weder dazu den Muth, noch hat man in Berlin die Courage, Europa Trotz zu bieten. Auch die Reise des Herzogs nach Berlin ist verfrüht. Denn die Situation zwingt Alles zu vermeiden, was wie ein privates Abkommen des Herzogs mit Preußen aussieht. England, Rußland, selbst Frankreich, u. vor allem Oestreich werden in demselben Grade argwöhnisch werden, als die Stellung des Herzogs zu Preußen einem Contractverhältniß näher tritt. Und die richtige Politik der Preußen wie des Herzogs wäre doch wohl gewesen, sich öffentlich kalt anzuschnurren u. in der größten Stille das Abkommen zu treffen, was die Preußen, wie die Dinge einmal liegen, als Preis ihrer Unterstützung betrachten.

Jetzt sind wir in der Gefahr, daß die Preußen mit dem Herzog contrahiren u. wenn in Folge dessen seine Actien gefallen sind, ihn u. sich im Stich lassen. Und daß durch solche Transaction die Stellung des Herzogs im eigenen Lande, die ohnedies schwierig sein wird, noch spinoser gemacht wird.

Für d. Preußen endlich liegt mir am Herzen, daß sie in der gegenwärtigen Situation auch nicht genug vom Herzog fordern und zu wenig gewähren werden.

Die Grundzüge, nach welchen Preußen — regenerirt u. in innrem Frieden — die deutsche Frage ohne Gefahr lösen kann, ist

1) Aufnahme der Souveraine in das preuß. Haus. Eine Adoption, die allerdings zunächst nur die kleineren als Avancement betrachten werden. 2) Schutz aller Deutschen im Auslande durch Uebernahme zunächst der Zollvereins- u. Verkehrsinteressen in seinen Consulaten. 3) die Erklärung, daß jeder Zollvereinsbewohner preuß. Bürgerrecht habe. Das 3te käme zuerst, das 1ste wäre die unvermeidliche Folge. Denn die Einrichtung No. 3. würde die ganze öffentliche Meinung u. den Consensus Populi in wenigen Monaten so energisch auf Preußen hinüberwerfen, daß die Regierungen gegen die stille Besitzergreifung ihrer Unterthanen gar kein Mittel hätten.

Doch es ist unnütz jetzt darüber zu reden, u. ich bitte Sie über meine Phantasien nicht zu lachen. Wer mag sagen, was mein armes Preußen noch durchmachen wird, bevor es sich selbst wiederfindet.

Ein Gutes hat in jedem Falle der Krieg gehabt. Er schafft eine preußische Flotte, die sich sehen lassen kann. Und er hat bereits das Heer besser gemacht u. dem Volk auch das Gute, das unter Umständen eine Armee haben kann, in die Seele geführt.

Ein Schlimmes aber ist, daß er Bismarck befestigt hat, und das elende System durch äußere Erfolge die innere Tyrannis zu halten.

In den „Grenzb." haben Militärische Briefe gestanden, von einem starken Character und militärischen Talent ersten Ranges. Ist Ihnen Einzelnes davon nach dem Herzen gewesen, so wird auch mir das große Freude sein.

Haben Sie die Güte Hrn. General meine herzlichen Empfehlungen u. innigen Glückwunsch zu seiner Besserung auszusprechen, Sie selbst aber, mein würdiger theurer Freund bitte ich ein wenig lieb zu behalten

Ihren

Siebleben d. 4 Juni [18]64.

treuen Verehrer
Freytag.

Sophie Baudissin an Freytag.

Sonnabend, 11. Juni [18]64.

Lieber verehrter Freund,

Das war wieder eine reizende Doppelfreude, die Sie uns durch Ihren Zwillingsbrief bereitet haben! wir wissen nicht zu sagen wer uns besser gefällt, ob das schelmische Mädchen oder der kühne Knabe der gleich ganz Deutschland in die Tasche stecken möchte. Der Vergleich liegt mir nah, denn vor unserem Hause hier spielt ein solches Zwillingspaar, daß die Wirthin zu Ehren der Curgäste, denn hier geschieht Alles nur für diese, geboren hat. — Nun wir hätten garnichts dagegen, daß Preußen uns verschlänge aber es macht ja noch keine „großen Augen".

Wie soll aber ich Ihnen genugsam danken, erstens für die Vermittlung, dann für die Zusendung u. zu allererst u. am allerbesten für die Aussicht die Sie eröffnen von Leipzig nach Dresden, will sagen Wachwitz zu kommen. Denn dort müssen Sie, wenn wir erst mit Gottes Hülfe wieder die Cur im Rücken haben uns aufsuchen u. sich niederlassen. Es wird Ihnen gefallen u. heimlich sein, denn es hat den bescheidnen comfort u. die Stille u. Ungestörtheit eines Nestes. Sie können da mit uns, oder allein mit Luft u. Schatten u. Rothschwänzchen sein, die uns sehr favorisiren — ganz wie Sie wollen. Also das ist ein Wort, Sie kommen! Eben sagt mir Wolf, er habe außer der Elephantenjagd noch charmante Stellen von singenden Paradiesvögeln u.s.w. gefunden. Nun ich will mich an's Plündern machen.

Wir sind bis jetzt unberufen mit der Cur zufrieden, das Wetter ist himmlisch. Unsre Gesellschaft bilden Traugott Baudissin ein auf der Jagd in's Bein geschossner Neffe, recht lieber Mensch, hat unter dem General gedient, jetzt preuß. Beamter, u. eine Nichte Rosa Lilienkron geb. Baudissin eine hübsche leider auch hinkende kleine Frau. Nächstens erwarten wir den General; ich habe ihm von Ihrer so hübsch ausgedrückten Theilnahme geschrieben u. zweifle nicht daß diese „Frühlingsfreude" ihm sehr wohl thun wird. Wer ist unter der Lotte gemeint, deren Tochter Romane schreibt die Sie zu lesen in unbegrenzter Menschen Liebe sich herbeiließen? eine Tochter der Wertherschen müßte ja aller romantischen Bestrebungen entwachsen sein u. unsere Lotte ist sonst die einzige Universallotte die ich kenne? — Meine, unsere schreibt mir längst wieder daß Ihre politischen Anschauungen sich ganz mit den Dunkerschen

begegnen u. scheint glücklich darüber. Nun will ich dem Curgast noch einen diätetisch zugemessnen Raum lassen. Also so Gott will auf gutes Wiedersehn in Wachwitz. Alles Liebe der Frau Hofräthin von Ihrer

S. B.

Nachschrift des Grafen Wolf B.

Ich setze noch einige schwache Hoffnungen auf die mögliche Abdankung Christians IX., u. auf die Ungenügsamkeit der Dänen, denen auch die Flensburger Linie zu viel verlangt scheinen wird. Hier ist jetzt der Herzog Karl, des dänischen Königs ältester Bruder der sich ganz offen u. unumwunden über das Recht des Herzogs Friedrich ausspricht. Die oestreichischen Blessirten, deren viele hier zur Cur sind, sagten uns mehrfach, es sei zwar grimmig kalt in Schleswig gewesen, aber sonst der Feldzug golden gegen den italienischen zu nennen; einen solchen würden sie mit Vergnügen noch einmal mitmachen. — Nun mit herzlichem Gruß der Ihrige W. B.

Kriegstagebuch

30. Juni 1916. Westlich von Kolki, südwestlich von Sokul und bei Wiczyny russische Stellungen genommen; westlich und südwestlich von Luzk 15 Offiziere, 1365 Mann, im ganzen seit 26. Juni 8191 Russen gefangen. Bei Tlumacz Reiterangriffe der Russen vereitelt. Seit Anfang Juni südlich des Pripjet 158 russische Offiziere, 28075 Mann gefangen, mehrere Geschütze, 90 Maschinengewehre erbeutet.

1. Juli 1916. In 40 Kilometer Breite beginnt der seit vielen Monaten mit unbeschränkten Mitteln vorbereitete große englische Massenangriff nach siebentägiger stärkster Artillerie- und Gasvorwirkung auf beiden Ufern der Somme, sowie des Ancrebaches. Von Gommecourt bis La Boiselle erringt der Feind keine nennenswerten Vorteile, erleidet aber sehr schwere Verluste, an der Somme nehmen wir die Front auf eine hinter der ersten Linie liegende Riegelstellung zurück. — Links der Maas an Höhe 304 französische Grabenstücke genommen. Vergebliche Angriffe der Franzosen gegen „Kalte Erde" und Thiaumont. 15 feindliche Flugzeuge abgeschossen.

1. Juli 1916. Weitere Fortschritte der Armee von Linsingen, die Gefangenenzahl steigt um 76 Offiziere, 1410 Mann. — Die Höhe von Worobijowka, nordwestlich Tarnopol gestürmt, 899 Russen gefangen, 7 Maschinengewehre, 2 Minenwerfer erbeutet.

2. Juli 1916. Nördlich der Somme keinerlei Vorteile des Feindes, wohl aber außerordentlich hohe blutige Verluste desselben. Südlich der Somme wird die Front in eine zweite Stellung zurückgenommen. —

Westlich und östlich der Maas vergebliche Anstrengung des Feindes bei Höhe 804 und bei Thiaumont und „Kalte Erde". Südwestlich der Feste Vaux nehmen wir die „Hohe Batterie von Damloup".

1. Juli 1916. Die Türken werfen die Russen in Südpersien über Kermanschah zurück.

2. Juli 1916. Vergebliche Beschießung der kurländischen Küste östlich von Raggasem seitens russischer Torpedoboote und des Linienschiffes „Slawa" letzteres von unseren Abwehrgeschützen und Fliegerbomben getroffen. — Bei Minki, nördlich von Smorgon, abgewiesener russischer Vorstoß, 248 Russen gefangen. — Starke russische Angriffe nördlich und östlich von Gorodischtsche, sowie beiderseits der Bahn Baranowitschi—Snow abgeschlagen. — Weiteres Vordringen trotz starker russischer Gegenangriffe nördlich und südwestlich von Luzk, weitere 1800 Gefangene. — Südöstlich von Tlumacz und in der Gegend von Zloczewka russische Reiterattacken gescheitert.

3. Juli 1916. Heftige feindliche Angriffe zwischen Ancre und Somme und südlich der Somme überall abgeschlagen. — Östlich der Maas kräftige Angriffe gegen die „Hohe Batterie von Damloup" glatt abgewiesen.

3. Juli 1916. Russische Angriffe auf der Front Narocz-See—Smorgon—östlich Wischnew unter schweren Verlusten für sie abgeschlagen. Unsere erfolgreichen Gegenstöße bei Baranowitschi und Gorodischtsche bringen 1896 Gefangene ein. — Südöstlich Tlumacz die Russen über zwanzig Kilometer Breite bis über zehn Kilometer Tiefe zurückgedrängt.

3. Juli 1916. Östlich von Monfalcone sieben italienische Angriffe, weitere nördlich des Suganertales und nördlich des oberen Posinatales gescheitert.

4. Juli 1916. Schwere Kämpfe beiderseits der Somme; auf dem rechten Ancreufer in den letzten Tagen 48 englische Offiziere, 867 Mann gefangen. — Vergebliche Angriffe der Franzosen nordwestlich Thiaumont, sie verlieren 274 Gefangene.

4. Juli 1916. Von Zirin bis südöstlich Baranowitschi russische Angriffe unter schwersten Verlusten für den Feind abgewiesen. Russische Gegenangriffe bei Luzk unter schwersten Verlusten gescheitert, 1150 Russen gefangen. — Westlich von Kolomea, südlich von Sadzawka, bei Barysz russische Angriffe zurückgeschlagen, bei Werben 888 Russen gefangen, fünf Maschinengewehre erbeutet.

4. Juli 1916. Ein deutsches Unterseeboot versenkt in der südlichen Nordsee einen feindlichen U-Boots-Zerstörer.

5. Juli 1916. Teile der deutschen Hochseestreitkräfte nehmen unweit der englischen Küste den englischen Dampfer „Lestris" als Prise fort.

5. Juli 1916. Zwischen Ancre und Somme heftige Kämpfe, die Engländer bei Thiepval zurückgeschlagen. — Die Franzosen nehmen Belloy-en-Santerre, Hem von uns geräumt. — Rechts der Maas südwestlich Vaux und bei „Damloup-Batterie" zurückgewiesene französische Angriffe.

5. Juli 1916. Südöstlich von Riga und zwischen Postawy und Wischnew russische Teilangriffe abgewiesen. — Östlich Gorodischtsche und südlich von Darowo für uns erfolgreiche Kämpfe.

6. Juli 1916. Lebhafte, für uns nicht ungünstige Kämpfe beiderseits der Somme in Gegend Contalmaison, Hem und Estrées. — Starke

französische Angriffe gegen „Kalte Erde" und südwestlich der Feste Vaux gescheitert. — Im Juni ist das Ergebnis im Luftkampf: 7 deutsche gegen 37 feindliche Flugzeuge verloren.

6. Juli 1916. Südlich des Narocz-sees und nordöstlich von Smorgon starke russische Angriffe mühelos abgewiesen. — Bei Czartorysk Frontverkürzung. Beiderseits Sokul russische Angriffe zusammengebrochen.

6. Juli 1916. Für die Türken erfolgreicher Kampf im Tschoroch-abschnitt der Kaukasusfront.

4./6. Juli 1916. Von deutschen Seestreitkräften in der Nähe der englischen Küste 8 englische Fischerfahrzeuge versenkt.

7. Juli 1916. Zahlreiche, immer wieder neu einsetzende Angriffe der Feinde beiderseits der Somme blutig abgewiesen. Vergebliche Anstürme der Franzosen gegen „Kalte Erde" und Damloup-Batterie. Mehrere hundert Gefangene.

7. Juli 1916. Südlich des Narocz-sees 212 Russen gefangen. Starke russische Angriffe am Zirin bis südöstlich von Gorodischtsche sowie beiderseits von Darowo unter schweren Verlusten des Angreifers abgewiesen.

7. Juli 1916. Der englische Dampfer „Pendennis" an der norwegischen Küste von deutschen Seestreitkräften als Prise erbeutet und eingebracht.

7. Juli 1916. „Yavus Selim" und „Midilli" versenken im Schwarzen Meer am Kaukasus-Ufer mehrere russische Transportschiffe und beschießen die neuen Hafenanlagen bei Tuabe südöstlich von Noworossijsk.

8. Juli 1916. An der Front Ovillers—Wald von Mametz und beiderseits Hardecourt die Anstürme der Engländer und Franzosen blutig abgewiesen, in das Dorf Hardecourt gelingt es dem Feind einzudringen.

8. Juli 1916. In der Gegend von Baranowitschi russische starke Angriffe unter größten Verlusten zusammengebrochen. 633 Russen gefangen. — In der Bukowina bei Breaza den Übergang über die Moldawa erkämpft.

9. Juli 1916. Beiderseits der Somme immer wieder die englisch-französischen Angriffe abgewehrt, durch Gegenstöße das Wäldchen von Trônes, das Gehöft La Maisonnette und das Dorf Barleux den Feinden wieder entrissen, Biaches von den Franzosen besetzt. Bei Barleux 152 Franzosen gefangen.

9. Juli 1916. Angriff gegen die Stochodlinie, sowie westlich und südwestlich von Luzk abgewiesen.

9. Juli 1916. Zwischen Brenta und Etsch heftige Angriffe der Italiener abgewiesen. Am Monte Corno 455 Italiener gefangen. — Der österreich-ungarische Kreuzer „Novara" versenkt in der Otrantostraße eine Anzahl armierter englischer Bewachungsdampfer.

9. Juli 1916. Ankunft des ersten deutschen Unterseeboots-Handelsschiffes „Deutschland" im amerikanischen Hafen Baltimore.

9. Juli 1916. Angriff deutscher Flieger auf die englische Südostküste.

10. Juli 1916. Starke englische Angriffe beiderseits der Straße Bapaume—Albert abgeschlagen, ebenso gegen das Wäldchen von Trônes, wo 100 Engländer gefangen werden. Südlich der Somme den Ansturm von Negerfranzosen gegen die Höhe von La Maisonnette abgeschlagen.

10. Juli 1916. Vergebliche Angriffe der Russen gegen die Stochodlinie, sie verlieren 700 Gefangene, 3 Maschinengewehre.

11. Juli 1916. Fortsetzung der heftigen Kämpfe an der Straße Bapaume—Albert, in Contalmaison, im Walde von Mametz und am Wäldchen von Trônes. Ein groß angelegter Angriff der Franzosen südlich der Somme bei Belloy-Soyecourt vereitelt. — Rechts der Maas schieben wir unsere Stellungen mehr an die Werke von Souville und Laufée heran, 2145 Franzosen gefangen.

11. Juli 1916. An der Stochodfront an den letzten beiden Tagen 1932 Russen gefangen, 12 Maschinengewehre erbeutet.

11. Juli 1916. In der Nordsee durch deutsche U-Boote einen englischen Hilfskreuzer von etwa 7000 Tonnen und drei bewaffnete Bewachungsboote versenkt.

11. Juli 1916. Russische Torpedoboote kapern auf schwedischem Gebiet bei Skelleftea die deutschen Dampfer „Worms" und „Lissabon".

11. Juli 1916. Eins unserer U-Boote beschießt die Eisenwerke bei Seaham an der englischen Ostküste.

12. Juli 1916. Der Verlust der Entente an Handelsschiffsraum durch U-Boote und Minen beträgt im Juni 101 000 Bruttoregistertonnen bei 61 versenkten Schiffen.

12. Juli 1916. Nördlich der Somme gelingt es den Engländern in Contalmaison einzudringen. Südlich der Somme erfolglose Angriffe der Franzosen bei Barleux und Estrées. Östlich der Maas erhöht sich die Gefangenenzahl um weitere 17 Offiziere, 243 Mann.

12. Juli 1916. Bei und nördlich von Olesza (nordwestlich von Buczacz) eingedrungene Russen im Gegenstoß zurückgeworfen und über 400 gefangen.

12. Juli 1916. Im Posinatal 104 Italiener gefangen. Starke italienische Angriffe im Raume Mt. Rasta—Mt. Interotto unter schwersten Verlusten des Angreifers abgewiesen.

13. Juli 1916. Heftige für die Feinde erfolglose Angriffe bei Mametz—Longueval, am Wäldchen von Trônes, bei Barleux und westlich von Estrées; gescheiterte Gegenangriffe der Franzosen bei Souville und Laufée.

13. Juli 1916. Abgewiesene russische Angriffe an der Stochodlinie Zarecze und bei der Bothmer-Armee.

14. Juli 1916. Unter schwersten Verlusten gelingt es dem Feinde zwischen Pozières und Longueval in unsere Linien einzudringen und sich im Trônes-Wäldchen festzusetzen.

14. Juli 1916. Bei Lennewaden russische Übergangsversuche über die Düna vereitelt. In Gegend von Skrobowa im Gegenangriff über 1500 Russen gefangen.

14. Juli 1916. Südwestlich von Gjevgjeli weisen die Bulgaren den Angriff einer feindlichen Abteilung zurück.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6530.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Volkswille und Kriegführung

Von W. von Maſſow

Die Freude über die herrlichen Erfolge der deutſchen Waffen ſoll uns, wie es ſcheint, nicht ganz ungemiſcht zuteil werden. Wer unſer Volk und die ſtolze Feſtigkeit der Unterlagen unſerer Siegesgewißheit nicht näher kennt, könnte leicht auf den Gedanken kommen, es ſei mit unſerer inneren Kraft und Einigkeit nicht mehr ſo gut beſtellt wie früher. Unſere Feinde werden ſich wahrſcheinlich die Gelegenheit nicht entgehen laſſen, aus dem heftigen Streit, der kürzlich über die Freigebung der Kriegszielbeſprechungen und die Stellungnahme des Reichskanzlers zu dieſer Frage entbrannt iſt, auf ihre Art Nutzen zu ziehen. Das iſt bedauerlich, wenn wir auch wiſſen, daß der Streit, ſo häßlich und unerquicklich er auch ſein mag, nicht die Bedeutung hat, die von ſchadenfrohen Seelen im Feindeslager erhofft und von ängſtlichen Gemütern auf unſerer Seite befürchtet wird.

Man könnte ſich gegenüber der Tatſache dieſes Streites, der glücklicherweiſe in ſeinen heftigſten Äußerungen vorläufig verſtummt, aber leider keineswegs beigelegt iſt, vielleicht beſſer auf den Standpunkt ſtellen: Nur nicht weiter davon reden! Ob aber dieſe beliebte Regel der Alltagsklugheit hier wirklich angebracht iſt, erſcheint bei näherer Betrachtung ſehr fraglich. Es iſt beſſer, erſt recht davon zu reden, nur anders als bisher. Wer freilich glaubt, entgegengeſetzte Meinungen durch gutes Zureden einander näher zu führen, tut beſſer, zu ſchweigen. Es kann nicht davon die Rede ſein, Streitende in ſo ernſten Fragen eines Beſſeren zu belehren. Aber es gibt noch unzählige gebildete, gute Patrioten, die bei dieſem heftigen Streit nicht ſo recht wußten, wie ihnen geſchah, denen der Kernpunkt der Sache noch heute nicht recht deutlich iſt und die ihn aus dem irreführenden Wortſtreit und ſeinen dialektiſchen Kunſtgriffen auch nicht zu entnehmen vermögen. Die Sache iſt jedoch zu wichtig, als daß ſolche Unverſtändlichkeiten beſtehen bleiben könnten.

Dann aber noch ein weiterer Grund, der zum reden zwingt. Wenn eine Wortfehde einen gewissen Grad von Heftigkeit erreicht hat, entsteht leicht der Eindruck, daß es außer den beiden streitenden Meinungen nichts gibt. Das ist aber nicht immer zum Vorteil der Sache und erschwert manchem Nichtbeteiligten das Verständnis. Ursprünglich sind die Gegner zwei verschiedene Richtungen, die sich bei der Erörterung möglicher Kriegsergebnisse in den bescheidenen Grenzen, die von der Zensur gestattet sind, scharf gegenübertraten. Sie bewegten sich in ziemlich verschiedenen Vorstellungskreisen. Um wirkliche, klare Programme handelte es sich dabei noch gar nicht, konnte es sich noch gar nicht handeln. Darum wurde auch das Für und Wider nicht ernsthaft erörtert. Was da geäußert, befürwortet und bekämpft wurde, waren Umrisse von Folgerungen, die einzelne Preßorgane und oft gehörte Wortführer bestimmter Richtungen aus der Summe ihrer persönlichen Erfahrungen und Anschauungen zogen und dabei in der öffentlichen Meinung einen mehr oder weniger breiten Boden fanden. Gewiß hat die allgemeine Stimmung des Weltkrieges manchen inneren Gegensatz zum Schweigen gebracht, manchen einzelnen Volksgenossen so aufgerüttelt und ihm Gesichte offenbart, daß er ein politisches Damaskus erleben mußte. Konnte man aber erwarten, daß nun alle Leute, die sich in pazifistischen Träumen gewiegt hatten, plötzlich die Hoffnung aufgeben sollten, dieser furchtbare Krieg könnte vielleicht eine letzte Lehre und ein letztes abschreckendes Beispiel werden? Sollten auf der anderen Seite alle diejenigen, die immer schon eifrig die Machtidee im Wirken des Staates verfochten hatten und denen nun der Krieg mit seinen glänzenden Erfolgen die Verwirklichung ihrer Wünsche nahe zu bringen schien, sich unter solchen Umständen scheu und schamhaft zurückhalten, statt jubelnd hinauszuschmettern, daß die Zeit herannaht, wo dem deutschen Vaterlande Macht über seine mißgünstigen und haßerfüllten Feinde gegeben ist? Dazwischen gibt es unzählige Schattierungen der Ansichten, und jeder hat das Bedürfnis, sich sein Bild von den Wirkungen des Krieges im Rahmen seiner persönlichen Lieblingsideen zu machen. Wir bedauern es zwar sehr, daß die von Begeisterung hoch emporgetragene und doch durch die Größe der Aufgabe gehaltene und beherrschte Stimmung der ersten Kriegsmonate diesen freier schaltenden und nicht immer angenehm wirkenden Neigungen Platz gemacht hat. Aber denken wir bei solchen Menschlichkeiten auch wohl daran, daß dieses Sichfreierfühlen und Sichgehenlassen gegenüber den Rücksichten, die uns die Kriegszeit auferlegt, die natürliche Folge der bereits beginnenden Siegesstimmung ist? Wir fangen an, uns zu zanken, weil wir wissen, daß wir nicht unterliegen werden. Denn leider geschieht der Meinungsaustausch, soweit es Zensur und Burgfrieden möglich machen, schon wieder in den durch Friedensgewohnheiten unausrottbaren Formen des Parteikampfes. Das entspricht so sehr der menschlichen Natur, daß es falsch wäre, sich mehr deswegen zu sorgen, als die Sache wert ist. Die Voraussetzung ist dabei nur, daß, solange der Krieg dauert, bei den Reibungen, die durch die öffentliche

Aussprache der verschiedenen Richtungen verursacht werden, der die Kriegführung selbst bestimmende Wille unberührt bleibt. Sehen wir zu, ob diese Grenze überall gewahrt wird.

Aus den mancherlei Anschauungen, die über den Krieg und seinen Ausgang innerhalb der enggezogenen Grenzen laut werden, heben sich besonders die beiden Extreme heraus. Die einen wollen eine kraftvolle und entschiedene Ausnutzung der Vorteile, die der dereinstige Sieg in die Hand Deutschlands legen würde, und manche stürmen dabei sehr temperamentvoll über alle Hindernisse und Bedenken hinweg. Die andern sehen nur diese Hindernisse und die Keime neuer, künftiger Verwicklungen; sie fürchten die Nachwirkungen des gewaltigen Völkerhasses auch für den Sieger, wollen von den kümmerlichen Resten internationaler Beziehungen möglichst viel retten und sprechen von „Verständigung" und einem „unausgefochtenen" Krieg. Es ist aber nicht dabei geblieben, daß sich die Vertreter dieser entgegengesetzten Anschauungen schroff gegenüberstehen, sondern sie haben auch die Regierung in den Streit dadurch hineingezogen, daß sie sie unter Hinweis auf die Zensurgewalt für die einzelnen Wendungen dieses Streites mit verantwortlich machten, wozu freilich die von allen Parteien ohne Unterschied bedauerten und gerügten Mißgriffe der Zensur nur allzu zahlreiche Handhaben boten. Schließlich nahmen die Wortführer der scharfen Tonart den Standpunkt ein: wenn die Regierung die „Flaumacher" nicht abschüttele, so bekunde sie damit, daß sie ihnen innerlich nahe stehe. Im Laufe der an Schärfe zunehmenden Auseinandersetzungen ist es zuletzt sogar dahin gekommen, daß eine Gruppe der sächsischen Nationalliberalen unter Führung des Leipziger Historikers Professor Erich Brandenburg an die Adresse des Reichskanzlers eine Erklärung richtete, die nach ihrem schlichten Wortsinn nichts anderes bedeutete als eine glatte Aufkündigung des Vertrauens, falls der Reichskanzler nicht die Erörterung der Kriegsziele freigebe. Damit ist ein Gipfel des Bedauerlichen erreicht. Man fragt sich: was soll geschehen, wenn sich der Reichskanzler solchen Wünschen nicht unterwirft? Und er kann und wird sich doch selbstverständlich nicht unterwerfen! Die Partei kann doch nicht ihren Worten die Tat folgen lassen, denn das würde ja eine landesverräterische Haltung bedeuten. Dann aber sollten besonnene, geistig hoch stehende Patrioten in ernster Zeit nicht solche Worte sprechen.

Die Frage ist so ernst und bedeutungsvoll, daß neben denen, die den Streit bisher ausschließlich oder wenigstens fast allein geführt haben, auch noch andere zu Worte kommen müssen. Die Gegner des Kanzlers haben den Glauben zu erwecken gesucht, als seien sie die einzigen Vertreter einer kraftvollen Willenspolitik, und als stehe auf Seiten des Kanzlers nur der Chor der Flaumacher und sogenannten „Verständigungs"-Politiker; ein drittes soll es, wie es scheint, nicht geben. Das gibt es aber doch: die keineswegs unbedeutende Zahl derer, die der Befürwortung eines halben Sieges nach unausgefochtenem Kriege und dem ängstlichen Zurückweichen vor den Folgerungen eines wirklichen Sieges so

fern und fremd gegenüberstehen wie nur möglich, die aber eben deswegen es für nötig halten, daß wir uns fest um den Kanzler scharen, und die in der Hauptsache auch seine bisherige Haltung durchaus richtig finden.

Wenn wir das begründen wollen, müssen wir allerdings von einem andern Ausgangspunkt ausgehen, als die bisherigen Auseinandersetzungen. Es ist selbstverständlich, daß das deutsche Volk, an einem solchen Wendepunkt seiner Geschichte angelangt, in der Lage sein muß, selbst bei der Gestaltung seiner Geschicke mitzusprechen. Es darf nicht eines Tages vor vollendete Tatsachen gestellt werden, die irgend ein persönlicher Einzelwille, mag er auch noch so rein und vertrauenswürdig sein, sich zurechtgelegt hat. Das braucht nicht näher begründet zu werden, denn es ist von allen Parteien anerkannt und entspricht auch den Zusicherungen des Reichskanzlers selbst. Natürlich sind wir uns alle darüber klar, daß ein solcher Volkswille niemals etwas Einheitliches sein kann. Die Meinungen über das, was nottut, auch sogar über das, was möglich ist, werden immer auseinandergehen. Trotzdem gibt es Mittel genug, festzustellen, nach welcher Richtung der stärkste Druck der Volksmeinung geht, in welchen Punkten sich die meisten und dringendsten Wünsche einigen, und wie eine feste Grundlage für eine von den besten Kräften in der Nation getragene und geförderte Lösung zu gewinnen ist. Eine solche Feststellung ist freilich meist das Ergebnis eines starken Meinungskampfes. Diesen zu fürchten, ist nicht immer notwendig, ebensowenig aber darf man sich seinen Folgen ohne zwingende Gründe aussetzen, wenn der Kriegszustand sowohl das Thema des Meinungsaustausches als auch die Umstände, unter denen die Erörterung vor sich gehen kann, in eigenartiger Weise beeinflußt. Der Krieg verträgt sich überhaupt schlecht mit den Bedürfnissen des Volkswillens. Dieser will sich regen und entfalten, seine verschiedenen Richtungen wollen sich im Kampf gegeneinander und in der Reibung aneinander klären und messen. Der Krieg aber hält sich nur an die einzige Notwendigkeit, daß der Gegner niedergeworfen und sein uns feindlicher Wille gebrochen werden muß, und dazu können wir auf unserer Seite nicht einen vielfältigen, sich erst zur Klarheit durcharbeitenden, sondern nur einen einheitlichen, tatbereiten Willen gebrauchen. Zwischen den Forderungen der Kriegführung und den Bedürfnissen der dem Volkswillen Rechnung tragenden modernen Politik besteht ein natürlicher Gegensatz. Wo dieser Gegensatz ungehemmt hervortreten kann, wird es immer Konflikte geben. Der Krieg ist ja doch nur „Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln", also selbst Politik; er verfolgt politische Ziele auf einem Wege, dessen selbstherrliche Natur mit den sonst gültigen Bedingungen politischer Tätigkeit schlechterdings unvereinbar ist. Wo ist der Ausweg zu finden?

Als nächste und scheinbar einfachste Möglichkeit bietet sich der Weg der reinlichen Scheidung der beiden Tätigkeiten, deren Konflikt wir vermeiden wollen. Möge also für die Kriegführung das einfache Ziel der Niederwerfung der Feinde bestehen bleiben; unterdessen beraten wir daheim, was wir an

politischen Zielen durch den Krieg erreichen wollen. So zu verfahren, wird uns von sehr gewichtiger Seite geraten. Vor allem meint man, so könne Einigkeit und Klarheit in den Kriegszielen rechtzeitig hergestellt werden, so daß man im Augenblick des erfochtenen Sieges bereit sei.

Wirklich? Wer das glaubt, hat augenscheinlich sehr merkwürdige Begriffe von der Art der Gegensätze, die bei einem solchen Streit um die Kriegsziele zutage treten würden. Es ist kaum daran zu zweifeln, daß sich der ganze Streit auf dem Boden der Theorie abspielen würde. Alles, was unsere guten, lieben Landsleute an Ergebnissen der gelehrten Geschichts- und Rassenforschung, an sprachwissenschaftlichen Liebhabereien, an Völkerbeglückungsideen, an sozialen Wohlfahrtstheorien, an konfessionellen Interessen, an philosophischen Prinzipien, an Weltanschauungen und — vergessen wir nicht, hinzuzufügen — an falsch angewendeten und aus dem Zusammenhang gerissenen Bismarckzitaten auf Lager haben, würde dabei von beiden Seiten ins Feld geführt werden. Wir würden uns bald so gründlich auseinandergeeinigt haben, daß ein deutliches Erkennen des Volkswillens schwieriger denn je sein würde. O nein! entgegnen die Vertreter des hier gekennzeichneten Vorschlages, es würde sich dabei gerade zeigen, daß der Verfechter einer schwächlichen, halben, zum Einlenken und Verzichten bereiten Politik keinen Boden im deutschen Volke hat, daß die Mehrheit vielmehr hinter einer Regierung steht, die entschlossen zu fordern weiß. Es ist unser Wunsch, daß es so sein möchte; daß es so ist, dafür fehlt der Beweis. Wenn erst die Erörterungen über diese Fragen hin und her fluten, dann entstehen in den des Denkens weniger gewohnten Gehirnen allerlei Nebenvorstellungen sehr merkwürdiger und jeder Berechnung unzugänglicher Art, sodaß man sehr leicht dieselbe Erfahrung machen könnte, die Friedrich den Großen veranlaßte, die Abhaltung eines Kriegsrates grundsätzlich zu widerraten, dieweil dabei immer die „timidere" Partei die Oberhand zu behalten pflege.

Daher ist es auch fraglich, ob der Eindruck erreicht würde, den sich die Freunde der freien Erörterung der Kriegsziele versprechen, wenn sie sagen, das Ausland müsse in den Glauben versetzt werden, daß das deutsche Volk noch viel mehr fordere als seine Regierung. Das ist an sich ein guter und richtiger Grundsatz — für Friedenszeiten! Ich gehöre zu denen, die es immer tief bedauert haben, daß unsere nachbismärckische Regierung — zu Bismarcks Zeiten hatte sie es aus anderen Gründen nicht nötig — von diesem Mittel aus Korrektheit und Amtsstolz nicht häufiger Gebrauch gemacht hat. Was für eine dankbare Rolle spielt eine Regierung, die einer fremden gegenüber auf eine ungestüm drängende Volksmeinung hinter sich weisen kann, so daß, wenn sie sich schließlich mit weniger begnügt, sie im Ausland als maßvoll und entgegenkommend, im Inlande als stark und selbständig erscheint! Diese Methode hat aber da, wo sie angebracht war, bei uns immer sehr wenig Anklang gefunden, weil sie der Art unseres straffen, selbstbewußten Beamtenstaates widerstrebt. Als es z. B. nützlich gewesen wäre, im Ausland recht eindringlich

zu bezeugen, daß der Ausbau der deutschen Flotte einem spontanen Wunsch und lebhaften Interesse der Mehrheit des deutschen Volkes entsprach und daß die Bewegung dafür in die Breite und Tiefe ging, war es damals die Marineverwaltung, die sich durch diese anscheinende Zügellosigkeit der Wünsche auf das stärkste beunruhigt fühlte und ihre ganze Autorität daran setzte, um den Deutschen Flottenverein wenigstens nach außen hin als zahmes und gehorsames offiziöses Instrument erscheinen zu lassen und dadurch den Eindruck einer selbständigen, starken Volksbewegung zu verwischen. Daß dies für unsere Englandpolitik nicht günstig wirkte, kann man heute ja ruhig zugeben. Aber damals fanden die amtlichen Stellen die eifrige Unterstützung gerade auch solcher Parteien, Bevölkerungskreise und Preßorgane, die heute den Acheron in Bewegung setzen, um eine Volksbewegung zustande zu bringen, die die angeblich zaghafte Regierung vorwärtstreiben soll. Dergleichen liebte man nicht in Friedenszeiten, wo es hingehörte und unschädlich war; jetzt betreibt man es mit Leidenschaft, wo es nicht hingehört und in seinen Folgen gar nicht zu berechnen ist. Im Frieden wäre es sehr wünschenswert, daß die Regierung zuzeiten eine gewisse anständige und ehrliche Demagogie treibt; im Kriege können wir nur eine einzige Regung des Volkswillens gebrauchen, das Bedürfnis, die Feinde niederzuzwingen.

Hier erhebt sich nun in verzweifelter Frage der Einwand: ja, wie lange sollen wir denn noch warten? Wenn der Feind geschlagen ist, ist es zu spät, weil der Friede dann sogleich geschlossen werden muß! Es muß zugegeben werden, daß vieles geschehen und von amtlicher Seite, auf amtliche Veranlassung und unter amtlicher Vermittlung geäußert worden ist, was dieser Sorge Nahrung gibt. Aber es trifft trotzdem nicht zu, daß das Abwarten einer günstigeren Lage zur Erörterung der Kriegsziele ein zu spätes Eintreten in diese Erörterung bedeuten würde. Die Sorge, daß uns mitten darin schon der Abschluß des Friedens überraschen würde, erscheint wenig begründet. Dazu liegen die Dinge viel zu kompliziert. Deshalb sollten wir ruhig auf den Augenblick warten, wo sich unsere Lage wenigstens vereinfacht.

Wie das zu verstehen ist, bedarf einer besonderen Erläuterung. In der Erinnerung an frühere Kriege denken wir gewöhnlich daran, daß die Niederwerfung des einzelnen Gegners meist in der Erfüllung gewisser Forderungen ihren Ausdruck findet, Forderungen, die im Volksbewußtsein schon während des Krieges bestimmte Gestalt gewonnen haben. Schon nach den ersten Siegen 1870 stand es fest, daß wir uns Elsaß und Lothringen zurückholen wollten. Auch in den Koalitionskriegen vergangener Zeiten handelte es sich bei den beteiligten Mächten meist um Sonderwünsche, die wohl in ein Bündel zusammengebunden, aber auch wieder voneinander gelöst werden konnten. Wir stehen in diesem Kriege, der uns von einer Welt von Feinden aufgedrungen worden ist, anders da. Wir haben keine im allgemeinen Volksbewußtsein haftenden Wünsche, die uns durch den Krieg von den besiegten Gegnern erfüllt

werden könnten. Etwa wie Elsaß-Lothringen 1870. Es hat damals vor 1870 wohl keinen einzigen Deutschen gegeben, der gegen Frankreich Krieg führen wollte, um ihm diese beiden Provinzen abzunehmen; aber das wußte jeder: wenn es irgendwie einmal Krieg mit Frankreich geben sollte, und wir blieben Sieger, dann mußten wir Elsaß und Lothringen wieder haben! Jetzt — ich wiederhole es — haben wir gegen keinen unserer Gegner eine Forderung, die sich damit vergleichen ließe. Natürlich bestehen zahllose Wünsche und Lieblingsgedanken, und es gibt eine ganze Reihe von Persönlichkeiten, die in der Lage sind, ihren besonderen Ideen ein größeres Gewicht zu geben und sich eine Gefolgschaft zu verschaffen. Aber in ihrer Gesamtheit würden alle diese Ideen ein völliges Chaos ergeben.

Das klingt vielleicht sehr pessimistisch, aber es wird dadurch ausgeglichen, daß wir allerdings einen einheitlichen Grundgedanken in diesem Kriege haben. Der Friede soll uns die Sicherheiten bringen, die es fremden Mächten und Mächtekoalitionen in Zukunft unmöglich machen, uns wieder anzugreifen. Das ist ein Gedanke, der sowohl der Kriegführung ein brauchbares Ziel steckt, als auch von jedem vernünftigen Deutschen verstanden und gebilligt wird. Die Gegner des Reichskanzlers sagen: das ist ein unbestimmtes und im Grunde negatives Ziel! Gewiß, eine Lage schaffen, in der man uns nicht angreift, scheint der Form nach eine negative Arbeit zu sein, aber wenn jede negativ gestellte Aufgabe einen so reichen positiven Inhalt hätte, könnten wir uns beglückwünschen. Dieser Inhalt hat aber, um in seiner ganzen Notwendigkeit, Allgemeingültigkeit und Wirksamkeit erfaßt zu werden, zur Voraussetzung, daß die Erfahrung von der Unmöglichkeit jeder halben und unzureichenden Lösung noch ein oder mehrere Male durch die Tatsachen bekräftigt wird. Die kriegerischen Entscheidungen, die bis jetzt gefallen sind, geben uns wohl die Gewißheit des Sieges, schaffen aber durchaus noch nicht die volle allgemeine Einsicht, auf welchem Wege wir die Sicherheit unseres künftigen Friedens zu suchen haben.

Es ist unverständlich, um nicht zu sagen beschämend, wie zweifellos patriotische Männer meinen können, unsere Leute in den Schützengräben würden sich besser und freudiger schlagen, wenn ihnen bestimmte Ziele bezeichnet würden, für die sie kämpften. Ich sollte meinen, es liegt schon eine gewisse Herabsetzung der Pflichtauffassung und der Sinnesart unserer Heeresangehörigen darin, daß man sie nach den Bedürfnissen, die sich am heimischen Stammtisch zu entwickeln pflegen, einschätzt. Aber davon abgesehen, — was will man den Leuten denn sagen? Will man ihnen zum Beispiel — um ein beliebiges Beispiel anzunehmen — irgend ein Bild der zukünftigen Gestaltung Belgiens vormalen? Dann stellt vielleicht gerade ein Teil unserer Feldgrauen, in Erinnerung an die sozialdemokratische Friedensschule, etwa folgende Erwägung an: „Also darum werden wir hier an der Westfront nicht fertig! Und wir dachten, es sei zur Bezwingung des Feindes notwendig! In Wahrheit werden wir nur deswegen so lange von der Heimat ferngehalten, weil ein paar reiche

und einflußreiche Leute ihre besonderen Pläne mit Belgien haben!" Ganz anders liegt die Sache, wenn sich jeder nach eigenen Erfahrungen und Beobachtungen an der Front sagen muß, daß der Feind nicht Frieden schließen will, ehe er uns nicht in eine Lage gebracht hat, die jeder unserer Leute ablehnt. Unsere Leute wollen nicht, daß die Opfer, die sie gebracht haben, die Leiden, die sie erduldet haben, vergeblich bleiben, daß alles Blut umsonst geflossen ist, und daß sich das alles nach verhältnismäßig kurzer Zeit wiederholt. Gegen diese aus dem eigenen Erlebnis geborene Forderung wird auch die sozialistische Phrase machtlos sein. Aber die klare Erkenntnis, was dazu gehört, um dem Deutschen Reich im einzelnen und besonderen alle nötigen Sicherheiten zu verschaffen, kann erst gewonnen werden, wenn das Verhalten des Feindes selbst die Hinfälligkeit der verschiedenen Verständigungsmöglichkeiten gezeigt hat, die bisher in den einzelnen Entwicklungsstadien des Krieges auf unserer Seite immer wieder ausgeklügelt worden sind. Die Erscheinungen allmählicher Erweichung und Ungeduld, die nach dem Nachlassen des ersten Begeisterungsüberschwangs bei der langen Dauer des Krieges etwas deutlicher in die Augen fallen, werden von unsern übereifrigen Patrioten stark überschätzt. In Wahrheit hämmert uns der Krieg stärker zusammen, und die Mehrheit des deutschen Volkes ist bereit, stillzuhalten.

Aus solchen Betrachtungen heraus wird zu verstehen sein, warum der Reichskanzler nach der Meinung vieler Leute, die sich keineswegs zu den Befürwortern eines „unausgefochtenen" Krieges, einer vorzeitigen Wiederanknüpfung mit den Besiegten oder verwandter Bestrebungen rechnen, durchaus das Richtige getroffen hat, wenn er bestrebt ist, die Frage der Kriegsziele im besonderen und der Friedensbedingungen auch jetzt noch bis auf weiteres aus der allgemeinen Erörterung auszuscheiden. Dazu gehört denn auch weiter, daß er sich selbst so weit als möglich dieser Erörterung entzieht und es vermeidet, sich auf einen schon bezeichneten Standpunkt durch den beliebten Trick einer provozierten „Abschüttelung" oder Zustimmung festlegen zu lassen.

Ob diese Haltung in allen Einzelheiten immer geschickt und glücklich durchgeführt worden ist oder nicht, ist für die grundsätzliche Unterstützung oder Bekämpfung des Kanzlers ganz und gar nebensächlich. Man würde sich im Zeichen des Burgfriedens nichts vergeben, wenn man die Erörterung der Fragen, in denen man mit dem Reichskanzler vielleicht verschiedener Meinung ist, etwas großzügiger anfassen wollte. Wer durchaus der Überzeugung ist, daß die Erörterung der Kriegsziele baldigst freigegeben werden müsse, kann ja immer wieder seine Gründe dafür aufmarschieren lassen und die ihm schädlich erscheinenden Meinungen der Gegenparteien bekämpfen. Nur soll er sachlich bleiben. Leider hat sich der Kampf gegen den Reichskanzler nicht in diesen Grenzen gehalten, und das ist für alle diejenigen, die eine solche Art der Bekämpfung — vollends in der Kriegszeit — verurteilen, ein weiterer Grund, sich auf die Seite des Kanzlers zu stellen. Auch diese Seite der Sache darf nicht unberührt bleiben.

In der Bekämpfung des Kanzlers waren verschiedene Abstufungen zu unterscheiden, die aber leider in der Wirkung einen Zusammenklang erzeugten. Neben gutem Glauben und achtungswerter Überzeugung, wie sie angesehene Parteien und Zeitungen vertraten, standen giftige Machenschaften, die mit Klatsch und Intrige arbeitend im Dunkeln schlichen. Wer dieses widerwärtige Treiben länger mitangesehen hat, begreift den Zorn des Reichskanzlers in seiner Rede vom 5. Juni. Wenn die konservative Partei und ihre verantwortlichen Führer die Kenntnis dieses Treibens weit von sich wiesen, so erklärten sie damit etwas, was nicht anders erwartet werden durfte. Aber es kann leider nicht geleugnet werden, daß die verleumderischen Klatschgeschichten aus dunkler Quelle, die, von Mund zu Mund weitergetragen, das Vertrauen zum Kanzler erschütterten, ihr Verbreitungsgebiet vorzugsweise in konservativen Kreisen suchten und hier bei harmlosen, gut patriotischen, um das Vaterland treu besorgten, persönlich anständigen Männern ehrlichen Glauben fanden. Mit dieser Stimmung zusammen wirkte wie Kette und Einschlag die auffallend kaltschnäuzige Haltung der Partei gegenüber dem warmherzigen Auftreten des Reichskanzlers und die Agitation der Zeitungen, die nicht müde wurden, nach jedem Wort zu spähen, das die Stellung und die Absichten des Reichskanzlers diskreditieren konnte. Zugegeben, daß auch die Gegnerschaft gegen den Kanzler ihr gutes Recht hat; zugegeben, daß Vertrauen sich nicht erzwingen läßt, — so bleibt doch durch die Mitwirkung der erwähnten dunkeln und unsauberen Einflüsse in dieser Agitation etwas Peinliches und Gemeinschädliches, in dessen Bekämpfung bei dem Ernst der Zeit sich möglichst viele zusammenfinden sollten und zu dessen Bekämpfung auch wirklich eine größere Zahl bereit ist, als es bisher vielleicht scheinen konnte. Der Kanzler mag hier und da Fehler gemacht haben, dieser Art der Bekämpfung gegenüber hat er in der gegenwärtigen Lage recht, unbedingt recht und verdient Unterstützung.

Um so mehr als sich die Opposition auch auf ein Gebiet erstreckt hat, das unbedingt von jeder politischen Agitation unberührt bleiben müßte, das Gebiet der Mittel und Wege der Kriegführung. Ob es im Fall eines unglücklichen Krieges Lagen gibt, wo die öffentliche Meinung ein gewisses Recht hat, die Kriegführung zu korrigieren, ist eine Frage, die uns glücklicherweise nicht zu beschäftigen braucht. Das ist ein zweischneidiges Schwert, die ultima ratio einer nationalen Katastrophe. Unsere Heerführung hat das Vertrauen, das ihr entgegengebracht worden ist, bisher gerechtfertigt; sie hat mehr geleistet, als vernünftigerweise erwartet worden konnte. Sollte sie das nicht vor unverantwortlichen Ratgebern und vor unnötigem Dreinreden schützen? Die mannigfachen und verwickelten Aufgaben dieses ungeheueren Krieges in Einklang zu halten mit den politischen Erfordernissen, ist eine Arbeit, die gewiß nicht ganz der Kritik entzogen bleiben soll, die aber, soweit sie ein wesentliches Stück der Kriegführung ist, nicht dem Einfluß des Volkswillens ausgeliefert werden darf. Die Entschlüsse der Heeresleitung und die damit in unmittelbarem Zusammenhange

stehenden Entschlüsse der politischen Reichsleitung können nur von einer Stelle aus, an der alle Fäden zusammenlaufen, richtig beurteilt werden. Auch ein strategisches oder politisches Genie kann unter Umständen eine Lage falsch beurteilen und zu einem unrichtigen Schluß gelangen, wenn ihm die Kenntnis der konkreten Unterlagen fehlt, die den Entschluß bedingen. Im Jahre 1870 hat Roon, und auf seine allgemeine militärische Autorität gestützt auch Bismarck, in der Frage der Beschießung von Paris offenkundig geirrt. Es gibt zwar Leute, die noch heute kühn behaupten, Moltke sei es, der geirrt habe, weil nach ihrer nur auf einem Gefühl beruhenden Meinung das, was Bismarck sagte, von vornherein richtig war. Für den Fachmann ist aber seit der Veröffentlichung von Moltkes Korrespondenz diese Ansicht nicht aufrecht zu erhalten. Moltke verfügte eben über Daten, die auch Roon in dieser besonderen Frage nicht kannte. Die Analogie mit der berühmten Stellungnahme zur U-Bootfrage ist leicht zu erkennen.

Man entschuldigt die Opposition mit „vaterländischer Sorge". Auch hier dränge sich ein geschichtliches Beispiel auf. General von Steinmetz, der 1866 wie 1870 als eifriger Widersacher Moltkes auftrat und nicht genug vor den Plänen Moltkes warnen konnte, war ein tüchtiger und erfahrener General, und sein Vorgehen entsprang aufrichtiger patriotischer Besorgnis. Dennoch war es in der Ordnung, daß der König bei aller Güte und Rücksicht für seine alten, verdienten Generale dieses Verhalten 1866 zurückwies, 1870 dagegen einschritt. Aber wer wollte entscheiden können, ob nicht die Kriege 1866 und 1870 allenfalls auch nach Steinmetz' Ideen hätten gewonnen werden können. Es führen immer verschiedene Wege nach Rom; was unsere Generalstäbler scherzhaft die „Patentlösung" taktischer und strategischer Aufgaben nennen, gibt es nur in der Friedensschule. Aber immer muß einer der Herr sein, der den Weg zeigt und die Verantwortung trägt. Je klarer und bestimmter dieses Verhältnis empfunden wird, desto notwendiger erscheint die Unterdrückung und Ausschaltung aller Vorwände für unbefugtes Mitreden in der Kriegführung selbst. In diesem Zusammenhang ist auch die „vaterländische Sorge" nur ein beschönigender Ausdruck für Disziplinlosigkeit, besonders wenn sie nicht eigener Einsicht und innerem Zwang entspringt, sondern die Frucht entweder einer tendenziösen Agitation, oder gar verleumderischen Klatsches ist.

Die Ausschaltung des Gebiets der Kriegführung läßt genug anderes für die Kritik und die Geltendmachung des Volkswillens frei. Es ist nicht davon die Rede, daß alles gebilligt werden soll, was im Namen des höchsten verantwortlichen Reichsbeamten geschehen ist. Die Fehlgriffe der Zensur und ähnliches haben genug Grund zur Klage geschaffen, aber sie rechtfertigen nicht die Betonung von Forderungen, die im Grunde genommen den Volkswillen über notwendige Rücksichten der Kriegführung stellen.

Die Industrialisierung des Landes

Von Dr. E. G. Zitzen

Die Frage der Dezentralisation der Industrie bildete schon in Friedenszeiten ein oft erörtertes und vielumstrittenes Problem. Anlaß zu diesen Erörterungen bot die stetig fortschreitende Zusammenballung der Industrie an bestimmten Plätzen und der damit verbundene unaufhörliche Drang zur Großstadtentwicklung. Lange Zeit galt der Satz von der industriellen Anziehungskraft der Städte als ein Dogma, und in der Zeit der geringeren Ausbildung der Verkehrsmittel hatte dies auch seine gewisse Richtigkeit. Heute aber ist die Industrie nicht mehr naturnotwendig an die Großstadt gebunden. Wir haben heute durch ganz Deutschland ein ausgedehntes elektrisches Stromnetz und ein dichtes Eisenbahnnetz, das sich durch Angliederung von Anschlüssen bequem erweitern und verzweigen läßt. Ferner hat sich unsere Industrie von der Grobarbeit, die sich mehr an die Masse anlehnte, immer mehr zur Gewerbekunst, zur Kunstindustrie entwickelt. Infolge dieser Veränderungen hatte sich in den letzten Jahren hier und da auch schon eine merkliche Neigung zur Dezentralisation und zum Abbau der Großstadtbildung zugunsten des platten Landes und der Kleinstädte erkennen lassen. Die Staatspolitik lieh dieser Entwicklung ihre Unterstützung durch Ausbau von Nebenbahnen, durch Inangriffnahme von Kanalbauten, durch Verlegung von Garnisonen in Kleinstädte usw. Die Gefälle der Flüsse, die Stauung der Gebirgswässer, die Talsperren und ähnliche Anlagen suchte man zur Erzeugung billiger Betriebskräfte für industrielle Zwecke nutzbar zu machen. Manche Landgemeinden waren mit Eifer bestrebt, Industrien auf das Land hinüberzuziehen. In den Zeitungen fanden sich oft verlockende Angebote für industrielle Unternehmungen. Häufig wurden den Unternehmern auf dem Lande billige oder selbst unentgeltliche Bauplätze angeboten, vielleicht gar Steuerfreiheit für einige Jahre. In einigen ländlichen Gegenden haben sich sogar eigene Vereine zur Industrialisierung des Landes gebildet, so z. B. der Verein zur Industrialisierung der Eifel. Infolge der gebotenen Gelegenheiten haben einige Unternehmer ihren Betrieb bereits auf das Land hinaus verlegt, andere haben sich zur Ansiedlung von Zweigbetrieben auf dem Lande entschlossen.

Bei der Erörterung des Wiederaufbaues und der Neuordnung unseres Wirtschaftslebens nach dem Kriege ist nun auch die vermehrte Dezentralisation als eine der nächsten Aufgaben unserer künftig in Angriff zu nehmenden

Friedenswirtschaft aufgestellt worden. Dabei wurde betont, daß die zu verlegenden oder neu zu begründenden industriellen Anlagen nicht so sehr in den Vororten der jetzt vorhandenen Großstädte untergebracht werden sollen, denn die Erfahrung habe gelehrt, daß in den Großstädten die Tendenz vorhanden sei, die Vororte der zentralen Zusammenballung anzugliedern, was dann im Verlaufe weniger Jahre oder Jahrzehnte dahin führen würde, daß der ehemalige Vorort nicht nur hinsichtlich der Verwaltung, sondern auch bezüglich seiner Bevölkerungsdichtigkeit, der Entfernung von dem segensreichen Einflusse der freien Natur u. dgl. das Los der Großstadt teile. Auch sollte das Bestreben nicht dahin gehen, die Hungerindustrien in den kalkarmen schlesischen, sächsischen und thüringischen Gebirgen noch weiter zu vermehren. Es sollten vielmehr Industrieunternehmungen gerade in fruchtbaren Ackerbaugegenden mit hartem Trinkwasser angelegt werden.

Über die Industrialisierung des Landes sind nun allerdings die Ansichten sehr geteilt. Die einen begrüßen sie als eine willkommene und erfreuliche Entwicklung, andere dagegen erheben gegen die Verpflanzung der Industrie auf das Land grundsätzliche Bedenken und wollen das Land lieber davon verschont wissen. Für die Lösung des Problems wird es gewiß am besten sein, wenn man beide Parteien einmal zu Wort kommen läßt und den beiderseitigen Ansichten in unvoreingenommener Weise Gehör schenkt, um dann zu sehen, ob sich nicht auf einer mittleren Linie das Bestmögliche erreichen läßt.

Hören wir daher zunächst, welche Vorteile die Befürworter einer Industrialisierung des Landes sich von einer solchen Entwicklung versprechen. Vor allem wird es nach dem Kriege nötig sein, unsere Industrie möglichst konkurrenz- und leistungsfähig zu machen. Dies ist am ehesten möglich durch die Herabdrückung der Gestehungskosten. In vielen Fällen wird die Industrie auf dem Lande billiger arbeiten können. Von der Verlegung der Industrie auf das Land erhofft man eine Verringerung des Grund- und Gebäude- sowie des Lohnkontos. Der ländliche Bevölkerungsüberschuß bietet genügend tüchtige Arbeitskräfte, welche vielfach keine allzu hohen Löhne beanspruchen, und sie können auch mit einem geringeren Lohn dort eher zurechtkommen, weil das Leben auf dem Lande billiger ist und die meisten noch etwas Land und einen kleinen Viehbestand als Nebenerwerbsquelle ihr eigen nennen. Die fortdauernde Verteuerung der Lebenshaltung in den Städten dagegen führt zu immer weiteren Teuerungszulagen. Insbesondere sind auch die Wohnungsverhältnisse in der Stadt erheblich teuerer; die Wohnung des städtischen Arbeiters nimmt allein etwa 20 bis 25 Prozent seines Verdienstes weg.

Gleichzeitig hofft man mittelst der Industrialisierung eine Hebung der ländlichen Gemeinden und eine günstigere wirtschaftliche und finanzielle Entwicklung derselben herbeiführen zu können. Bisher zogen gerade die steuerkräftigsten Bewohner des Landes immer wieder zur Stadt, wo niedrigere Kommunalsteuerzuschläge erhoben werden, und wo etwas für das Geld, das man

der Steuerbehörde abliefert, geboten wird, wie höhere Schulen, gute Verkehrseinrichtungen, billige Beleuchtung, Wasserleitung, Unterhaltung, und was sonst noch das Leben angenehm macht. Auch Beamte und Lehrer, sammelten auf dem Lande Dienstjahre, um sich, so bald als möglich, in die größeren Städte versetzen zu lassen. Mittelst einer Industrialisierung des Landes wird es allmählich möglich werden, dem Leben auf dem platten Lande wenigstens einigermaßen die das großstädtische Leben auszeichnenden Vorteile zu verschaffen. Nicht gering wird die Wirkung sein, wenn man die Bildungsmittel, die den Bewohnern der Groß- und Mittelstädte zur Verfügung stehen, dem Lande zugänglich zu machen sucht durch Gründung von Fortbildungsschulen und Bibliotheken, durch Veranstaltung von allgemeinverständlichen wissenschaftlichen Vorträgen usw.

Insbesondere erhofft man von der Industrialisierung des Landes auch eine Hemmung der Landflucht der breiten Massen. Gerade die tüchtigsten und gesundesten Arbeitskräfte waren es bisher immer, welche das Land verließen. Die Landflucht wurde um so größer, je mehr sich die Landwirtschaft zum Saisongewerbe entwickelte und es vornehmlich in der Winterzeit auf dem Lande an Beschäftigung mangelte. Das Vorhandensein einer Industrie würde es für die Leute unnötig machen, nach auswärts auf Arbeit zu gehen. Für viele würde die Industriebeschäftigung eine wertvolle Ergänzung und Stütze des ländlichen Kleinbesitzes bedeuten. Die Heiratsgelegenheiten würden sich vermehren und damit eine willkommene Gelegenheit zur Hebung der Geburtenziffer erreicht werden. Auch aus gesundheitlichen Gründen wäre die Dezentralisation der Industrie mehr zu wünschen als die Industriehäufung in den Großstädten mit all ihren Nachteilen. Die Dezentralisation auf dem Lande ermöglicht einen gesundheitlich günstigen Wechsel zwischen Industrie- und Landarbeit. Auf dem Lande können die Leute ein Eigenhaus erwerben oder doch ein Einfamilienhaus mieten, sie können einen Garten haben und mit der Natur leben. Der Wechsel zwischen Arbeit in geschlossenen Räumen und Arbeit im Freien erhält die Leute gesund.

Auch manche Landwirte versprechen sich von einer Industrialisierung des Landes große Vorteile. Sie erhoffen von der Industrialisierung einen gesteigerten Absatz und bessere Preise für ihre landwirtschaftlichen Produkte. Die Industrie würde die Werte der Güter erhöhen; durch Abverkauf von Grundstücken würde eine willkommene Gelegenheit geboten, Schuldsummen abzutragen oder den Betrieb intensiver zu gestalten. Die Ansiedlung von Industrien bringt den Fortschritt mit sich. Dies würde sich auch der Landwirtschaft mitteilen und anregend auf die Vervollkommnung der Produktion und auf die Intensivierung der Betriebe einwirken.

Neben diesen Befürwortern der Dezentralisation der Industrie gibt es allerdings auch Gegner der Industrialisierung des Landes, die besonders in manchen Kreisen der Landwirtschaft zu finden sind. Da die Lösung

des in Frage stehenden Problems auch von deren Meinung und Bereitwilligkeit abhängig ist, mögen auch sie hier zu Worte kommen. Sie äußern ihre Bedenken hauptsächlich in folgender Weise: Vor allem würde die Industrialisierung ein weiteres Steigen der Löhne und ein Entziehen der landwirtschaftlichen Arbeitskräfte zur Folge haben. Die Arbeiter würden sich allmählich immer mehr der Industriearbeit zuwenden, sich ihr auf die Dauer vollständig hingeben und keine Neigung mehr zur Arbeit in der Landwirtschaft zeigen. Soziale und gesundheitliche Nachteile würden sich um so mehr ergeben, je mehr auch die Frauen der Fabrikarbeit sich zuwenden würden. Je ausgedehnter die Fabrikarbeit würde, um so eher könnte eine Überanstrengung infolge der zwiefachen Tätigkeit in der Fabrik einerseits und in der Hauswirtschaft und im ländlichen Nebenbetrieb andererseits eintreten, und diese Überanstrengung könnte sich sowohl bei den Männern als auch bei den Frauen und Kindern zeigen.

Die mit der Industrialisierung auftretende Bodenzerstückelung würde eine noch weitere Verschärfung der landwirtschaftlichen Arbeiternot zur Folge haben. Die auf dem Lande lebenden Industriearbeiter, die an ländliche Arbeit gewohnt sind, bewirtschaften lieber eigenes oder gepachtetes Land in ihrer freien Zeit und sind als Hilfskräfte für die Landwirtschaft verloren. Damit würde gleichzeitig ein Verlust an Konsumenten eintreten. Die landwirtschaftlich im Nebenberuf tätige industrielle Arbeiterschaft wird bezüglich der Beschaffung landwirtschaftlicher Erzeugnisse vom fremden Bedarf unabhängig. Diese Arbeiter kommen für die von ihnen selbst erzeugten Produkte für die Landwirtschaft als Abnehmer nicht mehr in Betracht, sie werden vielmehr in vielen Fällen deren erfolgreiche Konkurrenten. Schließlich würden auch die Werkskonsumvereine, die z. B. Kartoffeln für ihre Arbeiter in großen Mengen von fernerher bezögen, sowie die industriellen Mästereien usw. der Landwirtschaft am Orte eine empfindliche Konkurrenz bereiten können.

Vor allem befürchtet man in landwirtschaftlichen Kreisen von dem Vordringen der Industrie eine allmähliche Verdrängung des landwirtschaftlichen Kulturbodens sowie der Landwirtschaft überhaupt. Die Wertsteigerung des Grund und Bodens wäre vielfach der Landwirtschaft gar nicht zugute gekommen, sondern den Spekulanten, die vorzeitig das Gelände weggekauft hätten. Anderswo hätten die den Boden augenblicklich besitzenden Landwirte von der Industrialisierung wegen des besseren und lohnenden Absatzes und wegen der Aussicht auf späteren gewinnbringenden Verkauf an Grundstücksinteressenten zwar erhebliche Vorteile, aber kein anderer Landwirt wird angesichts der Bodenpreissteigerung mehr daran denken können, diesen Boden als landwirtschaftlich zu nutzenden Boden käuflich zu erwerben. Der Landwirt, der seinen Hof veräußert, um der Industrie Platz zu machen, verwendet sein Kapital nicht, um sich wieder in anderer rein ländlicher Gegend anzukaufen, sondern er wendet sich meist der Industrie zu, die ihm eine gute Verzinsung des Anlagekapitals bietet. Den

Landwirt, der verkauft hat, drängt es in die Stadt. Er wird sich auch nicht dazu verstehen, ein Gut im Industriegebiet wieder zu erwerben, denn bei den durch die Industrialisierung gesteigerten Bodenpreisen kann der rein landwirtschaftliche Betrieb dort keine Rente mehr gewährleisten. In industrialisierten Landgegenden würde der Boden Phantasiepreise bekommen sowohl infolge der Aufkäufe der Spekulanten, wie auch infolge des Landhungers der kleinen Leute. Die Bodenzerstückelung würde überhand nehmen. Infolgedessen würde allmählich ein Zurückdrängen und eine Schwächung des selbständigen Bauernstandes stattfinden.

Manche Landwirte befürchten von dem Vordringen der Industrie auch eine Schwächung ihres Einflusses und eine Zurücksetzung der landwirtschaftlichen Interessen in gemeindlichen Angelegenheiten. Die Industrie bringt ein ganz anderes Leben mit sich. Die Unternehmer bringen vielfach schon einige fremde Arbeiter von auswärts mit. Diese sollen den Arbeitskräften, die man vom Lande für die Fabrik zu gewinnen hofft, die technischen Anfangsgründe und die notwendigen Handgriffe beibringen. Diese Leute von auswärts sind jedoch meist in Arbeiterverbänden und Gewerkschaften organisiert. Mit den ihnen beigegebenen und öfters von ihnen abhängigen Arbeitern vom Lande sind sie jetzt täglich in der Fabrik in engster Berührung und wissen diesen bald offen, bald versteckt ihre mitgebrachten Ideen näherzubringen. Das nahe Zusammenarbeiten befördert den Gedankenaustausch. Die landwirtschaftliche Beschäftigung bringt Vereinsamung und Ruhe mit sich. Sie drängt zu konservativem Denken. Die einförmige Fabrikarbeit wirkt ganz anders auf den Menschen ein. Sie bedingt ein verändertes und gesteigertes Vergnügungsbedürfnis. Gleichzeitig bringt die Industrie mehr bares Geld in den Ort, wodurch den Neuerungen und Vergnügungen Vorschub geleistet wird.

Ferner wird darauf hingewiesen, daß infolge der industriellen Entwicklung für die landwirtschaftlichen Gemeinden unter Umständen infolge des Zuzugs von Arbeitern auch finanzielle Belastungen entstehen könnten, und zwar durch Steigerung der Schullasten, der Lasten für Armenpflege, Kirche, Polizei, Wegebauten usw. Wenn das industrielle Unternehmen reichlichen Gewinn abwirft, können sich die Landgemeinden ja auf Grund des Besteuerungsrechtes finanziell entschädigen; aber die Sache steht um so schlimmer, wenn das Werk nachweist, einstweilen keine Reineinnahmen zu erzielen, wie es besonders anfangs häufiger der Fall ist. Für diese industrialisierten Landgemeinden ist auch die letzte Änderung des Gesetzes über den Unterstützungswohnsitz von Schaden. Nach dieser Novelle vom 30. Mai 1908 wird bekanntlich der Unterstützungswohnsitz statt früher in zwei Jahren nach zurückgelegtem achtzehnten Lebensjahre jetzt schon in einem Jahre nach zurückgelegtem sechszehnten Lebensjahre erworben. Die Novelle sollte die Städte, in welche die Landbevölkerung abzieht, früher belasten, damit der Landgemeinde nicht so viele Abgewanderte später als Arme wieder zur Last fallen. Sobald die Industrie sich auf dem Lande breit macht, liegt die Sache aber wieder umgekehrt, indem das Land wieder eher belastet wird.

Einen großen Schaden für die Landwirtschaft bedeute auch die starke Staub-, Rauch- und Rußentwicklung, die Industrie und Verkehr meist mit sich bringe und die einen äußerst nachteiligen Einfluß auf das Gedeihen der Pflanzen, auf Obst- und Gemüsegärten, auf Wiesen und Weiden ausübe. Einen besonders verderblichen Einfluß auf die Vegetation hat die beim Verbrennen der schwefelhaltigen Steinkohle sich bildende Säure. Die schädlichen Stoffe werden vom Vieh und vom Wild aufgenommen und führen leicht zu Darmkrankheiten und sonstigen Krankheitserscheinungen. Ferner könnten die industriellen Abwässer der Landwirtschaft manchen Schaden bereiten. Schließlich würde auch noch das Landschaftsbild und die Schönheit der Natur durch die Industrie oft erheblich verunstaltet.

Man sieht also, daß die Meinungen über die Vorzüge der Industrialisierung des Landes noch recht geteilt sind, jedoch wird sich zwischen den sich oft widerstreitenden Ansichten wohl in vielen Fällen ein Ausweg und ein Ausgleich finden lassen. Manche Bedenken sind vielleicht übertrieben oder lassen sich bei genügender Berücksichtigung aller Verhältnisse leicht zerstreuen. Im Einzelfalle wird ja sowieso alles von den örtlichen Vorbedingungen abhängig gemacht werden müssen. Wie z. B. ein Ausgleich zwischen gewerblichen und landwirtschaftlichen Interessen herbeigeführt werden kann, zeigt der Vorschlag von Meline („Die Rückkehr zur Scholle und die industrielle Überproduktion"). Meline geht von der Tatsache aus, daß es heute zahlreiche Industrien gibt, die mit einer toten Jahreszeit zu rechnen haben, während der die Bestellungen langsamer eingehen oder auch wohl aufhören. Wird in solcher Zeit mit Volldampf weitergefahren, so häufen sich die Vorräte immer mehr, wachsen schließlich zu großen Beständen an, und diese Überproduktion führt dann leicht zu schlimmen Krisen. Diesen Gefahren könnte man vorbeugen, wenn man sich entschlösse, eine schmiegsamere und dehnbarere Regelung der Arbeitszeit vorzunehmen. Meline schlägt daher Abkommen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern vor, auf Grund deren den Arbeitern gestattet sein soll, in der Jahreszeit, wo die besonders anstrengenden und zugleich unaufschiebbaren ländlichen Arbeiten die Tätigkeit des Arbeiters in Anspruch nehmen (also in der Zeit, wo gepflügt, gesät und geerntet werden muß), zeitweilig die Fabrikarbeit zu unterbrechen, um sich ausschließlich den landwirtschaftlichen Beschäftigungen widmen zu können. Auf diese Weise käme einerseits die Landarbeit zu ihrem Rechte, und andererseits würde auch für die Industrie in sehr vielen Fällen eine zeitweilige Entlassung ihrer Arbeiter insofern erwünscht sein, als die Notwendigkeit, zwecks Erhaltung eines zuverlässigen geschulten Arbeiterpersonals auch bei Geschäftsflaue immer weiter zu produzieren, auf diese Weise vermieden oder wenigstens erheblich eingeschränkt werden könnte.

Die Bedenken, die gegen eine Industrialisierung des Landes hauptsächlich geltend gemacht werden, stützen sich vielfach auf wenig erfreuliche Erfahrungen, die man in verschiedenen bereits industrialisierten Landgemeinden gemacht hat.

Daß es heute manche ländliche Industrieorte mit unerquicklichen Zuständen gibt, liegt in der Hauptsache daran, daß man es an einer zeitigen Vorsorge hat fehlen lassen und nicht nach einem bestimmten wohlerwogenen Plan vorgegangen ist. Von vornherein ist zu sagen, daß nicht jede Industrie in jede ländliche Gegend hineinpaßt. Warum sollte es nicht möglich sein, ungeeignete Industrien fernzuhalten oder an einen Ort zu verweisen, der für das Unternehmen passender ist? Das ungeregelte „freie Spiel der Kräfte" müßte ersetzt werden durch eine planmäßige industrielle Ansiedlungspolitik. Um der so oft beklagten Verschandelung des Ortsbildes vorzubeugen, wäre beizeiten ein technisch und künstlerisch befriedigender Bebauungsplan und eine zweckentsprechende Bauordnung zu entwerfen. Es müßte eine weitsichtige Bodenpolitik betrieben werden. Die für die Ansiedlung erforderlichen Grundstücke wären rechtzeitig anzukaufen und alsdann so zu verwerten, daß die Preistreibereien der Spekulanten verhütet werden und der Wertzuwachs nach Möglichkeit der Gesamtheit der Ortsbewohner zugute kommt.

Um diese Ziele zu erreichen, tritt besonders auch Dr. Hans Kampffmeyer in seiner Schrift „Die Entwicklung eines modernen Industrieortes" für die Schaffung besonderer Organisationen für Industrieansiedlung ein. Man könnte hier anknüpfen an die Organisationen, die es bereits für die landwirtschaftliche Innenkolonisation gibt. Die landwirtschaftliche Innenkolonisation wird bekanntlich betrieben von staatlichen Instituten (Ansiedlungs- und Generalkommissionen), von privaten Gesellschaften (wie die Landbank) und von gemeinnützigen Kolonisationsgesellschaften (wie die Pommersche Ansiedlungsgesellschaft). In ähnlicher Weise wären auch eigene Organisationen für Industrieansiedlung einzurichten. Der preußischen Ansiedlungskommission würde eine „Kommission für Industrieansiedlung" entsprechen. Dies wäre eine staatliche Behörde mit genügenden Geldmitteln und einem Stab von erfahrenen Beamten. Neben einigen Verwaltungsbeamten müßten ihr technische Fachleute, Architekten sowie Spezialisten für industrielle Geländeaufschließung angehören. Um ferner die gesundheitsschädlichen Einflüsse der Fabriken innerhalb der neuen Siedlungen möglichst herabzumindern, sollte in der Kommission auch ein Hygieniker Sitz und Stimme haben. Auch eine Reihe von Ansiedlungspraktikern müßten berufen werden, die sich insbesondere auf den Geländekauf verstehen. Damit die Kommission in enger Fühlung mit dem Wirtschaftsleben bleibt, das sie zu fördern bestimmt ist, wäre es zweckmäßig, in den einzelnen Provinzen oder Bezirken Ausschüsse aus den interessierten Kreisen zu bilden, also aus Industriellen, Landwirten, Gemeindevertretern, Arbeitervertretern, Vertretern der Genossenschafts- und Gartenstadtbewegung, des Vereins für ländliche Wohlfahrt- und Heimatpflege usw. Die Aufgaben der Kommission für Industrieansiedlung wären hauptsächlich folgende: 1. sie müßte alles Material, daß auf die Siedlungsfrage Bezug hat, sammeln und bearbeiten; 2. sie müßte die Projekte begutachten, die von seiten der Behörden und der Privaten erdacht werden;

3. sie würde eine Art Auskunftsstelle für Industrieansiedlung bilden. Die Kreise, Bezirke, Gemeinden und Privatleute, die sich für Ansiedlung interessieren, könnten hier ihr Material niederlegen, und die Fabrikanten, die die Verlegung oder Neugründung eines Betriebes planen, könnten sich hier leicht und sicher orientieren; 4. die wichtigste Aufgabe der Kommission wäre die Schaffung neuer Industriesiedlungen. Dadurch, daß alle Fäden, die sich an industrielle Ansiedlungsprojekte knüpfen, in der Kommission zusammenlaufen, die mit allen beteiligten Kreisen in reger Fühlung steht, kann sie sich besser und eher als irgendein anderer Klarheit darüber verschaffen, wo die Gründung neuer Industriesiedlungen zweckmäßig und notwendig ist.

Wie bei der landwirtschaftlichen, so könnten auch bei der industriellen Innenkolonisation Erwerbsgesellschaften und gemeinnützige Organisationen tätig sein. Es könnte z. B. Erwerbsgesellschaften, die sich ebenso wie die erwähnte Landbank einer behördlichen Kontrolle unterwerfen, billiger staatlicher Kredit zugestanden werden. Die Kontrolle hätte sich auf die Regelung der Gemeindeverhältnisse, auf den Verkaufspreis des Geländes und auf die Verkaufsbedingungen zu erstrecken. Noch wichtiger als die Innenkolonisation durch Erwerbsgesellschaften wäre vielleicht die von gemeinnützigen Organisationen. Ähnlich wie durch Gutsbesitzer die Pommersche Ansiedlungsbank gegründet wurde, um die Schädigungen der privaten Güteraufteilung zu beseitigen, so sollten sich auch die Industriellen zusammenschließen, um mit gemeinsamen Mitteln die Schaffung mustergültiger Industriesiedlungen zu fördern. Derartige private Ansiedlungsgesellschaften hätten gegenüber dem etwas schwerfälligen Apparat einer staatlichen Ansiedlungskommission den Vorteil der größeren Beweglichkeit. Bei genügendem Interesse ließe sich so ein Zusammenarbeiten zwischen dem Staat bzw. der erwähnten staatlichen Kommission und privaten und gemeinnützigen Gesellschaften in der Form denken, daß sich der Staat mit einem bestimmten Kapital beteiligt und sich dadurch einen entsprechenden Einfluß sichert. Dadurch würde die Kapitalbeschaffung erleichtert, der die Beweglichkeit lähmende bureaukratische Geist würde ferngehalten, und der Staat hätte weitgehende Garantien dafür, daß die Gemeinnützigkeit erhalten, also das allgemeine Interesse gewahrt bleibt.

Staatsverträge und Vertragsbrüche im engliſchen Urteil

Von Louis von Kohl

Überſetzung aus der däniſchen Zeitſchrift „Spektator“

Kürzlich hat ein Belgier, L. Bernard, in London einen Vortrag gehalten, worin er — nach dem Referat des „Labour Leader“ — nachwies, daß England allein durch ſeine Eiferſucht auf die beſtändig wachſende deutſche Flotte veranlaßt wurde, in den Krieg gegen Deutſchland einzutreten, und das engliſche Blatt findet die Worte des Redners ſehr vernünftig.

Aber es gibt Engländer, die noch weiter gehen, indem ſie nicht nur nicht die Beweggründe ihres Vaterlandes verbergen, ſondern ſogar mit bewunderungswürdiger Objektivität zu beweiſen ſuchen, daß man Deutſchland ſeinen Neutralitätsbruch gar nicht zum Vorwurf machen und es jedenfalls deswegen nicht verdammen dürfe. Ein Mitglied des Parlaments, Mr. Arthur Ponſonby, der bereits früher durch ſeine Schriften „The Camel and the Needles Eye“ und „The Decline of Aristocracy“ Aufſehen erregt hat, kommt jetzt in ſeinem Buch über „Democracy and Diplomacy“, in dem er die Notwendigkeit einer diplomatiſchen Kontrolle der auswärtigen Politik verficht, auf die Frage der Staatsverträge und ihrer Verletzung zu ſprechen. Er ſagt:

„. . . . Hinſichtlich ihres Gegenſtandes können Staatsverträge kurz folgendermaßen eingeteilt werden:

1. Politiſche Verträge über Friedensſchlüſſe, Bündniſſe, Abtretungen, Garantien und Ähnliches.
2. Handelsabkommen, wie Konſulats- und Fiſcherei-Konventionen, Abmachungen, betreffend den Sklavenhandel, Schiffahrt uſw.
3. Abkommen, betreffend ſpezielle ſoziale Fragen, wie Poſt- und Telegraphenweſen, Maß- und Gewichtsſyſtem und dergleichen.
4. Verträge über ſtrafrechtliche Verhältniſſe, zum Beiſpiel Auslieferung.
5. Verträge, betreffend zivilrechtliche Verhältniſſe, zum Beiſpiel Warenmarkenſchutz und Urheberrecht.
6. Abkommen, durch die beſtimmte Regeln für internationale Geſetze bezüglich der Kriegführung und dergleichen aufgeſtellt werden.

Die Frage der Dauer einer durch Verträge geſchaffenen Verpflichtung iſt in keiner Weiſe feſtgeſetzt oder unveränderlich. Folglich kommt ein Vertrag in

Wegfall, wenn seine Grundlage für ein Abkommen zu bestehen aufhört oder wenn er voll erfüllt ist oder wenn er von einem der Vertragschließenden gemäß eines im Vertrage vorbehaltenen Rechtes gekündigt wird. Um jeden Mißbrauch hinsichtlich der Verwerfung von Verträgen zu vermeiden, bestimmte das Londoner Protokoll von 1871, ‚daß es ein grundlegendes Prinzip des Völkerrechts sei, daß keine Macht sich selbst von den Pflichten eines Vertrages freimachen oder dessen Bestimmungen modifizieren kann, ohne die Zustimmung der kontrahierenden Mächte durch ein freundschaftliches Übereinkommen erhalten zu haben'.

Trotzdem heißt es, die Bestimmung Rebus sic stantibus sei eine stillschweigend angenommene Bedingung bei jedem Vertrag, und eine vollständige Änderung der Umstände ist angeführt worden oder doch zum mindesten stillschweigend untergelegt worden als Entschuldigung oder Rechtfertigung der Nichtbeachtung eines Vertrages oder gewisser Klauseln eines solchen. Hierin ist eine außerordentlich große Gefahr für die Dauerhaftigkeit internationaler Abkommen enthalten. Die Definition ‚eine Veränderung der Umstände, hinreichend, um die Verwerfung zu begründen', wird mit größerem Recht von den internationalen Verhältnissen in ihrer Gesamtheit als von wirklichen Tatsachen abhängen. Wer ist überhaupt imstande, zu entscheiden, ob die Umstände im ganzen genommen verändert sind?

Rußland führte die veränderten Umstände als Vorwand an, um die Bestimmungen des Pariser Vertrages zu verwerfen, die das Schwarze Meer neutralisierten, ebenso bezüglich seiner Verpflichtungen betreffend Batum aus dem Berliner Vertrage.

Zwei Fälle, in denen unser eigenes Land vertragsmäßige Verpflichtungen zu erfüllen unterließ, seien hier angeführt. Im Jahre 1852 erkannten die Mächte einschließlich Großbritannien durch den Londoner Vertrag grundsätzlich die dauernde Integrität der dänischen Monarchie an und schlossen ein Abkommen über die dänische Thronfolge, bezüglich dessen sie erklärten, ‚es würde das beste Mittel sein, um die Integrität dieser Monarchie zu sichern'. Aber im Jahre 1864, als die Provinzen Schleswig und Holstein von Preußen und Österreich angegriffen wurden, überließ Großbritannien Dänemark seinem Schicksal, und der Grundsatz der dauernden Integrität wurde ganz bequem vergessen.

Durch den Pariser Vertrag von 1856 verpflichteten sich die Mächte, die Unabhängigkeit und Integrität des ottomanischen Reiches zu respektieren, indem sie gemeinschaftlich dafür garantierten, daß diese Verpflichtung strenge innegehalten werden solle, und versprachen, jede Handlung, die deren Verletzung bezweckte, als eine Frage von allgemeinem Interesse zu betrachten. Die folgenden Ereignisse vom Jahre 1878 haben gezeigt, daß die Bestimmungen dieses Vertrages eitel Humbug waren: ‚Alles war Hohlheit — wenn die Macht, die der Menschheit das Leben gab, über die Anstrengungen und Anmaßungen ihres Geschöpfes lächeln könnte, würde sie gelächelt haben beim Anblick der Versammlung von Staatsmännern, die sich bei Abschluß des Krimkrieges ein-

bildeten, die Zukunft Osteuropas gestalten zu können'. Dies ist der Kommentar der Geschichte zu dem Versuch der Staatsmänner, ihre Länder an die Erfüllung von Verpflichtungen für immer zu binden, die sie in einem schwierigen Augenblick als Mittel, den Frieden zusammenzuflicken, übernahmen.

Einen neueren und besonders interessanten Fall, in dem von dem Argument der veränderten Umstände Gebrauch gemacht wurde, wird man in der Haltung finden, die ein einflußreicher Teil der britischen Presse und gewisse Schriftsteller im Jahre 1887 einnahmen, als der Durchmarsch deutscher und französischer Truppen durch Belgien wegen des zwischen den beiden Ländern damals bestehenden gespannten Verhältnisses in Erwägung gezogen wurde. Damals wurde angeführt, daß, nachdem alle militärischen Zugänge zwischen den beiden Ländern gegenseitig geschlossen seien, nur die neutralen Zugänge offen ständen, und daß dieser Zustand der Dinge erst nach dem Vertrage eingetreten sei, der die Neutralität Belgiens garantierte. Es sei deshalb für Großbritannien das richtige Verhalten, den Durchmarsch von Truppen über neutrales Territorium zu gestatten, vorausgesetzt, daß die Souveränität und Unabhängigkeit respektiert würde. Wenn an diesem Argument etwas richtig gewesen ist, so war es noch weit plausibler im Jahre 1914. Aber im letzteren Falle wurde es nicht benutzt, einfach, weil das Verhältnis Englands zu den in Frage stehenden Mächten sich verändert hatte.

Es ist also klar, daß es die Rücksicht auf sich selbst ist, die in der Hauptsache die Handlungen der Völker oder richtiger ihrer Regierungen bestimmt, eine Rücksicht, die im gegebenen Augenblick als eine Frage über Leben und Tod erscheinen muß. ‚Veränderte Umstände' können wohl als Vorwand benutzt werden, aber sie sind wenig dazu geeignet, als Rechtfertigung von den anderen interessierten Parteien angenommen zu werden, es sei denn, daß auch diese gerne dieselbe Entschuldigung für sich in Anspruch nehmen möchten.

Es könnten andere Fälle von Vertragsbrüchen angeführt werden, Vertragsverletzungen, die zum Abbruch der Beziehungen und zum Kriege geführt haben, Verletzungen, die diplomatische Proteste hervorgerufen haben und Verletzungen, die mit Schweigen übergangen wurden. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß die Nation, die für einen Vertragsbruch verantwortlich ist, wie unverzeihlich ihre Handlungsweise auch anderen Völkern erscheinen mag, notwendigerweise von unehrenhaften und aggressiven Beweggründen aus gehandelt habe; sie kann ja so handeln, weil sie glaubt, daß die nationale Gefahr, die die strenge Innehaltung nach sich ziehen würde, größer wäre, als das in der Verletzung eines internationalen Übereinkommens enthaltene Übel. Das Dilemma, in dem sich eine Nation unter solchen Umständen befindet, kann auf die Tatsache zurückzuführen sein, daß Regierungen entweder während kritischer Verhandlungen über einen Friedensschluß oder in dem Wunsche, bei einer gegebenen Gelegenheit spezielle Verhältnisse zu schaffen, ihre Länder für immer verpflichten, ohne zu erwägen, ob nicht künftige Generationen unter

völlig veränderten Umständen die Innehaltung höchst nachteilig finden könnten, während dagegen ein Bruch völlig berechtigt erschiene. Wie John Stuart Mill sich ausdrückt: ‚Nationen können sich selbst oder andere nicht zu Recht über einen Zeitraum hinaus verpflichten, über den menschliche Voraussicht sich erstrecken kann, da dadurch die bereits in einem gewissen Grade bestehende Gefahr vermehrt würde, daß die Erfüllung der Verpflichtung durch eine Veränderung der Umstände entweder unrichtig oder unklug ist.‘

Die Verletzung eines Vertrages braucht deshalb nicht ein Zeugnis dafür zu sein, daß die Moral eines Volkes oder einer Regierung auf einem niedrigen Standpunkt steht. Selbst, wo es sich um Personen handelt, bei denen ein höherer moralischer Standard vorausgesetzt werden kann, würden wir doch kaum jemanden tadeln, weil er eine Verpflichtung zurückwies, die sein Urahn übernahm, selbst wenn sein Vater oder sein Großvater sich an die Erfüllung gebunden glaubten ....“

Mit dieser Auffassung, daß Staatsverträge selbstverständlich nicht für die Ewigkeit geschlossen sind, steht Mr. Ponsonby nicht allein. In England hat sich mehr als ein hervorragender Staatsmann in demselben Sinne ausgesprochen, unter anderem Gladstone, der ausdrücklich erklärte, er könne nicht zugeben, daß eine Garantie für immer für alle Kontrahenten bindend sei, ohne Rücksicht darauf, ob die Umstände, die zu dem Zeitpunkt, wo die Verpflichtung zu erfüllen ist, verändert sind, und er wies in dieser Beziehung auf frühere Staatsmännner wie die Lords Aberdeen uud Palmerston hin; er hätte übrigens auch auf Wellingtons berühmten Ausspruch anläßlich des englischen Überfalls auf Kopenhagen im Jahre 1807 verweisen können: „Großbritannien hat nur das Recht der Selbsterhaltung ausgeübt, das zur Rechtfertigung keiner gelehrten und verwickelten Erklärungen bedarf!“ Mit diesen Worten — die Dänemark so teuer zu stehen kamen — verteidigte der englische Staatsmann in Wirklichkeit gerade das Prinzip, das man jetzt dem deutschen Reichskanzler zum Vorwurf macht, nämlich daß Notwehr auch für den Staat alle Gesetze bricht, ebenso wie dies bei Einzelpersonen der Fall ist. Der hervorragendste englische Völkerrechtslehrer Lawrence sagt denn auch in seinem Werk „Principles of international Laws“: „daß äußerste Notwendigkeit eine zeitweilige Verletzung neutralen Gebiets rechtfertigen wird“ (extreme necessity will justify a temporary violation of neutral territory). Es ist eigentümlich, daß auch belgische Rechtsgelehrte diesen Standpunkt vertreten haben. So schrieb der bekannte Professor Rivier aus Brüssel in seinem Lehrbuch des Völkerrechts im Jahre 1899 über den Notzustand, daß „ein Staat die Souveränität eines dritten Staates verletzen darf, selbst dann, wenn dieser zu schwach ist, um zu verhindern, daß sein Gebiet dem dritten Staate als Basis dienen könnte ....“ Und im Jahre 1912 schrieb Des Gressonnières, Advokat bei dem Appellationsgericht in Brüssel, in der bedeutungsvollen Schrift „La Neutralité de la Belgique et ses Consequences“: „Es ist ebenso kindisch, blind auf die

Garantien eines Vertrages zu vertrauen, wie die Loyalität dessen anzugreifen, der ihn bricht. Das Leben der Nationen enthält Forderungen, denen gegenüber dieses Vertrauen und dieser Vorwurf als bloße ideologische Konstruktionen erscheinen, die wohl in ihrem Prinzip lobenswert sein können, aber doch lächerlich und humbugartig sind." Es ist übrigens seltsam genug, daß man von belgischer Seite so offen einräumt, wie wenig die garantierte Neutralität wert ist, man war sich ja dort auch stets darüber klar, daß sie im Falle eines Krieges von der einen oder der anderen Seite verletzt werden würde — ja hervorragende Männer, wie zum Beispiel Major Girard, ein hochbegabter und warmherziger Patriot, der sein ganzes Leben lang dafür kämpfte, die Zukunft seines Landes zu sichern, erkannten sogar an, daß „die kriegführenden Mächte das Recht in Anspruch nehmen könnten, durch belgisches Gebiet zu marschieren" (nämlich zufolge dem geheimen Befestigungsvertrage). Deshalb scheint der Gedanke, daß sich gerade Belgien und England, die — nach einer Kitchener zugeschriebenen Äußerung — die Maas als ihre östliche Grenze betrachteten, über gewisse militärische Vorbereitungen einigten, wie dies von deutscher Seite auf Grund der in Brüssel vorgefundenen Papiere behauptet worden ist, keineswegs unwahrscheinlich. In einem französischen Buch, das im Jahre 1911 erschien, „La guerre qui vient" von François Delaisie, wurde ebenso ausdrücklich erklärt, daß zwischen England und Frankreich Verhandlungen über eine Militärkonvention geführt würden, derzufolge Frankreich Truppen gegen Antwerpen schicken solle, und es hieß darin unter anderem: „Wenn das Auswärtige Amt in London den Krieg zu beginnen wünscht, werden es seine Diplomaten so einzurichten verstehen, daß die Verantwortung dem Feinde zur Last fällt, und wir werden gezwungen sein, König Georg dem Fünften gemäß einer Defensivkonvention beizustehen."

In England verschließt man also nicht die Augen davor, daß Verträge in einem gegebenen Augenblick nicht mehr wert sind, als ein Fetzen Papier, und im Laufe des Krieges ist dies ja auch durch die Tat dokumentiert worden, sowohl in China durch den Angriff auf Tsingtau, als auch in Griechenland, obwohl England eine der Mächte war, die die Integrität der beiden Länder garantiert hatten. Man könnte in diesem Zusammenhang auch daran erinnern, daß sich England gerade in diesen Tagen gegen die Unverletzlichkeit der Briefpost vergangen hat, obwohl es selbst diese höchst wichtige Konvention unterzeichnet hat. Die Art und Weise, wie ein Teil der Presse mit dem geifernden John Bull an der Spitze ruft: „Nieder mit den Neutralen!", zeugt ja auch nicht gerade von tiefem Respekt vor anderem als sich selbst. Aber wie natürlich auch solche Stimmen an und für sich sind, so klingen sie doch etwas illusionsraubend in den gewöhnlichen Engelchor hinein, der aus England selbst mit seinen Hymnen an England als „dem Beschützer der kleinen Volksstämme" ertönt.

Für neutrale Zuhörer sind solche mißtönende Stimmen lehrreich, denn sie können, weit besser als die Sirenengesänge, die Kleinstaatvölker darüber be-

lehren, daß die Neutralität nicht ein „Zauberwort ist, das die Feinde beschwört" — um Reventlows kluges Buch „Kriegsursachen und Kampfziele" zu zitieren —, auch kein friedliches Gehege, hinter dem sie in Ruhe und Behagen den Goldrausch ausschlafen können. Und es ist nur gesund für sie, daran erinnert zu werden, daß bei dem Verkehr der Staaten untereinander jeder sich selbst der nächste ist, und daß dieser Verkehr, am wenigsten in Kriegszeiten, sich nicht nach zufälligen Sympathien oder weichlicher Gefühlsamkeit richtet, sondern allein nach dem eigenen Bedürfnis.

Der deutsche Katholizismus im Weltkrieg

Von Professor Albert Werminghoff

Wir lieben die Erde, auf der unsere Väter wohnten; wir lieben die Sprache, die uns die Mutter lehrte; wir lieben das Volk, zu dessen Stämmen wir gehören; wir lieben den Anteil an der Kultur, den der Schöpfer und Weltregierer uns gab. Niemand kann es uns verargen. Wir freuen uns des Vaterlandes, weil es nach langer Zerrissenheit Einigkeit und Leben wieder gewann und den Platz in Europa einnahm, auf dem es nach Größe und Kraft ein Anrecht hat. Wir wollen festhalten an der nationalen und staatlichen Einheit, wie sie andere Völker des Erdteils besitzen und Frankreich am früheſten besaß und mit Eifersucht hütet. Wir schauen mit Treue und Ehrfurcht und Stolz auf den, der die kaiserliche Krone trägt, und vertrauen seinem Gerechtigkeitssinn und seinem großen Charakter. Vom Standpunkte der christlichen Weltordnung aus darf keiner es uns mißgönnen.

So gut wie Deutsche, sind wir auch Söhne der katholischen Kirche. Wir sind es mit der ganzen Stärke unserer Überzeugung und der vollen Inbrunst unseres Herzens. Eine lange Geschichte hat es erprobt. Den Glauben, den die Boten des Evangeliums den Vorfahren brachten, hat das katholische Volk Deutschlands heilig bewahrt in Leiden und Kämpfen und Sichbehaupten, denen keine andere Nation Ähnliches an die Seite zu stellen hat. In ihm ist auch jetzt noch ein wahrhaft lebendiges Christentum wirksam. Unerschüttert und unerschütterlich steht es zu dem erhabenen Sitze, auf dem der Statthalter Christi thront und der der Mittelpunkt der Una, Sancta et Apostolica ist. Dürfen wir daher nicht verlangen, als vollberechtigte Filii familias im Vaterhause der Kirche betrachtet und behandelt zu werden neben den Brüdern aus anderen Ländern und — ich wage es hinzuzufügen — neben denen aus Frankreich?"

Mit Absicht sind diese ernsten Worte von H. Schrörs an die Spitze unserer Mitteilung gestellt, deren Ziel es ist, die Leser der „Grenzboten" auf eine Sammelschrift aufmerksam zu machen, die immerdar zu den bedeutendsten Erscheinungen der gesamten Kriegsliteratur gehören wird*). Man weiß zur Genüge, wie der Streit der Waffen zu Wasser und zu Lande von einem schier unermeßlichen, unaufhaltsamen Strom von Schriften aller Art begleitet wird, so daß es dem einzelnen längst unmöglich wurde, sie insgesamt auch nur zu übersehen. Nicht allein schreibt wer nur einmal mit einem Feldgrauen gesprochen hat alsbald seine Memoiren, sondern viele andere auch sind bemüht, tiefer zu schürfen, um die furchtbar erregenden Probleme des europäischen und universalen Lebens zu erfassen, zu werten und zu klarer Anschauung zu bringen. Rufer im Kampfe sind sie alle, nicht minder Zeugen jenes Ringens unserer Tage, in denen alte und neue Elemente unseres geistigen Seins und Wirkens ebenso nach Umlagerung drängen wie die Faktoren staatlicher Macht und Machtbetätigung.

Die oben angeführten Sätze sind einer Verteidigungsschrift entnommen, um es gleich zu sagen einer unbedingt notwendigen, da es ein Zeichen der Schwäche gewesen wäre, jene schlechthin widerlichen Angriffe unbeantwortet zu lassen, zu deren Sprachrohr das Comité catholique de propagande Française à l'étranger sich gemacht hatte. Nur einer Stimmung, für die wir allein die Bezeichnung der hysterischen Kriegspsychose besitzen, können die vergifteten Waffen zweckdienlich erschienen sein, deren die kümmerlichen Skribenten des Pamphlets „La guerre Allemande et le catholicisme"**) sich bedienten, mögen sie gleich des Schutzes und Segens Sr. Eminenz des Kardinalerzbischofs von Paris sich rühmen. Ihnen war es vorbehalten, den Krieg zwischen Deutschland und Frankreich als einen Religionskrieg hinzustellen, die deutschen Katholiken als abtrünnig vom Glauben ihrer Kirche anzuklagen, auf unser herrliches Volksheer den eklen Geifer fanatisierter Anschuldigungen zu verspritzen. Das männliche deutsche Sprichwort verlangt, daß auf einen groben Klotz ein grober Keil gehöre —, er ist in der vorliegenden Schrift zugerüstet, so vornehm im Ton, so abhold jedwedem Phrasenschwulst jeder einzelne ihrer Beiträge gehalten ist. Aus der Liebe zum deutschen Vaterland heraus ist sie geboren, aus eifernder Liebe, die darum nicht blinde Leidenschaft ist, sondern mehr denn einmal daran erinnert, daß auch unsere Volksgemeinschaft gleich jeder

*) Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg. Eine Abwehr des Buches La guerre Allemande et le catholicisme. In Verbindung mit G. Briefs, G. J. Ebers, M. von Faulhaber, H. Finke, H. von Grauert, K. Hoeber, F. X. Kiesl, A. Knöpfler, P. Lippert, J. Mausbach, A. Meister, K. Muth, A. Pieper, H. Platz, J. Sauer, F. Sawicki, J. Schmidlin, H. Schrörs, W. B. Switalski herausg. von G. Pfeilschifter. Freiburg i. Br., Herder 1915. VI, 494 S. Preis 5 Mk. Das Vorwort unterrichtet darüber, daß Übersetzungen ins Englische, Französische, Holländische, Italienische, Portugiesische und Spanische verbreitet werden sollen.

**) Erschienen in Paris im Verlag von Bloud et Gay 1915, dazu ein Album Nr. 1. Documents photographiques illustrant la conduite respective des armées allemandes et françaises à l'égard de l'église catholique.

anderen ihre Fehler aufweist, an deren Minderung dauernd zu arbeiten pflichtmäßiges Streben der Führer ist und bleibt. Mit dieser Liebe aber verbindet sich die zur allgemeinen Kirche als der Hüterin des katholischen Glaubens, der Vereinigung seiner Bekenner unter dem päpstlichen Oberhaupt, die zugleich in der weltumspannenden Mission eine ihrer von Gott gesetzten Aufgaben erkennt. Sollten wir uns allzusehr täuschen, wenn wir in der Schrift den Unterton des konfessionellen Burgfriedens zu vernehmen glauben, den die zusammenschweißende Kriegsnot erzwang?

Im ganzen haben sich zwanzig Geistliche und Gelehrte vereint, um jener Schmähschrift das Spiegelbild deutschen Mutes zum Bekenntnis der Wahrheit entgegenzustemmen. Sie setzen von umfassenderer Grundlage aus fort, was in trefflicherer Abwehr bereits A. Rosenberg*) begonnen hatte, und mögen gleich ihre Beiträge verschiedenen Umfanges sein, sie alle fügen sich doch zu einer klangvollen Symphonie zusammen: ihrer keinen möchte man missen, da erst ihre ganze stattliche Reihe dem Wahnwitz des Gegners den Boden entzieht. Jeden einzelnen Aufsatz nach Inhalt und Tragweite zu werten, kann natürlich hier nicht unsere Aufgabe sein; daß den Historiker in erster Linie die mehr geschichtlich orientierten Darlegungen anlockten, ist nur natürlich und gern bekennen wir uns zunächst gegenüber den Ausführungen von H. Finke, G. J. Ebers, H. Platz und H. von Grauert als verpflichtete Schuldner. An die verächtlichste Waffe der Gegner, an die frei erfundene Lüge als teuflisch angewandtes Mittel der Verhetzung, gemahnen die Darlegungen von A. Meister, während W. Switalski die Greuelaussagen einer kritischen Betrachtung unterzieht, J. Sauer mit den Ausstreuungen über die Zerstörung heiliger Stätten durch unser Heer gründlich abrechnet. Das deutsche Staats- und Heerwesen fassen die Aufsätze von K. Hoeber und G. Briefs ins Auge, zu denen man noch die Würdigung der deutschen sozialen Kultur durch A. Pieper gesellen mag. Die Seelsorge und das religiöse Leben im deutschen Heere wird von G. Pfeilschifter vortrefflich geschildert, derart daß die Vergleichung deutscher und französischer Kriegshirtenbriefe durch A. Knöpfler dazu eine mehr als eigenartige Folie liefert. Während K. Muth dem Allgemeinmenschlichen in deutscher Art und Kunst nachgeht, F. Sawicki aber die Stellung der deutschen Philosophie im Weltkrieg umgrenzt, gelten die Betrachtungen des Bischofs von Speyer, M. von Faulhaber, der religiösen Kultur unseres Volkes, die von P. Lippert der Gottesverehrung in unserem Volke, bis F. X. Kiefl die religiöse Lage des Katholizismus und des Protestantismus im heutigen Deutschland zu schildern unternimmt. J. Schmidlin beleuchtet die Leistungen unserer katholischen Volksgenossen auf dem Gebiete der Heidenmission, um auf solche Weise wirkungsvoll den Band zu beschließen,

*) In der Schrift: Der deutsche Krieg und der Katholizismus. Deutsche Abwehr französischer Angriffe, herausg. von deutschen Katholiken. Verlag der Germania Akt.-Ges., Berlin 1915. Preis 3 Mk.

den J. Mausbach damit eröffnet hatte, daß er die literarische Kriegserklärung der französischen Katholiken gebührend brandmarkte —, der Leser kennt bereits die Worte von H. Schrörs: sie sind der Replik auf die Frage entnommen, ob wirklich der Krieg als ein Religionskrieg zu betrachten sei.

Es wird nicht überflüssig sein anzumerken, daß keiner der Mitarbeiter sich dazu hergab, seinen vom deutschen Protestantismus abweichenden Standpunkt deshalb auch nur um Haaresbreite zu verlassen, weil er mit der evangelischen Majorität unseres Volkes in die Gemeinsamkeit des nationalen Kampfes wider Frankreich eingetreten ist. „Den beiden Konfessionen in Deutschland", so bemerkt der Bischof von Speyer einmal, „liegt es fern, um des lieben Friedens willen aus ihrer eigenartigen religiösen Bestimmtheit herauszutreten und eine Allerweltsreligion mit allen Farben des Regenbogens einzuführen. Ein Versuch, die beiden Bekenntnisse bis auf ihre gemeinsamen Grundlagen abzubauen und so allen annehmbar zu machen, würde auf eine dritte Konfession hinauslaufen und die Glaubensspaltung verdreifachen. Die Katholiken haben ihrerseits um so weniger Anlaß, ihre kirchliche Bestimmtheit abzukühlen, als die katholische Kirche gerade durch ihre Bestimmtheit in religiösen Fragen, durch ihren Autoritätsbegriff und das Angebot einer handfesten Führung den suchenden Geistern sich als die einzigartige religiöse Großmacht darstellt." Am stärksten vielleicht, wenn anders wir uns nicht irren, wird dieser Wesensgegensatz in den Erörterungen von F. X. Kiefl betont, die voll Stolz die Einheitlichkeit des höchsten religiösen Ideales als eine unversiegliche Kraftquelle preisen und sie der inneren Zwiespaltigkeit der protestantischen Lehrmeinungen gegenüber feiern, aber auch hier wieder erfreut das Bekenntnis: „Wir deutsche Katholiken haben an allem, was unser Vaterland Großes und Edles hat, ehrlich mitgebaut und halten mit der ganzen Treue deutschen Gemütes an den ererbten Heiligtümern der Nation fest, wozu wir in oberster Reihe die christliche Grundlage unseres Staatswesens rechnen. Wir fühlen uns stark genug, unseren Platz im Leben unserer Nation auch ferner zu behaupten, und sind ebenso stolz und glücklich, Deutsche zu sein wie wir als Katholiken die innigste Fühlung mit dem gottgesetzten kirchlichen Einheitspunkte halten und niemals vergessen, daß eine tiefe Solidarität die Guten in allen Völkern verbindet, nämlich das in unserer Zeit mehr denn je bedrohte innerste Lebensinteresse der christlichen Kultur. Letzteres ist auch der tiefste Grund, weshalb wir um den Sieg der deutschen Waffen beten, weil wir das internationale Freimaurertum, den schlimmsten Feind des Christentums, im Bunde mit unseren Gegnern sehen, und weil ein Sieg unserer Feinde der katholischen Kirche bei uns und in anderen Ländern das traurige Schicksal der Kirche wie in Frankreich bringen würde. Von allen Welteroberungsgelüsten aber wissen wir uns frei. Hat doch selbst ein Fichte im höchsten Enthusiasmus nationaler Erhebung betont, daß Deutschland nicht allein auf der Welt sein will, sondern

in dem Nebeneinander vieler nationaler Eigenarten die Strahlen erkennt, in denen das göttliche Licht auf Erden sich am großartigsten auseinanderfaltet."

Man table uns, daß wir die Autoren lieber zu Worte kommen ließen als über sie urteilen —, wir glauben damit im Sinne des Friedens in unserem Volke zu handeln, das nichts mehr wissen will von Kämpfen um Glaubenslehren, weil es weiß wozu sie führten und führen werden. „Mit Blut ist die Erde gedüngt und mit Blut ist die Geschichte der Menschen geschrieben. Furchtbare Dinge sind je und je geschehen und geschehen noch heute. Das Furchtbarste aber ist und war und wird sein allezeit, wenn sich die Geschöpfe Gottes verfolgen mit Wort oder Tat, im Wahne, der Ehre Gottes zu dienen." *) Nur weltfremder Optimismus wird wähnen, daß der Frieden unter den Konfessionen, wie wir seiner uns jetzt freuen, ein ewiger Besitz unseres Vaterlandes sein und bleiben werde — wir wissen, daß der Kampf der Kirchen und Bekenntnisse auch für sie ein Mittel, dazu die Offenbarung ihres Lebens, die Entfaltung ihres Wesens und Wertes ist und sein muß —, die Reibungen aber können mildere Formen annehmen, die Auseinandersetzungen über Inhalt und Wert der Dogmen und kirchlichen Forderungen sehr wohl des Ansporns wechselseitiger Beleidigung und Herabsetzung entraten. Heute wie seit zwei Jahren steht unser Bestand als staatliches Ganzes, als Gemeinschaft des Rechts, der Wirtschaft und des geistigen Lebens auf dem Spiel, und in solcher Zeit heißt es religiösen und kirchenpolitischen Antagonien mit Nachdruck und entschlossenem Ernst begegnen, auf daß sie nicht, auch nicht unter der Decke, wuchern und die Kraft des Armes lähmen, der den Feind besiegen soll und muß. Ist dies der Kerngedanke der Schrift, dann wissen wir uns mit ihren Verfassern eines Sinnes, einer Überzeugung. Dann auch wünschen wir aufrichtig, daß ihre Worte Verständnis und Annahme finden bei jenen Neutralen, die noch nicht ganz durch Lüge und Leidenschaft sich haben in die Irre führen lassen. Ob sie Eindruck machen werden bei denen, für die sie in erster Linie bestimmt ist, bei den Franzosen? Billig wird man daran mehr als zweifeln dürfen, zumal wenn man an der Hand gerade jenes Pamphlets inne geworden ist, welchen Grad entsetzlicher Verblendung sie erreicht haben. Dem Beobachter erscheint er als das selbstgewollte Ergebnis nationaler Aufstachelung und Überschätzung. Als eins der Symptome für den Niedergang eines hochbegabten Volkes weckt er Mitleid selbst beim Gegner, der sich freilich fragen muß, ob nicht gar sein Mitleid wiederum als unwillkommene Äußerung eines menschlichen Gefühls zurückgewiesen wird, da das Empfinden eines Deutschen nur als lästig, aufdringlich, widersinnig, kurz als barbarisch gilt. Ma pauvre France s'en va, so hörten wir vor Jahren in Reims vor der Kathedrale einen Bänkelsänger klagen, als sich die Nachricht von der Ermordung des Präsidenten Sadi Carnot durch einen Italiener verbreitet hatte. Armes

*) A. Sperl, So war's (2. Aufl., Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart und Leipzig 1902), S. 33.

Frankreich, so klagt auch heute der Deutsche, der einst geglaubt hatte, der opfervolle Kampf der Völker werde nicht auch gemeinsame wissenschaftliche Arbeit, religiöse Empfindungen dauernd schädigen. Schmerzlich mag solche Erkenntnis sein —, für den aufrechten Mann ist sie der Stachel zu neuer tiefer Versenkung in die Geisteswelt des eigenen Volkes, dem eine Prüfung sondergleichen die Lehre einhämmert, daß sein Leben in allen Ausstrahlungen allein die Frucht der eigenen Arbeit an sich selbst, an seiner geistigen Habe und ihrer Sicherstellung sein kann. Der Weltkrieg wird das politische Bild unseres Erdteils verändern, — er wird aber auch Klüfte geistiger Art zwischen den Völkern auftun, die zu überbrücken oder gar zu schließen erst einer fernen Zukunft vorbehalten sein mag. Hier mit neuen Bemühungen einzusetzen wird die Obliegenheit nicht zuletzt der katholischen Kirche sein, deren verfassungsmäßige Organisation weil kampferprobt, sich auch im Völkerkrieg bewährte: sie wird um ihrer selbst willen eine Annäherung unter den Gegnern von heute anzubahnen suchen. Eben darum zeigt sich auch die hier gewertete Schrift von dem Bewußtsein erfüllt, daß die Wiederherstellung alter, nun zerstörter Gemeinsamkeiten wünschenswert sei, wenngleich sie jetzt dem Angriff der Glaubensgenossen zu begegnen hatte, das Haus des deutschen Volkes gegen den Feind des deutschen Katholizismus und Protestantismus verteidigen mußte und schirmte. Sie nennt einmal das wahnsinnige Buch des französischen Ausschusses eines der traurigsten Dokumente der Kirchengeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts —, sie selbst darf der Deutsche und der Protestant als eine patriotische Tat von Herzen willkommen heißen*).

*) Vergl. auch die Anzeige von E. Troeltsch in der Historischen Zeitschrift Bd. 116 (3. Folge 20. Bd., 1916), S. 117ff. — Verwiesen sei auch für die protestantische Kriegsliteratur auf die inhaltreichen Anzeigen von L. Ihmels im Theologischen Literaturblatt 1915 S. 505 ff., 529ff., 577ff., 1916 S. 81ff.

Wege des Geiſtes in der Sprache

Von Profeſſor Dr. Alfred Götze

Die Urkunden und Denkmäler, aus denen die Wiſſenſchaft Schlüſſe auf das geiſtige Leben unſerer Vorzeit ziehen kann, reichen nicht allzu weit zurück. Ein geiſtiges Leben hat bei den Deutſchen beſtanden, längſt vordem das älteſte uns erhaltene Bauwerk errichtet, das älteſte uns noch vorliegende Blatt beſchrieben wurde. Gerade die grundlegende Zeit bleibt uns auf direktem Weg unzugänglich. Um Kunde aus jenen Jahrtauſenden ohne urkundliche Beglaubigung zu erhalten, müſſen wir uns an Zeugen anderer Art wenden, und ſeltſam: während die gemauerten und gebildeten, gemalten und geſchriebenen Denkmäler nach langem Todesſchlaf zu neuem Leben erweckt werden mußten, leben von jenen anderen Zeugen älteſten Geiſteslebens nicht wenige in täglicher Nachbarſchaft und ungebrochener Entwicklung bei uns und mit uns fort. Sie brauchen nur ins Bewußtſein gerufen zu werden, um ihr Zeugnis abzulegen.

Unſer Zahlwort zwei hat mit dem Subſtantiv Zweig zunächſt eine äußere Ähnlichkeit, dieſe Gleichheit im Lautkörper der beiden iſt aber Ausdruck und Folge ihrer ſprachlichen Verwandtſchaft. Neben Zweig und Zwieſel ‚gegabelter Aſt‘ ſtehen gleichbedeutend das indiſche Feminin vaya und ein germaniſcher Subſtantivſtamm wija-, der in unſerem Neutrum Geweih fortlebt. Entſprechend ſtellt ſich neben den indogermaniſchen Ausdruck der Zweiheit dvi eine gleichbedeutende Nebenform vi in lateiniſch viginti ‚zwanzig, zweimal zehn‘. Der Zweig als ‚Gabelung‘ iſt ſinnlich wahrnehmbar und damit uralter direkter Benennung fähig, der unſinnliche Begriff der Zweiheit mußte mit Hilfe einer Metapher benannt werden. Dieſe griff dahin, wo die lebendige Natur, die den urſprünglichen Menſchen allbeherrſchend, auch ſein Denken beherrſchend, umgab, ihm die Zweiheit am anſchaulichſten, aufdringlichſten, nützlichſten darbot: zum Baum und ſeiner Aſtgabel. Zufall und Willkür darf man hier nicht annehmen, eine beſtimmte Konſtitution des Geiſtes lag voraus, eine gegebene Umwelt beſtimmte die Richtung und beide offenbaren ſich uns aus dem heute noch vorliegenden Befund, wenn wir ihn richtig deuten.

Schon viel weniger ſicher ſind wir der richtigen Deutung beim ſprachlichen Ausdruck der Dreiheit. Für unſer Zahlwort drei fehlt bisher die zwingende Anknüpfung an Konkreta, immerhin kann als Vermutung ausgeſprochen werden, es ſei mit unſerem Zeitwort drehen urverwandt. Wie beiderlei Begriffe zu

vermitteln sein mögen, kann etwa die Fünf zeigen, die man früh in sprachliche Verbindung mit Faust und Finger gebracht hat: wenn die fünffingrige Hand den gegebenen Ausgangspunkt für die sprachliche Benennung der Fünfheit lieh, so kann die Drei benannt worden sein nach dem sinnfälligen Bilde der Dreiheit, das man erhielt, wenn man mit eingeschlagenem kleinen und Goldfinger den Daumen gegen Zeige- und Mittelfinger drehte. Oder auch: mindestens drei Finger gehören dazu, eine Drehung auszuführen, den Vorgang anschaulich zu machen. Nicht zufällig heißt gerade der Dreiphasenstrom Drehstrom. Mag aber auch neben der sicheren Deutung der Zwei nur die der Fünf bestehen bleiben, so zeigt sich doch schon zur Genüge, daß neben der umgebenden Natur der eigene Leib dem Menschen zum Ausgangsbereich seines geistigen Lebens wurde, auch in der ältesten Sprache.

Jener Handgebärde, die wir für den sprachlichen Ausdruck der Dreiheit vorausgesetzt haben, mag irgendwelche kultische Bedeutung zugekommen sein, und so sind religiöse und mythische Vorstellungskomplexe mit jenen ältesten Wegen des Geistes in der Sprache vielfach untrennbar verschlungen. Auch die ältesten und einfachsten sozialen Verhältnisse spielen notwendig hinein, das läßt sich für die germanische Vorzeit gut zeigen an unserem Worte Ding. Dieses Neutrum ist eine endbetonte Nebenform zum Verbalstamm thinh- ‚wachsen', der in unserem Zeitwort gedeihen fortlebt. Ding ist von daher zunächst die ‚Zeit, in der etwas gedeiht', diese Bedeutung liegt vor im gotischen theihs ‚Zeit, Termin'. Das althochdeutsche thing zeigt sodann die Bedeutungen ‚Gerichtstermin, Gerichtstag, Gerichtsversammlung, Rechtshandel', durch fortgesetzte Verblassung ist in dem Jahrtausend seither die heutige, viel umfassendere Bedeutung ‚Sache' erreicht worden. In unseren Zusammenhang gehört das Wort um der feinen Wendung willen, mit der von der Anschauung des bis zur Ernte wachsenden Halms, der bis zum Herbst stetig anschwellenden Frucht der Ausdruck für den Zeitbegriff gewonnen ist, der unsinnlich und sprachlich wiederum mit primären Mitteln unfaßbar, allein einer Benennung durch Metapher fähig war.

Insofern in den gleichen Kreis gehören die Namen ethischer Begriffe, die auf verschiedenen Wegen der Sinnenwelt abgewonnen werden mußten: das Eigenschaftswort böse bedeutet zunächst ‚klein' und ist über die Zwischenstufe ‚gering' zum Ausdruck der moralischen Minderwertigkeit geworden. Wenn neben vielen Hasel und Haslach ein Boshasel bei Pfullendorf liegt, wie Wenigenjena neben Jena, Kleinbasel gegenüber Basel, so zeigt sich im Ortsnamen die Ausgangsbedeutung noch lebendig. Aber Schadenbirndorf neben Birndorf im badischen Oberland zeigt doch zugleich, wie leicht sich auch hier zum Begriff der Kleinheit der der Minderwertigkeit gesellen konnte. Unser schlimm bedeutet von Haus aus ‚schräg' ‚schief'; die Betrachtung dieses Bedeutungswandels führt aus dem Reich der Lautsprache hinaus: wenn in allen Gebärdensprachen der Erde die Rede durch eine Gebärde bezeichnet wird, bei der die zusammen-

gelegten Fingerspitzen an die Lippen gelegt und in gerader Richtung davon abgezogen werden, so wird die Lüge überall durch eine Gebärde symbolisiert, bei der sich die Finger in schräger Richtung vom Mund entfernen.

Unsere deutsche Sprache ist ein Märchenwald, in dem die Bäume sprechen und der Lauscher, dem die Ohren geöffnet sind, die Zwiesprache der Vögel verstehen kann. Als Zauberwald haben sie, vom Lande der Romantik ausgehend, vor hundert Jahren die Begründer der deutschen Philologie entdeckt und sinnend betreten. Die romantische Stimmung hat die deutsche Sprachforschung und in ihr gerade die Wortforschung nicht zu ihrem Schaden noch lange umweht: den verwunschenen Prinzen ‚Wort' zu erlösen war die Losung noch Rudolf Hildebrands, des bedeutendsten unter den Forsetzern des Deutschen Wörterbuchs der Brüder Grimm. Inzwischen ist mancher, der sich als zünftiger Philolog lebenslang in dem von der Romantik erschlossenen Revier bewegen durfte, der Gefahr erlegen, daß er vor Bäumen den Wald nicht mehr sah. Unser deutscher Krieg, der mit Millionen anderer auch so manchen Philologen zwingt, fern vom Schreibtisch über die Sprache nachzudenken, kann, wenn er tausendfältig Wunden schlägt und von geistiger Arbeit ablenkt, hier auch einmal heilen und anregen, wenn er zu voraussetzungslosem Sinnen über die Wege des Geistes in der Sprache zurückführt.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 38/37.

Das Buch des Fürſten von Bülow

Von Profeſſor Wittſchewsky

Man wird getroſt ſagen dürfen: das Buch des Fürſten von Bülow, denn des Fürſten Signatur in der deutſchen Literatur wird dauernd an dem Buche „Deutſche Politik“ haften.*) Der Vorläufer des jetzt vorliegenden ſelbſtändigen Werkes gab ſich als erſtes Stück des vor etwa zwei Jahren erſchienenen Sammelbandes „Deutſchland unter Kaiſer Wilhelm dem Zweiten“. Obgleich damals, der Zeit nach gerechnet, der Weltkrieg nahe bevorſtand, war in den politiſchen Auslaſſungen des fürſtlichen Verfaſſers von Befürchtungen einer aufziehenden Kataſtrophe doch nichts zu ſpüren. Er war, im Gegenteil, von einem gewiſſen heiteren Optimismus in Anſehung der politiſchen Zukunftsentwicklung Deutſchlands erfüllt. Zwar war wahrheitsgemäß feſtzuſtellen, daß während der Amtsperiode des Reichskanzlers Fürſten von Bülow unheilſchwangere Wetterwolken wiederholt den politiſchen Horizont des Deutſchen Reichs umlagert hatten, ihrer Entladung war jedoch immer wieder vorgebeugt worden — was vom Fürſten Bülow der deutſchen Diplomatie als beträchtliches Verdienſt zugerechnet wird. Er führt gelegentlich aus, daß Kriegswolken wohl zum Bilde des politiſchen Himmels gehören, die Zahl derer aber, die ſich entladen, ſei ungleich geringer als die Zahl der Wolken, die ſich verziehen. Daher ſei es nicht angängig, aus einer ſtarken Umwölkung zu folgern, daß eine Kriegsgefahr unabwendbar ſei, oder gar anzuraten, das Schwert zu ergreifen, um den Gegnern zuvorzukommen. Man könne eben nie im voraus wiſſen, ob nicht nach Beſänftigung der hochgehenden Wogen wiederum ruhige Fahrt für längere Zeit ſich darbiete.

Zu dieſer beruhigenden Erwägung im allgemeinen, daß das deutſche Staatsſchiff ſchwerlich einem Orkan entgegenſteuere, konnte vom Fürſten von

*) Verlag von Reimar Hobbing in Berlin, 1916. Preis in Leinen geb. 7 Mark; in Halbleder 10 Mark; in Ganzleder 24 Mark.

Bülow außerdem geltend gemacht werden, daß die böseſten Konflikte der Vergangenheit bei ſeinem Rücktritt allgemach beigelegt ſchienen, die Friedensausſichten mithin auch dadurch begünſtigt wurden. Zu ſchwarzſeheriſchen Gedanken lag nach des Fürſten Meinung jedenfalls, trotz der vorhandenen ſcharfen Reibungsflächen zu jener Zeit, als die „Deutſche Politik“ zum erſtenmal ihren Gang an die Öffentlichkeit antrat, eine erkennbare Veranlaſſung nicht vor. Auf die politiſche Umſchau, die dieſer Beurteilung der Weltlage im Jahre 1913 zu Grunde lag, kommen wir noch zurück.

Seit dem nicht unfreundlichen Ausblick des Fürſten Bülow kurz vor dem Kriege hat eine Sturmflut, wie ſeit Menſchengedenken nicht erlebt, ſich gegen uns herangewälzt. Wir hätten in der erſten Hälfte des Jahres 1914 den einen Toren geſcholten, der uns hätte einreden wollen, daß eine feindliche Koalition von ſo furchtbarer Mächtigkeit noch im Sommer desſelben Jahres über uns herfallen würde. Wenn die Männer auf der politiſchen Wetterwarte das Nahen der Kataſtrophe nicht zu erkennen vermochten, ſo iſt der Mangel ſolcher Vorausſicht erſt recht nicht dem bereits ſeit einigen Jahren aus dem Amt geſchiedenen Reichskanzler vorzuhalten. Die von dieſem dargelegten Richtlinien der deutſchen Politik waren aber nun einmal mit jähem Ruck abgeriſſen. Die Leſer ſeines früheren Buches mußten mit verwirrtem Staunen fragen, wie eine im großen und ganzen auf ebenem Wege verlaufende Politik unverſehens in einen Abgrund geraten konnte. Der Weltkrieg konnte unmöglich wie „ein Blitz aus heiterm Himmel“ in eine allgemeine Friedensſtimmung hereinſchlagen, das Verhängnis mußte gewiſſe kritiſche Anzeichen vorausſenden. Der Umſturz der Friedenspolitik durch den Krieg mußte dem neuen Bülowbuch als Kopfſtück eingefügt werden, damit die früheren Ausführungen ihren hiſtoriſchen Abſchluß fänden.

Fürſt Bülow hat während ſeiner politiſchen Laufbahn bei ſich darbietender Gelegenheit häufiger ſeinen großen Vorgänger, den erſten Reichskanzler als Vorbild und Beiſpiel angerufen. Er nimmt in dem vorliegenden Buche ausdrücklich für ſich in Anſpruch, das Lebenswerk des Reichsgründers in Gemäßheit der veränderten Zeitverhältniſſe fortzuführen und auszubauen. Die dazwiſchenliegende Amtsperiode des Grafen Caprivi und des Fürſten zu Hohenlohe wird ſtillſchweigend ausgeſchaltet oder mit einem abfälligen Seitenblick, ſo die Capriviſche Handelsvertragspolitik, geſtreift. Der Schüler Bismarcks folgt ſeinem Meiſter auch in der Beziehung, daß er, wie jener in den „Gedanken und Erinnerungen“, nicht den Gang der politiſchen Geſchehniſſe mit hiſtoriſcher Treue darzuſtellen ſich bemüht, ſondern aus dem gegebenen Material politiſche Lehren und ſtaatsmänniſche Erkenntnis zu Nutz und Frommen unſerer nationalen Entwicklung zu geſtalten ſucht. Der Geſchichtsſchreiber mag durch das Bülowbuch ſein eigenes Urteil bereichern, wird aber den Bülowſchen Auffaſſungen nicht in allen Stücken beipflichten. Da die auswärtige Politik Bülows zu Zeiten ihrer Aktualität vielfach angefochten wurde,

wird auch ihre nachträgliche literarische Rechtfertigung auf manchen Widerspruch stoßen.

Nachdenkliche Leser werden trotz der bestechenden Rhetorik des Fürsten Bülow nicht leicht darüber hinwegkommen, daß die von seiner Hand geknüpften diplomatischen Fäden schließlich doch in einem verhängnisvollen Knäuel durcheinandergewirrt wurden. Die Verantwortung hierfür kann nicht dem vierten Reichskanzler aufgebürdet werden, denn er war längst im Ruhestande, als die Kriegsfanfaren das deutsche Volk aus seiner friedliebenden Arbeit aufschreckten. Sind politische Fehler begangen worden, so müßten sie den Nachfolgern des Fürsten Bülow zur Last gelegt werden. Dieser Annahme widerstreitet freilich unsere bisherige Kenntnis von dem diplomatischen Intrigenspiel hinter den Kulissen unmittelbar vor dem Ausbruch des Weltkrieges. Wie sehr es noch an der authentischen Aufklärung über die geheimen Triebkräfte auf Seiten unserer Feinde und über die diplomatischen Abwehraktion seitens des Deutschen Reichs fehlt, bezeugen die widerspruchsvollen Darstellungen über die Kriegsursachen in den Büchern, deren Verfasser die jüngste Zeitgeschichte objektiv zu bewerten beanspruchen.*) Einen sicheren Leitfaden durch diese verschiedenartigen Deutungen in den zeitgenössischen Geschichtsumrissen kann und will auch das Bülowbuch nicht bieten. Indem dasselbe die Ziele der Bülowschen Politik skizziert, bleibt es die Antwort auf viele Tagesfragen schuldig.

In welchem Sinne Fürst Bülow seine Mission als Sachwalter des Bismarckschen Erbes auffaßte und durchführte, bildet den hauptsächlichen Inhalt seiner „Deutschen Politik". Hatte Bismarck durch die Einigung der deutschen Volksstämme Deutschland in den Kreis der Weltmächte eingeführt, so erachtete Bülow es als seine vornehmste Aufgabe, die neubegonnene Epoche geschichtlicher Entwicklung zielbewußt und tatkräftig fortzusetzen. „Die weltpolitischen Wege waren auch für Deutschland geöffnet, als es eine mächtige und gleichberechtigte Stellung neben den alten Großmächten gewann." Nunmehr galt es, das Steuerruder auf die Weltpolitik einzustellen. Eine Lebensfrage hierbei war der Bau einer Flotte zum Schutz überseeischer Interessen. Obgleich Argwohn und Scheelsucht Albions dem Emporwachsen der deutschen Flottenmacht folgten, so konnte die große Aufgabe dennoch gelöst werden, ohne mit England feindlich zusammenzustoßen. Mit Stolz hebt Bülow hervor, wie es seiner vorsichtig geleiteten Politik gelang, den beiden gefährlichen Klippen auszuweichen, nämlich grundsätzlich gegen England Stellung zu nehmen oder in gefügige Abhängigkeit von ihm zu geraten. Deutschland durfte im Hinblick

*) Von den Büchern, die den Weltkrieg im Rahmen der Zeitgeschichte erfassen wollen, seien hier genannt: „Deutschlands auswärtige Politik 1888—1914" von Graf Reventlow (E. S. Mittler, Berlin); „Die deutsche Politik und die Entstehung des Krieges" von Bitterauf (C. H. Beck, München); „Weltpolitik und Weltkatastrophe" von Paul Herre (Ullstein, Berlin); „Die Mittelmächte und der Vierverband" von J. von Pflugk-Harttung (R. Eisenschmidt, Berlin); „Weltgeschichte und Weltkrieg" von Eduard Meyer (J. G. Cotta, Stuttgart).

auf England weder dessen Antagonist noch Trabant sein. Daher die Zurückhaltung der deutschen Diplomatie zur Zeit des Burenkrieges, denn hier hätte die Einmischung dem englischen Selbstgefühl eine schwärende Wunde geschlagen. Ein Zusammenstoß zwischen Deutschland und England ließ sich, nach des Fürsten Bülow Überzeugung, sehr wohl vermeiden, wenn wir eine Flotte bauten, die anzugreifen für jeden Gegner mit einem übermäßigen Risiko verbunden wäre, wenn wir darüber hinaus uns auf kein ziellosses Bauen und Rüsten einließen, auf kein Überheizen unseres Marinekessels, wenn ferner wir England nicht erlaubten, unserem Ansehen und unserer Würde zu nahe zu treten, aber auch nichts zwischen uns und England setzten, was nicht wieder gutzumachen gewesen wäre, wenn wir endlich ruhige Nerven und kaltes Blut beheilten, England weder brüskierten noch ihm nachliefen.

Daß diese Methode, das Übelwollen Englands gegenüber Deutschland im Zaume zu halten, recht unvollkommen war, bezeugt die bereits seit Beginn des neuen Jahrhunderts von König Eduard dem Siebenten mit erstaunlicher Zähigkeit betriebene Einkreisungspolitik. Die Gefährlichkeit dieser Machenschaften wird nicht abgeschwächt durch den Hinweis des Bülowbuches, daß sie nicht so sehr direkt gegen die deutschen Interessen gerichtet waren, wie durch eine Verschiebung der europäischen Machtverhältnisse Deutschland allmählich mattsetzen wollten. Nach der Bülowschen Darstellung hat aber die Absicht der Isolierung Deutschlands Schiffbruch erlitten, als die Einverleibung der Provinzen Bosnien und Herzegowina in das österreichisch-ungarische Staatsgebiet eine schwere europäische Krisis heraufbeschwor. Deutschland war damals in Erfüllung seiner Nibelungentreue bekanntlich willens, sein Schwert in die Wagschale der Entscheidung zu werfen. Angesichts der unzweideutigen Entschlossenheit Deutschlands, an der Seite seines Bundesgenossen auch zum Äußersten zu schreiten, entsank der gegnerischen Mächtegruppe der Angriffsmut. Zur Kennzeichnung der Lage müssen wir folgende Sätze des Fürsten Bülow hersetzen: „Durch die bosnische Annexionskrisis wurde weder der Krieg entfesselt, noch auch nur unser Verhältnis zu Rußland ernstlich geschädigt. Die sehr überschätzte Konstellation von Algeciras zerbarst an den handfesten Fragen der Kontinentalpolitik. Italien blieb an der Seite seiner Verbündeten, Frankreich verhielt sich abwartend und nicht unfreundlich für Deutschland, und Kaiser Nicolaus entschied sich für einen gütlichen Ausgleich der bestehenden Schwierigkeiten. So erwies sich damals die kunstvolle Einkreisung und Isolierung Deutschlands, während einiger Zeit das Schreckbild ängstlicher Gemüter, als ein diplomatisches Blendwerk, dem die realpolitischen Voraussetzungen fehlten."

Die angegebenen Sätze bestätigen unseres Erachtens die früher erwähnte optimistische Zuversicht, mit der Fürst Bülow als der verantwortliche Leiter der politischen Geschäfte des Deutschen Reichs der weiteren internationalen Entwicklung entgegensah. Daß die von England gebildete Koalition und deren Anschläge gegen die europäischen Mittelmächte durch die bosnische Krisis tat-

sächlich zusammengebrochen, wird starken Zweifeln begegnen. Die Kriegsgefahr war damals keineswegs ein wesenloses Gespenst, vielmehr wird von anderen Schriftstellern gerade die den Dreibundgegnern beigebrachte Niederlage als ein mächtiger Antrieb bewertet, nunmehr erst recht die heimliche Minierarbeit gegen die deutsch-österreichische Waffengemeinschaft zu verstärken. Im Bülowbuch hingegen lesen wir: „Durch unsere Stärke als Kontinentalmacht zerrissen wir das Einkreisungsnetz, sodaß jenseits des Kanals jene Ernüchterung eintreten konnte, die einer Epoche ruhigen Gedankenaustauschs und verständigen Interessenausgleichs zwischen den beiden Nationen voranzugehen schien". Eine Bekräftigung dieser Auffassung erblickt Bülow in dem befriedigend verlaufenen Besuch, den König Eduard dem deutschen Kaiserpaar im Winter 1909, unmittelbar nachdem in der bosnischen Krise die entscheidende Wendung eingetreten war, abstattete. Mit diesem Besuch, so wird weiter betont, sei ein für die Zukunft gute Hoffnungen erweckendes Licht nicht nur auf das Verhältnis des Königs zu Deutschland, sondern auch auf die Beziehungen zwischen zwei großen Völkern gefallen, die allen Grund hatten, sich gegenseitig zu achten und friedlich in Friedensarbeiten miteinander zu wetteifern. Und Bülow greift bis in die Gegenwart, indem er feststellt, daß bis 1914 der Versuch nicht wiederholt worden ist, den deutsch-englischen Gegensatz zu einem System der gesamten internationalen Politik zu erweitern. An einer anderen Stelle ferner heißt es: „Von Rußland wie von England trennte uns bis zum August 1914 kein unüberwindlicher Interessengegensatz."

Solche Äußerungen über die deutsch-englischen Beziehungen lassen für den Gedanken Raum, daß ein Ausgleich mit England auch im Jahre 1914 vielleicht zu erreichen gewesen wäre. Diese Illusion wird aber durch die infernalische Heimtücke, mit der von englischer Seite die Kriegshetze geschürt wurde, gründlich zerstört. Wir hätten erwartet, daß Fürst Bülow wenigstens im Rückblick auf die arglistige Durchkreuzung der deutschen Bemühungen zur Erhaltung des Friedens von seiten Englands die treulose Intrigenpolitik Albions mit gebührender Schärfe an den Pranger stellt. Die Weltkatastrophe würde solchenfalls weniger unvermittelt dem Leser des Bülowbuches sich aufdrängen. Allerdings sagt Bülow im Vorwort: „Die Hoffnung konnte berechtigt erscheinen, es werde auch künftig der Gedanke an die Schrecken und Zerstörungen eines europäischen Völkerkrieges den verantwortlichen Staatsmännern selbst in ernsten Konflikten die Mittel zur schließlichen friedlichen Lösung an die Hand geben. Die Hoffnung hat sich nicht erfüllt." Das Wort liegt fast auf der Zunge, daß die Hoffnung trog, weil die Verschwörergemeinschaft den Zeitpunkt zum Angriff für günstig erachtete. Die Begründung dieser Tatsache — oder sollen wir „These" sagen? — vermissen wir im Bülowbuche. Warum die nie entschwundene weltpolitische Rivalität zwischen Deutschland und England gerade 1914 zu einer erschütternden Explosion führen mußte, bleibt trotz der vorangegangenen katastrophalen Ereignisse in Österreich eine Frage, deren nähere Aufklärung noch aussteht.

Eine Verständigung mit England erschien dem Fürsten Bülow bis zu dem Moment, wo allein noch den Waffen das Machtwort überlassen wurde, immerhin nicht unmöglich. Dagegen bildet die Unversöhnlichkeit Frankreichs der besorgniserregende Einschlagfaden in unserer auswärtigen Politik. Bülow schildert in lebendiger Darstellung, wie unsere Auseinandersetzungen mit den stets aktionsbereiten Revanchepolitikern an der Seine bisweilen auf schmalem Rande an dem verhängnisvollen Zerwürfnis entlangführten. Es braucht nur an die Marokkofrage erinnert zu werden, durch die die deutsche Diplomatie in ein von französischer Feindseligkeit umlauertes Dornengestrüpp versetzt wurde. Die deutsche Marokkopolitik gehört bekanntlich bis zur Gegenwart zu den vielumstrittenen Kapiteln unserer auswärtigen Beziehungen. Fürst Bülow tritt rückhaltslos für die von ihm dirigierte Stellungnahme Deutschlands ein. Die französische Marokkopolitik wäre ein unverhüllter Versuch gewesen, Deutschland in einer großen auswärtigen Entscheidung beiseite zu schieben, ein Versuch die europäischen Machtverhältnisse einer Korrektur zu gunsten Frankreichs zu unterziehen. Wäre dieser Präzedenzfall unbeachtet geblieben, so hätte er notwendig zu Wiederholungen reizen müssen. Darauf durfte Deutschland es aber nicht ankommen lassen. Die Marokkofrage hätte für uns ein nationales Ansehen gewonnen. Auf Bülows Rat legte in Gemäßheit solcher Zielrichtung Kaiser Wilhelm der Zweite am 31. März 1905 in Tanger an, wo er mit unzweideutigen Worten für die Unabhängigkeit und Souveränität Marokkos eintrat. Damit war die Forderung Deutschlands nach Mitentscheidung der marokkanischen Angelegenheiten vor der Welt angemeldet. So wird von Bülow bekundet.

Trotz der Bülowschen Versicherung, daß unsere etwas abenteuerliche Einmischung in die Marokkoangelegenheit vom nationalen Standpunkt geboten war, werden abweichende Meinungen über die Opportunität unseres Vorgehens in Marokko fortbestehen. Auch Bülow gibt zu, daß wir mit unserem Einspruch gegenüber den dreisten französischen Übergriffen nicht nach Wunsch durchgedrungen sind, der Ausgang scheint ihm dennoch günstig gewesen zu sein. Denn die Algeciras-Konferenz und das deutsch-französische Sonderabkommen vom 9. Februar 1909 hätten die gegnerische Absicht, Deutschland auszuschalten, wirksam verhindert. Das deutsche Mitbestimmungsrecht über das Schicksal Marokkos blieb gewahrt; für seine Preisgabe wurden 1911 die Kongo-Zugeständnisse eingetauscht, die, wie man ihren Wert auch beurteilen mag, immerhin ein Aktivum in der Bilanz darstellten. Deutschland habe zudem niemals darnach getrachtet, einen Teil von Marokko sich anzueignen, da es dort außer Frankreich stets auch England und Spanien gegen sich gehabt hätte. Anderseits sei es ausgeschlossen gewesen, Frankreich durch ein übertriebenes Entgegenkommen in der Marokkofrage versöhnlich zu beeinflussen. Auf dem niemals steril gewordenen Revancheboden unserer Nachbarn jenseits der Vogesen erwuchs vielmehr (trotz der Faschoda-Niederlage!) die Entente mit England, in deren Aktionskreise Rußland durch seine nationalistischen Instinkte bereitwillig sich verstricken ließ.

Nicht ohne einen Anflug von Wohlwollen würdigt Bülow auch die langjährigen freundnachbarlichen Beziehungen Deutschlands zu seinem östlichen Nachbar. Obgleich Rußland infolge der Kündigung des Rückversicherungsvertrages Bismarckscher Herkunft zum Anschluß an die französische Republik geradezu gedrängt worden sei, vermochte die deutsche Diplomatie die aggressiven Tendenzen des Zweibundes doch so erfolgreich abzustumpfen, daß die Hoffnungen der französischen Chauvinisten auf dieses Bündnis vierundzwanzig Jahre lang unerfüllt blieben. Die Entente der beiden Westmächte, denen Rußland freilich häufig zur Seite ging, wurden erst durch das Londoner Protokoll vom 5. September 1914, zu einer Zeit also, als der Krieg bereits im Gange war, in eine enge Allianz umgewandelt. Die Verschwörung zur Vergewaltigung Deutschlands war demnach zunächst formell nicht verbrieft. Aus welchen Triebkräften in der entscheidenden Stunde der Einheitswille unserer Feinde zur Entfesselung der lange an der Kette gehaltenen Kriegsfurie schließlich dennoch hervorgegangen, wird in dem Bülowbuch nicht erörtert. Fürst Bülow war 1914 allerdings nicht mehr im Amt, doch ist anzunehmen, daß er in seiner amtlichen Mission am römischen Hofe genug Gelegenheit gehabt hat, auch in die geheimen Winkel der diplomatischen Umtriebe zur Isolierung Deutschlands hineinzuschauen.

Übrigens verdient erwähnt zu werden, daß Bülow zwar über die letzten Gründe zum Abfall Italiens vom Dreibunde sich in Schweigen hüllt, dagegen feststellt, daß die Kriegserklärung Italiens an Österreich erst dann erfolgt sei, als die seit Monaten währende Karpathenschlacht gegen Rußland bereits entschieden war und damit die militärische Situation der Zentralmächte zu unseren Gunsten sich geklärt hatte. Diese Randbemerkung ist uns nicht klar. Soll etwa angedeutet werden, daß Italien absichtlich gezögert hat, bis die Kriegsgefahr im Osten ihre Schärfe eingebüßt hatte?

Diese Einblicke in das Bülowbuch, soweit die äußere Politik behandelt wird, mögen genügen. Wir glauben kenntlich gemacht zu haben, daß des Fürsten Bülow „Deutsche Politik" als objektive Quelle für die Geschichtschreibung jener Tage, an denen die Weltkatastrophe ihr blutiges Haupt emporhob, nur bei kritischer Sichtung gelten kann, weil der subjektive Standpunkt, den der vierte Reichskanzler während seiner Amtsführung den uns jetzt feindlichen Großmächten gegenüber eingenommen, die frevelhaften Vergewaltigungsabsichten unserer Gegner abgemildert erscheinen läßt. Daß der aktive Staatsmann die hinterhältige Gesinnung der fremden Diplomaten, mit denen er die politischen Welthändel friedlich auszutragen bestrebt war, nicht in ihrer Tiefe durchschaute, kann ihm um so weniger vorgeworfen werden, als historisch bisher noch nicht erwiesen ist, von welchem Zeitpunkt an die im Verborgenen glimmenden Funken eifersüchtigen Hasses auf das mächtig voraneilende Deutschland in voller Absichtlichkeit zum auflodernden Weltbrand angeschürt wurden. Was aber vor dem Kriege auf unserer Seite vielleicht nur prophetische Voraus-

ficht zu erkennen vermochte, lag in teilweiser Enthüllung vor uns, nachdem im Kriege durch Aktenstücke, z. B. bezüglich Belgiens, manche Karte des frühzeitig eingeleiteten Verräterspiels aufgedeckt war. In dem Bülowbuche erscheint aber „die allgemeine Konflagration Juli 1914" fast wie eine elementare Krisis, an deren Ausbruch die feindlichen Großmächte nicht die ganze ungeheure und untilgbare Schuld vor Gott und Menschen tragen. Es gibt in unseren Augen jedoch keine irgendwie mildernden Umstände für das Verbrechen, das durch die Anstifter des Weltkrieges an der Menschheit verübt wurde. Die Geschichte wird deren Verruchtheit brandmarken, unbeirrt durch die heuchlerischen Gebärden, mit denen sie bis zur letzten Stunde ihre Sympathien für den Weltfrieden den Völkern vorzutäuschen beliebten.

Die Zeiten, in denen der Kanzler des Deutschen Reichs mit verschlagenen Mächten in hitzigen diplomatischen Scharmützeln um den Friedenslorbeer gerungen, sind dahin. Nachdem die Kunst der Diplomatie durch das deutsche Schwert abgelöst ist, kennt auch der vom glühenden Patriotismus erfüllte Fürst Bülow nur noch ein solches Ende des mörderischen Kampfes, durch das Deutschland in seiner Weltstellung und Sicherheit angemessene Freiheit sich erzwingt. „Wie in dieser Beziehung das große Ringen ausgeht, wird entscheidend sein für das Gesamtergebnis und die Gesamtbeurteilung des ganzen Krieges." Daß insbesondere unserem Hauptfeinde gegenüber sentimentale Nachgiebigkeit ein unverzeihlicher Fehler wäre, ist des Verfassers tiefste Überzeugung. „England hat die Freundschaft nicht gewollt, hat die ihm von uns wiederholt hingehaltene Hand zurückgestoßen. Es hat geglaubt, in Feindschaft zu Deutschland besser auf seine Rechnung zu kommen. Die Geschichte Englands, das stets gegen die Besiegten am schonungslosesten war in den wenigen europäischen Kriegen, zu denen es sich in der neueren Zeit entschloß, gibt uns Deutschen eine Vorstellung von dem Schicksal, das uns im Falle des Erliegens erwartet hätte. . . . England ist nur mit gleicher Entschlossenheit und gleichem Zielbewußtsein beizukommen. Wie der Charakter der Engländer nun einmal ist, und nachdem wir zum erstenmal im Laufe der Weltgeschichte mit England in Krieg geraten sind, hängt unsere Zukunft davon ab, daß wir unter gleich rücksichtsloser Einsetzung aller Kräfte und Mittel den Sieg erringen und freie Bahn gewinnen." Mit diesen Worten stellt sich Fürst Bülow an die Seite derer, die vom Frieden handfeste Bürgschaften gegen die Wiederkehr eines Mächtekomplotts zur Einschnürung der deutschen Bewegungsfreiheit verlangen. Für die ungeheure Mehrheit des deutschen Volkes ist eine solche Sicherung der natürliche Kampfpreis.

Die „Deutsche Politik" des Fürsten Bülow behandelt außer der auswärtigen Politik in allgemeinen Umrissen auch die innere Politik, insbesondere das Parteiwesen, die Wirtschaftspolitik und die Ostmarkenfrage. Im Hinblick auf die Kriegserfahrungen ist außerdem ein mit tiefempfundenem patriotischen Schwunge abgefaßtes Kapitel der Wehrkraft und dem Militarismus gewidmet,

in dem allen Demokraten und Spöttern zum Trotz festgestellt wird, daß des deutschen Volkes beste, in Geschichte und Gegenwart erprobte Kraft die ist, die in schwerster Not und Bedrohung Deutschlands Leben bewahrt: der deutsche Militarismus.

Es dürfte erinnerlich sein, daß die harte und teilweise zweifellos ungerechte Kritik, die vom fürstlichen Verfasser in seiner vor dem Kriege erschienenen Abhandlung an den Parteien und ihrer Betätigung geübt wurde, auf mannigfachen Widerspruch stieß. An den früheren Auslassungen ist, soweit erkennbar, kaum etwas geändert worden, doch ist der hocherfreulichen Einmütigkeit aller Parteien bei Ausbruch des Krieges die unerläßliche Würdigung zuteil geworden. Es kann nicht bestritten werden, daß unser Parteileben an schweren Gebrechen krankt. Die vielberufene „Neuorientierung" der Zukunft wird hoffentlich auch auf diesem Gebiet mit veralteten Doktrinen und rechthaberischer Sonderbündelei aufräumen. Wir können aber auch in Ansehung der Vergangenheit den geringschätzigen Urteilen Bülows nicht recht geben, wie beispielsweise: „Die sprichwörtliche deutsche Treue kommt meist in erster Linie dem kleinen Verbande, erst in zweiter Linie der großen nationalen Gemeinschaft zugute" (Seite 185), oder „das Interesse der Allgemeinheit deckt sich selten oder nie mit den Interessen einer einzelnen Partei" (Seite 200). Schon die einleitende These zum Abschnitt über die innere Politik ist mindestens anfechtbar, indem sie lautet: „die Geschichte unserer inneren Politik war, von wenigen lichten Epochen abgesehen, vor dem Weltkrieg eine Geschichte politischer Irrtümer".

Diese kränkende Verdammung ist ersichtlich auf das politische Verhalten der Repräsentation der deutschen Nation gemünzt, beansprucht also für die Regierungsgewalt unbedingt die höhere staatsmännische Einsicht und geistige Überlegenheit. Die Versuchung liegt nahe, an Beispielen aus vergangenen Tagen nachzuweisen, wie häufig auch die Regierungspolitik auf Irrwege geraten ist, ganz zu schweigen von ihrer schwankenden Haltung in wichtigen nationalen Fragen.

Fürst Bülow mag diesen Einwurf vorausgesehen haben. Er sucht ihn durch das Verlangen zu entkräften, daß dem Politiker oder Staatsmann eine Änderung seiner Meinung zugute gehalten werden müsse. Denn die politische Entwicklung erheische, um den realen Bedürfnissen zu genügen, oft genug ein Umlernen, ohne daß die Bezichtigung der Prinzipienlosigkeit deshalb am Platze wäre. „Die politischen Prinzipien, denen ein Minister nachzuleben hat, sind eben ihrem Wesen nach ganz andere als die Grundsätze, die für einen Parteimann gelten, sie sind staatspolitisch, nicht parteipolitisch. Der Minister hat dem allgemeinen Interesse des Staates, des Volkes, die seiner Leitung anvertraut sind, Treue zu halten, ohne Rücksicht auf die Programme der Parteien, und wenn nötig im Kampfe mit allen Parteien. . . . Prinzipienfestigkeit und Parteilosigkeit vertragen sich für einen Minister nicht nur, sie bedingen sich." Das klingt annehmbar, wie aber nun, wenn zwei aufeinanderfolgende Minister — wie es doch vorkommen soll! — in ihren politischen Auffassungen weit von-

einander abweichen? Wer von beiden mag solchenfalls den allein echten Ring besitzen? Müssen die Vertreter des deutschen Volkes bei jedem derartigen Ministerwechsel umschwenken und heute verwerfen, was ihnen gestern vielleicht als Staatsweisheit gelten sollte? Fürst Bülow ist natürlich selbst viel zu aufgeklärt, um die Ausschaltung der Parteien und Parteiungen aus dem politischen Leben für möglich zu halten. Die Daseinsberechtigung des Parteiwesens und die Fortdauer der parteipolitischen Gegensätze werden von ihm sehr wohl anerkannt. Im Prinzip will er mit den Parteien nicht hadern, an ihrer praktischen Tätigkeit aber hat er, wie bereits erwähnt, sehr viel auszusetzen. Die Verdrossenheit des Staatsmannes, dem während seiner Aktivität der hartnäckige Widerstand einzelner großer Parteien die größten Schwierigkeiten in der innerpolitischen Gesetzgebungsarbeit bereitet hat, beeinflußt mehr, als es sein sollte, seine Urteilsfällung. Inwieweit Bülow im Recht ist, ließe sich nur von Fall zu Fall entscheiden, kommt aber nicht weiter in Betracht, weil die strittigen Einzelfragen nicht kritisch beleuchtet werden.

Bülow nimmt für die von ihm in der letzten Zeit seiner Kanzlerschaft vertretene Blockpolitik, welche einem bedeutungsvollen nationalen Ziele zustrebte, den dauernden Wert einer fruchtbaren politischen Orientierung in Anspruch. Denn durch den Block wäre der Freisinn aus seiner verbohrten Oppositionsstellung herausgebracht und zu positiver Mitarbeit an den nationalen Lebensfragen gewonnen worden. Daß das ein Erfolg war, ist gern zuzugeben, mit Unrecht wird jedoch der Zusammenbruch dieser Parteienklitterung auf die kleinliche Eifersüchtelei der bürgerlichen Parteien zurückgeführt. Die Bedingungen für die Festigkeit der Blockmehrheit standen in zu starkem Widerspruch zu der seitherigen Basis des Regierungskurses, um den Block zusammenhalten zu können. Doch es ist jetzt wahrlich nicht die Zeit dazu, in jene Parteikämpfe hineinzuleuchten, die nach den alle Parteipolitik überwältigenden Geschehnissen der letzten beiden Jahre wie ein zwerghafter Meinungsstreit sich ausnehmen. In einem Rückblick des damaligen Reichskanzlers sind die Auseinandersetzungen der damaligen innerpolitischen Lage allerdings wertvoll als ein lehrreiches Beispiel für den Verlauf eines ernsten Konflikts zwischen Regierungswillen und Parteiüberzeugung.

Der Hauptwert der „Deutschen Politik" des Fürsten Bülow erschöpft sich auch nicht in einer Darstellung der Grundzüge unserer politischen Entwicklung in vergangenen friedlichen Tagen; das Buch wird in warmherziger Ergriffenheit zugleich dem nationalen Aufschwung der Gegenwart gerecht und lenkt die Blicke der Nation hinaus auf die Zukunft, von der wir die Morgenröte einer neuen lichten Zeitepoche erhoffen. Vom neuen Deutschland heischt Bülow die Erfüllung der Aufgabe, daß das deutsche Geistesleben, dessen Ausbildung und Pflege vorwiegend in der Hut des Westens und Südens des Reiches sich vollzieht, mit den strengeren Formen des preußischen Staatslebens sich vermähle, so daß der preußische und der deutsche Geist ineinander verwachsen, ohne einander zu

schwächen. Denn bisher herrschen im außerpreußischen Deutschland auf Grund anderer politischer Traditionen vielfach Auffassungen von staatlicher Herrschaft und politischer Freiheit, die grundverschieden sind von denen, die im Boden preußischer Traditionen wurzeln. Bülow kennzeichnet diesen Unterschied: „Man sucht im deutschen Süden mehr eine Lösung der politischen Kräfte nach unten hin, in Preußen mehr eine Bindung der politischen Kräfte von oben her. Dort eine mehr geistige, hier eine mehr staatliche Auffassung des politischen Lebens. Eine jede der beiden ist Ergebnis des geschichtlichen Werdens und hat ihre wohlberechtigte Eigenart."

Die häufig bis zu leidenschaftlicher Gegensätzlichkeit sich steigernden Spannungen zwischen konservativem Altpreußentum und liberaler Weitherzigkeit scheinen uns in diesen Sätzen richtig erfaßt zu sein. Dem Fürsten Bülow wird man auch freudig darin zustimmen können, daß durch gegenseitige Annäherung ein Abschleifen der Reibungsflächen erstrebt werden muß, was noch keineswegs eine Uniformierung der verschiedenen Geistesrichtungen bedeuten würde. Unumstößlicher Glaubenssatz für den Fürsten Bülow bleibt aber immerdar, daß Preußen der führende Staat unter allen Umständen bleiben müsse. Und mit der gleichen Entschiedenheit werden im Bülowbuche die demokratischen Tendenzen, die monarchischen Rechte zugunsten der parlamentarischen Befugnisse zu schmälern, abgewiesen. Die Rechtsgrenze zwischen Krone und Parlament müsse unverrückbar feststehen, was mit der regen Anteilnahme des Volkes an den politischen Angelegenheiten nicht im mindesten im Widerspruch stehe. . . .

Das Buch des Fürsten Bülow wird als politischer Leitfaden und wertvoller Beitrag zur Kennzeichnung unserer nationalen Entwicklung einen Ehrenplatz in der deutschen politischen Literatur einnehmen. Wer über Kriegs- und Friedensziele reden und schreiben will, wird mit dem Inhalt der „Deutschen Politik" zuvor eingehend sich vertraut machen müssen. Das Buch ist das Glaubensbekenntnis eines welterfahrenen Staatsmannes und glühenden Patrioten.

Rudolf Gneist

Zum hundertsten Geburtstage am 13. August 1916

Von Professor Dr. Conrad Bornhak

undert Jahre sind verflossen, seit einer von den einst im Zeitalter der Kaiser und Könige Wilhelms des Ersten und Friedrichs des Dritten meistgenannten Gelehrten und Politiker, der auch noch unserem Kaiser in seiner Kronprinzenzeit staatsrechtliche Vorträge zu halten berufen war, das Licht der Welt erblickte. Ein eigentümliches Verhängnis will es, daß dieser Gedenktag eines Mannes, der wie kein zweiter englischer Staatsanschauung in Deutschland Geltung zu verschaffen als sein Lebenswerk betrachtete, gerade in die Zeit des Weltkrieges und endgültiger Auseinandersetzung zwischen deutschem und englischem Wesen fällt. Da lohnt sich wohl ein Rückblick, inwiefern dieses Lebenswerk eitles Bemühen war oder dauernde Spuren hinterlassen hat.

Rudolf Gneist wurde am 13. August 1816 als Sohn eines höheren Justizbeamten, der sich bald nach der Geburt seines Sohnes nach Eisleben versetzen ließ, in Berlin geboren. In Eisleben besuchte er die Schule, verlebte jedoch dazwischen einige Jahre auf einer Landpfarre in Pommern bei einem Bruder seiner Mutter. Michaelis 1833 ging er als Rechtsbeflissener nach Berlin. Nach Bestehen der beiden ersten juristischen Staatsprüfungen — damals gab es deren noch drei — und nach der Doktorpromotion habilitierte er sich 1839 als Privatdozent an der Berliner Universität für römisches Recht, Strafrecht sowie Prozeßrecht, blieb aber daneben, seit 1841 Assessor, als Hilfsrichter in der Praxis tätig. An der Berliner Universität wurde er 1844 Professor und ist ihr bis an sein Lebensende (1895) treu geblieben. War er doch mit den akademischen Kreisen Berlins auch durch seine Heirat mit einer Tochter von August Böckh eng verwachsen. In der Reaktionszeit der fünfziger Jahre zog er sich aus der juristischen Praxis wie aus dem öffentlichen Leben überhaupt zurück, um erst 1875 bei Gründung des Oberverwaltungsgerichts wieder ein richterliches Nebenamt zu übernehmen.

Von jeher hat ihn ein lebendiges Interesse an der Politik beseelt, wenn er auch in den Bewegungen des Jahres 1848 den erstrebten Sitz in der Paulskirche nicht erlangen konnte, sondern ihm nur eine bescheidene Betätigung als Berliner Stadtverordneter und Bürgerwehrmann vergönnt war. In der politischen Stille der fünfziger Jahre entstand sein grundlegendes Werk über englisches Verwaltungsrecht, dessen leitende Gedanken er dann in immer neuen Auflagen und Einzelschriften wiederholte.

Wie kam der Romanist von den Pandekten auf das Staatsrecht, der Deutsche nach England? Gneist war auch in dieser Hinsicht ein Kind seiner Zeit. Noch war das revolutionär zerrissene Parteitreiben Deutschlands zu schwach, um auf eigenen Füßen zu stehen. Die konservative Richtung mit ihren absolustisch-altständischen Bestrebungen hoffte auf die starke Stütze des Kaisers Nikolaus des Ersten von Rußland als des Felsen, an dem sich die Wogen der Revolution brachen. Umgekehrt mußten die Liberalen den konstitutionellen Ausbau des Staates und die künftige deutsche Einheit im engsten Anschlusse an das Mutterland des Konstitutionalismus, an England, suchen, das damals noch mit einer wohlwollenden Herablassung auf den armseligen deutschen Vetter blickte.

Nun hatten freilich die verfassungsmäßigen Freiheiten Englands, die man auf den fremden Boden des Festlandes verpflanzt hatte, zunächst allgemein enttäuscht. Die schärfste Reaktion des Polizeistaates bewegte sich unbezwungen im Rahmen der neuen Verfassung. Wie war das möglich? Gneist glaubte die Antwort gefunden zu haben, weil man nur die Grundzüge englischen Verfassungslebens, aber nicht die englische Verwaltung angenommen habe. So entstand die Forderung des Rechtsstaates, einer Verwaltung nach Gesetzen, die wenigstens in allen wichtigeren Fällen unter dem Schutze einer besonderen Verwaltungsgerichtsbarkeit stehen sollte. Dieses politische Bedürfnis des Liberalen, der die Verwirklichung seiner politischen Ideale erstrebte, rechtfertigte die wissenschaftliche Darstellung des englischen Verwaltungsrechtes, führte den Pandektisten zum Staatsrechte.

Die staatsrechtlichen Schriften Gneists, die sich fast ausschließlich um englisches Verwaltungsrecht mit deutschen Parallelen und deutschen Zukunftsaufgaben drehen, sind daher nicht vom wissenschaftlichen Standpunkte, sondern als politische Tendenzschriften zu würdigen. Sie sollten der Durchführung des liberalen Staatsideals dienen. Die Anknüpfung an England war dabei vielfach eine rein äußerliche. In England sah er wie einst ähnlich sein großer Vorgänger Montesquieu das verwirklicht, was er für sein Vaterland erstrebte. Daß das wirkliche England ein anderes war und ist, als beide sich dachten, ist heute namentlich nach den Erfahrungen des Weltkrieges eine Binsenwahrheit. Weder aus Montesquieu kann man englisches Staatsrecht noch aus Gneist englisches Verwaltungsrecht selbst für ihre Zeit kennen lernen. Insoweit haben ihre Schriften nur eine Bedeutung in der Geschichte der menschlichen Irrtümer. Doch in der Geschichte der menschlichen Entwicklung spielen Irrtümer oft eine größere Rolle als Wahrheiten.

So haben denn auch Gneists Schriften über England mit dem wirklichen England kaum mehr gemein als den Namen. Erst die nach Gneist entstandenen Schriften, wie verschieden auch ihr Wert sein mag, haben uns das wirkliche England kennen lernen.

Der Gedanke des Rechtsstaates, einer Verwaltung nach Gesetzen, sollte aus England nach Deutschland herüberstrahlen. Und doch war das, was in

England als Rechtsstaat erschien, nur verknöcherte patrimoniale Verwaltung des Mittelalters. Erst seit dem Zeitalter der Königin Viktoria machten sich modernere Bildungen der Verwaltung geltend, gegen die Gneist eine entschiedene Abneigung hegte. Dagegen waren die Grundlagen des Rechtsstaates bereits im preußischen Landrechte von 1794 gegeben und bedurften nur weiterer Entwicklung. Innerhalb des Rahmens des Rechtsstaates galt es, die englische Selbstverwaltung auf Deutschland zu übertragen, freilich, wie Gneist immer betonte, auf dem Boden der gegebenen Verhältnisse. Aber von dem englischen Friedensrichter, der im Mittelpunkte des englischen Selfgovernement steht und als gutsherrlicher Pascha über seinen Hintersassen waltet, weiß der englische Geschichtsschreiber Macaulay nur das wenig rühmliche Zeugnis abzulegen, daß seine Rechtsprechung immerhin noch besser sei als gar keine. Währendessen hatten wir seit der Steinschen Städteordnung von 1808 eine deutsche Gemeindefreiheit, der England nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen hat. Die preußische Verwaltungsreform brauchte nur auf diesen Grundlagen fortzubauen und hat dies auch später in den siebziger und achtziger Jahren getan.

Doch es war von jeher deutsche Schwäche, Eigenes gering zu achten, Fremdes über Gebühr zu preisen. Diesem Zuge deutschen Geisteslebens trugen die Schriften Gneists über England Rechnung. Seine Forderungen über die weitere Entwicklung der preußischen Verwaltung mußten um so mehr Beachtung finden, als sie sich in die Behauptung kleideten: So ist es in England. Das war von durchschlagender Wirkung, namentlich für den Liberalismus der damaligen Zeit. Niemand wunderte sich wohl über diese Verherrlichung ihrer veralteten und zurückgebliebenen Verwaltung, die der Zeitgenosse Dickens in den schauderbarsten Farben schildert, mehr als die Engländer selbst. Auch der maßlose Dünkel des Inselvolkes hatte sie bisher nicht ahnen lassen, was für eine ideale und mustergültige Verwaltung England eigentlich besaß. So erkannten die Glückwunschschreiben englischer Universitäten zu Gneists fünfzigjährigem Doktorjubiläum im Jahre 1888 dankbar an, daß er den Engländern selbst erst die richtige Erkenntnis englischen Staatsrechts eröffnet habe. Durch Gneist hatten sie neue politische Tugenden in sich erkennen lernen, von denen sie selbst in angeborener englischer Bescheidenheit bisher keine Ahnung gehabt hatten.

Mit der Regentschaft von 1858 ging die Regierung Friedrich Wilhelms des Vierten und die Reaktionszeit zu Ende. Man sprach von einer neuen Ära. Auch für die Wirksamkeit Gneists brach eine neue Zeit an. Sein englisches Verwaltungsrecht hatte seinen Ruhm begründet. Im Jahre 1858 erhielt Gneist an der Berliner Universität eine ordentliche Professur, und sehr bald beteiligte er sich als Abgeordneter lebhaft am politischen Leben.

In die sechziger und die siebziger Jahre fallen die Höhepunkte der parlamentarischen Wirksamkeit Gneists, vor 1866 als Mitglied des sogenannten linken Zentrums, das natürlich mit der späteren Zentrumspartei nichts zu tun hatte, nach 1866 der nationalliberalen Partei, anfangs nur im preußischen

Abgeordnetenhause, später auch im Reichstage. Diese Zeiten werden gekennzeichnet einmal durch den Konflikt über die Armeereorganisation und dann durch den Kulturkampf. In beiden Fragen ließ Gneist, in einem engherzigen Bannkreise von juristischen Paragraphen umfangen, den weiten staatsmännischen Blick vermissen und gehörte daher zu denjenigen, über deren politische Wirksamkeit die Geschichte zur Tagesordnung überging.

Es ist heute kein Wort mehr über jene politischen Schwärmer ohne jedes realpolitische Denken zu verlieren, die zwar die Einigung Deutschlands wollten, aber dem preußischen Staate das einzige Mittel zur Erreichung jenes Zieles, ein starkes Heer, zu beschneiden beabsichtigten. Das war die erbliche Belastung aus einem gänzlich unpolitischen Zeitalter, die erst unter Bismarcks Schulung einer realpolitischen Richtung gewichen ist. Bedenklicher war es, daß Gneist mit unzureichenden Gründen die Gesetzwidrigkeit der Armeereorganisation nachzuweisen unternahm und dabei dem Kriegsminister von Roon im Abgeordnetenhause sogar vorwarf, er trage das Kainszeichen des Eidbruches an der Stirn. Über die Irrtümer der Konfliktszeit gingen die Ereignisse des Jahres 1866 zur Tagesordnung über. Das, was Gneist für Preußen als bereits geltendes Recht behauptet hatte, die gesetzliche Grundlage der gesamten Heeresverfassung, wurde tatsächlich erst im neuen Bundesstaate verwirklicht. Damit wird für uns die Konfliktszeit zur abgetanen geschichtlichen Episode. Gneist hat selbst ihre Irrtümer anerkannt, indem er sich nunmehr der neuen nationalliberalen Partei anschloß, die die Bismarcksche Politik zu unterstützen übernahm.

Die katholische Kirche wieder der Staatshoheit des paritätischen Staates zu unterwerfen, nachdem die preußische Verfassungsurkunde unter Aufnahme belgischer Verfassungsartikel alle Schranken niedergerissen hatte, war gewiß eine geschichtlich-politische Notwendigkeit. Aber die Art der Ausführung durch die Gesetzgebung der Kulturkampfzeit konnte nur erwachsen auf dem Boden einer weltfremden Bureaukratie, die von dem inneren Wesen der katholischen Kirche keine Ahnung hat. Indem man in die dogmatischen Grundlagen der katholischen Kirchenverfassung eingriff, erweckte man in den katholischen Untertanen einen Zwiespalt zwischen ihrer Gehorsamspflicht gegen den Staat und ihrer religiösen Gewissenspflicht. Bismarck selbst hat später die Verantwortlichkeit für die Einzelarbeit der Maigesetze abgelehnt und erklärt, durch die Praxis sei ihm der Mißgriff klar geworden. Neben dem Kultusminister Falk war es parlamentarisch in hervorragendem Maße Gneist, der als Nationalliberaler bei dieser Gesetzgebung mitwirkte.

In engster Verbindung mit der Kirche stand die Schule. Hier hatte Gneist schon 1869 literarisch das Wort ergriffen, indem er entgegen der lebendigen Verwaltungspraxis die konfessionelle Schule geradezu für eine pseudoisidorische Fälschung des preußischen Beamtentums erklärte.

Die hervorragende Betätigung Gneists auf dem Gebiete von Kirche und Schule legten damals sogar den Gedanken nahe, ihn selbst das Kultusministerium

übernehmen zu lassen, während Falk dafür das Justizministerium eintauschen sollte.

In der Folgezeit war es namentlich das große Gebiet der Reichsjustizgesetze von 1877, Gerichtsverfassungsgesetz, Zivilprozeßordnung, Strafprozeßordnung und Konkursordnung, die den Parlamentarier Gneist beschäftigten. Auch hier hatte er vorher schon literatisch das Wort ergriffen mit der Forderung freier Advokatur. Die Reichsjustizgesetze brachten dem deutschen Volke wenigstens ein weiteres Stück Rechtseinheit, während sie sachlich einen gewaltigen Rückschritt gegenüber der bewährten preußischen Gesetzgebung bedeuteten. Die freie Advokatur vollends, weit davon entfernt, die auf sie gesetzten Hoffnungen zu verwirklichen, richtete binnen weniger Jahre die alte bewährte preußische Anwaltschaft zu Grunde. Die Durchführung seiner Ideale des Rechtsstaates und der Verwaltungsgerichte erfolgte schließlich durch konservative Staatsmänner in der preußischen Verwaltungsreform von 1872 bis 1883.

Nicht genug mit dieser doppelten parlamentarischen Tätigkeit in Landtag und Reichstag, widmete sich Gneist auch sonst mannigfach öffentlichen Interessen. Dem 1860 begründeten Deutschen Juristentage hat er in dessen alle ein bis zwei Jahre sich wiederholenden Tagungen zwölfmal vorgesessen. Ebenso war er Mitglied der Savignystiftung. Als 1872 der Verein für Sozialpolitik zum ersten Male zusammentrat, war er auch dessen erster Vorsitzender. Auch dem Zentralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen gehörte er seit 1851 als Mitglied, seit 1869 als Vorsitzender an.

Trotz der Wirksamkeit in den beiden letzten Vereinigungen stand er eigentlich wie der alte Liberalismus überhaupt dem sozialen Problem ziemlich ratlos gegenüber. Die Formel der Selbstverwaltung im Dienste für den Staat mußte versagen, wo die sozialen Forderungen sich mit Urgewalt geltend machten.

Neben dieser ausgedehnten öffentlichen Wirksamkeit blieb für die akademische Lehrtätigkeit wenig Zeit übrig, obgleich er regelmäßig dreizehn Stunden wöchentlich las, und große Scharen von Zuhörern sich zu dem berühmten Manne drängten. Als er noch in der Blüte der Schaffenskraft stand, schlug, unbeeinflußt von ihm, die Entwicklung der deutschen Staatsrechtswissenschaft in Straßburg, Tübingen und München neue Bahnen ein. Nirgends wurde das schmerzlicher empfunden als im preußischen Unterrichtsministerium.

Dem Politiker schien eine größere Zukunft zu winken als dem Gelehrten. Schon 1863 auf der Höhe der Konfliktszeit feierte ein namenloser Aufsatz in „Unserer Zeit" Gneist als den kommenden Mann, der, an die richtige Stelle gesetzt, eine Wirksamkeit entfalten könne wie nur einer der Großen der Stein-Hardenbergischen Zeit. Aber dieser kommende Mann ist er geblieben.

Der alte König und Kaiser Wilhelm der Erste hatte gegen Gneist immer ein ehrliches Mißtrauen von 1848 her, wo er die Oktroyierung der Verfassungsurkunde für rechtswidrig erklärt hatte, und von der Konfliktszeit her, wo er dem Kriegsminister das Kainszeichen des Eidbruches anheften wollte.

Wenn auch 1875 die Berufung in das Oberverwaltungsgericht und 1884 die in den Staatsrat erfolgte, als Minister wollte er ihn nicht haben.

In desto engere Verbindung trat Gneist als liberaler Staatsmann und wegen seiner englischen Neigungen zu dem kronprinzlichen Hofe, zur Kronprinzessin Viktoria und dem von ihr beherrschten Kronprinzen. In den Ministerlisten, die für den Zeitpunkt des Regierungswechsels vorbereitet waren, spielte der Name Gneists immer eine hervorragende Rolle. Doch der Kronprinz war zu langem Warten verurteilt. Als endlich die Unglückszeit der neunundneunzig Tage herankam, war zu umwälzenden Taten der Regierung weder Zeit noch Kraft mehr da. Nur den Adel hatte Gneist wie so mancher andere der Regierung des bürgerfreundlichen Herrschers zu verdanken. Von jenem stolzen Bewußtsein eines Gustav Freytag, im Reiche der Geister gefürstet zu sein und deshalb einen Adelsbrief als eine Herabwürdigung zu empfinden, war er weit entfernt.

Doch für die Zukunft dachte Kaiser Friedrich noch vorzubauen, indem er Gneist bestimmte, dem nunmehrigen Kronprinzen staatsrechtliche Vorträge zu halten. Der junge Fürst, der sich berufen fühlte, bald selbst die Krone zu tragen, konnte es kaum angenehm empfinden, wenn ihm noch ein staatsrechtlicher Lehrmeister gegeben wurde. Wenigstens war diese Stellung keine Empfehlung für den neuen Herren. Doch ernannte ihn dieser wenigstens noch am 27. Januar 1895 zum Wirklichen Geheimen Rate mit dem Prädikate Exzellenz.

Mit dem Regierungswechsel von 1888 kann man daher die politische Wirksamkeit Gneists als im wesentlichen abgeschlossen betrachten. Schon 1884 war er aus dem Reichstage ausgeschieden, 1893 verließ er auch das Abgeordnetenhaus. Doch bis zuletzt blieb er seiner akademischen Lehrtätigkeit und dem Oberverwaltungsgerichte treu. Auch seine literarische Tätigkeit rastete nicht. Noch kurz vor seinem Tode erschien seine letzte Schrift über die verfassungsmäßige Stellung des preußischen Gesamtministeriums.

Er starb am 22. Juli 1895.

Ein Leben voll Mühe und Arbeit lag hinter ihm. Von Ehren überhäuft am Ende seines Lebens, konnte er mit Befriedigung auf sein Werk zurückblicken. Freilich nicht alle Blüten waren zur Frucht gediehen. Und wenn die staatsrechtliche wie die politische Entwicklung bald andere Bahnen einschlug, als er ihr in seinen Gedanken vorgezeichnet, so hatte er wenigstens stets das Beste für seines Vaterlandes Größe gewollt. War er einst als Gelehrter wie als Staatsmann hochgepriesen, so gehört er heute beinahe zu den Vergessenen. Doch das ist Menschengeschick, daß die Entwicklung der Zeit über den einzelnen hinweggeht. Auch hier gilt das Dichterwort:

Denn, wer den Besten seiner Zeit genug
Getan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Dänische Stimmungen

Von Dr. Carl Gad

Wie ungewiß auch die vielen und verschiedenen Wirkungen des Weltkrieges sein mögen, eines darf man voraussehen: daß das Wort Objektivität künftig mit weniger Sicherheit ausgesprochen werden wird. Zwar gelten jetzt den meisten ihre eigenen Ansichten für objektiv, während sie ihre Gegner für stockverblendet oder gar bewußt lügnerisch halten. Nach und nach wird wohl eingesehen werden, daß dieser Standpunkt falsch ist, daß die Wahrheit, obschon sie wohl kaum in der Mitte liegt, sich doch auch ziemlich fern von den extremen Gegensätzen findet. Wenn man sich vor dem gegenseitigen Hasse zu bewahren sucht, erkennt man, daß die Fähigkeit zu kühler, objektiver Wertschätzung in demselben Maße abnimmt, als die Leidenschaft zunimmt. Und dieses gilt nicht nur für die Kriegführenden, sondern auch für die meisten sogenannten „Neutralen". Wenn man sieht, daß nicht nur Zulässigkeit und Gerechtigkeit von verschiedenen Menschen — die sonst gleich vernünftig sind — verschieden aufgefaßt werden, sondern daß es auch unmöglich ist, im Urteil über die einfachsten geschichtlichen Begebenheiten zur Einigkeit zu gelangen, dann kann man sich kaum der Überzeugung verschließen, daß Menschen, wenn sie leidenschaftlich erregt sind, das glauben, was sie zu glauben wünschen, und sich sehr wenig von Gründen und Beweisen beeinflussen lassen. In dieser Hinsicht ist z. B. die Haltung der öffentlichen Meinung in Schweden und Dänemark außerordentlich lehrreich. In Schweden ist bekanntlich die Mehrzahl deutschfreundlich, in Dänemark die Mehrzahl ententefreundlich. Und dieses tut sich in allen Einzelheiten kund. Die Verletzung von Belgiens Neutralität, die britische Blokadepolitik, die Haltung Griechenlands, selbst die täglichen Berichte von den Kriegsschauplätzen werden in verschiedener Weise aufgefaßt und beurteilt. Die Engländer schließen aus dem Urteil der Dänen, daß diese besonders vorurteilsfrei, vernünftig und rechtdenkend seien; die Deutschen glauben wahrscheinlich dasselbe von den Schweden. Ich möchte aber behaupten, daß beide Annahmen falsch sind. Der Unterschied in der Beurteilung rührt vor allen Dingen daher, daß die Voraussetzungen der Stimmung in Dänemark und Schweden verschieden sind. Über die Schweden soll hier nichts weiteres ausgeführt werden, ihre Ansichten sind ja bekanntlich von ihrer Stellungnahme Rußland gegenüber stark beeinflußt. Hier soll nur versucht werden, die dänischen Stimmungen und Betrachtungsweisen und ihre Ursachen darzulegen.

Wer die Verhältnisse nicht kennt, könnte vielleicht meinen — wie z. B. neulich in einer schwedischen Zeitung behauptet worden ist —, daß die Dänen die Deutschen nicht mögen, weil diese den Krieg begonnen, Belgien überfallen, Belgier ermordet und friedliche Handelsschiffe mit Unrecht versenkt haben sollen. Diese Auffassung ist aber ganz falsch. Richtig ist vielmehr, daß viele Dänen im voraus gegen Deutschland unfreundlich gestimmt und deshalb geneigt waren, die Beschuldigungen gegen Deutschland zu glauben und daraus Nahrung für ihren Unwillen zu schöpfen. Aber woher kam es, daß viele Dänen in solcher Weise voreingenommen waren? Meiner Meinung nach gibt es besonders drei Ursachen, von denen aber die erste bei weitem die wichtigste ist.

Diese erste Ursache ist der Krieg von 1864 und die daraus entsprungene nordschleswigsche Frage. Freilich haben auch die Deutschen und die Österreicher 1866 gegeneinander gekämpft und sind trotzdem heute blutverbundene Brüder. Es darf aber nicht übersehen werden, daß der Krieg von 1866 für Österreich ohne Landverlust endigte. Im Jahre 1864 wurde hingegen Dänemark durch den Verlust der Herzogtümer (d. h. eigentlich nur durch den Verlust Nordschleswigs; das andere war verhältnismäßig gleichgültig) eine Wunde geschlagen, die noch nicht vernarbt und vergessen ist.

Bei meinen Besuchen in Deutschland habe ich den Eindruck gewonnen, daß sehr wenige Deutsche verstehen, was Nordschleswig für Dänemark und für die dänischen Stimmungen Deutschland gegenüber bedeutet. Wir Dänen wissen zwar, daß die Finnen, die Russischpolen, die Irländer und viele andere auch Grund zur Klage haben. Aber dieses Wissen ist ein theoretisches, und deshalb bedeutet es nicht viel im Vergleich zu den Gefühlen und Leidenschaften, die wegen Nordschleswigs erregt werden. Dänemark ist ein kleines Land, hat kaum drei Millionen Einwohner, und naturgemäß haben sehr viele von diesen irgendwelche persönliche Beziehungen zu Nordschleswigern, und was sie von diesen aus erster Hand hören, hat selbstverständlich eine viel größere Wirkung als Berichte über Zustände etwa in Rußland, wenn auch diese an und für sich weit schlimmer sein mögen. Friedrich Naumann schreibt in seinem auch in Dänemark viel gelesenen Buch „Mitteleuropa“: „Überall in Mitteleuropa ist eine freundlichere Denkart über nationale Minderheiten dringend nötig.“ Und es kann nicht kräftig genug gesagt werden, daß eine solche „freundlichere Denkart“ über die Dänen in Nordschleswig eine ungeheuere Wirkung auf die ganze reichsdänische Stimmung haben würde.

Es gibt aber noch wie gesagt zwei weitere Ursachen, denen ich allerdings nicht so viel Gewicht beimesse, für die nicht besonders freundliche Stimmung gegen Deutschland, die man bei vielen Dänen findet. Es ist unzweifelhaft eine gewisse Furcht vor dem neudeutschen Wesen vorhanden. Das gemächliche und stark individualistische in dem dänischen Volkscharakter fühlt sich von dem intensiveren Arbeitstempo und der strafferen Organisation der Deutschen ganz natürlich nicht angezogen. Demgegenüber muß aber gesagt werden, daß während der letzten Jahre immer mehr bedeutende Dänen eingesehen haben, daß gerade hierin die

Stärke der Deutschen liegt, und daß wir in dieser Beziehung viel von Deutschland zu lernen haben.

Endlich darf nicht übersehen werden, daß sich in der dänischen Literatur — ganz wie in der deutschen — am Ende des vorigen Jahrhunderts starke Einflüsse von Frankreich her geltend machten. Und auch jetzt, während dieser Einfluß sich mehr verringert hat, findet man als Nachwirkung eine tief eingewurzelte Liebe zur gallischen Kultur, die nicht ohne Bedeutung für die Haltung vieler literarischen Kreise sein mag.

Der starke Geschäftsverkehr mit England, dem größten Abnehmer der dänischen Ausfuhrwaren, hat natürlich auch eine gewisse Bedeutung gehabt; im allgemeinen kann aber behauptet werden, daß während die Sympathie für Frankreich noch stark ist, das Ansehen Englands während des Krieges auch in Dänemark ziemlich kräftig zurückgeschraubt worden ist.

Wenn aber auch gesagt werden muß, daß sehr viele Dänen ententefreundlich sind, darf doch nicht übersehen werden, daß auch sehr viele, und darunter viele der bedeutendsten und tonangebenden neutral oder deutschfreundlich sind. Es geschieht z. B. mit Unrecht, daß die ganze dänische Presse von Deutschen als „deutschgehässig" bezeichnet wird. Es gibt zwar einige dänische Zeitungen zweiten und dritten Ranges, die unbedingt deutschfeindlich sind, man darf aber nicht alle danach beurteilen. Die beiden maßgebenden, „Berlingske Tidende" und „Politiken", streben unbedingt danach, beiden Seiten gegenüber möglichst gerecht zu sein. „Politiken", das Regierungsblatt, wird zwar oft von beiden Seiten parteiisch gescholten, weil es von beiden Seiten Beiträge aufnimmt; es ist aber eher deutschfreundlich als deutschfeindlich. Und unter den Wochenblättern und Monatsheften gibt es überhaupt kein einziges, das unbedingt für die Entente Partei nimmt, während eines, „Spectator", entschieden deutschfreundlich und englandfeindlich ist.

Natürlich werden die Probleme des Kriegs nicht nur in den Zeitungen, sondern auch in Büchern und Broschüren und unter den Leuten lebhaft erörtert, und sowohl in der öffentlichen als auch in der privaten Diskussion gehen die Wogen meistens recht hoch. Es zeigt sich aber — wie man es auch erwarten konnte — daß der Fanatismus am größten ist, wo wirkliche Kenntnisse am wenigsten vorhanden sind.

Vor allen Dingen werden natürlich die Begebenheiten des Kriegs behandelt, und es ist charakteristisch, daß es für alle Streitfragen viel mehr Angreifer als Verteidiger gibt. Es gibt viele, die Deutschlands Verhalten Belgien gegenüber angreifen, sehr wenige, die es verteidigen. Dasselbe gilt für die Lusitania-Affäre. Es gibt aber auch viele, die die Blockadepolitik Englands, die Beschlüsse der Pariser Wirtschaftskonferenz und das Betragen der Russen in Ostpreußen und Galizien angreifen, und sehr wenige, die es verteidigen. Für Italien haben alle nur Verachtung; es gibt, so viel ich sehe, niemand, der es in Schutz nimmt.

Man kann überhaupt sagen, daß sehr wenig Begeisterung, aber sehr viel Mißbilligung durch den Krieg hervorgerufen worden ist. Und ob sich die Mißbilligung hauptsächlich gegen Deutschland oder die Ententemächte gerichtet hat, hängt im wesentlichen davon ab, mit wem der einzelne schon im voraus sympathisierte.

Es haben aber zwei Verschiebungen in der allgemeinen Stimmung während des Krieges stattgefunden, die beide ganz charakteristisch sind. Im Anfang glaubten die meisten, Deutschland sei der Friedensstörer. Man hatte in Dänemark im allgemeinen den Krieg nicht erwartet; man fand ihn wahnsinnig, unglaublich; man konnte ihn nicht verstehen ohne anzunehmen, daß er durch einen bestimmten „Willen zum Kriege" bei einem der Gegner verursacht sei. Deutschland war besser vorbereitet als die anderen, Deutschland hatte Treitschke und Bernhardi (deren Bedeutung überhaupt in Dänemark sehr überschätzt worden ist), Deutschland war der erste, der den Krieg erklärte. Folglich war Deutschland der Schuldige.

Jetzt ist es aber nicht mehr so. Jetzt glaube ich sagen zu können, daß die meisten den Krieg als die unausweichliche Folge der ganzen europäischen Lage betrachten. Die jetzige allgemeine Auffassung ist folgende: Die riesige Entwicklung Deutschlands, die Abneigung Englands, die Weltherrschaft mit jemand zu teilen, Rußlands Interessen auf dem Balkan und im Orient, waren die Faktoren, aus denen der Krieg entstand, und man darf einer einzelnen Macht keine Vorwürfe machen, weil jede Großmacht, die an den ungeheuren Rüstungen teilgenommen hat, ihren Teil an der Verantwortung tragen muß.

Die andere Veränderung der Stimmung während des Krieges liegt darin, daß die ursprüngliche Sicherheit, mit der man über alles, was mit dem Krieg in Zusammenhang steht, urteilte, jetzt einer wachsenden Unsicherheit Platz macht. Es gibt natürlich Leute, die ihr Urteil noch ganz von blinden Gefühlen bestimmen lassen, die intellektuell Veranlagten werden aber im Bewußtsein der Unmöglichkeit, die Riesenprobleme des Krieges vollkommen zu beherrschen, immer vorsichtiger in ihrem Urteil und ihren Ausdrücken, und immer geneigter, die Abscheu, die jeder fühlt, nicht gegen das eine oder das andere Volk, sondern gegen den Krieg an sich zu richten. Neulich hat Georg Brandes, gegen den Engländer William Archer polemisierend, mit großer Lebhaftigkeit gegen die wohlfeile, oberflächliche Sicherheit, womit oft über die größten Probleme geurteilt wird, protestiert. Und viele Dänen geben ihm Recht.

Jedoch nicht nur die Einzelheiten des Krieges werden erörtert, sondern auch der Kulturgegensatz der verschiedenen Völker, und wegen der geographischen Lage Dänemarks ist es ganz natürlich, daß das Verhältnis zwischen Deutschland und England das Interesse am meisten beansprucht.

Die Feinde Deutschlands behaupten natürlich hier wie überall, England sei das Land der Freiheit, Deutschland das des Zwangs. Ich gebe zu, daß es Deutschen schwer fallen muß, diese Auffassung auch nur einigermaßen zu

verstehen. Es ist aber Tatsache, daß man, wenn man die deutsche Organisation nicht genau kennt, wenn man sie nicht sozusagen erlebt hat, glaubt, daß sie mit Freiheit unvereinbar ist. Es scheint jedem Deutschen selbstverständlich, daß die Entwicklungsmöglichkeiten für den einzelnen in einer geordneten Gesellschaft größer sind, als in einer ungeordneten. Aber auch die Deutschen haben das nicht immer verstanden, und die Individualistenvölker verstanden es bis zu dem Kriege nicht. Wenn man überhaupt von segensreichen Wirkungen des Krieges sprechen darf, so liegen diese wohl in dem Beweis der Überlegenheit der deutschen Organisation, so daß es nur noch eine Zeitfrage ist, daß alle anderen Völker — auch Dänemark — sich danach einrichten.

Ich möchte aber, daß meine deutschen Leser folgendes klar verstehen mögen: die Organisation hat sich in Deutschland nach und nach und natürlich herausgearbeitet, und die Deutschen haben ihre Wirkungen erfahren. Sie ist ein natürlicher, organischer Teil des neudeutschen Wesens. Für uns andere ist sie aber etwas Neues und Fremdes; wir haben die Übergangsstadien nicht durchgemacht, und als geborene Individualisten schrecken wir natürlich zurück. Freilich die Zeit wird kommen, da wir mit all unserer Kraft streben werden, uns die Organisation anzueignen, aber man darf sich nicht wundern, wenn es Widerstand weckt und nicht über Nacht geschieht.

Es gibt ja aber auch viele Dänen, die die neudeutsche Entwicklung verstehen und bewundern, und es liegen in der dänischen Kriegsliteratur eine Reihe von bedeutenden Werken vor, die den Gegensatz Deutschland—England in verständnisvoller, oft vollkommen deutschfreundlicher Weise behandeln. Von diesen Büchern sind besonders drei hervorzuheben: Johannes V. Jensen: „Einführung in unser Zeitalter", ein hochinteressantes Werk, das in dem Abschnitt über den Krieg eine glänzende Charakteristik sowohl von Deutschland als von England gibt, und Deutschland als das Land der Ordnung und der Kraft preist; ferner Dr. Arnold Fraenkel: „Die Welt mit dänischem Maß und Dänemark mit dem Weltmaß gemessen", eine geistreiche Untersuchung der volkswirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands und Englands von der Zeit der Hansa bis zur Gegenwart; schließlich Chr. Reventlow: „Kriegsursachen und Kampfziele", das besonders durch die Vergleiche zwischen englischem und deutschem Imperialismus von Interesse ist.

Außer der Organisation werden von den Freunden Deutschlands noch drei Züge als besonders charakteristisch für das deutsche Wesen hervorgehoben. Erstens die Arbeitskraft und Arbeitsintensität. Den Gegensatz zwischen Deutschland und England erkennt Johannes Jensen als einen Gegensatz zwischen Kraft und Stil, und er fragt, ob nicht das tadellose in dem englischen Wesen eine unfruchtbare und geistlose Form in Vergleich mit der kernhaften deutschen Grobheit ist. Er hält die Deutschen für die jüngere, kräftigere Art, für das Volk der Zukunft, während es den Anschein hat, daß der Engländer als „ein Mann in evening dress" enden soll.

Fraenkel sagt dasselbe in Zahlen. Der Unterschied der Arbeitsintensität in Deutschland und England ist in Zahlen ausgedrückt $1^3/_4$ zu 1. Und aus seiner Schilderung der englischen Wirtschaftsentwickelung zieht er den Schluß, daß England, nachdem es das Stadium des Agrarstaates durchlaufen hat, schon im Begriffe steht, auch das des Industriestaates zu überwinden und sich auf dem Wege zum Rentierstaate befindet, d. h. sich der Schwelle nähert, die Jugend und Mannesalter vom Greisentum, das Leben vom Tode trennt.

Man darf aber nicht vergessen, daß England nach dem Kriege nicht das England vor dem Kriege sein wird, und die verschiedenen Verfasser übersehen dies auch nicht. Sie stimmen darin überein, daß England kolossal gelernt haben wird, und daß eine Aussöhnung gerade zwischen England und Deutschland, „eine germanische Sammlung", eine Grundbedingung für Europas Widerstand gegen Asien ist.

Das zweite, was als ein besonders deutsches Merkmal hervorgehoben wird, ist die Überlegenheit im geistigen Horizont. Johannes V. Jensen drückt dieses sehr klar aus: „Infolge seiner Lage, der Mischung seiner Bevölkerung, und von der Notwendigkeit gezwungen, hat sich der deutsche Geist derartig entwickelt, daß er und er allein imstande ist, alle anderen Kulturen zu umfassen. Der Franzose ist nur Franzose, und das ist sein Stolz, der Russe ist Russe, der Engländer kennt keinen anderen Horizont als seinen eigenen, und der ist auch imponierend, der Deutsche hat aber alle drei Nationaleigentümlichkeiten außer seiner eigenen erforscht. Er weiß alles. Es leuchtet ein, daß wer alle anderen umfaßt, in der Stufenfolge der Entwicklung der vorgeschrittenste ist."

Schließlich wird auch auf die Entwicklungsfähigkeit und „das immer strebende" aufmerksam gemacht. Während der Engländer leicht in der einmal gefundenen Form erstarrt, ist ja gerade das immer suchende, immer sich entwickelnde, nie stillstehende, eins der erfreulichsten deutschen Merkmale.

Ich hoffe möglichst objektiv die verschiedenen dänischen Stimmungen und Gesichtspunkte dargelegt zu haben. Man hat sich in Deutschland oft darüber beschwert, daß der große Kampf, den Deutschland jetzt zu bestehen hat, in Dänemark nicht mit mehr Sympathie betrachtet wird. Es war meine Absicht, in diesem Aufsatz zu versuchen, teils die Ursachen klarzulegen, die für viele Dänen einen Anschluß an die deutsche Sache schwierig machen, teils zu zeigen, daß von einer deutschfeindlichen Stimmung als der in Dänemark alleinherrschenden nicht im entferntesten die Rede sein kann. Wie es nach dem Kriege in Europa aussehen wird, weiß noch niemand. Deutschland ist aber unser nächster Nachbar unter den Großmächten, und viele hoffen, wie ich, auf ein immer freundlicheres Verhältnis mit ihm und einen fruchtbaren Kulturaustausch auch in der Zukunft.

Fürst Bismarck und der Kurfürstendamm

Es ist bekannt, wie sehr Fürst Bismarck sich persönlich für die Gestaltung der großen Straße, die die Hauptstadt mit dem Grunewald verbindet, interessiert hat. Nur ein Teil der amtlichen Korrespondenz über diese Frage ist bisher veröffentlicht worden. In dem Nachlaß des vor einigen Jahren verstorbenen Ritters von Poschinger finden sich einige Schriftstücke vor, die bisher nicht bekannt geworden sind, wenigstens nicht vollständig. Der Gegenstand scheint für die Betrachtung der weitreichenden Wirksamkeit des großen Kanzlers bedeutsam genug, um auch diese Schriftstücke der Öffentlichkeit zu übergeben. Fürst Bismarck hat sie mit eigener Hand als für diese bestimmt bezeichnet.

Am 18. Mai 1868 richtete Graf Bismarck an König Wilhelm einen Bericht, dessen auf obige Frage bezüglicher Teil wie folgt lautet:

„Meinem Dafürhalten nach wären folgende neue Reitwege besonders wünschenswert:

1. Längs der Promenade an der Tiergartenstraße von der Bellevuestraße bis zum Hofjäger. Es dürfte hierbei kaum nötig sein, gute Bäume zu opfern, da dieselben gewandten Reitern kein Hindernis bieten.

2. Ein Reitweg durch die sogenannten neuen Anlagen jenseit Bellevue bis zum Schiffahrtskanal, da bisher der Teil des Tiergartens zwischen Bellevue, dem Charlottenburger Chausseehause und dem Schiffahrtskanal nicht einmal längs der Charlottenburger Chaussee einen durchgehenden Reitweg enthält.

3. Eine direktere Verbindung zwischen dem Tiergarten und dem Grunewald, in der Verlängerung des Kurfürstendamms direkt nach dem Walde und durch Anlage eines teilweise vorhandenen Weges vom Knie in Charlottenburg südlich von Charlottenburg nach Witzleben, resp. dem Unterförster. Der Kurfürstendamm führt bisher nur bis zum Charlottenburg-Wilmersdorfer Wege und ist der einzige weiche Weg dorthin.

Es besteht die leidige Gewohnheit, auf allen Landwegen im Weichbilde von Berlin und sogar auf den Reitwegen innerhalb des Tiergartens ganze Ladungen Scherben, selbst Glas und Porzellan und Rollsteine hinzuwerfen. Eine Polizeiverordnung, welche diesen für die Hufe der Pferde so gefährlichen Unfug verböte und den reitenden Schutzmannpatrouillen die Aufsicht hierüber zur Pflicht machte, würde als wesentliche Verbesserung allseitig anerkannt werden."

Unter dem 21. Februar 1872 unterbreitete Fürst Bismarck folgenden Antrag dem Kaiser Wilhelm:

„Ew. Kaiserl. u. Kgl. Majestät haben seiner Zeit die Gnade gehabt, meinen auf Herstellung eines Reitwegs von dem Ende des Kurfürstendamm nach dem Grunewald gerichteten Antrag zu genehmigen. Infolgedessen ist das erforderliche Terrain zur Fortführung des Reitwegs von dem Ende des Kurfürstendamms ab von den betreffenden Grundstücksbesitzern erworben und der auf beiliegender Karte mit einem roten Strich bezeichnete Reitweg angelegt worden. Es kommt nun weiter darauf an, aus dem Tiergarten mindestens einen ununterbrochenen Reitweg nach dem Grunewald zu behalten. Hierfür bietet die Hauptunterlage der Kurfürstendamm, weil er fiskalisches Eigentum ist. Es hat mich einigermaßen beunruhigt, daß in der neuesten Zeit der Kurfürstendamm an seinem Ausgange vom Zoologischen Garten auf eine Strecke, wo er mit Eichen gut bestanden war, bereits entholzt worden und eine Straßenanlage projektiert ist, auf welcher ein Reitweg wegen mangelnder Breite nicht Platz finden könnte, wie solches durch den schmalen roten Strich auf der Karte angedeutet ist. Der Weg, welcher südöstlich vom Zoologischen Garten entlang die Verlängerung des Kurfürstendamms bildet, ist auch bereits teilweise durch Pflasterung für Reiter unzugänglich gemacht, was durch den grauen Strich bezeichnet ist. Es kommt aber darauf an, nunmehr wenigstens den noch vorhandenen Reitweg fest zu halten, welcher, auf der nordwestlichen Ecke des Zoologischen Gartens vom Ausgange der Kurfürstenallee an der westlichen Seite des Zoologischen Gartens entlang laufend, die bereits gepflasterte Hardenbergstraße fast senkrecht schneidend nach dem Kurfürstendamm als Straße 20 heranführt und sich demnächst auf dem Kurfürstendamm und dem neu angelegten Wege nach dem Unterforsthaus im Grunewald fortsetzt. Der hiermit bezeichnete Reitweg ist der einzige Zugang vom Tiergarten zum Grunewald, der noch nicht gepflastert ist und der zugleich in seiner Fortsetzung über die Charlottenburg-Wilmersdorfer Landstraße hinaus den nächsten Weg zum Grunewald bildet, nachdem die direkte Fortsetzung der Kurfürstenallee, in Gestalt der Bismarckstraße in Charlottenburg, bereits vollständig gepflastert und so schmal gehalten ist, daß die Herstellung eines Reitwegs darauf jetzt nicht mehr möglich ist.

Ich bitte daher Ew. Majestät, wiederholt anbefehlen zu wollen, daß ein ungepflasterter Reitweg von der nordwestlichen Ecke des Zoologischen Gartens bis zum Grunewald offen behalten wird und hoffe, bei dem lebhaften Interesse, welches Allerhöchstdieselben für die Erhaltung von Reitwegen in der Nähe der Residenz, in Anbetracht der Rückwirkung auf die militärische Tüchtigkeit der höheren Stände jederzeit an den Tag gelegt haben, keine Fehlbitte zu tun, indem ich zu diesem Behufe den oben bezeichneten Weg in Vorschlag bringe."

Auf diesen Vorschlag ist Kaiser Wilhelm eingegangen.

Im Februar 1873 richtet der Fürst die folgenden Zeilen an den Chef des Königl. Zivilkabinets von Wilmowski:

„Ew. Excellenz erwidere ich, unter Rückstellung der mir übermittelten Anlagen, auf die im Allerhöchsten Auftrag an mich gerichteten Schreiben vom 4. Nov. v. J. und 30. Jan. d. J., daß mir die Erhaltung der ganzen Breite des Kurfürstendamms im fiskalischen Besitz zu Gunsten der öffentlichen Interessen späterer Zeit für geboten erscheint und daß m. E. den Anbauern zu beiden Seiten des Kurfürstendamms nicht gestattet werden sollte, irgend einen Teil desselben mit in ihre Häuserberechnung hineinzuziehen und als Ersatz für die ihnen obliegende Pflicht zur Hergabe des Straßenterrains zu benutzen. Dieselben Gründe, die ich mir zu entwickeln erlauben werde, sprechen gegen die Verwendung irgend eines Teils der Dammbreite zur Pferdebahn. Ich will nicht gegen die Pferdeeisenbahn überhaupt votieren, nur bin ich der Ansicht, daß das zu derselben notwendige Terrain aus den Mitteln der Grundbesitzer jener Gegend hergegeben, nicht aber der Weg da verengt werden sollte, wo der fiskalische Besitz ausnahmsweise Gelegenheit zu breiter und schöner Straßenentfaltung bietet.

Eine Abhilfe wäre aber dann nicht mehr möglich, während jede Breite, welche man jetzt für den Reitweg reservirt, bei überwiegendem öffentlichen Bedürfnis immer noch chaussirt und dem Fahrverkehr übergeben werden kann.

Mein Antrag würde daher dahin gehen, daß ganz unabhängig von dem fiskalischen Kurfürstendamm, die gesetzliche Straßenbreite aus eigenen Mitteln (der Adjacenten) herzugeben ist, die Pferdebahnkonzessionäre aber gleichzeitig auf Aufsuchung anderer Wege zu verweisen sind."

Am 17. Juni 1873 sendet Fürst Bismarck die folgenden Zeilen an den Handelsminister Dr. Achenbach:

„Aus den in dem beiliegenden Schreiben an Herrn von Wilmowski ausführlich entwickelten Gründen bitte ich Ew. Excellenz nochmals, die Hergabe einer vollen Straßenbreite auf jeder Seite des Kurfürstendamms von den Adjacenten ex propriis fordern zu lassen, damit auf diese Weise für die zwischen Grunewald und Tiergarten zu schaffende Verkehrslinie die dreifache Breite einer gewöhnlichen Straße erzielt werden kann. Dieselbe würde etwa den Linden, aber noch lange nicht den für ähnliche Verhältnisse in Paris dienstbaren Champs Elisées entsprechen."

Der Finanz- und der Handelsminister nahmen nunmehr die Angelegenheit ihrerseits in die Hand, und unterbreiteten am 29. April dem Fürsten Bismarck ihre Vorschläge in Betreff des Straßenprojekts. Der Letztere empfiehlt insbesondere wiederholt, in die von den Interessenten beantragte provisorische Chaussierung des Kurfürstendammes nicht zu willigen, da jeder Akt, aus welchem möglichen Falls die Anerkennung der vermeintlichen Ansprüche der Adjacenten an den Kurfürstendamm gefolgert werden könnte, bedenklich sei.

Dementsprechend richtet unter dem 31. Juli 1874 aus Kissingen der Fürst folgendes Schreiben an den Finanzminister Camphausen und den Handelsminister Achenbach:

„Ew. Excellenzen beehre ich mich in vorläufiger Erwiderung auf die Zuschrift vom 29. April d. J., betreffend die Herstellung einer im Zuge des Kurfürstendammes anzulegenden, die Residenz mit dem Grunewald verbindenden breiten Straße, zu ersuchen, die Regelung dieser Angelegenheit einer mündlichen Besprechung nach meiner Rückkehr nach Berlin vorbehalten zu wollen.

Ich bemerke einstweilen, daß die Verschiedenheit unserer Auffassungen namentlich darauf beruht, daß Ew. Excellenzen in ihrer Darlegung davon zu abstrahiren scheinen, daß der Fiskus bezüglich des Kurfürstendammes ganz dieselben Privatrechte besitzt, wie die Adjacenten hinsichtlich ihrer Grundstücke, und daß derselbe nicht verpflichtet ist, sein — des Fiskus — Grundstück in die Pläne der Adjacenten mit einzuwerfen.

Der Kurfürstendamm würde nach der von mir vertretenen Ansicht wie bisher im fiskalischen Eigentum verbleiben, und es würde an jeder Seite desselben eine durch Terrainabtretungen der Adjacenten herzustellende Straße entstehen, für deren Breite das Postulat von je 7 Ruthen meines Dafürhaltens gesetzlich zulässig und auf die eine oder die andere Weise durchzusetzen sein würde, ohne die Inanspruchnahme der Staatskasse für Befriedigung möglicher Regreßansprüche befürchten zu müssen.

In die von den Interessenten beantragte provisorische Chaussirung des Kurfürstendammes zu willigen, scheint mir, wiewohl dieselbe auf Kosten der Antragsteller erfolgen soll, nicht empfehlenswert, da ich einen jeden Akt, aus welchem möglichen Falls die Anerkennung der vermeintlichen Ansprüche der Adjacenten an den Kurfürstendamm gefolgert werden könnte, für bedenklich halte."

Es sind, wie man weiß, nicht alle Wünsche, die Fürst Bismarck für die Gestaltung des Kurfürstendamms hegte, erfüllt worden, aber in der Hauptsache sind seine Gedanken doch zur Durchführung gelangt, und die Bewohner des Grunewald haben nur eine Pflicht der Dankbarkeit erfüllt, als sie dem großen Staatsmann, der so emsig dafür eintrat, den Wald mit Berlin durch eine stattliche Straße mit Reitwegen zu verbinden, ein Denkmal in ihrer Gemarkung setzten.

Neuere populäre astronomische Literatur

Von Professor Dr. K. Oesterreich

Zu dem vielen Unerwarteten, das der Krieg mit sich gebracht hat, gehört auch die Enthüllung der Pracht des gestirnten Himmels, die sich Ungezählten auf nächtlicher Wacht zum erstenmal offenbart hat. In einer deutschen Lehrerzeitung hat jüngst ein Feldzugsteilnehmer darüber berichtet, wie die Natur dem Menschen vertrauter geworden ist, und auch ich habe die Erfahrung machen können, daß eine Reihe astronomischer Projektionsvorträge, die ich im letzten Winter für Verwundete gehalten habe, ein viel höheres Interesse gefunden haben, als ihnen in Friedenszeiten beschieden gewesen wäre. So ist es denn nicht ungerechtfertigt, wenn in dieser Zeit des Aushaltens und wo auch Tausende von Gebildeten in der Spanne langsamer Genesung zum erstenmal die Muße und den Willen finden, ihre Gedanken den Geheimnissen des Universums zuzuwenden, für einen größeren Kreis eine Übersicht über eine Auswahl aus der neueren astronomischen populärwissenschaftlichen Literatur gegeben wird.

Die astronomische Forschung des letzten Jahrzehnts ist eine recht rege gewesen. Gebiete, die früher im Vordergrund des Interesses standen, sind stark zurückgetreten, andere dafür zu überraschender Entwicklung gekommen, so vor allem das Problem des Struktur des Universums, sodaß alle älteren Bücher heute völlig veraltet sind. Noch in den neunziger Jahren erschien die Fixsternwelt als ein bunt zusammengewürfeltes Aggregat von Fixsternen, jetzt beginnt diese Vorstellung einer ganz anderen Platz zu machen. Auch in den Bewegungen der Fixsterne werden größere Regelmäßigkeiten erkennbar. Sie gehen nicht regellos durcheinander wie die Bewegungen der Moleküle eines Gases. Es bedurfte zu dieser Erkenntnis zunächst der Gewinnung eines großen gesicherten Einzelmaterials. Auch die Nebelmassen erscheinen nicht mehr als etwas Seltenes im Weltraum, mit der Verbesserung der optischen und photographischen Instrumente ist ihre Zahl ins Unübersehbare gestiegen. Allüberall am Firmament sind sie vorhanden.

Als eine weitere wichtige Veränderung, die unser astronomisches Weltbild erfahren hat, darf die immer stärker gewordene Kritik der Laplaceschen Weltbildungstheorie angesehen werden, die bereits als vermeintlich gesicherte Theorie in das populäre Weltbild übergegangen war. Ein wesentlicher Punkt dieser Theorie, die Bildung der Monde durch von den Planeten sich ablösende Ringe,

ist durch die Untersuchungen G. H. Darwins, des Sohnes Charles Darwins, und des französischen Mathematikers Poincaré völlig über den Haufen geworfen worden. Und auch der dann noch übrig bleibende Rest dieser Weltentstehungslehre ist bereits schwer erschüttert.

Wem es nur um eine kurze Übersicht über die jetzt im Mittelpunkt des Interesses stehenden neuen Probleme zu tun ist, dem ist ein treffliches kleines Buch von S. Oppenheim, der vom Realgymnasiallehrer zum Universitätsprofessor emporstieg, zu empfehlen: „Probleme der modernen Astronomie" (Aus Natur und Geisteswelt Nr. 355, B. G. Teubner, Leipzig).

Wer eine knappe Übersicht über das Ganze der astronomischen Forschungen wünscht, die man bequem in die Überziehertasche stecken und im Eisenbahnwagen lesen kann, für den ist jetzt erstaunlich reich gesorgt. Die knappste und doch sehr reichhaltige illustrierte Darstellung erschien in den längst rühmlich bekannten „Büchern der Naturwissenschaft", die S. Günther in der Universalbibliothek herausgibt, aus der Feder des vor nicht langem verstorbenen Messerschmidt. Es sind zwei Hefte von je drei Nummern. Das eine behandelt den „Sternenhimmel": die Bewegungen und Raumverteilungen der Sterne, das andere, „Physik der Fixsterne", ihre physikalisch-chemische Beschaffenheit. Über die doppelte Zahl von Heften verteilt die Sammlung Göschen den Stoff. Eins behandelt die „Kometen, Meteore und Fixsterne", ein anderes die „Bewegungen im Planetensystem" — beide ursprünglich von A. F. Möbius verfaßt, jetzt neu bearbeitet von dem berühmten Erforscher der Fixsternwelt H. Kobold —, ein weiteres Heft, ursprünglich von Wislicenus geschrieben, jetzt fortgeführt vom Potsdamer Astrophysiker Ludendorff, ist der Astrophysik gewidmet; mehr zusammenfassend ist das vierte von S. Günther: „Astronomische Geographie."

Noch mehr ins einzelne gehen die in der Sammlung „Natur und Geisteswelt" erschienenen Hefte. Vereint bilden sie jetzt bald eine vollständige Gesamtdarstellung des Weltalls. Eine zusammenfassende Übersicht gibt J. Scheiner in „Der Bau des Weltalls", einzelne Teile desselben behandeln dann B. Peter (Die Planeten), J. Franz (Der Mond), A. Krause (Die Sonne). Die „Astronomie in ihrer Bedeutung für das praktische Leben", z. B. für die Zeitmessung, die geographische Ortsbestimmung zu Lande und zur See und anderes, behandelt A. Marcuse. Mit der „Entstehung der Welt und der Erde" und ebenso mit ihrem „Untergang" beschäftigt sich der Berliner Physiker M. B. Weinstein. — Ein Band über die Fixsterne ist bisher nicht erschienen. Für ihn tritt die Schrift von K. Schwarzschild „Über das System der Fixsterne" ein (4 Vorträge).

Von den gedrängteren neuen Gesamtdarstellungen hat mir die von Meisel in der Sammlung „Das Weltbild der Gegenwart" unter dem Titel „Wandlungen des Weltbildes" (München, Deutsche Verlagsanstalt) besonders gut gefallen. Das Buch vermittelt in knapper, leicht verständlicher und sehr anregen-

der Fassung eine recht reichhaltige Kenntnis vom gegenwärtigen Stand der astronomischen Forschung, hat freilich nur wenig Abbildungen.

Von umfangreicheren Werken sind die beiden wichtigsten die auf höherer Stufe stehende „Himmelskunde" von Plaßmann (Freiburg, Herder) und die „Populäre Astronomie" von Newcomb-Engelmann (Leipzig, Engelmann). Das zweite, ein altberühmtes Werk, ist in seiner neuesten Auflage von Mitgliedern des Potsdamer Astrophysikalischen Observatoriums neu bearbeitet worden. Es ist an Umfang das größte aller populären deutschen Werke und steht jetzt voll auf der Höhe, ja es ist nicht zu viel gesagt, wenn der Herausgeber P. Kempf für die neue Auflage in Anspruch nimmt, daß selbst der Fachastronom für manche neuere Forschungen nirgends eine bessere Zusammenstellung finden werde. Der Wert des Buches würde noch erhöht werden können, wenn ihm in Zukunft ein Verzeichnis spezielleren Werke und Abhandlungen beigegeben würde. Es fehlt überhaupt in der ganzen deutschen populären astronomischen Literatur an einem Werk, das für den näher Interessierten hinreichende weiterführende Literaturnachweise gibt.

Das neuere, jetzt auch bereits in zweiter Auflage vorliegende Werk von Plaßmann hat seinen besonderen Wert für den ernsthaften Liebhaber dadurch, daß es das Mathematische nicht nach Möglichkeit unterdrückt, sondern ausdrücklich soviel davon mitteilt, wie der Leser mit mittleren Gymnasialkenntnissen ohne Schwierigkeit versteht, ohne darum die Astrophysik zu vernachlässigen. Wie das Newcomb-Engelmannsche Werk ist auch das von Plaßmann reich und vortrefflich illustriert; für weitere Auflagen würde ich raten, in Bezug auf die Tafeln zu dem weit schöneren bläulichen Druck der ersten Auflage zurückzukehren, wie übrigens auch zu deren etwas größerem Umfang.

Besonders auf die Probleme der Weltentwicklung eingestellt ist das nicht umfangreiche Buch des großen schwedischen Physikers Svante Arrhenius „Das Werden der Welten" (Leipzig, Akad. Verlagsgesellschaft). Vielleicht ist es die beste populäre Darstellung der physischen Beschaffenheit der Himmelskörper aus der Feder eines Forschers ersten Ranges. Leichte Lesbarkeit und volle Beherrschung des Stoffes verbinden sich.

In Bezug auf die Illustrationen steht am höchsten das Buch von Mac Kready, Sternbuch für Anfänger (Leipzig, J. A. Barth). Die in ihm enthaltenen Aufnahmen vom Mond und verschiedenen Planeten, Spiralnebeln und Sternhaufen sind von sonst nirgends erreichter Schönheit. Das Buch ist darum nicht nur für den Besitzer eines Fernrohrs, sondern für jeden Liebhaber der Astronomie eine wertvolle Ergänzung jeder allgemeinen Himmelskunde. Recht lehrreich sind auch die vom Direktor der Heidelberger Sternwarte Max Wolf im gleichen Verlag herausgegebenem „Stereoskopbilder vom Sternhimmel".

Außerordentlich reich illustriert ist ferner der (III.) astronomische, in immer neuen Auflagen — jetzt als 130. Tausend — erscheinende Band von Kraemers „Weltall und Menschheit", den der Senior der deutschen Astronomie,

F. W. Foerster, geschrieben hat. Vor allem enthält das Werk auch zahlreiche, z. T. farbige wertvolle Tafeln und Textbilder aus der Geschichte der Astronomie. Es ist darin unerreicht. Daß der Band zugleich eine ebenso reich illustrierte Geschichte der Erdkunde bis zum Ausgang des Mittelalters enthält, erhöht noch seinen Wert. Der historisch besonders Interessierte findet übrigens eine ausgezeichnete knappe Gesamtübersicht bei S. Oppenheim „Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeit" (Aus Natur und Geisteswelt Nr. 110). Etwas umfangreicher behandelt Svante Arrhenius denselben Gegenstand in der Neuen Folge seines „Werdens der Welten", die unter dem Titel „Die Vorstellung vom Weltgebäude im Wandel der Zeiten" (Leipzig, Akad. Verlagsgesellschaft) erschien. In den letzten Teilen des Bandes finden sich wertvolle eigene Fortbildungsversuche der kosmogonischen Hypothesen. Nicht unterlassen will ich zu bemerken, daß ganz neuerdings auch das astronomische Hauptwerk des Altertums, der Almagest des Ptolemäus, wie die Araber die μεγαλη σύνταξις genannt haben, durch eine deutsche Übersetzung allgemein zugänglich geworden ist. Es ist ein rühmliches Verdienst des Teubner'schen Verlages, dies Werk übersetzen zu lassen. Kein Geschichtswerk vermag den Eindruck der unmittelbaren Einsichtnahme dieser antiken astronomischen Enzyklopädie zu ersetzen.

Von hier zweigt sich der Weg ab zu Werken, die bereits den Eingang in die eigentlich wissenschaftliche Literatur darstellen. Der vorwiegend für die physikalisch-chemische Natur des Weltalls Interessierte wird die „Populäre Astrophysik" (Leipzig, Teubner) des Potsdamer Astrophysikers J. Scheiner zur Hand nehmen, die aus Universitätsvorlesungen hervorgegangen ist und dieselbe schöne Klarheit, die uns Studenten seine Kollegs so anziehend machten, aufweisen. Der andere Weg führt zur mathematisch-mechanischen Theorie der Gestirnbewegungen. Wer in sie einen ersten Blick tun will und über die Anfangsgründe der höheren Mathematik verfügt — es sind ihrer heute ziemlich viele —, dem bietet sich eine „Einleitung in die Astronomie" von A. von Flotow (Leipzig, Göschen) dar, die eine lange bestehende Lücke ausgefüllt hat.

Bis zu diesem Punkt kann der mathematisch und physikalisch etwas über die Gymnasialkenntnisse hinaus Vorgedrungene ohne große Schwierigkeit gelangen. Was darüber hinaus liegt, erschließt sich nur bei ernster andauernder Arbeit.

Zum Schluß möchte ich noch auf eine Literaturgattung hinweisen, die, zunächst für höhere Schulbedürfnisse geschrieben, auch dem Erwachsenen zur Einführung wertvolle Dienste leisten kann. Dazu rechne ich das in Bastian Schmids bekannter Naturwissenschaftlicher Schülerbibliothek erschienene Buch von Franz Rusch „Himmelsbeobachtungen mit bloßem Auge", das eine recht gute Einführung in die Astronomie darstellt. Der Zusatz „mit bloßem Auge" auf dem Titelblatt ist übrigens nicht allzu wörtlich zu verstehen. Vom selben Verfasser erschienen ferner „Winke für die Beobachtung des Himmels für Schüler und Liebhaber der Himmelskunde" (beide Schriften bei Teubner, Leipzig). Sehr instruktiv ist auch Alois Höflers, des Wiener Philosophen und

Pädagogen, „Didaktik der Himmelskunde“, die sich mit Erfolg bemüht, auch schwierigere Dinge möglichst anschaulich zu machen. Das Buch wird ergänzt durch einen von Höfler gezeichneten Modellierbogen, der die eigene Anfertigung eines Himmelsglobus erlaubt, der von unten her von innen betrachtet werden kann und so den Sternhimmel in unverzerrter Gestalt darstellt (sämtlich Leipzig, Teubner). Der Globus wird auch fertig geliefert. Zwei besondere Probleme „Dreht sich die Erde?“ und die „Theorie der Planetenbewegung“ findet man in zwei Heftchen der „Mathematischen Bibliothek für Schule und Haus“ (bei Teubner) von W. Brunner bzw. von P. Meth mit einfachsten Mitteln gemeinverständlich dargestellt. — Eine gute Einführung in die für den Beobachter des Himmels wichtige Meteorologie findet man bei L. Weber „Wind und Wetter“ und R. Hennig „Gut und schlecht Wetter“ (Aus Natur und Geisteswelt Nr. 55 und 349).

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6518.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

Grenzboten

das Abonnement zum IV. Quartal 1916 erneuern zu wollen. — Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und jede Postanstalt entgegen. Preis 6 M.

Verlag der
Grenzboten
G. m. b. H.
Berlin SW 11.

Die koloniale Alternative

Von Professor Dr. Wilhelm Martin Becker

Vivere necesse est

Im vorigen Jahre begann der Staatssekretär Dr. Solf einen Aufsatz über deutsche Kolonialpolitik*) mit den Worten: „Diese Schrift ist keine Apologie, keine Entschuldigung, daß, und keine Erklärung, warum wir Kolonien haben." Diese Einleitung aus der Feder des berufenen Fachmannes zeigt mehr als die Äußerungen der Tagespresse, daß das Koloniale, das sich lange Zeit von selbst verstand, in den Stunden des Nachdenkens, die uns dieser ungeheure Krieg schuf, von neuem zum Problem geworden ist. Ja, der Staatssekretär weiß, daß man eine Apologie von ihm erwartet; er hält es für nötig, die Entscheidung der Öffentlichkeit zu beeinflussen: in zahlreichen Vorträgen im ganzen Reiche hat er inzwischen die Notwendigkeit der Kolonialpolitik für unser neues Deutschland betont. Aber ich glaube trotzdem nicht, daß es überflüssig ist, diese Frage nochmals durchzudenken.

Die Kolonialfrage ist für die europäischen Mächte in erster Linie eine Frage der geographischen Lage. Sobald mehrere Nationen da sind, die sich über See kolonisierend betätigen wollen, wird ceteris paribus diejenige den größeren Erfolg erzielen, die am ungestörtesten ihre Kräfte über die See spielen lassen kann, weil sie wenig Kraft auf die Verteidigung der heimischen Werte verwenden muß. Mit anderen Worten: ob eine von kontinentalen Besorgnissen freie Weltpolitik getrieben werden kann, das ist ausschlaggebend für den Erfolg einer solchen Politik. Hier haben wir die Voraussetzung für das Entstehen des englischen Kolonialreiches.**) England hatte am Ende des Mittelalters auf-

*) In dem von Otto Hintze u. a. herausgegebenen Buche „Deutschland und der Weltkrieg" (Leipzig u. Berlin 1915, Teubner), S. 142 ff.

**) Als neuer Führer auf dem Gebiete der Geschichte kolonialer Betätigung bietet sich Veit Valentin dar (Kolonialgeschichte der Neuzeit, Tübingen 1915, Mohr). Der Verfasser

gehört, beträchtliche Teile des kontinentalen Europa in den Bereich seiner Expansion zu ziehen. Kaum sind die inneren Schwierigkeiten des Reformationszeitalters notdürftig überwunden, so greift England über die Meere. Durch den breiten Wassergraben von den Mächten Europas geschieden, hatte man fürderhin nur soweit ein Interesse an Europas Geschichte, als es notwendig schien, heranwachsende Konkurrenten niederzuhalten. Die aktive Teilnahme Englands an dem Ringen europäischer Staaten gleicht einer Reihe von Ausfallsgefechten, nach deren Beendigung die Besatzung befriedigt und fast ungeschwächt in ihre uneinnehmbare Festung zurückkehrt. Auch diese Kriege sind mindestens zum Teil aus kolonialem Gesichtspunkte zu verstehen: die Beschränkung des holländischen, die Zertrümmerung des französischen Kolonialreiches waren ihr Ergebnis.

Während so die geographischen Verhältnisse es England erlaubten, in stetiger Politik die Welt englisch zu machen, zeigt der Verlauf der französischen Kolonialgeschichte bis ins neunzehnte Jahrhundert das Verhängnisvolle einer zwei Zielen nachjagenden und darum keines erreichenden Politik. Auch sie ist geographisch begründet, in der Zweigesichtigkeit Frankreichs, das sowohl auf der kontinentalen als auf der ozeanischen Seite lockende Aufgaben vor sich sah. Von vornherein war Frankreich als Festlandsmacht mit den Geschicken des Kontinents viel inniger verflochten als der Inselstaat; hinzu trat das Streben nach der Hegemonie in Europa, das seit der endgültigen Abwendung Englands vom Festlande die französische Politik beherrschte. Daneben aber hatte Frankreich nicht später den Weg kolonialer Ausdehnung betreten als England. Es erkannte nicht die Alternative seiner geschichtlichen Stellung, die eine Entscheidung forderte, und ist an dieser Zwiespältigkeit gescheitert*); 1815 ist es so gut wie keine Kolonialmacht mehr.

So siegte in Westeuropa als Kolonialmacht derjenige Staat, dem sein geschütztes Machtzentrum Freiheit des Handelns gewährte. Inzwischen hat im Osten Rußland ebenso ungestört sein eigenes Ausbreitungssystem entwickelt, das der reinen Überlandkolonisation. Auch hier ist es wieder die geographische Lage, die das Vordringen bis zum Großen Ozean und darüber hinaus ermöglichte. Da Rußland zunächst auf seinem Wege keinen Wettbewerb anderer Kolonialvölker fand, konnte es die Weiterführung seines Werkes nach Belieben zeitweilig einstellen und nach Erledigung dringenderer Geschäfte in Europa und

verfolgt die kolonisatorische Tätigkeit jedes Volkes im Zusammenhang und will so zu einer vergleichenden Charakteristik der Kolonialvölker kommen. Man kann ihm den politischen Blick und die Fähigkeit zu geschickter knapper Gruppierung der Tatsachen nicht absprechen, wird aber das Ziel doch nicht ganz als erreicht ansehen können. Die Kolonialgeschichte, die das Verfahren der Kolonisation auf seine letzten Ursachen untersucht, das koloniale Ziel als Resultante der Volksindividualität, des Ehrgeiz erregenden Vorbildes und der Wirtschaftslage entwickelt, muß noch geschrieben werden.

*) Valentin S. 70: „In diesem Dilemma beruht recht eigentlich das Problem der französischen Geschichte in der Neuzeit."

am Schwarzen Meer wieder am verlassenen Punkte aufnehmen. Dies war nur möglich, weil das Kolonisationsgebiet von der Hochstraße des Meeres seitab lag und daher von keiner anderen Macht erreicht werden konnte.

Wir haben also zwei koloniale Systeme, die sich gleichzeitig, ohne einander zu kreuzen, durchgesetzt haben, das englische und das russische, das überseeische und das kontinentale, das System der Streulage (mit der Tendenz freilich zur Zusammenfassung) und das der Konzentration, das auf der Seebeherrschung aufgebaute und das von ihr unabhängige, das vorwiegend merkantile und das fast ganz agrarische. Der wesentliche Unterschied liegt bei alledem im Abstand des kolonialen Besitzes vom Mutterland, einem Abstand, der im einen Falle durch Meeresbreiten markiert ist, während im anderen das Mutterland unmerklich in den Kolonialbesitz übergeht. Eine unwesentliche Verwischung erfährt der Gegensatz nur dadurch, daß England seinen Seeverkehr auf das höchste Maß der Leistung gebracht und dadurch den Abstand weniger fühlbar gemacht, Rußland dagegen durch Vernachlässigung seiner Bahnverbindungen lange Zeit hindurch einen künstlichen Abstand hervorgerufen hat.

Die Erwerbung eines transozeanischen Kolonialreiches war seit der unbeschränkten Suprematie der englischen Seemacht für keinen Staat mehr möglich, der sich nicht Englands Bedingungen fügen oder es auf einen Seekampf ankommen lassen wollte. Der einzige Staat, der die Gründung eines kolonialen Imperiums im neunzehnten Jahrhundert noch unternommen hat, Frankreich, glaubte sich dieser Notlage entwinden zu können, indem er, soweit die geographischen Verhältnisse es zuließen, nach dem kontinentalen System verfuhr. Die neuerworbenen Kolonien an der nordafrikanischen Küste liegen in ihren wichtigsten Teilen dem Mutterlande nahe genug, daß man hoffen konnte, von ihnen nicht leicht abgeschnitten zu werden; und an diese Teile schloß sich dann das gewaltige westafrikanische Gebiet, dessen Ausbau bis in die letzten Jahre durch Einbeziehung von Marokko gefördert worden ist. Aber die relative Beherrschung des westlichen Mittelmeerbeckens ist dieses ganzen Baues Voraussetzung und seine schwache Stelle. Man mußte empfinden, daß die Linie Toulon—Biserta gegen das Übelwollen des Besitzers von Gibraltar und Malta nicht offenzuhalten ist, und die Furcht vor dem Bruch mit England ließ das stolze Frankreich sogar die Demütigung von Faschoda ertragen. Mehr und mehr ist Frankreich nur von Englands Gnaden Kolonialmacht, weil ihm seine geographische Lage die rein kontinentale Kolonisation, das russische System, nicht erlaubt. Ähnliches gilt von Italien; denn die Besetzung von Tripolis ist, geographisch betrachtet, nur eine schwache Wiederholung des französischen Vorgehens in Nordafrika, und Erythräa liegt nach jeder Richtung unter den englischen Kanonen.

Unter dem Mangel, daß der Beherrscher des Meeres es in der Hand hat, die Kolonien vom Mutterlande abzuschneiden, leidet in besonderem Grade die deutsche Kolonisation. Bei der Gründung der deutschen Kolonien stand

man durchaus unter dem Eindruck des englischen Vorbildes, und man nahm bei dem Wettlauf der europäischen Staaten um die noch unverteilten Reste Afrikas, was noch zu haben war. Der Gedanke einer kontinentalen Kolonisation nach russischem System konnte im Frieden nicht auftreten. So wurde unser „Kolonialreich" völlig transozeanisch. Gegenüber Frankreich ist Deutschland geographisch nicht nur dadurch im Nachteil, daß es breite Ozeane durchqueren muß, um seine Kolonien zu erreichen, sondern besonders dadurch, daß es schon an seinem maritimen Ausgang als Wächter England vor sich sieht. Wir sind also, solange Englands überlegene Seemacht besteht, für unsere kolonialen Unternehmungen in noch viel höherem Maße auf dessen Wohlwollen angewiesen. Wer es noch nicht gewußt hatte, hat es in diesem Kriege erfahren, daß für uns eine überseeische Kolonalpolitik nur möglich ist, wenn wir zur See England die Spitze bieten können. Jeder Seekrieg, selbst wenn er zu unseren Gunsten ausfällt, trennt uns von unseren Kolonien und setzt sie der Gefahr der Invasion und der Zerstörung der dortigen Werte aus. Sonderbarerweise scheint Dr. Solf in seinen Vorträgen anzudeuten, daß Kolonisation künftig ohne die Voraussetzung der Seemacht bestehen könne.

Immerhin — ist unser Volk zu seiner Existenz auf überseeische Kolonien angewiesen, so muß die geographische Notlage durch äußerste Kraftanstrengung überwunden werden. Man wird also nach Zweck und Nutzen der Kolonie fragen.

Da wird zunächst mit dem humanitären Zweckgedanken aufgeräumt werden müssen, den Dr. Solf in der Form ausspricht*:) „Kolonisieren ist Missionieren, und zwar Missionieren in dem hohen Sinne der Erziehung zur Kultur." An anderer Stelle spricht er von den Kolonien als der Heimat von Menschen, denen wir unseren Schutz versprochen haben und für die wir sorgen müssen. Ja, möchten wir fragen, wer hat uns denn geheißen, einem Negerstamm unseren Schutz zu versprechen? Hat uns unser gutes Herz getrieben, Menschen und Kapitalien zu wagen, um das ferne Land uns zu eigen zu machen? Der Stamm hat den Schutz nicht begehrt, und das deutsche Volk hat nicht daran gedacht, hier eine Kleinkinderschule für unerzogene Völker anzulegen. Es wollte wirtschaftliche Vorteile und Siedlungsland. Herrn Solfs Vorgänger, Dernburg, hat damit auch nicht hinter dem Berge gehalten**): „Die Zwecke, für welche kolonisiert wird, sind materielle und merkantilistische." In der Tat, wir sind jetzt von humanitärer Ideologie weit genug entfernt, um einfach zu sagen: die neuen Gebiete sollen „erschlossen", d. h. ausgebeutet werden. Freilich kann man nicht behaupten, daß das Merkantile zu den grundlegenden Wesenszügen unseres Volkes gehöre. Daß wir dem Händlertum anderer Nationen durchaus entgegengesetzt wären, ist zwar nur eine glänzende Stilisierung, beruht aber doch auf einem vorhandenen Tatbestand. Der Deutsche ist von Natur

*) Deutschland und der Weltkrieg. S. 159.
**) Koloniale Erziehung, München 1907, S. 8.

kein Ausbeuter. Auch daß der Handel um des Handelswillen zu fördern wäre, ist ihm, wie mir scheinen will, im Grunde seines Herzens zuwider; er sieht ihn nicht sowohl als Selbstzweck an, denn als Mittel zur Beschaffung nötiger Bedürfnisse.

Aber sehen wir doch, was andere Völker von ihren Kolonien haben. Wir haben sie doch nachgeahmt, um gleiche Pfade zu gehen.

Den Engländern sind ihre Kolonien teils Lieferanten wichtiger Rohprodukte (30 v. H. der gesamten Einfuhr kommt aus den Kolonien)*), teils Absatzgebiete für die Industrie des Mutterlandes, sodann Betätigungsfelder für die merkantile und politische Beherrschung und schließlich die gegebenen Siedlungsländer für die Auswanderung. Was sind uns demgemäß unsere Schutzgebiete? Sie liefern einen verschwindend kleinen Teil der für uns nötigen Rohprodukte (einhalb v. H. unserer Einfuhr kommt aus den Kolonien), sie nehmen unserer Industrie einen unbedeutenden Teil ihrer Erzeugnisse ab (wenig über einhalb v. H. unserer Ausfuhr)**), sie haben von unserer Auswanderung ein paar Tausend Menschen aufgenommen. Lieferanten für tropische Roherzeugnisse, lohnende Absatzgebiete, ja selbst Auswanderungsländer sind nach der Gründung der Kolonien wie vorher in weitaus überwiegendem Maße Landstriche, über denen die deutsche Flagge nicht weht.

Nun wird die Aufschließung und Entwicklung unserer Kolonialgebiete, sobald sie nach dem Kriege wieder in unseren Händen sein werden, wohl noch Fortschritte machen***), aber zu einem unentbehrlichen, ja selbst zu einem schwer ins Gewicht fallenden Faktor unserer nationalen Wirtschaft werden sie niemals werden. Dies bezeugt heute auch ein so warmer Befürworter der Kolonien wie Professor Wiedenfeld in Halle†). Rein wirtschaftlich stellen sich die kolonialen Anlagen dar als Geschäftsunternehmungen, deren Rentabilität nur eine scheinbare ist; denn sie ist nur durch den kostspieligen Schutz, die Verkehrsanlagen und die Verwaltung bedingt, von denen das Reich einen großen Teil trägt. Dieses Ergebnis wird sich auch bei Berücksichtigung der nach Lage der Verhältnisse möglichen Vermehrung unseres kolonialen Besitzes, ja selbst bei seiner Verdoppelung nicht wesentlich ändern. Und was die Schutzgebiete als Siedlungsländer betrifft, so ist nach kompetenten Kennern diese Möglichkeit gering im Verhältnis zur Ausdehnung der Gebiete und zur Größe der aufzuwendenden Mühen und Kosten.

---

*) Nach Hettner, Englands Weltherrschaft und der Krieg (Teubner, Leipzig 1915), S. 188.

**) Vgl. Kurt Wiedenfeld, Der Sinn deutschen Kolonialbesitzes (Deutsche Kriegsschriften, 6. Heft), Bonn 1915, Marcus und Weber, S. 13 f.

***) Solf scheint es für einen Vorzug der deutschen Kolonialpolitik zu halten, daß man um der liberalen Idee willen den freihändlerischen Standpunkt bis zur Schädigung des Mutterlandes festgehalten hat. Den Vorteil hatte England. (Vgl. das angef. Sammelwerk, S. 154 f.). Das müßte natürlich anders werden.

†) A. a. O. S. 17.

Es ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß man beginnt, sich in den Kreisen der Fachleute über die Grenzen der in den Kolonien liegenden Möglichkeiten keinen Illusionen hinzugeben. So kann man hoffen, daß in absehbarer Zeit auch im Volke die unklaren Begriffe vom wirtschaftlichen Werte unserer Kolonien schwinden; sie haben durch die wohlgeleitete Agitation, die mit den Gefühlswerten unseres berechtigten nationalen Ehrgeizes wirken konnte, in Köpfen und Herzen Platz gegriffen und sind durch populäre Schriften und Schulbücher in die junge Generation gedrungen. Ihr muß man immer wieder versichern, daß unsere weitgreifende wirtschaftliche Stellung in der Welt keineswegs auf den Kolonien beruht.

Aus einer Mißleitung des nationalen Ehrgeizes stammt denn auch der andere Grund, den man für die Notwendigkeit überseeischer Ausdehnung anführt, und der unsere ersten Pioniere auf diesem Gebiet geleitet hat. Das nationale Selbstbewußtsein im neuen Deutschen Reiche glaubte den Gedanken nicht ertragen zu können, daß andere Völker in fremden Erdteilen ihre Flaggen wehen ließen, während dies Deutschland nicht vergönnt sein sollte. Der Bürger der spätgekommenen Großmacht verriet einen Mangel an Sicherheit des Auftretens, wenn er glaubte weniger zu gelten als andere, bloß weil ihm dieses Herrschaftsattribut fehlte. Er ließ sich in diesem Punkte von andern Nationen, besonders von England, gewaltig imponieren.*) Die Weltgeltung Deutschlands schien den Besitz überseeischer Kolonien zu erfordern. Freilich herrschte selbst in England zeitweilig eine weitgehende Kolonialmüdigkeit; aber als sich nun dieser Staat besann und wieder um sich griff, schienen Kolonien allen Nationen von neuem erstrebenswert. Es handelte sich in jenen achtziger Jahren zum guten Teil um eine Suggestion, die — angeregt von der anerkannten Geschäftstüchtigkeit des Königs der Belgier**) — sich von der Hauptkolonialmacht auf die Auchkolonialmächte verbreitete. Die Völker glaubten an ihrem Prestige Einbuße zu erleiden, wenn sie sich nicht an der Aufteilung der Reste Afrikas beteiligten. Bismarck, der sich auf das Stimmungsmäßige bei den Völkern verstand, sträubte sich dagegen und versuchte, das Reich durch das System der privilegierten Kompanie von der direkten Berührung mit den kolonialen Aufgaben fernzuhalten. Es war umsonst. Aber er hat doch jedenfalls den Gedanken vertreten, daß ein Reich wie das unsere zur Wahrung seines Ansehens der äußeren Attribute nicht bedürfe. Man möchte auch heute nach der in diesem Kriege gegebenen Probe unserer Kraft gleicher Ansicht sein.

Wenn Wiedenfeld, nachdem er zugegeben hat, daß die Kolonien für uns wirtschaftlich nicht in die Wagschale fallen, ihre Bedeutung als weltpolitische Stützpunkte in den Vordergrund stellt, so ist doch wohl klar, daß es dafür der

*) Bezeichnend hierfür sind die eigenen Äußerungen von Karl Peters, z. B. in „Wie Deutsch-Ostafrika entstand" (1912) S. 7.

**) Vgl. Alfred Zimmermann, Die Kolonialreiche der Großmächte (Berlin 1916, Ullstein) S. 61, 64, 192 ff.

Kolonien nicht bedarf. Befestigte Kohlenstationen tun denselben Dienst, und sie entführen dem Mutterland nicht dauernd, sondern nur für eine Anzahl von Jahren wertvolles Menschenmaterial. Denn das übersehen die neueren Erörterungen des kolonialen Problems zumeist: Menschen, die als Ansiedler zu brauchen sind, bilden für unsere Nation — insbesondere nach den Verlusten in diesem Kriege — einen Stoff von solchem Werte, daß wir ihn nicht verschwenden dürfen.*) Bauern und landwirtschaftliche Arbeiter können wir in der Heimat nicht entbehren; in enger Fühlung mit der heimischen Volksart müssen wir sie zu mehren bestrebt sein. Die größte physische und moralische Kraft hat der Deutsche von jeher dort entfaltet, wo er im besessenen Boden einwurzelte und hoffen durfte, für Generationen seine Nachkommen demselben Boden einzupflanzen. Dem Wandertrieb steht im deutschen Wesen doch auch die Sehnsucht nach dem Besitz einer Heimat gegenüber, und sie ist stärker. So weist deutsche Art vielmehr auf Vorwiegen heimischen Lebens, auf Konzentration der Kraft hin, nicht auf Expansion, hinter der — der Erfolg lehrt es — die Zersplitterung lauert, die Degeneration und das Untergehen im fremden Wesen.

Hier muß noch auf einen Gedanken hingewiesen werden, den Hans Delbrück kürzlich geäußert hat.**) Er sieht wie ich von der Bedeutung der Kolonien als Wirtschaftsfaktor und als Siedlungsgebiet ganz ab, um einen sozialen Gesichtspunkt geltend zu machen. Den großen Überschuß an gebildeten Männern um die Dreißig, die bisher unzureichend genützt in der Heimat saßen oder fremden Ländern ihre Kräfte weihten, will er in ein zu erwerbendes ungeheures Kolonialreich schicken, damit sie dort die Völker niederer Rasse regieren. Darauf wäre zu erwidern: Die Produktion eines Überflusses von „Gebildeten" ist ein allseitig empfundener Mißstand, der auf einer verkehrten Kulturpolitik unserer Staaten beruht. Es wird dadurch eine Fülle wertvoller Kräfte in Jahren großer Leistungsfähigkeit nicht ausgenützt. Diese Kräfte wird die Zukunft unseres Volkes, so hoffen wir, besser nützen, indem es die Bildung vermenschlicht und von Ansprüchen und Standesvorurteilen löst, und indem es lernt, die Eignung und Bewährung des Menschen für sein Werk von dem rohen Prüfstein der Berechtigungen und Examina zu lösen. Es wäre Verschwendung, wertvolle Menschen unseres Volkes aus volksfremden Beweggründen wie dem kultureller Erziehung oder politischer Leitung tiefstehender Rassen in fremden Ländern und Klimaten zu verbrauchen. Auf die Mißgriffe, die von unseren Kolonialpionieren selbst in den beschränkten Gebieten unserer bisherigen Schutzgebiete gemacht worden sind und die Eignung unseres Volkes zur Erziehung fremder Rassen zweifelhaft erscheinen lassen, sei nur nebenbei verwiesen. Wen aber Abenteuerluft in die Welt treibt, der mag seinen Weg gehen; ihm braucht die Flagge des Reiches nicht überallhin zu folgen.

*) Über das große Risiko der Siedlung auf kolonialem Boden vergl. Wiedenfeld, S. 25 f.

**) Bismarcks Erbe (Ullstein und Co., Berlin, 1915) S. 198 ff.

Man mag aus Delbrücks Ausführungen entnehmen, wie auch denkende Köpfe sich nicht von den Kategorien lösen können, die durch Englands Vorbild aufgestellt sind: weil England sein Indien hat, das dem gebildeten Nachwuchs ohne Kosten des Mutterlandes reichlich die Staatskrippe füllt — muß deshalb auch Deutschland diesen sozialökonomischen Notausweg wählen, anstatt die fehlerhafte Schichtung seines Volkes daheim zu verbessern?*)

Die Gefahr der Zersplitterung und des Untergehens im fremden Wesen hat der Engländer nicht zu fürchten; gegen sie liegen Heilmittel in der Geschlossenheit und Enge seines Wesens. Aber auch vom Standpunkt der Politik ist ihm die überseeische Expansion ungefährlicher als uns. Man mag ja sagen, auch in der Bewertung Englands als natürlicher Festung gehe in diesem Kriege ein Wandel vor sich. Aber auch wenn man die Stärke der geographischen Position Englands nicht mehr so hoch bewertet wie früher, so hat doch England weder einen so gefährlichen noch einen so unheimlichen Nachbar jenseits seiner Festungsgräben, wie wir ihn in Rußland sehen müssen, das sich von dem großen Aderlaß dieses Krieges bald wieder erholen und dann die expansiven Richtlinien des Kuropatkinschen Geheimberichtes von 1900**) weiter verfolgen wird. Die Stärke des Moskowiterreiches liegt in der Masse; ihr wird vielleicht in absehbarer Zeit — schon dieser Krieg hat hier Unerwartetes gezeigt — die Kraft der Organisation zur Seite treten, wenn eine Regierung, die den Lehren dieses Krieges Rechnung trägt, das Chaos einem Zustande der Ordnung entgegenführt. Was dann für Kräfte entbunden werden können, das mögen wir kaum ahnen.

Diese Aussicht erfordert von uns die alleräußerste Verstärkung unserer mitteleuropäischen Position an Kraft, an Landgebiet und Volksmasse, damit wir dem russischen Koloß eine unüberwindliche Mauer entgegenstellen können. Jede Zersplitterung an Kraft, Volk und materiellen Mitteln, die durch überseeische Unternehmungen hervorgerufen wird, kann zu einer Schwächung dieser wichtigsten Verteidigungslinie, zu nie wieder gutzumachenden Verlusten unseres Volkes führen. Alles, was an kolonisatorischer Kraft in unserem Volke lebt, wird dringend gebraucht, um die große, inmitten ihrer Leistungen abgebrochene

*) In einer Besprechung des Delbrückschen Buches, die mir nachträglich zur Hand kommt, sagt Wilhelm Stapel (Preuß. Jahrbücher 163 (1916) S. 142): „In der überschüssigen Zahl unserer Intelligenz steckt zum großen Teil die deutsche Bauernkraft, die in der Landwirtschaft keine Betätigung mehr fand ... Sollen wir die übertriebene Produktion von Intelligenz in der Heimat fortsetzen und für sie, soweit sie nicht allmählich durch Geburtenrückgang ins ‚natürliche' Gleichgewicht gebracht wird, ein ‚deutsches Indien' schaffen, dafür aber auf die größtmögliche Kräftigung und Festigung des ursprünglichen Volkstums verzichten? Oder sollen wir jene übertriebene Produktion, die für Delbrück die Ursache der schwersten sozialen Fragen ist, dadurch beseitigen, daß wir bäuerliches Siedlungsland erwerben?" Delbrück erklärt S. 148, daß er Stapels Ausführungen vollkommen unterschreibt; wir dürfen also annehmen, daß er auf die Idee vom deutschen Indien verzichtet.

**) Vgl. Zimmermann a. a. O. S. 105.

Kolonisationsarbeit des Mittelalters, die Eindeutschung des Ostens, weiterzuführen, die russische Gefahr von den Mittelpunkten deutschen Lebens immer weiter abzudrängen.

So weisen uns geographische und politische Lage gleichermaßen dahin, für unsere kolonialen Bestrebungen künftighin vorwiegend das kontinentale System zu wählen. Dieser Krieg sollte uns die Gelegenheit dazu bieten. Was uns im Osten an kolonialen Möglichkeiten zuwächst, bedeutet eine unmittelbare Verstärkung unserer Kraft, und es führt uns aus der Unnatur unserer eingeschlossenen Lage heraus, die in der wachsenden Verstädterung und in der ungesunden sozialen Schichtung — auch in jenem Bildungsproletariat — ihren augenfälligen Ausdruck findet; denn es bietet klimatisch brauchbare, mit unseren Wohnsitzen geographisch verbundene, daher durch keine Seemacht lösbare Siedlungsgebiete.

Die Folgerungen, die man aus der Öffnung des Weges nach Konstantinopel gezogen hat, bedeuten nichts anderes, als daß man für den Wert von Landverbindungen jetzt erst den richtigen Blick bekommt, während man vorher, von Englands Vorbild verblendet, die jenem eigene, aber auch von ihm beherrschte „Hochstraße der See" überschätzte. Schon gehen koloniale Theoretiker soweit, ein zu Lande erreichbares Kolonialreich vom oberen Nil bis nach dem Westen Afrikas als Ertrag dieses Krieges für uns auszudenken*). Fiele uns diese Frucht zu, umso besser für uns, denn als Kontinentalvolk sind wir den Engländern, die auf die Seeverbindung angewiesen sind, überlegen. Aber ein solches Reich darf in keiner Weise durch die Schmälerung unserer Volkskraft und unserer Ellbogenfreiheit in Europa erkauft werden.

Unsere bisherigen Kolonien in Afrika werden wir wohl beim Friedensschluß zurückerhalten. Davon aber sollten uns die Erfahrungen des Krieges abgebracht haben, daß wir sie allein auf die Seeverbindung durch den — morgen wie heute — englischen Kanal fundieren. Zuviel gutes deutsches Blut ist bei der Verteidigung jener verlorenen Posten geflossen. Ob wir durch die Beherrschung des östlichen Mittelmeeres unserem Ziele näher kämen, hängt davon ab, wie stark wir Englands Weltstellung schwächen können. Von einem geschriebenen Abkommen über die Freiheit der Meere kann man sich nichts versprechen; solche Pflanzen vertragen den rauhen Wind des Krieges nicht. Die Londoner Deklaration wurde in London außer Kraft gesetzt. Und die Kongoakte, hinter der selbst Bismarck einen Teil unserer Schutzgebiete gesichert glaubte, hat die erste Kriegswoche nicht überlebt.

*) Hettner a. a. O. S. 113.

Ein deutscher Reichsvolkswirtschaftsrat

Von Amtsgerichtsrat Gustav Schneider

In dem Aufsatz „Eduard von Hartmanns Vorschläge zur Wahlreform“ (Nr. 24 der „Grenzboten“, 1916) hat der Verfasser Dr. Plotke in dankenswerter Weise darauf hingewiesen, daß wir Deutschen früher — im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts — einen Mann besessen haben, der als getreuer Eckart seines Volkes dreieinhalb Jahrzehnte lang seine mahnende, warnende, belehrende, ratende und überall anregende Stimme erhob, wo es galt, seinem Volke erstrebenswerte Ziele zu zeigen, es vor Fehlern und Mißgriffen zu schützen und ihm bis ins einzelne ausgearbeitete Reformvorschläge zu unterbreiten. E. von Hartmann hat selbst von den zwei sich in seinem Innern durchkreuzenden Willensrichtungen gesprochen: seinem Hang zu einsamem Sinnen und Denken und seinem Willen, für sein Volk zu wirken und zu schaffen. Verdanken wir dem großen Denker so einerseits seine tiefsinnigen Werke auf allen philosophischen Gebieten, deren Gehalt erst die kommenden Jahrzehnte und Jahrhunderte ganz ausschöpfen werden, so schulden wir ihm andererseits als Deutsche unseren Dank für seine zahlreichen Schriften, in denen er eine Fülle politischer, sozialer und sozialethischer Fragen in klarster Weise behandelt und regelmäßig den Nagel auf den Kopf getroffen hat.

Außer dem schon vor Dr. Plotke angeführten Werke Hartmanns „Zwei Jahrzehnte deutscher Politik und die gegenwärtige Weltlage“ nenne ich von der zuletzt erwähnten Gruppe besonders noch die „Tagesfragen“ (1896), „Zur Zeitgeschichte“ (1900), „Moderne Probleme“ (1886) und „Die sozialen Kernfragen“, deren 2. Auflage in der „Deutschen Bücherei“ 1906 in einer billigen Ausgabe erschienen ist. In dem zuerst angeführten Werke entwickelt Hartmann (unter Nr. IX Ziff. 1) auch einen Gedanken, dessen Verwirklichung meiner Ansicht nach ein geradezu dringendes Bedürfnis für die Zeit nach dem Kriege sein wird: daß nämlich ein deutscher Reichsvolkswirtschaftsrat als ein in gewissem Sinne berufsständiges Parlament mit den weitesten wirtschaftlichen Befugnissen neben dem Reichstage geschaffen werden müsse.

In einer Kundgebung der „Freien Vaterländischen Vereinigung“ über „Wirtschaftliche Lage und Volkseinigkeit“, die am 13. Mai 1916 im Abgeordnetenhause in Berlin stattfand, sprach außer dem Vorsitzenden Professor Kahl, Exzellenz Dernburg und dem Verbandssekretär Tischendörfer auch der

Abgeordnete Ökonomierat Dr. Hoesch. Dieser führte unter anderem folgendes aus: wir litten in wirtschaftlicher Hinsicht vor allem darunter, daß wir — sowohl die Regierung als auch das Volk — uns gegenüber der drohenden Kriegsgefahr nicht genügend gewappnet hätten. Ferner dürfe es so wie bisher mit der unzulänglichen Aufklärung des Volkes auf wirtschaftlichem Gebiete nicht weitergehen. Das heranwachsende Geschlecht müsse in der Schule und später über die Wirtschaftsfaktoren mehr aufgeklärt werden. Dr. Hoesch fährt dann wörtlich fort: „Unser Volk muß es würdigen lernen, daß nur ein volles gegenseitiges Sichganzverstehen uns für die Zukunft davor sichern kann, daß nicht von dieser oder jener Zufallsmajorität in einer gesetzgebenden Körperschaft eine Neuordnung unserer Wirtschaftspolitik geschaffen wird, die uns wiederum derartigen Gefahren auszusetzen geeignet ist." Das sind beherzigenswerte Worte, die man gar nicht genug betonen kann.

Wenn aber auch die wirtschaftliche Einsicht des deutschen Volkes im ganzen allmählich gehoben werden sollte, so werden gerade unmittelbar nach dem Kriege wirtschaftliche Fragen der schwierigsten Art von Bundesrat und Reichstag beraten und gesetzgeberisch gelöst werden müssen. Außerdem wird es ein frommer Wunsch bleiben, daß die wirtschaftliche Aufklärung der breiten Wählermassen jemals einen solchen Grad erreichen könnte, daß sie befähigt wären, eine sachlich richtige Entscheidung in den schwierigen Fragen der künftigen deutschen Zoll- und Handelspolitik, des Schutzzollsystems, der Handelsverträge, des Zolltarifes usw. zu treffen. Noch viel fraglicher ist es, ob die wirtschaftlich durchgebildeten Wähler bei der Wahl mit ihren Stimmen auch durchdringen, und ob der von ihnen gewählte Abgeordnete selbst wieder über die nötigen volks- und welt-wirtschaftlichen Kenntnisse verfügt, um jene schwierigen Fragen mitentscheiden zu können.

Dr. Hoesch weist darauf hin, daß aus dem Kriegszustand heraus Verhältnisse entstanden seien, die einfach gar nicht mit der überkommenen Arbeitsweise unserer Bureaukratie — Bureaukratie im besten Sinne des Wortes — gelöst werden konnten. Der Abbau der Kriegswirtschaft, ihre Überführung in die Friedenswirtschaft und die künftige Gestaltung der deutschen Wirtschaftspolitik werden aber ähnlich schwierige Probleme aufrollen. Wenn auch in Zukunft manches Süpplein nicht so heiß gegessen werden wird, wie sie sämtlich nach den Beschlüssen der Pariser Wirtschaftskonferenz für uns Deutschen auch nach dem Kriege gekocht werden sollen, so ist eines doch sicher: die bisher bestehenden gesetzgebenden Faktoren des Reiches (Bundesrat und Reichstag) können die Aufgaben, die ihnen künftig auf wirtschaftlichem Gebiete gestellt werden, kaum allein lösen. Es muß eine dritte Körperschaft ins Leben gerufen werden: ein deutscher Reichsvolkswirtschaftsrat.

Die zuständigen Reichsbehörden werden nach dem Kriege noch weit mehr als bisher auf die Mitwirkung sachverständiger Berater bei der Anfertigung der Entwürfe der Zoll- und Wirtschaftsgesetze angewiesen sein; ich komme später

noch auf die Schöpfung eines sogenannten „Wirtschaftlichen Generalstabes" zu sprechen. Würden sich nun auch die Reichsbehörden mit einem sachverständigen Stabe, mit den sachkundigsten Vertretern der verschiedenen gewerblichen und wirtschaftlichen Gruppen umgeben und diese bei der Ausarbeitung der wirtschaftlichen Gesetzesentwürfe zu Rate ziehen, so würden die noch so gut ausgearbeiteten Entwürfe doch heillos verpfuscht, wenn sie erst im Reichstage hin- und herberaten, in Kommissionen abgeändert und schließlich im Wege des Kompromisses, d. h. in völlig veränderter und häufig verkehrter Gestalt angenommen würden.

Schon bei nichtwirtschaftlichen Gesetzen besteht die Gefahr, daß ein Parlament die bestdurchdachten Entwürfe, wie Hartmann bemerkt, „entweder ablehnt, oder in Kommissionen begräbt, oder verstümmelt oder verballhorn isiert". (Zwei Jahrz. usw. S. 115.) Bei den wirtschaftlichen Gesetzen ist diese Gefahr noch viel größer. Hartmann weist darauf hin, „wie unsere wirtschaftlichen gesetzgeberischen Maßregeln durch eine oft völlig sinnwidrige politische Parteitaktik, durch den parlamentarischen Schacher mit Konzessionen wirtschaftlicher, politischer und kirchlicher Art verfälscht und verdorben" werden, ebenso „wie unsere politischen Parteigegensätze durch die Spezialberatung der wirtschaftlichen Fragen im Parlament verfälscht und in heillose Verwirrung gebracht" worden sind. Die politischen Parlamente seien schon wegen der mangelhaften Vorbildung der Mehrzahl ihrer Vertreter zur Einzelberatung wirtschaftlicher Fragen unfähig; dazu träfen sie die wichtigsten Entscheidungen über wirtschaftliche Fragen „nicht einmal nach ihrer unzulänglichen wirtschaftlichen Einsicht, sondern nach politischen Parteirücksichten, die mit den wirtschaftlichen Fragen gar nichts zu tun" hätten. Dies sei um so schlimmer, weil die Entscheidung über jene Fragen in die Hände von Leuten gelegt sei, die, trotzdem die Mehrzahl nicht die für den Gegenstand erforderliche Vorbildung besitze, nichtsdestoweniger berufsmäßig gewöhnt seien, über das, was sie nicht oder unvollkommen verstünden, sich „mit formeller Gewandtheit so auszulassen, als ob ihr Urteil wohl informiert und unfehlbar" wäre. Ganz anders wäre es, wenn man die Einzelberatung wirtschaftlicher Fragen einer ad hoc zusammengesetzten Körperschaft anvertraue, die sich teils aus Männern zusammensetzt, die das Studium des Gegenstandes zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben (Volkswirtschaftlern, Finanzleuten usw.), teils aus auserlesenen Vertretern aller wirtschaftlichen Gruppen. Die ersten, die als persönlich uninteressiert die Gewähr böten, daß sie nur das Wohl und Heil der Gesamtheit im Auge hätten, müßten von der Regierung berufen, die anderen von den Organisationen der Wirtschaftsgruppen gewählt werden. Dem Reichstag dagegen könne sehr wohl der ihm zustehende Einfluß gewahrt werden, wenn ihm die aus dem Volkswirtschaftsrat hervorgegangenen Gesetzesvorlagen und Handelsverträge mit fremden Staaten nur zur Annahme oder Ablehnung, jedoch unter Ausschluß jeder Änderung vorgelegt würden (a. a. O. S. 128 bis 131).

Wenn z. Zt., als Hartmann diesen seinen Vorschlag begründete, noch nicht sämtliche wirtschaftlichen Gruppen über die notwendigen Organisationen und Vertretungen verfügten, die zur Bildung eines Volkswirtschaftsrates erforderlich sind, so verhält sich dies heute wesentlich anders. Es bestehen heute außer den Handels-, die Landwirtschafts-, Handwerks- und Gewerbekammern, die ihre Vertreter wieder in den deutschen Handelstag, Landwirtschaftsrat, Handwerks- und Gewerbekammertag entsenden können. Ebenso müßte zur Vertretung der Interessen des eigentlichen Arbeiterstandes, soweit er nicht schon eine solche in den heutigen Handwerks- und Gewerbekammern besitzt, eine einheitliche Organisation geschaffen werden. Das Nächstliegende wäre, daß man an die bestehenden Gewerkschaften anknüpfte. Der Reichstagsabgeordnete Legien hat aber jüngst dem Reichskanzler gegenüber dessen Frage, ob man nicht eine einheitliche Arbeiterorganisation durch die Begründung eines Kartells aller Gewerkschaften schaffen könne, eher verneint als bejaht. Wäre hiermit das letzte Wort in dieser Frage gesprochen, so würde man eine solche einheitliche Organisation zur Geltendmachung der rein wirtschaftlichen Interessen des Arbeiterstandes künstlich neu bilden müssen, aber auch ohne große Schwierigkeiten ins Leben rufen können. Von allen diesen Vertretungen müßten die Vertreter der einzelnen Wirtschaftsgruppen in den Reichsvolkswirtschaftsrat gewählt werden. In welcher Weise und in welcher Zahl die von der Regierung berufenen Mitglieder ausgewählt würden, könnte und müßte gesetzlich näher festgelegt werden.

Ob uns nach diesem Kriege ein lange dauernder Friede beschieden sein wird, hängt davon ab, inwieweit wir England (und Rußland) dieses Mal niederringen; ferner davon, ob England jemals wieder eine ähnliche Koalition gegen uns zusammenbringt wie 1914; vor allem davon, wie sich künftighin die politischen Verhältnisse gestalten, und es unserer Diplomatie gelingt, kriegerischen Verwicklungen durch zielbewußte und kraftvolle Führung unserer Auslandspolitik vorzubeugen. Immerhin müssen wir damit rechnen, daß in absehbarer Zeit nochmals ein schwerer Krieg entbrennen könne, der erst die endgültige Entscheidung darüber bringen wird, ob wir uns von England unseren Anteil an der Weltwirtschaft und unseren Platz im Leben der Völker verkümmern lassen müssen. Damit wir aber wirtschaftlich gegen einen künftigen Krieg besser gerüstet sind als bisher, muß die zweckmäßige Durchführung der Kriegswirtschaft schon im Frieden vorbereitet werden. Deshalb müssen die Abteilungen des Preußischen Kriegsministeriums weiter ausgebaut werden, die die Feststellung des Bedarfes und die Erzeugung der industriellen Rohstoffe und Lebens- und Futtermittel sowie ihre Zuführung zum Heere und zu dessen Teilen bearbeiten. Ferner müßte das jetzt im Krieg geschaffene Kriegsernährungsamt zu einem Reichswirtschaftsamt ausgebaut werden, das die gleichen Aufgaben für die Versorgung der bürgerlichen Bevölkerung übernimmt. (Ob man diese Behörde zu einem selbständigen Reichsamt macht oder an das Reichsamt des Innern angliedert, ist eine mehr untergeordnete Frage.) Das Reichswirtschaftsamt,

das im Kriegsfall gleichzeitig zu einem durch Vertreter anderer Reichsbehörden verstärkten Reichskriegsamt werden könnte, hätte auch alle die Obliegenheiten zu erfüllen, die zurzeit der beim Reichsamt des Innern als Beirat bestehende „Wirtschaftliche Ausschuß" erfüllen soll, und die nach den Anträgen der Handelskammern Elberfeld und Barmen sowie des Geh. Justizrats Professors Dr. Rießer und des Kommerzienrats Leonhardt in Dresden ein ins Leben zu rufender „Wirtschaftlicher Generalstab" zu erledigen hätte: nämlich den Abbau der kriegswirtschaftlichen Einrichtungen nach eingetretenem Frieden einschließlich der Vorschläge für die dringend notwendige Nachkriegsgesetzgebung, die Einstellung der wirtschaftlichen Tätigkeit auf den Krieg, die Kriegsbereitschaft und Mobilmachung der Volkswirtschaft, also ihre Umschaltung in und ihre Anpassung an den Krieg (Kriegssozialismus, Ausfuhrverbote, Regelung des Arbeitsmarktes, des Kredit- und Verkehrswesens, Rohstoffverteilung und -Ersatz und dergleichen), besonders die Regelung der Erzeugung, Aufstapelung und sachgemäßen, gerechten Verteilung der Lebens- und Futtermittel und anderer Verbrauchsgegenstände im Kriege; im Frieden aber die organische Vorbereitung aller für den Krieg in Betracht kommenden wirtschaftlichen, finanziellen, verkehrstechnischen, sozialrechtlichen und juristischen Maßregeln. Die genannten Antragsteller denken an eine beim Preußischen Kriegsministerium oder beim Reichsamt des Innern einzurichtende Abteilung oder auch an ein selbständiges Reichsamt, das neben den Vertretern der Behörden auch sitz- und stimmberechtigte Vertreter der Landwirtschaft, der Industrie, des Handels, der Schiffahrt, der Handwerker und Arbeiter, kurz: aller gewerblichen Kreise als Sachverständige enthalten soll (vergleiche Monatsschrift der Handelskammer Düsseldorf, Mai-Nummer 1916).

Würde nun ein Reichsvolkswirtschaftsrat geschaffen und würden, wie oben angedeutet, jene Behörden ins Leben gerufen oder weiter ausgebaut, so könnte das Preußische Kriegsministerium dem Kreise des Volkswirtschaftsrates stets leicht die sachkundigen Männer entnehmen, deren es als Berater bei den in Betracht kommenden wirtschaftlich-kaufmännischen Fragen bedarf. Ebenso könnte der Volkswirtschaftsrat aus seiner Mitte einen Ausschuß wählen, der im Frieden bei dem Reichswirtschaftsamt beratende Stimme hätte. Eine beschließende Stimme wäre wohl nicht nötig, da dem Volkswirtschaftsrat selbst ja noch die Beschlußfassung über alle wirtschaftlichen Fragen verbliebe. Im Kriege dagegen, wo sich der gesamte Volkswirtschaftsrat wohl nicht häufiger versammeln würde wie auch der Reichstag, könnte jener Ausschuß bei dem Kriegswirtschaftsamt auch beschließende Stimmen erhalten, und außerdem bei diesem noch ein weiterer Ausschuß mit beratender Stimme gebildet werden, dem auch die Vorstände der Kriegsgesellschaften usw. und die Vertretungen der Verbraucher angehören würden.

Es ist naturgemäß, daß wir jetzt infolge des Krieges die wirtschaftlichen Einrichtungen für einen künftigen Kriegsfall schaffen wollen, die wir in diesem

Kriege fast aus dem Boden stampfen mußten*). Man darf aber nicht verkennen, daß der Krieg im Laufe der menschheitlichen Entwicklung allmählich ein Ausnahmezustand geworden ist, während er früher die Regel bildete. Deshalb muß man annehmen, daß die weitere Entwicklung dahin drängt, ihn jedenfalls immer seltener werden zu lassen. Daher müssen wir zunächst die Einrichtungen treffen, die im Frieden notwendig sind; wenn möglich freilich solche, aus denen in leichter Weise, fast selbsttätig und automatisch, die für den Krieg erforderlichen Organisationen gebildet werden können. Durch die Einführung eines Volkswirtschaftsrates würde aber nicht nur unser politisches und unser Parteileben von einer Verquickung mit den wirtschaftlichen Interessen erlöst, sondern auch eine Körperschaft ins Leben gerufen, die jederzeit einen Stab sachkundigster und zum Teil auch persönlich uninteressierter Berater den im Kriege zu bildenden Organisationen zur Verfügung stellen könnte.

An den Bundesstaaten (dem Bundesrat) und dem Reichstage liegt es, der Schöpfung eines Volkswirtschafsrates sofort beim Friedensschluß oder noch vorher näher zu treten. Schon Bismarck hat den Plan erwogen, einen Volkswirtschaftsrat zu schaffen, ihn aber vor dem Widerstand des Reichstages wieder fallen lassen. Jetzt, nachdem uns der Krieg ein so harter Lehrmeister in vielen Beziehungen, besonders auch auf wirtschaftlichem Gebiete, gewesen ist, darf man hoffen, daß die Geister empfänglicher für jenen Gedanken geworden sind.

Der Friedensschluß wird uns an einen der wichtigsten Wendepunkte der deutschen Geschichte führen. Man sollte es dann aber auch angezeigt finden, an die Umgestaltung unserer innerpolitischen Verhältnisse heranzutreten, soweit diese eine dringende Notwendigkeit ist. Deshalb darf man die Hoffnung hegen, daß auch der Reichstag, wenn nur der Bundesrat und der Reichskanzler demnächst kräftig die Initiative zur Einführung eines Volkwirtschaftsrates ergreifen, diese Schöpfung willkommen heißen und ihr in hoher Selbstbescheidung seine Zustimmung nicht versagen wird.

*) Nichts beweist mehr die Friedensliebe Deutschlands, als daß es in keiner Weise für die volkswirtschaftliche Mobilmachung gesorgt hat, wie sie zu einem Angriffskrieg notwendig gewesen wäre. Während die militärische, finanzielle und verkehrstechnische Mobilmachung glänzend vorbereitet war — mit einem Verteidigungskrieg gegen die halbe Welt mußte man ja seit Jahren rechnen, — fehlte es in wirtschaftlicher Hinsicht an jeder Vorbereitung und jedem Plan.

Das Werden des Orients

Von Dr. Leon Suleiman

eit längerer Zeit beschäftigt die Frage: Wird der Orientale „Europäer" werden? manchen führenden Kopf im Orient. Angesichts der Isolierung der islamischen Türkei dem christlichen Europa gegenüber während der vergangenen Jahrhunderte und der vielen Kriege, die auf türkischem Boden ausgetragen wurden, deren Endergebnis eine unaufhaltsame Verdrängung der Türkei vom europäischen Kontinent war, mußte jene Frage in den Vordergrund treten. Man empfand Europa in weiten Kreisen der Türkei als eine von Zivilisation, Kultur, Kunst und Wissenschaft durchtränkte Einheit dem verlotterten Wirtschafts- und Staatsleben der alten Türkei gegenüber, und um den anderen Nationen politisch gleichberechtigt zur Seite treten zu können, sah man das Heil in einer möglichst weitgehenden wirtschaftlichen und kulturellen Annäherung an Europa, ja in einer Verschmelzung mit den Völkern, die man „die europäische Kulturgemeinschaft" zu nennen pflegte. Diese Ansicht, die noch jetzt einen großen Teil der führenden Männer beherrscht, schien früher noch dadurch gerechtfertigt zu werden, daß der Beginn eines jeden Krieges gegen die Türkei mit wirtschaftlichen und kulturell-sozialen Mängeln begründet wurde, deren Abhilfe die anderen Mächte von der Türkei kategorisch forderten. Diesen Anlaß zu allen Kriegen schien man nun durch Europäisierung des Volkes beseitigen zu können, um dann einer friedlichen Entwicklung entgegen zu gehen. Man vergaß aber, daß diese von den Mächten verlangten wirtschaftlichen und sozialen Reformen nur den Anlaß zu den Amputationen gaben, die Europa während des neunzehnten Jahrhunderts so sehr in Anspruch genommen haben. Hinter jenen Anlässen steckten Ursachen ganz anderer Art: Wünsche, deren Erfüllung man nicht auf dem Wege der „Europäisierung" erreichen konnte. Der Seeweg über Konstantinopel und der Landweg über Bagdad waren für Rußland und England gewiß weit stärkere Bedürfnisse als jene stets an die Spitze der Politik gestellten Reformbestrebungen. —

Es ist kein Zweifel, daß die Teilnahme an der europäischen Kultur eine der Vorbedingungen für eine zukünftige kraftvolle wirtschaftliche und politische Entfaltung des Osmanenreiches ist. Es gibt jetzt keinen vernünftigen Menschen an leitender Stelle in der Türkei, der nicht von dieser Binsenwahrheit wirklich überzeugt ist. Die sogenannte „nationale Partei" warnt aber davor, so in den Apfel der Weisheit zu beißen, daß der sichere Tod die Folge wäre.

Assimilation kann unmöglich fortschrittliche Entwicklung bedeuten, die Verleugnung seiner Eigenart und das Aufgehen in anderen Völkern kann nicht das Ideal eines Volkes sein. Gerade der Ausbau der Eigenart des Landes und Volkes, seiner Kultur und Wirtschaft ist die Grundbedingung dafür, daß die Türkei in ein wirtschaftliches und kulturelles Austauschverhältnis mit Europa treten kann.

Lediglich zur Entfaltung seiner selbst ist es für die Türkei unumgänglich nötig, dasjenige für sich zu verwerten, was Europa in einem jahrhundertelangen Streben, Sinnen und Trachten im Dienst der allgemeinen Entwicklung der Nationen geschaffen hat. Trotz seines hohen Alters ist der nahe Osten ein „neues Land", das erstaunlich reich an natürlichen und unerforschten Hilfsquellen ist. Im Wirtschaftsleben fühlt man es überall, daß man die Schätze, die der eigene Boden birgt, unmöglich ohne Zuhilfenahme der Errungenschaften der modernen Technik, die gerade auf dem Gebiete der Rohstoffgewinnung in Europa einen Triumph nach dem anderen feiert, wird heben können. Nur die Kräfte, die das Hirn des Menschen und sein physischer Fleiß hervorgebracht haben, können jene in der Natur und im Boden schlummernden Kräfte in Bewegung setzen. Wer weiß jetzt nicht, wieviel Eisenbahn- und Bewässerungsbauten die Türkei fremder Initiative und fremden Machtmitteln verdankt, deren Ausgestaltung nicht einmal die Macht des Krieges zu hemmen vermochte. Hunderte von Eisenbahn- und Straßenkilometern werden mit vereinter türkisch-deutscher Kraft auch während des Krieges durch das Land gezogen. Jetzt strategischen Zwecken dienend, werden sie doch bald dem friedlichen Erwerbsleben übergeben werden und jene Umwandlung tatkräftig unterstützen, die man auf allen Gebieten mit einer gewissen Selbstverständlichkeit sich vollziehen sieht. Es ist falsch, zu glauben, daß nur auf militärischem Gebiete eine Verfügung eingetreten ist. Die Türkei befindet sich auch mitten im furchtbarsten blutigen Ringen in einem gewaltigen Erneuerungsprozeß, in keinem künstlich erzeugten Prozeß, sondern in einer Zeit natürlicher Wiedergeburt, in der man die notwendigen tiefeinschneidenden Einflüsse des Westens auf allen Gebieten deutlich erkennt. Alte Häuser werden in allen größeren Städten niedergerissen, um gesündere und schönere Straßen zu schaffen. Allerlei öffentliche städtische Anlagen werden geplant und zum Teil ausgeführt. Probleme der Erziehung und Bildung tauchen auf. In den Zeitungen und Zeitschriften werden die Gründe des geistigen Tiefstandes erörtert und Pläne für die Fortentwicklung der nationalen Kraft, für die Bevölkerungsvermehrung, die Verhütung der Kindersterblichkeit usw. entworfen. Die öffentliche Meinung hat in der Türkei im Hinblick auf die große Zahl der Analphabeten einen unglaublichen Aufschwung genommen und den konstitutionellen Einrichtungen wird überall das größte Verständnis entgegengebracht.

Dieser Drang nach vorwärts wird nicht mehr aufzuhalten sein. Trotz aller Verwicklungen äußerer und innerer Natur wird er mit aller Macht, von politischen Zufälligkeiten unabhängig, weiter wirken.

Wenn es gewiß auch richtig ist, daß der Orient für den deutschen Handel noch keineswegs als ein Kompensationsobjekt für den Verlust überseeischer Interessen gelten kann, so ist doch der zahlenmäßige Beweis aus der Vergangenheit für die Zukunft der wirtschaftlichen Beziehungen angesichts des in einer völligen Umwälzung begriffenen Orients nicht überzeugend. Hier wirken Unterströmungen mit, die menschlichem Maß entgehen, die man aber mitfühlen und miterleben kann. Schon vor Beginn des Krieges haben auch die Amerikaner diesen Wandlungen des Orients volle Aufmerksamkeit geschenkt und machten die größten Anstrengungen, ihre wirtschaftlichen Interessen auf diese Voraussetzungen zu gründen. „Die Länder des Orients gehen einer Zeit wirtschaftlicher Entfaltung entgegen, die einen völligen Umschwung bedeutet und den Orientalen einen angesehenen Platz unter den Handelsvölkern der Welt erobern wird", schrieb der amerikanische Generalkonsul in Konstantinopel an den Chef des amerikanischen Konsulardienstes. „Hier sind neue Märkte, Märkte von großer Entwicklungsfähigkeit, die aufmerksame Beachtung verdienen. Diese Märkte stehen im innigsten Zusammenhang mit dem Wohle von tausenden amerikanischen Arbeitern, Fabrikanten, Kaufleuten und Reedern." Und so ist es. — —

Nun wird trotz dieses gewaltigen Entwicklungsganges und trotz der Verquickung des Orients mit dem Okzident, die sich auf allen Gebieten vollzieht, die Eigenart des Orients und des Orientalen die unbedingte Grundlage zu all dem bieten, was an Kräften des materiellen Wirtschaftslebens entbunden werden wird. Jene noch immer nicht gründlich genug erforschten Eigentümlichkeiten der orientalischen Wirtschaftsbedingungen, werden sich mit Naturnotwendigkeit Berücksichtigung erzwingen. Es wäre bedauerlich, wollte man sich der Erkenntnis dieser Tatsache verschließen, die sich jedenfalls bei Nichtbeachtung unter großen Verlusten für das private und nationale Wirtschaftsvermögen der mit dem Orient in Berührung gelangten Völker, durchsetzen wird. Die der Natur des Orients und des Orientalen innewohnenden Kräfte aller Art, die teils auf Rassenanlagen, teils auf durch Jahrhunderte vererbten, zu Fleisch und Blut gewordenen geschichtlichen Überlieferungen beruhen, müssen in all ihren Einzelheiten intensiv erforscht und ergründet werden. Die hierauf aufzubauende Wirtschaftsform wird sich dann nicht schwer finden lassen.

Gewiß macht das kulturelle Leben einer Nation noch weit größere Ansprüche auf Beachtung ihres Seins und Werdens. Es ist auch selbstverständlich, daß keine noch so gewaltige technische und soziale Umwälzung die türkische Nation zwingen wird etwas aufzugeben, was wirklich Kultur und wahrhaft ihre Kultur ist, genau wie keine Kultur auf Erden je die Absicht haben kann, eine andere ebenso wahre und in ihrem Rahmen ebenso leistungsfähige Kultur zu vernichten. Nicht das Beste der französischen Kultur ist von den Paris besuchenden Türken nach Hause mitgenommen worden, und was an Gutem herüberkam, blieb den in einer ganz anderen Weltanschauung lebenden Türken stets fremd. Es fehlten die verwurzelnden Anpassungsmomente, die nur einer

selbstlosen liebevollen Hingabe eigen sind. Denn nur jene aufbauenden Kräfte sind wahrhaft neugestaltend!

Deutschland, das mit verhältnismäßig junger Kraft in die Schranken des Orients getreten ist, hat sein Bestreben in unzweideutiger Weise umgrenzt, sowohl in politischer, als auch in wirtschaftlicher und kultureller Beziehung. Wie es die alten Kräfte der osmanischen Armee waren, die durch deutsche Lehrmeister zu jenen Leistungen erzogen worden sind, die in Deutschland gewiß niemals überschätzt wurden, aber auch bei den Feinden des Kalifenreichs nun lange nicht mehr unterschätzt werden, so wird auf osmanischen Boden osmanische Manneskraft zu wirtschaftlicher Betätigung erzogen werden, die den Güteraustausch beider Nationen zugute kommen wird. So wird auch deutscher Forschertrieb jene alten Kulturschätze des Orients emporziehen, sie verstehen lernen, ihren wahren Kern herausschälen, um ihn mit den allgemeinen modernen Geisteswissenschaften zu einer Masse zusammenzukneten, die wir dann als eine neue vorderasiatische Kultur erblühen sehen werden.

Wie auf wirtschaftlichem, so auch auf geistigem Gebiete kann die anderen europäischen Völkern so verhängnisvoll gewordene Parole: „Für den Export nach dem Orient ist alles noch gut genug" nicht energisch genug bekämpft werden. Im Gegenteil nur das Waschechte, das Beste im Deutschtum schicke sich an die Arbeit im Orient. Die Türkei darf für das Deutschtum (besonders das kulturelle) kein jedermann offenstehendes Tätigkeitsgebiet sein. Eine umfassende Organisation muß dafür bürgen, daß eine genügende Auswahl und Auslese der entsandten Kulturpioniere getroffen wird. Man darf den „Balkanzug" nicht lediglich mit einer Fahrkarte versehen besteigen. Jeder, der die Wege des Orients kennt, weiß, daß durch falsche Schritte aufgewirbelter Staub allen Nachkommenden in die Augen fliegt.

Der wirtschaftliche Kampf wird im Orient erst wenn die Waffen ruhen zu heller Flamme auflodern. Nichts kann mehr schaden als die Ansicht, daß die feindlichen Mächte der Türkei nach den Erfahrungen dieses Krieges ihre Hände vom Orient lassen werden. Eher wird das Gegenteil der Fall sein. Sie werden, nachdem sie nun eingesehen haben, daß die Türkei politisch und militärisch keine quantité negligeable ist, ihre Anstrengungen verdoppeln, um wenigstens ihr verlorenes Prestige daselbst wieder zu heben. Für Deutschland gilt es nun einerseits diesem Kampfe zu begegnen, andererseits aber das Vertrauen eines in seinen europäischen Freunden so oft enttäuschten Volkes zu gewinnen, ein Volk, dessen Charaktereigenschaften keineswegs wirtschaftshemmend, dessen Religion niemals kulturfeindlich war zu einem Wirtschafts- und Kulturbündnis mit dem Deutschen Reiche erst vorzubereiten; ihm Güter zu verleihen, die die türkische Nation zu einem gleichberechtigten Faktor in die Wirtschaftsgruppe erheben, die sich von der Nordsee bis zum persischen Golf erstrecken wird. Gerade als Mitglied eines größeren Wirtschaftskreises muß die Türkei danach streben, auf der Grundlage der ihr von der Natur verliehenen

Wirtschaftsbedingungen groß zu werden, alle ihre Eigentümlichkeiten auszubauen In ihrem Rahmen und in ihrer Eigenart muß sie leistungsfähig werden. Daß im Eifer des Wiederaufbaues über das Maß der nationalen Ziele und Zwecke hinausgegriffen werden wird, ist wohl psychologisch zu verstehen, doch hat man allen Grund anzunehmen, daß die praktische Wirklichkeit solche Bestrebungen sehr bald in den Umkreis des wahrhaft Nützlichen und praktisch Ausführbaren zurückführen wird. Das heißt aber: der Orient kann und wird europäisiert werden, ohne jemals Europa zu werden.

Persönlichkeit als Idee der Geschichte und des Weltkrieges

Von Dr. Karl Buchheim

Durch den Weltkrieg hat die deutsche idealistische Philosophie in der Literatur eine erhöhte Bedeutung gewonnen. Insbesondere hat Fichte neue Verkündiger gefunden. Eine Schrift von Ottmar Dittrich „Neue Reden an die deutsche Nation" (Leipzig, Quelle u. Meyer, Preis 2 Mark) will schon im Titel andeuten, daß der Verfasser gern der Fichte unserer Zeit sein möchte. Ob mit Glück, mag der Erfolg lehren. An philosophischer Tiefe und radikalem Ernst kommt das Buch den alten „Reden" nicht gleich. Dafür liest es sich leicht, viel leichter als Fichte, der sich zum Schaden seiner propagandistischen Wirksamkeit auf populäre Sprache nicht gut verstand. Im übrigen geht Dittrich weniger auf Fichtes als vielmehr auf Hegels Spuren; er beruft sich auch an entscheidender Stelle (S. 36) auf Hegel. Denn folgendermaßen ist seine Geschichtsphilosophie: Die Urzeit des deutschen Volkes wird beherrscht von der Idee des Individualismus. Stämme, Völkerschaften, Einzelne stehen sich chaotisch gegenüber im Kampf aller gegen alle. Dagegen erhebt sich im fränkischen und deutschen Reich, im römischen Kaisertum und Papsttum die Idee des Universalismus und sucht alle Individualitäten zu unterdrücken. Diese wehren sich dagegen, und schon droht gegen Ausgang des Mittelalters alles wieder in ein individualistisches Chaos zu versinken: da erhebt sich als Synthese die Idee des Personalismus. Mit einer „List" wird sie in den individualistischen Bestrebungen selber wirksam. Diese werden ihnen selbst unbewußt höheren Zwecken untergeordnet. Dabei dauern die Individualitäten an sich selbständig fort. Denn der Grundsatz des Personalismus lautet: „Alle für einen und einer für alle, und doch jeder ganz er selbst."

Diese Konstruktion gewinnt aus der wirklichen Entwicklung der gesamtpsychischen Zustände unseres Volkes in der Neuzeit, soweit wir uns von dieser ein Bild machen können, einen Schein des Rechts. Es hat wirklich eine Abänderung des Individualgefühls z. B. in unserer Staatsanschauung gegenüber der des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts stattgefunden. Darum spricht z. B. Lamprecht von der Umwandlung des individualistischen Zeitalters in ein subjektivistisches. Aber Dittrich geht derartigen psychologischen Wandlungen der deutschen Geschichte keineswegs nach; er konstruiert einfach nach dem rein apriorischen Ideenschema: Individualismus — Universalismus — Personalismus. Und die Anwendung dieses Schemas macht er sich nicht schwer. Was dem Fortschritt der Zeiten dient oder was dem Verfasser sympathisch ist, gehört dem personalistischen Prinzip an: z. B. die Tätigkeit Luthers, Friedrichs des Großen und der Männer der preußischen Reformzeit; was hemmend wirkt, sind individualistische Mächte: z. B. die alte römische Kirche, die landständischen Bestrebungen, später auch der Absolutismus und Napoleon. Himmelweit unterschiedene Tendenzen finden wir so auf einer Partei! Ähnlich wird die Situation des Weltkrieges charakterisiert. Er ist ein Kampf zwischen personalistischen und individualistischen Mächten. Personalistische Politik treiben wir und unsere Verbündeten, individualistische Grundsätze beherrschen England und überhaupt unsere Feinde. Da muß man denn doch sagen, daß so gleichartig die Ideenverfassung dieses Krieges weder auf dieser noch auf jener Seite ist, und daß so simpel weltgeschichtliche geistige Strebungen sich nicht in zwei Begriffe fassen lassen.

Wenn man die deutsche idealistische Philosophie, mag es nun Fichte oder Hegel sein, für unsere Zeit fruchtbar machen will, so muß man die spekulativen Geschichtskonstruktionen dabei von vornherein ausschalten. Fichte und noch mehr Hegel haben gemeint, die Wege der Vorsehung ergründen zu können. Sie haben mit der Fackel der rationalen Erkenntnis hinter die metaphysische Wesenheit der Menschengeschichte leuchten wollen. Es hat sich aber herausgestellt, daß diese Fackel nur eine trügerische Konstruktion erleuchtet. So hoch wir Fichte und Hegel stellen wollen: an dem einen geistesgeschichtlichen Ergebnis läßt sich nichts abmarkten, daß der idealistische Rationalismus nicht hinter den Sinn der historischen Entwicklung gekommen ist. Groß ist gewiß die Lehre Fichtes von der Entwicklung der Menschheit zum wahren Sein, das ihr auf der Grundlage sittlicher Autonomie Erlösung vom Zwange der Natur erwirkt, und nicht minder groß die Konstruktion Hegels, nach der die Weltgeschichte die Entfaltung Gottes in einem dialektischen Prozeß darstellt. Aber ergründet ist das Absolute damit nicht. Für uns gibt es nur eine empirische Geschichte, und wo wir mit Ranke in ihr leitende Ideen feststellen wollen, müssen sich diese aus dem empirischen Befund ergeben. Ob diesen Ideen metaphysische Bedeutung zukommt, können wir nicht wissen. Hier beginnt das Gebiet unseres Glaubens. Daß die spekulative Vernunft nicht das Wesen der Ge-

schichte erklären kann, ist gerade ein sehr wichtiges, zwar negatives, aber darum nicht minder wertvolles Ergebnis der überaus gründlichen Arbeit, die der deutsche Idealismus geleistet hat. Es ist die erkenntnistheoretische Grundlage für das logische Recht alles Glaubens in Weltanschauungsfragen. Das alte Wort: „Eure Wege sind nicht meine Wege, und meine Gedanken sind höher denn eure Gedanken", hat weder Fichte noch Hegel umgestürzt. Auch Dittrich wird es nicht widerlegen! „Nie mische sich das ‚liebe Ich' individualistisch in die Erkenntnis ein", verlangt Dittrich (Seite 208) von der Philosophie der Zukunft. Aber gerade dieser verpönte Individualismus muß aller wahren menschlichen Erkenntnis eigen sein. Menschen müssen die Welt mit Menschenaugen ansehen. Je mehr wir uns bewußt werden, daß unsere Erkenntnis die Farbe der Individualität der menschlichen Gattung trägt, um so wahrhaftiger sind wir vor Gott und unserem logischen Gewissen. Was wissen wir denn davon, wie etwa der Bewohner eines Siriusplaneten die Welt anschauen mag? Und was wissen wir erst recht von der Logik Gottes in Natur und Geschichte? Es ist eine große Sache um den Glauben, daß Gottes Weisheit auch durch unseres Geschlechtes verworrene Geschichte geht. Aber eben im Namen der Wahrheit und des Rechtes dieses Glaubens müssen wir Versuche ablehnen, die diese Weisheit mit unserer Vernunfterkenntnis ergründen wollen, auch wenn große Männer wie Fichte oder Hegel diese Versuche mit ihren Namen decken, oder wenn sie, wie der von Dittrich, gut gemeint sind. Bezeichnend ist, daß unser Neuhegelianer über Nietzsche fortgesetzt abschätzig urteilt. Nietzsche hatte Ehrfurcht vor dem Geheimnis des Universums, aber für diese wahrhaft fromme Demut des angeblich hochmütigen „Individualisten" hat Dittrich anscheinend kein Verständnis.

Das Programm, das Dittrich nun auf seiner eben kurz kritisierten Geschichtsphilosophie aufbaut, klingt ganz annehmbar. Es lautet: „Persönlichkeit als Massenerscheinung". „Personalismus ist eine Idee, die sich in endloser Arbeit immer wieder in der Welt durchzusetzen sucht, ein Ewiges, das so hineinragt in diese Welt der Zeitlichkeit; Persönlichkeit ist eine jeweilige Teilverwirklichung dieser Idee, ein Tropfen je im Meer der Ewigkeit. Das aber dies Meer nicht wäre ohne diesen Tropfen!" (Seite 137 f). Persönlichkeit ist aber niemals Mittel zum Zweck, sondern vielmehr Zweck der ganzen Menschheitsentwicklung. Die zukünftige Menschheit wird ein organisches Gebilde tausendfältig wirkender Persönlichkeiten sein. Die Staaten sollen als Gesamtpersönlichkeiten fungieren, und die Massen der Individuen sollen zu lauter Einzelpersönlichkeiten im hohen ethischen Sinne des Wortes erzogen werden. Das würde bedeuten, daß alle Beziehungen der auswärtigen und inneren Politik ebenso wie die der einzelnen zueinander und zu den Staaten und Gemeinden nach sittlichen Gesetzen zu regeln wären. Um die Verwirklichung dieses Kulturgrundsatzes in der äußeren Politik wird nach Dittrich der gegenwärtige Krieg geführt. Seine Durchführung in der inneren Politik sowie in

unseren Beziehungen zu Österreich-Ungarn, Bulgarien und der Türkei wird die Hauptaufgabe unserer zukünftigen Friedensarbeit sein. Diesen Zweck muß darum auch unsere Volkserziehung immer mehr in den Mittelpunkt ihrer Arbeit stellen. Die Erziehung hat speziell hinzuwirken auf Reinhaltung des Geschlechtslebens und unbedingte Heiligung der Ehe, auf wachsende soziale Gleichachtung aller Berufe und auf zweckentsprechende Fortbildung unseres gesamten Schulwesens, wozu Dittrich den „Sachverständigen" die positiven Vorschläge überlassen will.

In diesem Programm spricht der gute Wille eines edlen Menschen zu uns, der an sein Volk und an die Größe der Zeit glaubt. Es werden nicht alle Blütenträume reifen. Der Staatsmann wird auch nach dem Kriege zunächst noch besser tun, nach diplomatischen statt nach ethischen Grundsätzen zu verfahren, und wird vorurteilslos mit den vorhandenen Mächten und Kräften rechnen müssen, gleichviel ob sie gut oder schlecht sind. Auch die Parteipolitik wird mit der alten Leidenschaft einsetzen, und das Privatleben der Menschen wird seine Flecke behalten. Der wirkende Mensch darf eben die Berührung mit dem Sündhaften nicht scheuen. Darum wird aber auch das Erlösungsbedürfnis der Menschen das alte bleiben, und deshalb werden die objektiven Mächte der Religion eine größere Bedeutung behalten, als der optimistische Hegelianer in seinem Buche erkennen läßt. Ich glaube gern mit Dittrich an eine bessere Zukunft der menschlichen Gattung und an ein Wachstum der Bedeutung der ethischen Persönlichkeit in dieser Welt. Aber wie ich die metaphysische Herrscherstellung der Idee des „Personalismus" über die empirische Geschichte in dieser leider nicht mit ihm zu erkennen vermag, so bin ich auch der Meinung, daß dieser Krieg weder Lüge noch Gewalttat, weder Interessenpolitik noch Herdengesinnung überwinden wird. Sowohl mit Bosheit wie mit typischer Massenhaftigkeit aller Art wird die Persönlichkeit nach wie vor ringen müssen, ja sie wird sogar auch in Zukunft noch manchmal unterliegen. Darum schreibe ich dem Zwang der geistigen Kollektivmächte, also der Kirchen und sonstigen Weltanschauungsvereinigungen, die einen brauchbaren Typus pflegen und erhalten, größere und auch segensreichere Bedeutung zu als Dittrich, der dies fast zu übersehen scheint.

Man kann zufrieden sein, wenn unser Volk aus diesem Kriege das eine in Fichteschem Geiste erkennen und glauben lernt, daß es überhaupt einen weltgeschichtlichen Beruf hat; daß es, wenn ihm der Sieg geschenkt wird, entschlossen ist, durch Arbeit an seiner inneren und äußeren Tüchtigkeit und am Fortschritt seiner Bundesgenossen, den Sieg an jedem Friedenstag neu zu erwerben. Weltgeltung soll unser Volk bekommen und einen Kultureinfluß, der nicht in Äonen untergeht. „Persönlichkeit als Massenerscheinung" ist ein noch zu fernes Ziel!

Herkunft und Bedeutung des Wortes „boche“

Von Professor Dr. Kießmann

mmer noch finden sich in Tageszeitungen irrtümliche Ausführungen über Ursprung und Sinn des ominösen Wortes „boche“, so noch in dem Artikel „Alboche-Italboche“ in der „Unterhaltungsbeilage der Täglichen Rundschau“ (17. Mai 1916). So mögen folgende Darlegungen nicht ohne allgemeines Interesse sein.

Man wird sich erinnern, daß kurz nach dem Ausbruch des Krieges „boche“ als übliche Bezeichnung der Deutschen von den Franzosen gebraucht wurde. Selbst gründliche Kenner der französischen Sprache kannten das Wort nicht, hatten es nie gelesen oder gehört und wußten es infolgedessen seiner Herkunft und Bedeutung nach nicht zu deuten. Nicht nur die Philologen, sondern — leider — auch die Laien gingen der Etymologie nach, und in einer stattlichen Anzahl von Zeitungsartikeln suchte man die ersten Spuren des Wortes aufzudecken. Es liegt auf der Hand, daß die meisten dieser hastig aufgestellten Deutungen ein bedenkliches Maß von Unwissenschaftlichkeit und Dilettantismus verraten mußten. Natürlich werde ich mich hüten, alle diese zum Teil geradezu grotesken Deutungsversuche hier der Reihe nach anzuführen, die leider immer noch Gläubige finden sollen; findet sich doch im „Belgischen Kurier“ (Nr. 109, 1916) noch einmal die Herleitung von „boche“ aus dem deutschen „Bursch“!

Auch mich hat das kurze, mit einem Schlage allgemein bekannte Wort zu eigenen Nachforschungen angeregt, die ich erweitern und vertiefen zu müssen glaubte, als ich in dem bekannten, in Dessau zur Aburteilung gelangenden „Bocheprozeß“ als Sachverständiger geladen war und über Herkunft und Bedeutung von „boche“ Auskunft geben sollte. Selbstverständlich mußte ich meine Darlegungen soweit als irgend möglich einwandfrei zu beweisen suchen, sie durch unanfechtbare Belegstellen stützen, mit einem Wort ich mußte wissenschaftlich und methodisch vorgehen. Die Sache war gar nicht so einfach. Die erste Frage mußte lauten: hat es das Wort „boche“ bereits vor dem Kriege in der französischen Sprache gegeben? Weiter: wann, wo und in welchem Sinne ist es zu belegen? Ferner: haben wir in diesem (vor dem Kriege gebrauchten) Wort „boche“ die lautliche und begriffliche Grundlage des Schimpfwortes zu sehen, das mit Bezug auf uns Deutsche jetzt allgemein von Franzosen angewandt wird? Wann ist erstmalig „boche“ (oder „bosch“ vgl. u.) als übertragen auf die Deutschen einwandfrei nachzuweisen?

Wie erklärt sich die Übertragung gerade auf die Deutschen? Sind für die Inhaltsvorstellungen, die dieses Wort bei einem Franzosen auslöst, andere gleich- oder ähnlich lautende Wörter von Einfluß gewesen? Woher ist letzten Endes „boche“ abgeleitet?

Ich will nun im folgenden an der Hand dieser, für eine einigermaßen erschöpfende Darlegung notwendigen Fragen die wichtigsten Ergebnisse zusammenstellen.

Seit etwa fünfzig Jahren kennt die französische Sprache das Wort „boche“. Es wird verwandt im Argot d. h. der nicht literarischen Sprache des niederen Volkes oder bestimmter Stände. Zunächst wird es ohne jede Beziehung auf die Deutschen gebraucht als Schimpfwort von nicht ganz fester Bedeutung, doch scheint es einen geistig und körperlich schwerfälligen Menschen bezeichnet zu haben. Sainéan belegt es für 1866 (vgl. Dr. Eugen Lerch, Was heißt „boche“?, Berliner Tageblatt, Nr. 380, 1915).

Professor Dr. Werner gibt dem Verfasser des Artikels „Boches Ende“ (Liller Kriegszeitung vom 24. Dezember 1915) nach Dictionnaire d'Argot von Jean La Rue (ein Deckname) „boche“ = „schlecht, häßlich, deutsch“ an. Ich selbst habe „boche“ in Lorédan Larchey, Dictionnaire historique d'Argot in der in meinem Besitz befindlichen neunten Auflage — 1881 — nachweisen können. Hier ist es übersetzt mit „libertin, mauvais sujet“ also = „liederlicher Mensch“. Daß die Bedeutung eines Schimpfwortes des Argot nicht genau zu fassen ist, wird nicht verwunderlich sein.

Wann läßt sich nun „boche“ als übertragen auf den Deutschen erstmalig nachweisen? In dem Ergänzungsbande zu Larchey — 1883 — fand ich „bosch“ (Sol) = „Allemand, Allemande.“ Dieses Wort ist dem Herausgeber von Gustave Macé in einem handschriftlichen Glossar mitgeteilt worden. Lautlich fällt „bosch“ natürlich mit „boche“ zusammen, die Schreibung — sch — würde auf flämischen Einfluß deuten, wovon unten noch die Rede sein wird. Der Sinn von „boche“ = „Deutscher“ wird zunächst durch das bestehende Argotwort beeinflußt sein, das einen schwerfälligen, ungeschickten, schlechten, häßlichen, liederlichen Menschen bezeichnete. Wie erklärt sich nun die Übertragung dieses Lautgebildes gerade auf die Deutschen? Hiermit kommen wir zu den beiden anderen sprachlichen Grundlagen des auf uns gemünzten Schimpfwortes: Caboche und Alboche. Wenn Sachs-Villatte im Ergänzungsbande seines großen Wörterbuches — 1894 — „boche“ mit „liederlicher Mensch“ (also = libertin) übersetzt und dann noch „tête de boche“ = „Dickkopf“ angibt, so hat er das Argotwort, von dem wir eben sprachen, mit einem anderen Wort „boche“ zusammengeworfen. Die sprachlichen Unterlagen des letzteren sind einerseits das südfranzösische „boche“ = die Buchsbaumkugel des Mailspieles, die die übertragene Bedeutung „Dickschädel“ nahelegt*), andererseits „caboche“,

*) Vgl. die wertvollen Ausführungen des Kriegsfreiwilligen R. Hamm in der Liller Kriegszeitung a. a. O. und in „Neueren Sprachen“, Juni 1916.

das dieſen letzteren Sinn auch hat, und nach Analogie von „capitaine" zu „pitaine", „municipal" zu „cipal", „escroc" zu „croc", „sacré nom" zu „crénom" verkürzt worden iſt. Abgeleitet iſt das bereits bei Rabelais und Molière (L'Etourdi IV, 1) belegte, frühzeitig als Schimpfwort für einen geiſtig und körperlich minderwertigen Menſchen gebrauchte „caboche" entweder aus „caput" + Pejorativendung — „oche" oder es entſtammt franzöſiſchen (pikardiſchen) Dialekten und fällt zuſammen mit „cabosse" = „Beule", dialektiſch „Kopf".

Die Übertragung von „boche" auf die „Allemands" nun vermittelte das Wort „Alboche".

Dieſes Wort war als antideutſches Schimpfwort ſchon lange vor Ausbruch des Krieges im Norden Frankreichs und in Belgien bekannt. Woher iſt es abgeleitet? R. Hamm ſucht (Liller Kriegszeitung a. a. O.) auf Grund eingehender Studien wahrſcheinlich zu machen, daß in „Alboche" das von vlamiſchen Arbeitern viel geſpielte, von den Franzoſen als roh und häßlich verachtete Keulenwurfſpiel fortlebte: „la boche" = die Keule; jouer à la boche" „Alboche". Das Etymon iſt vlamiſch „bosk", deutſch „Buſch". Das Spiel wäre dann übertragen auf die Spieler: „les Alboches". Wenn nun auch R. Hamm verſchiedene Gewährsleute dafür anführt, daß die älteſte Form „tête d'alboche" geweſen ſei = „Streithammel", alſo wohl = „eigenſinniger, dickköpfiger Menſch", und wenn er auch mit Recht auf die Übereinſtimmung der boche-Keule mit der Mailkugel (ſ. o.) hinweiſt, ſo ſcheint mir doch der Ausdruck „Italboche", auf den bereits Geh. Juſtizrat Dr. Horch in Nr. 496 des „Berliner Tageblattes" (1915) und dann Dr. G. Plötz in der „Täglichen Rundſchau" a. a. O. unter Anführung von Belegſtellen hinweiſen, den Beweis zu erbringen, daß man im Volksbewußtſein in Frankreich „Alboche" mit „Allemands" auch in etymologiſchen Zuſammenhang brachte. Man kann übrigens auch (worauf ich in meinem Artikel „Boche" in Nr. 783, 1915, der „Magdeburger Zeitung" hingewieſen habe) „Alboche" aus einer Kreuzung von „Allemand" und „boche" entſtanden denken, wenn man ſich nicht der Deutung eines franzöſiſchen Kriegsgefangenen (Etienne, im Auguſtheft 1915 der „Neuen Rundſchau") anſchließen will, der unter Hinweis auf Bildungen wie „gavroche, rigolboche" die Anſicht vertritt, daß aus „Allemand" die Sprache der Gaſſe Allemoche, Allboche, Alboche formte.*)

Nun löſt bekanntlich jedes Wort vergleichbar einem Akkord gewiſſe ähnlich tönende Lautgebilde aus, die gleich Ober- oder Untertönen mitſchwingen, mitklingen und mit zum Bewußtſein kommen. Ohne Frage klingt „boche" an ſowohl an „bosse" (dialektiſch = boche) als auch an „cochon", worauf u. a. Dr. Eugen Lerch in Nr. 484, 1915, des „Berliner Tageblatts" hingewieſen hat. Bei „bosse" möchte ich bemerken, daß es nicht nur „Beule, Geſchwür,

*) Hierbei kann man auf Wortformen wie Pruscos, Angliches; Pollack, Russki uſw. hinweiſen.

Buckel", dann „Dickschädel" bedeutet, sondern auch im Argot „Dickwanst". Larchey (a. a. O.): bosse: Excès de boire et de manger. — Allusion à la bosse formée par la réplétion du ventre. Wie man weiß, pflegen uns die Franzosen übermäßiges Essen und Trinken besonders vorzuwerfen.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß im feinen Ohre der Franzosen noch andere Wörter mit erklingen (bock? bockeur?), doch möchte ich nicht allzu wenig gefestigten etymologischen Vermutungen nachgehen.

An Neubildungen hat „boche" während der Kriegszeit geschaffen: bochesse, la Bochie, la bocherie, surboche, Austro-boche, Austrobochie, le bochisme, proboche, antiboche, archiboche, bochophile, bochophilie, la Bochonnerie, bochiser, (s') embocher, débocher, le débochage. (Vgl. „Neuere Sprachen", Mai 1916 und Zeitschr. f. frz. u. engl. Unt. XV, 2). Kurz und mit einem Worte läßt sich dieses Schimpfwort im Deutschen nicht wiedergeben. Sein Lautgebilde ist pöbelhaft, man vergleiche etwa deutsche Lautgruppen wie Flaps, Taps, Stoffel, Toffel, Duffel u. ä. „Boche" kann — wie nahezu jedes Schimpfwort auch im Deutschen (Aas, Lausbub, Luder, Lump) gelegentlich auch im harmlosen Sinn gebraucht werden. Es kann in späteren Jahren gerade infolge allzu häufigen Gebrauches sich abgreifen und viel von seiner Schärfe verlieren. Vorläufig ist es im Munde der Franzosen, wenn nicht besondere Umstände eine mildere Auslegung heischen, eine bewußte grobe Beleidigung der Deutschen.

Kriegstagebuch

14. Juli 1916. Türkische U-Boote versenken im Schwarzen Meer drei große russische Transportschiffe.

15. Juli 1916. Starke englische Angriffe bei Ovillers—Bazentin-le-petit und östlich Bazentin zusammengebrochen. — Vergebliche französische Angriffe bei Barleux und Estrées, ein Teil des Dorfes Biaches von uns wieder besetzt, 370 Gefangene gemacht. Östlich der Maas starke französische Angriffe gegen „Kalte Erde", Fleury und südwestlich Thiaumont abgewiesen.

15. Juli 1916. Bei Skrobowa Gegenangriff der Russen zurückgeschlagen, weitere 120 Gefangene gemacht.

15. Juli 1916. Österreich-ungarische Torpedoboote vernichten in der mittleren und südlichen Adria zwei feindliche U-Boote, davon ein italienisches.

16. Juli 1916. Westlich und südlich Riga und an der Dünafront Angriff stärkerer russischer Kräfte. — Südwestlich Luzk die Front an die Lipa zurückgenommen. Vorstöße der Russen in der Bukowina südlich und südwestlich von Moldawa ergebnislos.

17. Juli 1916. Starke Angriffe des Feindes gegen Pozières, gegen Biaches—Maisonnette—Barleux und gegen Soyecourt abgewiesen.

17. Juli 1916. An der englischen Ostküste durch deutsche U-Boote sechs englische Fischerfahrzeuge versenkt.

18. Juli 1916. Französische Flieger warfen Bomben auf die nicht im Operationsgebiet liegenden Schwarzwaldortschaften Kandern, Holzen und Rappach.

18. Juli 1916. Im Sommegebiet das Dorf Longueval und das Gehölz Delville den Engländern wieder entrissen, 298 Gefangene gemacht. Vergebliche französische Angriffe nördlich Barleux und bei Belloy, sowie rechts der Maas bei „Kalte Erde".

18. Juli 1916. Südlich und südwestlich von Riga wiederholte starke russische Angriffe abgewiesen.

18. (?) Juli 1916. In der Umgegend von Mißrata, Tripolis, schlagen die türkischen Freiwilligen die Italiener, die 200 Offiziere, 6000 Soldaten als Gefangene und 24 Geschütze verlieren. — Bei Basforah (Irakfront) für die Türken siegreiche Gefechte mit den Engländern. — In Persien schließen sich die persischen Mudjahids unter Riza Mel Saltanes den Türken an.

18. Juli 1916. Erfolgreicher Angriff deutscher Seeflugzeuge auf die im Kriegshafen Reval liegenden feindlichen Kreuzer, Torpedoboote, U-Boote und auf die Werftanlagen.

19. Juli 1916. Schwere englisch-französische Angriffe bei Fromelles, gegen Longueval, Delville-Gehölz, Foureaux-Wäldchen, bei Belloy und bei Estrées—Soyecourt abgewiesen, 481 Engländer gefangen, 16 Maschinengewehre erbeutet.

19. Juli 1916. Russische Angriffe beiderseits der Straße Ekau—Kekkau zurückgewiesen, ebenso in Gegend von Skrobowa. — Südwestlich Luzk die Stellung in die allgemeine Linie Tereszkowiec—Jeliżarow wieder vorgeschoben.

20. Juli 1916. Eins unserer U-Boote greift vor dem englischen Flottenstützpunkt Scapa Flow auf den Orkney-Inseln ein englisches Großkampflinienschiff mit zwei Torpedotreffern an.

20. Juli 1916. Beiderseits der Somme auf 40 Kilometer Breite von Pozières bis westlich Vermandovillers heftige Angriffe der Engländer und Franzosen zurückgeschlagen, über 1200 Mann gefangen.

20. Juli 1916. An der Dünafront schwächliche Angriffe der Russen südöstlich Riga abgewiesen. — Bei Werben ein vorspringender Bogen zurückgenommen. — Auf der Capulhöhe in der Bukowina russische Vorstöße abgeschlagen.

21. Juli 1916. Im Sommegebiet einzelne Vorstöße abgewiesen, im Foureauxwäldchen 9 englische Maschinengewehre erbeutet.

21. Juli 1916 Russische Massenangriffe beiderseits der Straße Ekau—Kekkau unter schwersten Verlusten für den Feind zusammengebrochen.

22. Juli 1916. Erfolglose englische Angriffe an der Front Thiepval—Guillemont, südlich der Somme vereinzelte französische Vorstöße abgewiesen, über 100 Gefangene. — Französische Flieger bombardieren Müllheim i. B.

22. Juli 1916. Italienische Angriffe südlich des Val Sugano und südwestlich von Paneveggio blutig abgewiesen.

22. Juli 1916. Die Türken werfen die Russen östlich Rewanduz an der persischen Front, sie machen viel Beute. — Die „Midilli" („Breslau") hat südlich Sebastopol ein erfolgreiches Gefecht mit einem russischen Schiff

vom Typ „Kaiserin Marie" und vier neuen russischen Torpedobootszerstörern, sie kehrt unbeschädigt zurück.

23. Juli 1916. Englische Angriffe bei Longueval zurückgeworfen, südwestlich Guillemont 144 Engländer gefangen. Seit 15. Juli an der Somme 68 Maschinengewehre erbeutet.

23. Juli 1916. Vorstoß deutscher Torpedoboote bis nahe der Themsemündung, bei der Rückkehr kurzes Gefecht mit mehreren englischen Kreuzern der „Aurora"-Klasse und Torpedobootszerstörern, unsere Schiffe unbeschädigt zurückgekehrt.

24. Juli 1916. Starke englisch-französische Angriffe an der Front Pozières—Maurepas und im Abschnitt Estrées—Soyécourt zusammengebrochen.

24. Juli 1916. Schwere italienische Angriffe an der Cima Maore, am Monte Zebio, am Stilfser Joch abgewiesen.

24. Juli 1916. Ein deutsches U-Boot schießt nördlich Zeebrügge einen englischen Doppeldecker ab, die Insassen durch ein deutsches Flugzeug gefangen genommen und mit ihrem Apparat auf ein Torpedoboot gebracht.

25. Juli 1916. Am Canal Comines—Ypern die große englische Bastion durch eine deutsche Sprengung vernichtet. Nördlich der Somme halten sich die Engländer nach heftigem Kampfe in Pozières, südlich von Estrées heftige Nahkämpfe. — Links der Maas an der Höhe 304 kleinere Fortschritte.

25. Juli 1916. Erfolgreiche Fliegerangriffe auf russische Transportzüge auf der Strecke Dünaburg—Polozk und östlich Minsk sowie bei Pogorjelzy und Horodzieja. Russische Angriffe östlich und südöstlich von Gorodischtsche gescheitert, ebenso nordwestlich von Berestetzko.

25. Juli 1916. Eins unserer Seeflugzeuggeschwader greift die russische Flugstation Zerel auf Ösel erfolgreich an; eins unserer Marineluftschiffe belegt den Hauptstützpunkt der russischen und englischen U-Boote in Mariehamn erfolgreich mit 700 Kilogramm Sprengstoffen.

26. Juli 1916. Starke französische Angriffe in Gegend Kalte Höhe—Fleury abgewiesen.

26. Juli 1916. Erfolglose russische Angriffe an der Schtschara nordwestlich von Ljachowitschi, sowie westlich Berestetzko; bei Leznico 1000 Russen gefangen.

27. Juli 1916. Der bewaffnete englische Dampfer „Eskimo" durch einen deutschen Hilfskreuzer nach Gefecht genommen und eingebracht.

27. Juli 1916. Das Marinefeldgericht in Brügge verurteilt den Kapitän Fryatt vom englischen Dampfer „Brussels", der am 28. März 1915 versucht hatte, ein deutsches U-Boot zu rammen, zum Tode.

27. Juli 1916. Nördlich der Somme bei Pozières und am Foureaux-wäldchen starke englische Angriffe völlig zusammengebrochen.

27. Juli 1916. Vergebliche Anstürme der Russen gegen die Front Skrobowa—Wygoda, nordöstlich von Swiniuchy gewinnen die Russen vorübergehend Boden, bei Postomyty werfen österreich-ungarische Truppen den Feind im Sturm aus Vorstellungen zurück; Brody von den Russen besetzt.

27. Juli 1916. Nordwestlich und nördlich von Bodena (Balkan) kleinere für den Feind verlustreiche Gefechte vor den bulgarischen Stellungen.

28. Juli 1916. An der englischen Ostküste versenkt eines unserer U-Boote 8 englische Motorsegler und 1 Fischdampfer.

28. Juli 1916. Bei Pozières scheitern starke englische Angriffe.

28. Juli 1916. An der Stochodfront und nordwestlich Luzk starke russische Angriffe, bei Tryften gelingt es dem Feind, in unsere Linien zu dringen; wir geben die noch vorwärts des Stochod gehaltenen Stellungen auf, bei Swiniadze der Feind glatt abgewiesen, bei Monasterzyska russische Angriffe unter großen Verlusten des Gegners zusammengebrochen.

28./29. Juli 1916. Der mittlere Teil der englischen Ostküste, Lincoln, Norwich, Grimsby und Immingham, sowie Vorpostenfahrzeuge vor dem Humber erfolgreich durch ein deutsches Marineluftschiffgeschwader bombardiert.

29. Juli 1916. Das Ergebnis der beiden ersten Kriegsjahre stellt sich wie folgt: Besetztes feindliches Gebiet im ganzen rund 431000 Quadratkilometer, gegen rund 22000 Quadratkilometer, das der Feind in Galizien, Bukowina und Elsaß besetzt hat. Die Gesamtzahl der Kriegsgefangenen in Deutschland und den verbündeten Ländern ist 2658283, davon in Deutschland allein 1663794. An Kriegsbeute ist in Deutschland bisher festgestellt: 11036 Geschütze mit 4748038 Geschossen, 9096 Munitions- usw. Fahrzeuge, 1556132 Gewehre, 4460 Pistolen und Revolver, 3450 Maschinengewehre. Dazu eine große Anzahl Beute an Geschützen usw., die im Felde gleich in Gebrauch genommen wurde.

29. Juli 1916. Ergebnislose englische Teilangriffe bei Pozières und Longueval.

29. Juli 1916. Russische Angriffe bei Skrobowa und an der Front Stobychwa bis westlich Bereszczko, sowie bei Buczacz unter ungeheuren Verlusten für den Feind zusammengebrochen; im vorspringenden Stochodbogen nördlich der Bahn Kowel—Rowno die Front auf die kurze Sehne zurückgenommen.

30. Juli 1916. Ein neuer großer englisch-französischer Angriff zwischen Longueval und der Somme unter schwersten blutigen Verlusten abgewiesen, 781 Gefangene, 13 Maschinengewehre erbeutet. — Südwestlich des Werkes Thiaumont kleine Handgranatenkämpfe.

30. Juli 1916. Russische Aufklärungsabteilungen beiderseits von Friedrichstadt abgewiesen. Starke russische Anstürme beiderseits der Bahn Kowel—Sarny, zwischen Witoniez und der Turya, südlich der Turya und beiderseits der Lipa siegreich abgewehrt, durch Gegenstoß den Feind bei Zarecze, südlich Stobychwa, zurückgeworfen, 1889 Gefangene gemacht. Bei Buczacz die in die vorderste Verteidigungslinie gedrungenen Russen wieder hinausgeworfen.

30. Juli 1916. In den Dolomiten italienische Angriffe blutig abgewiesen, 135 Italiener gefangen, 2 Maschinengewehre genommen.

31. Juli 1916. Seit Kriegsbeginn wurden vernichtet 49 größere Kriegsschiffe der Entente mit 562250 t, gegen 30 Kriegsschiffe Deutschlands und seiner Verbündeten mit 191531 t; bis 30. Juni sind seitens der Mittelmächte 1303 feindliche Handelsschiffe mit 2574205 t versenkt.

31. Juli 1916. In der Gegend von Maurepas achtfacher englischer Angriff glatt abgewiesen, die Franzosen beim Gehöft Monacu restlos zurückgeschlagen. Vorstöße der Franzosen bei Thiaumont—Fleury abgewiesen, erfolgreiche Sprengung bei Flirey.

31. Juli 1916. Bei Wulka, östlich des Nobelsees und an der Stochodfront vergebliche Angriffe der Russen, über 200 Russen gefangen. Südwestlich von Burkanow feindlicher Vorstoß zusammengebrochen,

281 Russen gefangen. Die Zahl der im Juli von der Armee Linsingen gefangenen Russen beträgt 70 Offiziere, 10998 Mann, 58 Maschinengewehre erbeutet. Südlich des Pripjet wurden im Juli insgesamt 90 russische Offiziere, 18000 Mann und 70 Maschinengewehre eingebracht.

31. Juli/1. August 1916. Mehrere Marineluftschiffgeschwader greifen London und die östlichen Grafschaften Englands erfolgreich an.

1. August 1916. Starke vergebliche Angriffe des Feindes von Maurepas bis zur Somme. — Rechts der Maas Fortschritte westlich und nordwestlich von Thiaumont, die Bergnase nordöstlich der Feste Souville genommen und den Feind im Bergwalde und Laufeewäldchen wesentlich zurückgedrückt, 942 Gefangene, 14 Maschinengewehre genommen.

1. August 1916. Südwestlich von Pinsk beiderseits des Nobelsees verstärkte russische Angriffe glatt abgewehrt, mehrfache Angriffe im Stochodbogen, nordöstlich der Bahn Kowel—Rowno, zwischen Witoniez und der Turya, zusammengebrochen.

1. August 1916. Das italienische U-Boot „Giacinto Pullino" von der österr.-ungar. Flotte in der nördlichen Adria erbeutet.

2. August 1916. Der Befehlsbereich des Generalfeldmarschalls von Hindenburg wird erweitert.

2. August 1916. Beiderseits der Straße Bapaume—Albert und östlich des Tronteswäldchen starke englische Angriffe zusammengebrochen, siebenfache französische Angriffe zwischen Maurepas und der Somme abgewiesen, ebenso Angriffe bei Barleux und bei Estrées. Rechts der Maas starke feindliche Angriffe gegen den Pfefferrücken und vom Werk Thiaumont bis nördlich des Werks Laufée; es gelingt dem Feind nur in einzelnen Teilen unserer vordersten Front Fuß zu fassen.

2. August 1916. Starker russischer Angriff südwestlich von Lubieszow zusammengebrochen, bei Ostrow nördlich von Kisielin über 100 Russen gefangen.

2./3. August 1916. Eine größere Zahl unserer Marineluftschiffe greift mit Erfolg London, den Flottenstützpunkt Harwich und Bahnanlagen und wichtige Industrieanlagen in der Grafschaft Norfolk an.

2. August 1916. Die russische Flugstation Arensburg durch deutsche Wasserflugzeuge erfolgreich angegriffen.

2. August 1916. Österreich-ungarische Torpedoboote beschießen Molfetta und haben ein kurzes Feuergefecht mit einem italienischen Kreuzer und sechs Zerstörern.

3. August 1916. Kräftige feindliche Angriffe nördlich von Ovillers, südwestlich von Guillemont und nördlich des Gehöftes Monacu abgewiesen, von den Franzosen am Dorf Fleury und südlich des Werks Thiaumont genommene Stellungen wiedererobert, 468 Gefangene gemacht.

3. August 1916. Heftige Kämpfe im Abschnitt Sitowicze—Wieliżk, die in das Dorf Rudka-Mirynska und in die anschließenden Linien gedrungenen Russen wieder hinausgeworfen, 561 Gefangene gemacht. In den Karpathen am Kopilas gewinnen deutsche Truppen Boden, 325 Gefangene, 2 Geschütze erbeutet.

4. August 1916. Neue englische Angriffe bei Pozières, französischer Vorstoß südlich von Maurepas abgeschlagen.

4. August 1916. Am Sereth nordwestlich von Zalocze abgewiesene feindliche Angriffe.

4. August 1916. Erfolgreiche türkische Angriffe im Kaukasus bei Bitlis und Musch.

4. August 1916. Heftige italienische Angriffe am Monte bei Sei Busi—Monfalcone-Rücken, 230 Italiener gefangen, 2 Maschinengewehre erbeutet.

5. August 1914. Andauernde Kämpfe um Pozières, gescheiterte feindliche Teilangriffe am Foureauxwäldchen und hart nördlich der Somme. Erbitterte Kämpfe um Thiaumont, im Fleury-Abschnitt 592 Franzosen gefangen, weitere Fortschritte im Chapitrewald, 230 Franzosen gefangen.

5. August 1916. Südlich von Zarecze am Stochod 804 Russen gefangen, 5 Maschinengewehre erbeutet. Bei Zalocze gewinnen die Russen das westliche Sereth-Ufer. Fortschritte bei Jablonica und Tartarow in den Karpathen.

5. August 1916. Ein italienisches Luftschiff bei der Insel Lissa brennend abgestürzt.

6. August 1916. Bei Pozières den Engländern Grabenteile wieder entrissen, nördlich des Gehöftes Monacu französische Angriffe glatt abgewiesen.

6. August 1916. Südlich von Zarecze am Stochod russische Abteilungen zurückgeschlagen. In den Karpathen die Höhen Plaik und Dereskowata am Czeremosz gewonnen.

6. August 1916. Heftige italienische Angriffe am Görzer Brückenkopf und der Hochfläche von Doberdo abgewiesen, 32 Offiziere und 1200 Mann gefangen.

7. August 1916. Zwischen Thiepval und der Somme, bei Pozières, Bazentin-le-Petit und südlich von Maurepas heftige feindliche Angriffe abgewiesen. Französische Angriffe beim Werk Thiaumont zusammengebrochen.

7. August 1916. Wiederholt russische Angriffe bei Zarecze am Stochod und nordwestlich von Zalocze gescheitert, südlich von Zalocze über 300 Russen gefangen und 5 Maschinengewehre erbeutet. Südlich der Linie Tlumacz—Ottynia rückwärtige Stellungen bezogen. Östlich von Jablonica und bei Worochta über 1000 Gefangene gemacht. 4 Maschinengewehre erbeutet, bei Ottynia über 1000 Russen gefangen.

7. August 1916. Im Görzischen schlagen die Österreich-Ungarn die Italiener wiederholt zurück und machen 2932 Gefangene, den Görzer Brückenkopf aufgegeben. Am Monte San Michele und bei San Martino starke italienische Angriffe zusammengebrochen.

7. August 1916. In Persien werfen die Türken die Russen gegen Kenkaver in Richtung Hamadan zurück, Sahna von den Türken besetzt.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Konſervativismus und innerer Frieden

Von Dr. Friedrich Thimme

In Nr. 29 der „Grenzboten“ hat Herr Profeſſor Wittſchewsky in einem Aufſatz „Vom Krieg zum inneren Frieden“ die beiden von mir herausgegebenen Sammelſchriften „Die Arbeiterſchaft im neuen Deutſchland“ (1915) und „Vom inneren Frieden des deutſchen Volkes. Ein Buch gegenſeitigen Verſtehens und Vertrauens“ einer ausführlichen Betrachtung unterzogen. Wenn ich dazu im folgenden das Wort nehme, ſo iſt es mir nicht um eine polemiſche Auseinanderſetzung zu tun, vielmehr leitet mich der Wunſch, auch die Vertreter konſervativer Grundanſchauungen, denen ich mich von Hauſe aus nahe fühle, für die Sache des inneren Friedens, den ich als die unumgängliche Vorausſetzung einer großen Zukunft Deutſchlands betrachte, zu erwärmen.

Inſofern hat Profeſſor Wittſchewsky gewiß recht, daß mindeſtens jene erſte von mir herausgegebene Sammelſchrift „Die Arbeiterſchaft im neuen Deutſchland“, in der je zehn bürgerliche und ſozialiſtiſche Autoren ihre Anſichten über die künftige Stellung der Arbeiterſchaft, richtiger der Sozialdemokratie im deutſchen Staats- und Volksleben austauſchen, unbeſchadet ihres außergewöhnlichen Geſamterfolgs — ſie iſt in annähernd zwanzigtauſend Exemplaren abgeſetzt worden, und die Zahl der mir bekannt gewordenen Beſprechungen geht über dreihundertfünfzig hinaus — gerade von den rechtsſtehenden Kreiſen recht kühl aufgenommen worden iſt. Auch den Grund dafür gibt Profeſſor Wittſchewsky offenbar zutreffend wieder: es war der Eindruck, als ob die dauernde Einfügung der ſozialdemokratiſchen Arbeiterſchaft in die einheitliche nationale Front durch eine „tiefe Verbeugung vor demokratiſchen Forderungen und ſozialiſtiſchen Ideen“ erkauft werden ſolle. Wenn aber mein verehrter Kritiker meint, die „Verſöhnungspolitik der Thimme und Genoſſen“ ſei einſeitig eingeſtellt, da ſie von der bürgerlichen Geſellſchaft die weiteſtgehenden Zu-

geständnisse an die sozialistische und demokratische Anschauungswelt verlange, so übersieht er, daß doch auch von der Sozialdemokratie weitgehende, und von ihrem Standpunkt aus betrachtet, wohl noch ungleich größere Zugeständnisse verlangt worden sind: der Verzicht auf die hergebrachte revolutionäre Phraseologie, der Verzicht auf die prinzipielle Negierung des Staates, ein Umlernen in der Stellung zu den großen Machtfragen des Staates, zur äußeren Politik, zu Heer, Flotte und Kolonialbesitz, überhaupt ein Bekenntnis zu positiver und freudiger Mitarbeit am Staate, ein freundlicheres Verhältnis auch zu Christentum und Kirche usw. Das ist in den einzelnen Artikeln des „bürgerlich-sozialistischen Gemeinschaftsbuches" deutlich genug zum Ausdruck gebracht. Gerade auch Professor Anschütz, dessen auch nach meiner Auffassung allzu unitarische „Gedanken über zukünftige Staatsreformen" Professor Wittschewsky so scharf beanstandet, fordert von der Sozialdemokratie ein unumwundenes Bekenntnis zu der obersten aller Staatsnotwendigkeiten, zu den Machtmitteln, die unser Vaterland brauche, um seine Unabhängigkeit und Stärke, um sein Ansehen und seine Bedeutung in der Welt aufrechtzuerhalten. „Wer dieses Bekenntnisses nicht fähig ist, dem können wir das Recht nicht zugestehen, über weiteres mitzureden, denn über Ausbau und Verbesserung eines Hauses kann man sich nur mit dem beratschlagen, der das Haus stehen lassen, nicht mit dem, der es einreißen, der es zerstören lassen will." Das sind Sätze, die jedem Konservativen aus dem Herzen gesprochen sein werden.

Es hat auf rechtsstehender Seite Anstoß gefunden, daß in jener ersten Sammelschrift von der Sozialdemokratie nicht auch eine veränderte Stellung zur Monarchie verlangt worden sei. Nun, an mir hat das so wenig gelegen, daß es vielmehr von Anfang an mein Leitmotiv gewesen ist, die Sozialdemokratie mehr und mehr für die Monarchie zu gewinnen. Ich darf es ruhig gestehen, daß ich zu diesem Zwecke ursprünglich einen Schlußartikel über das Thema „Unser soziales Kaisertum", dann, als dieser auf seiten meines Mitherausgebers Bedenken fand, einen zweiten über den Wahlspruch unseres Hohenzollernhauses „Suum cuique" geschrieben hatte. Schließlich erschien es aber doch auch mir als das Richtigere, wenn ich als Herausgeber ein neutraleres Schlußthema wählte und nicht die Monarchie gleichsam zur Pointe des ganzen Buches gestaltete. Um jedoch in meinen Bestrebungen nicht verkannt zu werden, habe ich den Aufsatz „Suum cuique" gleichzeitig mit der Ausgabe der „Arbeiterschaft im neuen Deutschland" in den „Süddeutschen Monatsheften" (August 1915) veröffentlicht, in denen ich auch schon früher mit aller Eindringlichkeit an die Sozialdemokratie appelliert hatte, ihr Verhältnis zur Monarchie einer Revision zu unterziehen.*)

*) Vergl. meinen Aufsatz „Die Sozialdemokratie im neuen Deutschland" im Februarheft 1915 der „Süddeutschen Monatshefte", wo es u. a. heißt: „Muß nicht auch die gesinnungstüchtige Sozialdemokratie überzeugt sein, mit einem Kaisertum, das von Haus aus sozial gerichtet, aus dem überwältigenden allgemeinen Aufschwung des deutschen Nationalgefühls jetzt entschlossen die Konsequenz zieht, fürder keine Parteien, nur noch deutsche Brüder zu

Ich denke, diese Darlegungen werden Herrn Professor Wittschewsky davon überzeugen, wie weit gerade ich davon entfernt war und bin, durch eine tiefe Verbeugung vor demokratischen Forderungen und sozialistischen Ideen der nationalen Einigung dienen zu wollen. Wenn mein verehrter Kritiker mehrere Sätze meines Schlußwortes aus der „Arbeiterschaft" in diesem Sinne interpretiert, so kann ich jedenfalls solcher Deutung nicht zustimmen. Daß man allen Klassen und Individuen, vor allem auch der Arbeiterschaft, volle staatsbürgerliche Gleichberechtigung, gleiche Bewegungsfreiheit, gleiche Entwicklungsmöglichkeiten gebe, das ist doch ein Postulat, in dem sich auch ein Königtum von Gottes Gnaden mit der Demokratie trifft, und das sich unser Kaiser schon in seinen Februarerlassen vom Jahre 1890 zu eigen gemacht hat. Auch von dem anderen Satze meines Schlußwortes: „Wir werden uns in Zukunft dem Probleme, ob und inwieweit unsere heutige Wirtschaftsordnung, der Gegenwartsstaat, der neuen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung des Sozialismus, dem Zukunftsstaat näherzuführen ist, nicht leicht mehr entziehen können," brauche ich kein Jota, auch nicht von einem konservativen Standpunkt aus zurückzunehmen. Es ist doch eine unbestreitbare Tatsache, daß jetzt während des Krieges unsere Wirtschaftsordnung stark sozialistische Züge angenommen hat. Das hat kein Geringerer als der Abgeordnete von Heydebrand und der Lasa anerkannt, der in seiner großen Rede vom 17. Januar 1916 auf die hohen Leistungen unserer Beamtenschaft mit den Worten hinwies: es sei doch nicht ganz leicht gewesen, den sozialistischen Staat von heute auf morgen einzuführen. Keinem Zweifel kann auch unterliegen, daß dieser noch immer steigende sozialistische Einschlag unserer jetzigen Kriegswirtschaftsordnung beim Friedensschluß nicht mit einem Male schwinden kann und wird; darauf deutet ja schon die Ernennung eines Reichskommissars für die Übergangswirtschaft hin. Wie die Verhältnisse liegen, werden wir nach dem Kriege auf keine Weise darumkommen, von der Verstaatlichung oder Vergesellschaftung ganzer Produktionszweige in einem Umfange Gebrauch zu machen, von dem wir uns früher nichts hatten träumen lassen. Auch die konservative Partei wird sich dieser Notwendigkeit um so weniger verschließen wollen, als nach ihrer Auffassung, die eben erst wieder in der Kreuzzeitung zum Ausdruck gelangte, bei der bereits bestehenden Belastung des Besitzes mit einer weiteren Anspannung der direkten Steuern „ohne ernste Schädigung der Allgemeinheit" nicht mehr viel herauszuholen sein würde, eine starke Steigerung der indirekten Steuern aber erst recht ausgeschlossen ist, so daß bei der ungeheuren Steigerung des Steuerbedarfs eben nur der Ausweg staatssozialistischer Monopolbetriebe bleibt. In diesem Zusammenhang mag daran erinnert werden, daß es gerade die konservative Partei war, die im Jahre 1894 die Verstaatlichung des aus-

kennen, besser zu fahren, weiter zu kommen als mit jeder anderen irgend nur denkbaren Regierungsgewalt? Wahrlich die Sozialdemokratie könnte gar nichts Besseres, nichts Klügeres tun, als den vollen Anschluß an dieses soziale Kaisertum zu suchen, um unter seiner Führung das goldene Zeitalter des sozialen Friedens heraufzuführen."

ländischen Getreidehandels — Antrag Kanitz — mit größter Dringlichkeit forderte. Auch sie mußte sich damals den Vorwurf der tiefen Verbeugung vor sozialistischen Ideen bis zum Überdruß gefallen lassen. Sicherlich war dieser Vorwurf sehr unberechtigt. Aber ebenso unberechtigt ist der gleiche Vorwurf gegenüber der nüchternen Feststellung der Tatsache, daß heute, wo sich nicht etwa nur die Landwirtschaft in einer Krise gleich der der neunziger Jahre, sondern unser ganzes staatliches Finanzwesen vor einer großen, in ihrem Ausmaß noch gar nicht abzusehenden Krise befindet und die Grundlagen unseres materiellen Daseins auf das ernsteste erschüttert sind, die zu ergreifenden Maßregeln nicht vor dem Schall des Wortes Sozialismus Halt machen können. Salus publica suprema lex esto! Sind wir im Kriege nicht vor dem sozialistischen Staat zurückgeschreckt, haben wir vielmehr in ihm wohl oder übel unser Heil suchen müssen, so werden wir auch im Frieden, der noch lange, lange die schweren Spuren des Krieges tragen wird, wenn das Wohl des Vaterlandes, das über allen Prinzipien steht, es verlangt, nicht allzu heikel sein dürfen.

Mir scheint, man kann überhaupt ein guter Konservativer sein, ohne die Furcht vor demokratischen oder sozialistischen Ideen, die einem Metternich anstehen mochte, noch zu teilen. Ich habe schon in meinem Schlußwort zu der „Arbeiterschaft im neuen Deutschland" ausgeführt: „Heute, wo es klar zu Tage tritt, daß unsere gewaltigen Erfolge zum guten Teil gerade auf den demokratischen Einrichtungen beruhen, mit denen unser Staat durchsetzt ist, auf dem demokratischen Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht, auf unserer Volksschule, auf unserer sozialen Gesetzgebung, des freien Wahlrechts gar nicht zu gedenken, das uns einen auch den allerhöchsten nationalen Anforderungen in entscheidender Stunde gewachsenen Reichstag beschert hat, heute muß das Wort von den demokratischen Prinzipien seinen Schrecken auch für den konservativsten Politiker verloren haben .... Daß bei uns eine Demokratie je zu einer Herrschaft der Gasse entarten könne, wie wir sie schaudernd in den romanischen Ländern erlebt haben, braucht niemand zu fürchten; das deutsche Freiheitsgefühl ist ja zum Glück aufs innigste gepaart mit freiwilliger Unterordnung unter die Staatsnotwendigkeiten, mit einem Höchstmaß von Staatsgesinnung und Pflichtgefühl. Wir wollen auch gar keine Demokratie nach französischem oder englischem Muster — sie kann uns so wenig imponieren wie dem radikalen schwedischen Demokraten Gustav F. Steffen, der an ihr die für echte Demokratie und echte Freiheit nötige Tiefe des Staatsbewußtseins, das Salz des sozialen Pflichtgefühls und der sozialen Organisationskraft vermißt". Den gleichen Gedanken habe ich in dem Schlußwort zu der Sammelschrift vom inneren Frieden von neuem umschrieben: „Hinfälliger als je erscheint die Besorgnis, als könne das Kaisertum und Königtum in deutschen Landen durch eine Politik des Vertrauens, die etwa die Gewährung neuer Volksrechte und Freiheiten in sich schließt, von seiner Machtfülle, die Staatsregierung von ihrer Autorität verlieren. Wer sieht denn nicht, daß der monarchische Gedanke seit dem Ausbruch des Krieges

im ganzen Volke und selbst in den Schichten, die ihm lange hindurch entfremdet waren, eine gewaltige Stärkung erfahren hat? Daß die Überzeugung von der Notwendigkeit einer kraftvollen und nötigenfalls mit rücksichtsloser Energie durchgreifenden Staatsautorität von Tag zu Tage mehr die weitesten Kreise ergreift? Daß Staatsgesinnung und Staatsbejahung Gemeingut des ganzen Volkes geworden sind? Wer kann verkennen, daß das deutsche Volk sich innerlich mehr und mehr von den Schlacken jener westmächtlichen Auffassung von Volkssouveränität und Demokratie befreit, immer reiner seine eigene Idee von der Freiheit herausarbeitet, die auf der freien und selbstgewollten Hingabe der in sich ruhenden sittlichen Persönlichkeit in Pflicht und Gehorsam, in Disziplin und Organisation beruht?"

In der Tat, mir scheint eine pessimistische Auffassung unserer innerpolitischen Verhältnisse angesichts des gewaltigen seelischen Aufschwungs, den unser deutsches Volk in und durch den Krieg genommen hat, weniger wie je begründet zu sein. Mag dieser seelische Aufschwung, der doch auch eine Hinwendung eines großen Teiles unseres Volkes zu den „ewigen Wahrheiten" im Sinne der neuerlichen Auslassungen der Kreuzzeitung in sich schließt, in der langen Dauer des harten Krieges zurückgegangen sein, geblieben ist doch der feste und unerschütterte Entschluß des ganzen Volkes zum Durchhalten und zum Sieg, geblieben die allgemeine Hinwendung zum nationalen deutschen Gedanken im weltpolitischen Sinn. Wie unser Kaiser es eben erst wieder ausgesprochen hat: „Das deutsche Volk weiß, daß es um sein Dasein geht. Es kennt seine Kraft und vertraut auf Gottes Hilfe. Darum kann nichts seine Entschlossenheit und Ausdauer erschüttern". Das gilt ganz gewiß auch von der überwältigenden Mehrheit unserer Arbeiterschaft, die an Entschlossenheit, Opferfreudigkeit, und, auch heute darf es noch gesagt werden, an Staatsgesinnung hinter keiner anderen Klasse zurücksteht. Ich verkenne keineswegs das von Professor Wittschewsky ausgesprochene Bedenken, daß „innerhalb der Sozialdemokratie ein starrer Radikalismus von unbekannter Stärke nach wie vor sein Wesen treibt". Aber dieser Radikalismus zeigt doch in sich eine solche völlige Zerfahrenheit und Zerrüttung, daß er schwerlich aus sich heraus etwas Besorgniserregendes oder gar Furchtgebietendes werden kann. Daß ihm gegenüber die besonnenen Elemente der sozialdemokratischen Bewegung, die nach wie vor fest zu der Parole des 4. August stehen, die Oberhand behalten werden, dafür bürgen vor allem die freien Gewerkschaften, die in ihrem festen Gefüge und mit ihren ungeheuren Machtmitteln innerhalb der Partei ausschlaggebend sind und bleiben werden. Die freien Gewerkschaften aber haben es seit dem Kriegsausbruch tausendfältig bewiesen, daß der Staat ihnen ein weitgehendes Vertrauen schenken darf und muß. Und wenn noch in der Sammelschrift vom inneren Frieden Otto von Dewitz den einschränkenden Satz ausgesprochen hat, es scheine ihm für den inneren Frieden nach dem Kriege klar vor Augen zu liegen, daß die hocherfreuliche Bewegung der freien Gewerkschaften politisch nur

eine Knospe war, die nicht zur Blüte gelangen würde, wenn dem ersten Schritt nicht ein zweiter folge, mit dem sie sich voll und ganz in das Gefüge des Staates einordnen, so ist ein solcher zweiter Schritt inzwischen schon erfolgt! Bestand nicht der hauptsächliche Streitpunkt zwischen der staatlichen Autorität und den freien Gewerkschaften darin, daß diese auch für die Staatsarbeiter, insbesondere für die Eisenbahner, das Streikrecht in Anspruch nahmen? Nun hat die Generalkommission der Gewerkschaften selbst die Hand dazu geboten, diesen Streitpunkt aus der Welt zu schaffen! Am 1. Juli ist unter der tätigen Mitwirkung der Generalkommission der „Deutsche Eisenbahner-Verband" ins Leben getreten, in dessen Satzungen den besonderen Pflichten der staatlichen Verkehrsanstalten Rechnung getragen ist, vor allem auch in dem entscheidenden Punkte, daß der Streik nicht als Kampfmittel zugelassen ist. Die gewerkschaftlichen Zentralverbände sind soweit gegangen, diejenigen ihrer Mitglieder, die seit dem Ausbruche des Krieges in den Dienst der Staatseisenbahnen eingestellt waren — es handelt sich um viele Tausende — aus ihren Reihen zu entlassen und ihnen den Übertritt zu dem neuen Eisenbahner-Verband zu empfehlen. Dieser Vorgang, der bisher von der Presse fast gar nicht beachtet worden ist, ist von einer gar nicht hoch genug einzuschätzenden Bedeutung. Er stellt gleichsam die Krönung des staatstreuen Verhaltens der Gewerkschaften dar. Zugleich zeigt er an einem klassischen Beispiele, wie sehr Vertrauen mit Vertrauen lohnet. Einen rascheren und schöneren Lohn konnte das Entgegenkommen, das die Reichsleitung den Gewerkschaften in der Vereinsgesetznovelle vom 26. Juni gezeigt hat, gar nicht finden, als durch die Selbstüberwindung, mit der die Gewerkschaften nunmehr die aus der besonderen Natur der staatlichen Verkehrsanstalten entspringenden Notwendigkeiten anerkannten. Das sollte auch denjenigen unserer Parteien zu denken geben, die aus lauter Bedenken heraus (denen gewiß nicht jeder Grund abgesprochen werden soll) sich bisher nicht dazu aufzuschwingen vermochten, der Regierung auf dem Wege des Vertrauens zu folgen. Es kann doch kaum einem Zweifel unterliegen, daß je enger das Verhältnis zwischen Staat und Gewerkschaften geknüpft wird, je mehr die Arbeiterschaft weiterhin an dem Staat durch Rechte und positive Mitarbeit interessiert wird, je stärker schließlich die staatssozialistische Tendenz unseres Staates wird, desto mehr auch der Radikalismus der Arbeiterschaft abnehmen wird. Man versteht ja, daß die konservative Partei, die eine ihrer Hauptaufgaben in der Festhaltung bewährter Grundlagen sieht, eine solche Entwicklung nicht im voraus eskomptieren will, und darum in ihrer Stellungnahme zu sozialpolitischen und Wahlrechtsfragen (über die weiter unten zu reden sein wird) noch zurückhält. Aber diese Zurückhaltung sollte doch nicht soweit gehen, daß sie, wie es neuerdings den Anschein gewinnen wollte, als Nachzügler hinter den übrigen Parteien zurückbleibt.

Selbstverständlich wollen die beiden von mir herausgegebenen Sammelschriften, indem sie das gegenseitige Verstehen und Vertrauen einmal zwischen

Bürgertum und sozialdemokratischer Arbeiterschaft, dann überhaupt zwischen allen einander gegenüberstehenden Gruppen, Richtungen und Parteien als den Weg, der zum inneren Frieden führt, hinstellen, nicht blinder Vertrauensseligkeit und einem vagen Optimismus das Wort reden. Ärger kann man die „Propagandisten des inneren Friedens", wie Professor Wittschewsky mich und meine Mitarbeiter tituliert, nicht mißverstehen, als wenn man unser Streben als „sentimentale Friedenslyrik" auslegt. In der Mehrzahl der Artikel, namentlich des Buches vom inneren Frieden, herrscht vielmehr ein durchaus nüchterner und realpolitischer Geist vor, der weit entfernt ist, sich einzubilden, daß die menschliche Natur sich umkneten lasse, und daß die sozialen Spannungen, die konfessionellen Reibungen und die politischen Kämpfe jemals aufhören werden, der aber alle diese Kämpfe um der höchsten nationalen Geschlossenheit und Entschlossenheit willen, die weit über den Krieg hinaus das erste Gebot der Stunde bleibt, auf das rein Sachliche und auf das schlechthin Unvermeidliche reduzieren will. Mit voller Deutlichkeit ist das auch in der Vorrede ausgesprochen: „Selbstverständlich sucht keiner von den Mitarbeitern das Heil in einem Fortfall der Spannungen und Gegensätze überhaupt, der unmöglich ist und bleibt. Alle sind sich dessen wohl bewußt, daß die geistige Kraft eines Volkes zu ihrer vollen Entfaltung der Verschiedenheit, ja der Gegensätze wetteifernder Gruppen, Parteien und Glaubensgemeinschaften bedarf. Es ist auch nicht auf ein schwächliches Kompromiß, auf einen faulen Frieden zwischen den verschiedenen Richtungen abgesehen; nein, die ehrliche, klare und tapfere Auseinandersetzung, der erhebende Kampf der Geister darf und soll sein Recht behalten. Aber eben auf dem Wege eines sachlichen, nüchternen, sich von jeder Überschwänglichkeit der Illusionen freihaltenden Erörterung soll den Gegensätzen das zersetzende Gift genommen werden, das sie erst in Unfrieden und persönliche Bitterkeit wandelt." Im Grunde will oder möchte ja auch Herr Professor Wittschewsky dasselbe; sagt er doch selbst: „Die Gedanken sollten dem Ziele zustreben, aufreizende Gehässigkeiten aus den Parteikämpfen fernzuhalten und die schroffen Spannungen zwischen den gegnerischen Lagern zu mildern." Die große Frage ist nur die: besteht die Möglichkeit, ein solches Ziel, mit anderen Worten den inneren Frieden zu erreichen, und welches ist der Weg, der dahin führt?

Professor Wittschewsky denkt offenbar außerordentlich skeptisch über diese Fragen. Er sieht die einzige Möglichkeit einer inneren Erneuerung, einer Ausmerzung des nationalen Schwächezustandes darin, daß ein überragender Wille die auseinandertretenden Auffassungen auf bestimmte große nationale Gesichtspunkte zu einigen vermöge. Nur von einem klugen, weitblickenden und überlegenen Staatsmanne erhofft er ein „Programm der Programme", auf das sich die große Mehrheit des deutschen Volkes einigen könne. Und da er einen solchen Staatsmann nirgends erblickt, so bleibt ihm zum Schluß nur die ganz in der Luft schwebende Aussicht: „Ist der Friedensgeist noch nicht vorhanden, so wird er hoffentlich mit dem Geläut der Friedensglocken einziehen".

Es kann nicht weiter Wunder nehmen, daß Professor Wittschewsky die Betätigung eines „zwingenden Machtwillens" in der Richtung gemeinsamer nationaler Ziellinien nicht von Herrn von Bethmann Hollweg erwartet. Auch mancher, der dem Kanzler sein volles Vertrauen schenkt, fragt sich, ob solcher Machtwille in ihm verkörpert sei. Ich erinnere an Friedrich Meineckes neuliches Wort: „Es fehlt ihm gewiß nicht an innerer Fühlung mit allen gesunden und großen Kräften der Nation, aber an dem Triebe, sie für den Dienst seiner Politik zu organisieren und damit den eigensüchtigen Organisationen der Parteien und Interessen ein Gegengewicht zu schaffen."*) Wie dem nun auch sei — der kommende Friede wird es ja weisen — ist es wirklich wünschenswert, ja ist es auch nur möglich, daß dem deutschen Volke ein staatlich einigendes Programm aufgezwungen werde? Auf die Dauer ist es jedenfalls nicht einmal dem gewaltigen Machtwillen eines Bismarck, der seines Gleichen so leicht nicht finden kann und wird, gelungen, dem deutschen Volke ein gemeinsames Programm aufzuoktroyieren, ganz im Gegenteil! Ja, man kann zweifelhaft sein, ob Bismarck auch nur die äußere Einigung Deutschlands gelungen wäre, wenn ihm nicht der deutsche Einheitsdrang so machtvoll zu Hilfe gekommen wäre. So wird auch jetzt der Einheitswille des deutschen Volkes, der unter dem ungeheuren Druck des Existenzkampfes sich wieder mit elementarer Gewalt erneuert hat, das Beste tun müssen, um sich eine einheitlichere Richtung zu erarbeiten. Mit Freude und Dank darf es begrüßt werden, wenn von höchster Stelle eine Parole ausgegeben wird gleich jener der letzten preußischen Thronrede: daß der Geist gegenseitigen Verstehens und Vertrauens auch im Frieden fortwirken und in der gemeinsamen Arbeit des ganzes Volkes sich ausprägen solle. Aber wahr machen und in Wirklichkeit umsetzen kann ein solches Wort doch nur das Volk selbst. Und ich wenigstens lebe der freudigen und unerschütterlichen Zuversicht, daß diesmal der Einheitswille und das organisatorische Genie der deutschen Nation, dessen sie sich jetzt erst in vollem Umfange bewußt geworden ist, durch alle Hindernisse der Parteiungen und Entzweiungen hindurch einen Weg zu den höheren Formen der Einheit und der Gemeinschaft bahnen werden. So „spricht nicht nur der Idealismus, der an den Sieg der edleren Anlagen in den Mitmenschen über deren eigennützige Berechnung glaubt", so darf auch die nüchterne Beobachtung sprechen. Sehen wir denn nicht überall, wie sich im deutschen Volke die Kräfte des Zusammenschlusses und der freien Organisation seelischen Lebens regen, wie sie die Fesseln der Parteien sprengen, wie sie Personen und Gruppen zu gemeinsamer vaterländischer Arbeit zusammenführen, die vordem einander kaum kannten? Hier die „Freie Vaterländische Vereinigung", die „Deutsche Gesellschaft von 1914", die Jenaer „Gemeinnützige Gesellschaft 1914", dort die „Konferenz evangelischer Arbeitsorganisationen", oder das sich anbahnende Kartell der christlichen, Hirsch-Dunckerschen und

*) Die neue Rundschau. Juniheft 1916.

freien Gewerkschaften: schon ließen sich ganze Seiten füllen, wollte man die Vereinigungen und Organisationen aufzählen, in denen sich der neue brüderliche Geist des deutschen Volkes dokumentiert. Auch die beiden von mir herausgegebenen Gemeinschaftsbücher wollen als ein Teil des im deutschen Volke lebenden Organisations- und Eintrachtswillens gewürdigt werden. Ich denke gewiß bescheiden von dem Erreichten. Aber ich darf doch fragen: Ist es nicht ein Großes, daß sich in dem einen Buche zum ersten Mal Bürgerliche und Sozialisten, in dem zweiten Protestanten und Katholiken, Positive und Freigeister, Konservative, Liberale und Sozialdemokraten, Arbeiter und Unternehmer, Städter und Landleute einträchtig und friedfertig zu organischer Arbeitsgemeinschaft zusammenfanden? Muß es nicht das gegenseitige Verstehen und Vertrauen fördern, wenn alle diese Persönlichkeiten aus den entgegengesetzten Lagern sich in voller Offenheit, Freimütigkeit und Unbefangenheit über die vorhandenen Gegensätze aussprechen, einander tief ins Herz schauen und dabei frohen Mutes entdecken, wie unendlich viel sie bei allem Trennenden als Kinder eines Volkes und Söhne einer mütterlichen Erde, als Deutsche, die alle ihr Vaterland über alles lieben, miteinander gemeinsam haben? Kann es ohne Nachwirkung bleiben, daß in dem einen wie in dem anderen Falle sich die Aussprache zu einem klassischen Beispiele gestaltet, wie solche Auseinandersetzungen mit unbedingter Sachlichkeit, Vornehmheit und Ritterlichkeit bei charaktervoller, starker Selbstbehauptung geführt werden können?

Es wäre wahrlich traurig, wenn ein Buch wie namentlich das vom inneren Frieden des deutschen Volkes von diesem kühl aufgenommen würde. Das Echo, das zu mir dringt, besagt denn auch ganz das Gegenteil! Nur einige Beispiele aus sehr vielen: Die „Reformation", herausgegeben von D. Philipps, die am weitesten rechtsstehende evangelische Kirchenzeitung, schreibt in ihrer jüngsten Nummer: „Wirklich angenehm berührt die vornehme, ruhige Art der Verhandlung. Wenn es gelingen würde, diese Art und Sachlichkeit auch nach dem Frieden zu bewahren, dann müßten unsere Parteikämpfe völlig umgewandelt werden. Sie würden nicht mehr das Verderben unseres Volkes, sondern sein Segen und Reichtum sein, weil die Verschiedenartigkeit der Meinungen befruchtend wirken darf. Man achtet und ehrt den Gegner, weil man sich im tiefsten mit ihm einig weiß in der Liebe zum gemeinsamen Vaterland". In der „Germania" hieß es: „Von dem ganzen Werk darf man die Hoffnung hegen, daß der vorurteilsfreie Leser von der mit der größten Eindringlichkeit aus diesen Abhandlungen sprechenden Predigt ergriffen wird, von der Predigt der brüderlichen Liebe und des brüderlichen Vertrauens". Und speziell von den in dem Buch enthaltenen katholischen Abhandlungen: „Es ist gar nicht abzusehen, wieviel Segen diese Abhandlungen zu stiften imstande sind, indem sie mit alten eingewurzelten Vorurteilen des nichtkatholischen Teiles der deutschen Bevölkerung aufzuräumen bestrebt sind". Zuguterletzt mag noch die „Deutsche Tageszeitung" zitiert sein, die über den Aufsatz des Abgeordneten Faßbender

„Durch Kenntnis zum Verständnis unserer Landbevölkerung" schrieb: „Die deutsche Presse würde sich ein großes Verdienst um den seit längerer Zeit leider wieder vielfach gestörten Frieden zwischen Stadt und Land und damit um die Herstellung einer einmütigen Stimmung unseres Volkes auch in wichtigsten Fragen des Durchhaltens erwerben, wenn sie das beherzigenswerte Mahnwort des Professors Faßbender dem ganzen deutschen Volke zur Kenntnis brächte". Und wenn Professor Wittschewsky über die vom konservativen Standpunkt geschriebenen Aufsätze des Herrn Dietrich von Oertzen und des Herrn Abgeordneten von Dewitz urteilt: für das gegenseitige Verstehen scheine mit denselben wenig getan zu sein, so könnte ich ihm Dutzende von Stimmen aus dem sozialdemokratischen Lager dafür anführen, wie sehr zumal die arbeiterfreundliche Haltung des Herrn von Oertzen das gegenseitige Vertrauen zu beleben und zu stärken geeignet ist. Ich darf es sagen, daß es mir eine ganz besondere Freude gewesen ist, daß sich eine so durchaus konservativ gesinnte Persönlichkeit wie Herr von Oertzen mit solcher Kraft und herzgewinnenden Wärme für den sozialen Staat einsetzte. Es sind fürwahr goldene Worte, wenn Oertzen u. a. sagt: „In der sozialen Frage bedarf es für die Konservativen nicht so sehr einer Neuorientierung als vielmehr eines Rückblicks in die eigene Vergangenheit. Als die Sozialreform begann, war die konservative Partei die erste begeisterte Trägerin der christlich-sozialen Gedanken, ‚Kreuzzeitung' und ‚Reichsbote' die Vorkämpfer. Wenn dann später eine rückläufige Bewegung eintrat, wenn es zeitweilig den Schein hatte, als wolle die Geburtsaristokratie einer nichts als kapitalistischen Geldaristokratie Gefolgschaft leisten, so war diese Wandlung immerhin verständlich, da die Sozialdemokratie die höchsten konservativen Ideale — Thron und Altar — vielfach mit Füßen trat, und alle Reformarbeit nur zu schmähen und zu verkleinern suchte. Gegenwärtig aber, wo das kriegerische Einstehen des Arbeiterstandes für das Vaterland eine unbestrittene Tatsache ist, gegenwärtig wo eine ganze Anzahl der vormaligen sozialdemokratischen Parteiideale zertrümmert am Boden liegen — jetzt sollte die rückläufige Bewegung nicht weiter fortgesetzt werden. Heute gilt mehr als je das schöne Wort von Rodbertus: „Wenn konservativ die Konservierung des verrottetsten Plunders bedeutet — nenne er sich nun liberal, oder werde er illiberal genannt — so gibt es nichts Antikonservativeres, als die soziale Frage. Wenn aber konservativ bedeutet die Stärkung monarchischer Staatsgewalt, friedliche Reformarbeit, Aussöhnung der sozialen Gewalten unter der Ägide und nach der Norm des strahlenden suum cuique — so gibt es nichts Konservativeres als die soziale Frage".*)

*) Nicht weniger beachtenswert scheinen folgende Ausführungen des konservativen Politikers: „Was das große grundsätzliche Ziel der Sozialdemokratie betrifft, die Vergesellschaftung der Produktionsmittel, so kann niemand behaupten, weder daß sie unsittlich, noch daß sie unmöglich sei. Die Verwirklichung des Gedankens ist durchaus erörterungsfähig. Der Krieg hat uns die Brotkarte und die Fettkarte gezeigt. Warum sollten nicht zu anderen

Möchte doch die konservative Partei die in diesen Worten liegende Mahnung beherzigen; es könnte sich um nichts Geringeres als ihre Zukunft handeln! Eine Partei kann heutigen Tages nur dann auf eine Zukunft rechnen, wenn sie in naher Fühlung mit den breiten Volksmassen bleibt und es versteht, sich wenn nicht an die Spitze der gewaltigen Strömungen und Kräfte einer Schöpfungszeit wie der heutigen zu stellen, so sich doch auch nicht gleichsam als Hemmschuh hinterherziehen zu lassen. Gewiß steht es einer Partei wie der konservativen nicht wohl an, um die Volksgunst zu buhlen, aber auch sie wird zu bedenken haben, daß sie nichts ohne das Volk ist und alles nur für das Volk sein muß. Was aber das Volk in seiner überwältigenden Mehrheit heute verlangt, ist sonnenklar, tritt täglich tausendfach von neuem an das Tageslicht: nach außen ein freudiges Bekenntnis zu den machtpolitischen Notwendigkeiten einer großen unbeengten Zukunft, nach innen ein Mitbestimmungsrecht der breiten Massen im Staatsleben, auf Grund der Bewährung in vaterländischer Gesinnung und der politischen Reife, welche die Gesamtheit unseres Volkes, von geringen Ausnahmen abgesehen, in den Stürmen des Weltkrieges kennzeichnet,*) dazu ein freudiges Bekenntnis zum sozialen Staat. In erster Hinsicht wird niemand der konservativen Partei eine kühne Initiative absprechen können und wollen. Allgemein aber herrscht der Eindruck, daß die konservative Partei jeder inneren und sozialen Neuorientierung in der Richtung eines stärkeren Mitbestimmungsrechts der Massen zurückhaltend und widerstrebend, um nicht zu sagen ablehnend gegenüberstehe. Weitverbreitet ist auch die Auffassung, als ob die Partei sich einseitig zugunsten der besitzenden Klassen einzusetzen geneigt sei. Worte wie die des Abgeordneten von Heydebrand von der „drohenden Auspowerung aller Besitzenden", die im höchsten Grade staatsgefährlich sei, oder der auch aus konservativem Munde gefallene Ausspruch von dem „Portemonnaie der Besitzenden", das geschützt werden müsse, sind, so berechtigt sie an sich sein

Zeiten auch noch andere Karten möglich sein? Andererseits hat uns der Krieg auch die großen Schwierigkeiten enthüllt und die großen Mißstände, die mit diesen staatssozialistischen Versuchen verknüpft waren. Man kann also gewiß das System für verkehrt und für unpraktisch, und allein die Freiheit der Lebensmittelbeschaffung für richtig halten. Aber die Frage liegt auf dem technischen, nicht auf dem sittlichen Gebiet. Es gibt auch Gebiete, auf denen sich der Sozialismus bewährt hat. In einigen Ländern sind es die Verkehrsmittel, in anderen der Tabak, in anderen der Branntwein, die vergesellschaftet sind. Kann man und soll man weitergehen? Darum handelt sich's. Soll man die Gemeinwirtschaft auf Kosten der Einzelwirtschaft ausdehnen?"

*) Ich schließe mich hier eng an die Formulierung des Abgeordneten Freiherrn von Zedlitz-Neukirch in Nr. 18 der „Europäischen Staats- und Wirtschafts-Zeitung" an. Ganz ähnlich urteilt von Oertzen im Buch vom inneren Frieden: „Die Tatsache, daß draußen im Felde alle Deutschen ohne Unterschied des Standes und der Partei sich einmütig um das nationale Banner geschart haben, die Tatsache, daß viele Tausende ihr Leben dahingegeben haben für das Vaterland, das sie vormals schmähten, diese gewaltigen Taten können unmöglich nach Herstellung des Friedens folgenlos verschwinden, vielmehr werden und müssen sie sich geltend machen als Grund- und Ecksteine im Aufbau des neuen zukünftigen Deutschlands".

mögen, leider nur zu geeignet, solche Vorstellungen zu befestigen. Auch das Eintreten der konservativen Partei für das preußische Wahlrecht muß sie verstärken. Gewiß hat sich ja Herr von Heydebrand bereit erklärt, daran mitzuarbeiten, „gewisse Schwächen" dieses Wahlrechts auszugleichen und zu verbessern. Aber derselbe Parteiführer hat auch mit allem Nachdruck betont, daß die Grundlagen des preußischen Wahlrechts, und dazu gehört doch auch der Klassencharakter, die einseitige Abstufung des Wahlrechts nach dem Maße des Einkommens und des Besitzes, gut, ja ausgezeichnet seien. Es könnte — diese Auffassung ist mir auch in gut konservativen Kreisen mehrfach entgegengetreten — wahrhaft verhängnisvoll für die Partei werden, wenn so der plutokratische Charakter des preußischen Wahlrechts festgehalten würde. Das Herrenhausmitglied Professor Reinke hat doch wohl vollkommen recht, wenn er im „Tag" (4. Juli) feststellt: „Für plutokratische Staatsformen ist im Gedankenkreise des deutschen Volkes fortan kein Raum". Es geht denn auch aus den Äußerungen zahlreicher Parteiführer von den Freikonservativen bis zu den Linksparteien hinüber, mit voller Deutlichkeit hervor, daß sie das Wahlrecht dieses seines plutokratischen Charakters so oder so entkleiden wollen. Würde die konservative Partei als einzige sich dem widersetzen, so wäre die rettungslose Isolierung ihr wenig beneidenswertes Los.

Aber, wendet hier Professor Wittschewsky ein, solche Erörterungen sind unzeitgemäß, sie sind eher dazu angetan, Unfrieden zu säen, als Versöhnungsfrüchte reifen zu lassen; „ungleich wichtiger ist, daß wir jetzt wahrlich unsere Interessen nicht an Aufgaben verzetteln, die erst nach Beendigung des Krieges greifbar in Erscheinung treten werden", vielleicht auch dann noch bei der überwältigenden Fülle der zur Wiederherstellung zerstörter Daseinsbedingungen erforderlichen Arbeiten minder dringlich erscheinen werden. Das ist derselbe Vorwurf, der wiederholt von konservativer Seite unter Berufung auf den Burgfrieden direkt gegen den Passus der Thronrede erhoben worden ist, der von der Gestaltung der Grundlagen für die Vertretung des Volkes in den gesetzgebenden Körperschaften spricht. Mir scheint eine solche Auffassung des Burgfriedens, die jeden Gegensatz, jede Spaltung im deutschen Volke als ein Kräutlein Rührmichnichtan betrachtet, im Grunde doch wenig weitsichtig zu sein. Wir sehen es — dieses Beispiel wird sicher auch von Herrn Professor Wittschewsky als durchschlagend anerkannt werden — recht deutlich an der großen Frage der Friedensziele: gerade weil die Diskussion darüber unterbunden ist und immer noch bleibt, frißt sich der Zwiespalt zwischen den gegensätzlichen Auffassungen immer tiefer ein. Kühner und aussichtsvoller ist jedenfalls das in dem Buch vom inneren Frieden eingeschlagene Verfahren, die nun einmal vorhandenen Gegensätze scharf ins Auge zu fassen und sich darüber klar zu werden, ob sie sich bei ganz sachlicher, das Für und Wider aller Parteien sorgsam berücksichtigender Betrachtung und Behandlung nicht mildern, versöhnen und neutralisieren lassen. Welch ein unendlicher Segen für unsere innerpolitische Zukunft

müßte es nicht sein, wenn schon jetzt während des Krieges, ohne daß wir darum das große Ziel des Sieges über unsere Feinde, das selbstverständlich allem anderen voraufgeht, irgend aus dem Auge verlieren, eine Verständigung im Großen zwischen den Parteien beispielsweise über die Frage der Neuorientierung, innerhalb deren ja die Frage der Wahlrechtsreform die akuteste ist und bleiben wird, erzielt werden könnte. Gerade wenn es richtig wäre, was Herr von Heydebrand in seiner Rede vom 17. Januar gesagt hat: daß „wir leider ebenfalls noch davor stehen, daß wenn diese Frage zur materiellen Beschlußfassung gestellt wird, sie dann leider ohne einen großen ganz erbitterten Streit der Parteien nicht würde erledigt werden können", gerade dann wäre es ernsteste patriotische Pflicht, schon jetzt mit allen Kräften eine Verständigung über dieses dornige Problem anzubahnen, damit hernach, wenn einmal die Vorlage kommt — und Herr von Zedlitz hat sicherlich recht: sie wird unmittelbar nach Friedensschluß kommen — die Zeit nicht mit endlosen Generaldebatten verloren werden muß. Sollte es denn wirklich so schwer sein, bei allseitigem guten Willen einen Weg zu finden, der, wenn er auch nicht jedem eine ideale Lösung, so doch annehmbar schiene? Dem konservativen Prinzip könnte es jedenfalls nicht entgegen sein, wenn man in Verbindung mit einem geheimen und direkten Wahlrecht eine Abstufung nach der gesamten staatlichen und sozialen Leistung und Bewährung, anstatt lediglich nach der Steuerleistung zugrunde legte. Es ließe sich etwa vorschlagen, zu der einem jeden Wähler über fünfundzwanzig oder auch über einundzwanzig Jahren zustehenden Stimme noch eine bis fünf Zusatzstimmen an folgende Qualifikationen zu knüpfen:

1. Wer seiner Dienstpflicht im stehenden Heer und in der Landwehr genügt hat (wobei zu erwägen bliebe, ob nicht allen Kriegsteilnehmern diese Zusatzstimme als ein Zeichen der unauslöschlichen Dankbarkeit für unsere Feldgrauen zu verleihen sein möchte).
2. Wer vier lebende eheliche Kinder oder doch zwei Söhne hat, die zum Militärdienst tauglich befunden sind.
3. Wer zehn Jahre dem Staate unmittelbar oder mittelbar in einem staatlichen, kommunalen oder gleichwertigen Ehrenamt gedient hat (auch Ärzte, Rechtsanwälte usw. ließen sich in diese Kategorie einreihen).
4. Wer zehn Jahre als Arbeitgeber für eine größere Anzahl von Arbeitern Beiträge zur staatlichen Sozialversicherung geleistet hat (wobei, um der besonderen Bedeutung der Landwirtschaft für den Staat Rechnung zu tragen, die Zahl der landwirtschaftlichen Arbeiter höher bewertet werden könnte); oder wer als Arbeiter die doppelte Anzahl von Jahren solche Beiträge gezahlt hat.
5. Wer zehn Jahre hindurch einen gewissen nicht zu niedrigen Satz an direkten Staatssteuern beigetragen hat (wobei wiederum, um der besonderen Bedeutung des Grund und Bodens und vor allem auch des befestigten Grund und Bodens für den Staat Rechnung zu tragen, die Grund- und

Gebäudesteuer mit dem doppelten, vom befestigten Grund und Boden mit dem vierfachen Betrage angesetzt werden könnte).

Ich kann diese Vorschläge, die den Klassencharakter und die plutokratische Tendenz des heutigen Wahlrechts durchweg fallen lassen und nicht in dem Besitz an sich, sondern allenfalls nur in der Erhaltung des Besitzes eine staatliche Leistung sehen, im übrigen aber die staatliche und soziale Leistung und Bewährung in ihren hauptsächlichen Momenten zum Grund- und Eckstein des Wahlrechts erheben, hier nicht im einzelnen sorgfältiger ausarbeiten und begründen, werde aber in einem besonderen Aufsatz gerade auch unter dem Gesichtspunkt des konservativen Interesses auf sie zurückkommen. Mir scheint, es müsse unbedingt möglich sein, auf dem Wege des hier aufgestellten Prinzips eine Einigung über das Wahlrechtsproblem zustande zu bringen. Die linksliberalen Parteien werden ja gewiß nicht leicht auf die Durchführung des gleichen Wahlrechts nach Analogie des Reichstagswahlrechts in Preußen verzichten, sie werden sich aber auch klar darüber sein, daß dieses in absehbarer Zeit keinenfalls zu erreichen steht. Die Konservativen werden sich auf der anderen Seite sagen müssen, daß die heutige Gestaltung des preußischen Wahlrechts auf keine Weise aufrecht zu erhalten ist, auch nicht unter Ausmerzung einiger „Schönheitsfehler"; am wenigsten nach den gewaltigen sozialen Umschichtungen des Krieges, die ja sicherlich auch unwürdige Kriegslieferanten und Kriegswucherer in die erste Wählerklasse herauf-, den Mittelstand aber in Bausch und Bogen in die unterste Klasse herabdrücken werden! Unter diesen Umständen sollte meines Erachtens ein ganz auf die staatliche und soziale Leistung gestelltes Wahlrecht am ersten Aussicht bieten, alle Parteien rechts und links und ganz gewiß auch das Zentrum auf sich zu vereinigen. Der Zustimmung weiter konservativer Kreise glaube ich sicher zu sein; möchte auch die Partei als solche den Entschluß finden, sich bei Zeiten, ehe noch die Frage zur materiellen Erledigung gestellt wird, sich mit den anderen Parteien auf ein Wahlrecht zu einigen, das dem gewaltigen Geist dieses Krieges gerecht wird!

Ich wünsche der konservativen Partei aus aufrichtigem Herzen eine große Zukunft. Nie waren die Aussichten dazu günstiger. Heller wie je strahlen die drei konservativen Hauptideale: Monarchie, Christentum, Staatsautorität am Himmel des deutschen Volkes. Auch in der Hinwendung der Sozialdemokratie zur Staatsgesinnung und Staatsbejahung liegt doch, genau genommen, eine gewaltige Rechtsorientierung. Rechtsorientierung *könnte* das Kennwort unserer ganzen innerpolitischen Zukunft sein. Aber es kann nur Wirklichkeit und Wahrheit werden, wenn auch die konservative Partei bedenkt, was zu ihrem Frieden dient, der zugleich der innere Frieden des deutschen Volkes, gegenseitiges Verstehen und Vertrauen im Sinne unseres Kaisers und Königs ist.

Deutschland und Österreich

Zur Halbjahrhundertfeier des Prager Friedens am 23. August 1866

Von Dr. J. von Newald

Der nachfolgende Aufsatz stammt aus der Feder eines Österreichers. Er bildet das Gegenstück zum Aufsatz des Reichsdeutschen Dr. Karl Buchheim, den wir anläßlich der Halbjahrhundertfeier des Nikolsburger Friedens in Heft 29 d. J. veröffentlicht haben. Beide Verfasser gelangen unabhängig voneinander zu dem Ergebnis, daß der Friedensschluß zwischen Deutschland und Österreich eines der im höchsten Sinne staatsmännischen Meisterstücke Bismarcks war, und daß beide Parteien heute nur das betonen wollen, was sie nach langem Hader versöhnte.

Die Schriftleitung.

Dreißig Jahre werde der deutsche Krieg dauern — so prophezeite man im Frühjahr 1866. In Wahrheit währte es vom Beginn der Feindseligkeiten bis zum Präliminarfrieden etwa einen Monat, und zwischen den ersten Schüssen in Böhmen und der Entscheidungsschlacht lag eine Woche. Auch sonst lebte die Zeit vor dem Ringen in manchem Irrtum. Recht allgemein hielt man Österreich für den unbedingt stärkeren Teil, und in der Donaumonarchie selber herrschte eine verhängnisvolle Unterschätzung des Gegners. Man malte sich den Kampf mit Preußen meist optimistisch aus. Neben dem Haß gegen den „Störenfried mit den drei Haaren", gegen den „Herrn von Eisenblut", gab sich eine mit Mißachtung gepaarte Abneigung gegen alles Preußische überhaupt in schärfsten Formen kund. Eine ähnliche erbitterte Aversion gab es in Norddeutschland nicht. Dort wollte ja lange kaum jemand den Krieg außer jenem einen, der eben stärker war als alle andern zusammen.

So kam der blutige Strauß, von dem Moltke höchst aufrichtig und in seiner großzügigen Art gesagt hat: „Der Krieg 1866 ist nicht aus Notwehr gegen Bedrohung der eigenen Existenz entsprungen, auch nicht hervorgerufen durch die öffentliche Meinung und die Stimme des Volkes. Er ist ein im Kabinett als notwendig erkannter, längst beabsichtigter und ruhig vorbereiteter Kampf nicht für Ländererwerb, Gebietsvermehrung oder materiellen Gewinn, sondern für ein ideales Gut — für Machtstellung". Stark aber war hüben und drüben der patriotische Gram ob des Bruderkrieges, ob des Kampfes Deutscher gegen Deutsche, der eine echte, frohe Begeisterung ausschloß. Mit posthumer Genugtuung stellen wir aber auch fest, daß dieser Krieg, nach heutigem

Maße gemessen, ein „mit Glacéhandschuhen" geführter war. Ist auch Königgrätz eine der größten und blutigsten Schlachten des Jahrhunderts gewesen, so erscheint der Feldzug im ganzen doch nur wie eine kurze und glimpfliche Episode, wie ein Degenkreuzen zwischen ritterlichen Gegnern.

Heute vollends sind die Wunden vernarbt, die das Jahr 1866 schlug. Die Generation, die mit echtem Schmerz sah, wie Haus Österreich aus seiner 400 Jahre alten Präsidialstellung in Deutschland gedrängt wurde, ist schier ausgestorben. Ihre wenigen Reste haben sich mit dem Schicksal längst abgefunden. Nicht was uns in trauriger Fehde trennte — was uns versöhnte, wollen wir ins Gedächtnis rufen. Die Verhandlungen von Nikolsburg und der Präliminarfriede vom 26. Juli 1866 aber waren es, die diese Versöhnung brachten (zunächst freilich nur äußerlich), die aber doch alles weitere möglich machten . . . .

Königgrätz war geschlagen. Bismarck trat vor. Wie mit einem Schlage ist aus dem verwegenen Spieler, der die Dinge mit Absicht auf die Spitze getrieben hat, der weise und maßvolle Staatsmann geworden, der dem Blutvergießen ein Ende machen will. Der preußische Premier hatte den kurzen Feldzug im Hauptquartier des Königlichen Oberkommandanten mitgemacht. Aber erst nach der großen kriegerischen Entscheidung kamen harte Arbeit und Sorge für ihn — Stunden, die er noch als Greis den schwersten seines Lebens zuzählte. Darum sind die mit angestrengter Tätigkeit erfüllten Wochen nach dem 3. Juli auch für das psychologische Lebensbild des Gewaltigen von hoher Wichtigkeit.

Schon in den bangen Entscheidungsstunden von Königgrätz dachte Bismarck, wie er selber erzählt, nach, wie man sich künftig zu Österreich stellen werde. Aber er hat sich gewiß schon weit früher solche Gedanken gemacht. Den Habsburgerstaat zu zertrümmern war objektiv unmöglich und lag subjektiv sicher nicht in den Plänen eines Realpolitikers, der gerade durch seine klare Erkenntnis des Erreichbaren so viel wirklich erreicht hat. Am selben Abende des 3. Juli, da Moltke das historische Wort sprach: „Majestät haben nicht bloß die Schlacht, sondern den Feldzug gewonnen", sagte Bismarck zu seinem Könige (wie Sybel bekräftigt), „Die Streitfrage ist entschieden. Jetzt gilt es, die alte Freundschaft mit Österreich wieder zu gewinnen". Bismarck war eben bei aller Tatkraft und Beharrlichkeit der Mann, der stets wußte, wo und wann er einzuhalten habe. Auch das ist eines der Geheimnisse seiner Erfolge.

Es waren drei praktische Gründe, die in dem Minister den Wunsch nach einem baldigen Frieden sozusagen stündlich steigerten. Zuerst Erzherzog Albrecht und seine bei Custoza siegreiche Südarmee; zweitens die furchtbar wütende Cholera; drittens Louis Napoleon. Leitender Gedanke aber blieb für den Staatsmann, dessen Blick ebenso in die Weite wie in die Tiefe ging, daß Österreich geschont werden müsse, sofern dies mit dem vorgesteckten Ziele nur irgend vereinbar war. Denn ein tödlich verletztes Österreich — so argumentierte Bismarck

— würde für alle Zukunft der natürliche Bundesgenosse der Feinde Preußens sein. Ja, schon für die nächste Zukunft besorgte Bismarck, das Duell zwischen den zwei deutschen Großmächten könnte zu einem europäischen Koalitionskriege werden, in dem es für Preußen um „Kopf und Kragen" gehen würde.

Auf diesem Wege von Nikolsburg zum Frieden aber fand Bismarck den Hauptgegner nicht in Österreich und nicht in Napoleon, sondern bei seinem eigenen Herrn und Gebieter. König Wilhelm und seine Heerführer wollten sich in dem glänzenden Siegeszug, der geraden Wegs nach Wien wies, nicht aufhalten lassen. Und gerade einen triumphalen Einzug in die Kaiserstadt — in Bismarcks Augen nichts als eine Sache der militärischen Eitelkeit — wollte der Minister dem geschlagenen Österreich ersparen.

Über Napoleons Vermittlung, die unmittelbar nach Königgrätz einsetzte, haben die Forschungen unserer Zeit viel Neues und Interessantes beigebracht.*) Natürlich hatte der Kaiser die deutsche Frage stets mit Aufmerksamkeit verfolgt. Der Hader zwischen Preußen und Österreich konnte ihm nur erwünscht sein und man weiß, wie eifrig er das preußisch-italienische Bündnis gefördert hatte. Seine überfeine Berechnung litt aber doch wohl an dem Grundfehler, daß er einen Sieg Österreichs voraussetzte. Offenbar wollte er im günstigen Augenblick eingreifen, um für sich selber etwas herauszuschlagen. Gewiß nicht aus Eroberungssucht, sondern zur Stärkung seiner Position in Frankreich selber.

Schon am 2. Juli hatte Österreich Napoleon um Vermittlung eines Waffenstillstandes ersucht; und am Tage nach Königgrätz erschien Fürst Metternich in den Tuilerien, um im Namen seines Souveräns Venetien dem Kaiser zur Verfügung zu stellen. Denn hier sollte dieser den Waffen Italiens Einhalt gebieten und so die Verwendung der österreichischen Südarmee gegen Preußen ermöglichen. Mit tiefem Grolle vernahm die Wiener Bevölkerung, daß man Venedig „die Perle in der Krone des Kaisers" an Österreichs Erzfeind preisgegeben habe. Heute freilich wissen wir, daß durch den merkwürdigen Geheimvertrag vom 12. Juni 1866, also vor Ausbruch des Krieges, die Abtretung Venetiens an Napoleon dem Dritten auch für den Fall eines österreichischen Sieges auf beiden Fronten verabredet war. Der Preis für Napoleons Neutralität!

Schon in der Nacht vom 4. auf den 5. Juli erfuhr König Wilhelm in seinem Hauptquartier zu Horschitz durch ein Telegramm Napoleons die Abtretung Venetiens und die österreichische Bitte um Vermittlung. Er verhielt sich zunächst dilatorisch. Denn sein erster Ratgeber wagte es nicht, die ihm höchst unwillkommene Einmischung Napoleons kurzweg abzuweisen. Daß Frankreich zu einem Kriege nicht gerüstet sei, wußte wohl auch Bismarck. Aber mit

*) Vortrefflich dargestellt ist diese phasenreiche und höchst eigennützige Mediation in Friedjungs mit Recht hochgeschätzten „Kampf um die Vorherrschaft" in Deutschland und bei Klein-Hattingen „Bismarck und seine Welt". I. Band. (Berlin bei Dümmler 1902). Vergleiche auch Erich Brandenburg: „Untersuchungen und Aktenstücke zur Geschichte der Reichsgründung" und den hierauf fußenden Aufsatz in den Grenzboten (Heft 29 d. J.)

den starken süddeutschen Kräften vereinigt, konnten auch nur vierzigtausend Franzosen im Westen eine bedenkliche Situation schaffen. So dachte der Politiker, der auch mit den in Süddeutschland noch nicht ganz erstorbenen Rheinbundgelüsten rechnete, während Moltke bereit war, den Kampf auch an der Rheinfront aufzunehmen.

Die militärischen Bewegungen nahmen indeß ihren Fortgang. Am 6. Juli besetzen die Preußen Prag; am 10. übernimmt Erzherzog Albrecht den Oberbefehl über alle Kaiserlichen Streitkräfte; ein Teil der Südarmee wird nach der Donau gezogen und ein Manifest Franz Josefs scheint einen neuen Widerstand Österreichs einzuleiten. Um diese Zeit war es schon klar, daß Napoleon sich mit seiner Intervention zunächst eine böse moralische Schlappe geholt hatte. Preußen blieb nicht gleich auf den ersten Wink des in Europa noch immer für so mächtig Gehaltenen stehen, und die Italiener lehnten es ab, Venetien als Geschenk aus seiner Hand zu nehmen. Mit großer Offenheit gestand der Kaiser, der einen ganz gebrochenen Eindruck machte, dem preußischen Gesandten in Paris von der Goltz das Mißliche seiner Lage ein. Er selber wollte, krank und unkriegerisch wie er war, nichts weniger als ein Eingreifen mit den Waffen, das ihm sein Minister Drouyn de Lhuys anriet. In der französischen Regierung und bei Hofe waren die Ansichten geteilt. Rouher sprach von „patriotischen Beklemmungen" und die sogenannte Volksstimme rief schon vernehmlich nach „revanche pour Sadowa!" So gewann die Vermittlung Napoleons, hinter der kein schlagfertiges Heer stand, immer mehr den Charakter des Schwächlichen, Schwankenden, in sich selber Unklaren und gegen die andern Unaufrichtigen.

Mit der persönlichen Vermittlung hatte der Kaiser den Grafen Benedetti betraut — denselben, der vier Jahre später eine noch odiösere Mission übernehmen mußte. Ihm war es nach vielen Mühsalen gelungen, in der Nacht vom 11. auf den 12. Juli nach Zwittau zu kommen und dort plötzlich an Bismarcks Bette zu erscheinen. Den Premier empfing den Franzosen höflich und suchte ihn zu sondieren. Benedetti machte aber keine positive Vorschläge. So ließ Bismarck, am 12. in Brünn angekommen, sofort den Bürgermeister der Stadt zu sich bitten. Das war Dr. Karl Giskra, ein alter Achtundvierziger, der spätere „Bürgerminister", ein Mann von hohem Verstande und starkem Temperament. Ihn ermächtigte Bismarck in Wien zu sagen: Österreich könne sofort Frieden ohne Gebietsabtretung, ohne Kriegsentschädigung, ja mit freier Hand südlich des Mains haben, wenn es dem Könige von Preußen freie Hand in Norddeutschland gewähre und wenn — jede Vermittlung Napoleons ausgeschlossen sei. Giskra, der es nicht wagte, in solchen Tagen die unter seiner Leitung stehende Stadt zu verlassen, sandte den Präsidenten der Brünner Handelskammer, Baron Herring, an seiner statt. In Wien aber ließ man den Boten Bismarcks erst ungebührlich lange auf Antwort warten. Man schreibt dieses ebenso unhöfliche als unkluge Zaudern dem Einfluße des un-

seligen, von düsterem Geheimnis umwobenen Grafen Moriz Esterhazy zu. Gewiß besaß dieser Minister „ohne Portefeuille", dem man gemeinhin eine Hauptschuld an der unglücklichen österreichischen Politik von 1866 beimißt, in der Hofburg und am Ballplatz mehr Macht, als der nominelle Leiter der auswärtigen Angelegenheiten Graf Mensdorff-Pouilly. Als nun Herring — erst am 19. Juli! — bei Bismarck eintraf, um die Geneigtheit der österreichischen Regierung zu direkten Unterhandlungen anzuzeigen, hörte er ein: Zu spät! Die Mediation Frankreichs sei bereits angenommen. Das war, schreibt Friedjung, „das Ende der Verbindung Österreichs in Deutschland", denn die letzte Gelegenheit für die Monarchie, im Süden des Mains festen Fuß zu fassen, war vorbei. Bismarck ist auf seinen wiederholt gestellten Antrag einer Trennung Deutschlands in zwei Interessensphären nicht mehr zurückgekommen.*)

Bismarck sprach mit seinem Zu spät! die Wahrheit. Schon am 14. Juli hatte Napoleon mit Goltz die Bedingungen eines Friedens in der Weise skizziert, wie er der Hauptsache nach zwölf Tage später wirklich zustande kam. Am 17. waren diese Punktationen im preußischen Hauptquartier zu Nikolsburg eingetroffen. Bereits am Tage darauf erschien hier Benedetti, der, ganz wie später in Ems verurteilt war, die Rolle des Zudringlichen zu spielen.

Nikolsburg liegt in einer der schönsten Gegenden Mährens, hart an der nieder-österreichischen Grenze im Süden der weingesegneten Polauer Berge. Das Städtchen — nebenbei gesagt die Heimat Sonnenfels', des erleuchteteten Ratgebers Maria Thereſiens — hat in jenen Tagen einen welthistorischen Namen erobert. Es bedeutet für alle Zeiten die Grenzscheide zwischen der österreichisch-preußischen Rivalität, die mit dem Regierungsantritt des großen Friedrich begonnen hatte, und einer treuen, festen Freundschaft, die in unsern Tagen ihre glanzvollste Probe bestanden.

Hier wurde vorerst am 22. Juli eine fünftägige Waffenruhe vereinbart. Zwei Tage vorher hatte Tegetthoff bei Lissa gesiegt; die Preußen aber standen schon vor den Toren Wiens und vor Preßburg. Aber ehe die fünf Tage um sind ist auch der Friede gemacht. Mit den österreichischen Unterhändlern hatte Bismarck nicht allzu schwere Arbeit. Den Vertreter Napoleons scheint er mit halben Worten und halben Zugeständnissen vertröstet zu haben, die er nie einzuhalten gedachte. Einen harten Kampf aber hatte er mit seinem „alten Herrn". Und da war die Friedenssache, für die sich Bismarck mit seinem ganzen Feuer einsetzte, mehr als einmal in Gefahr, zu scheitern. Heute erst vermögen wir die Kraft und das Geschick zu ermessen, mit denen der Minister dieser Hinder-

*) „Ich glaube", sagte Giskra, „unsere Staatsmänner haben wieder einmal eine Überfuhr versäumt". (P. Heinrich „Erlebnisse eines Kriegskorrespondenten"). — Man hat den Fall Giskra wohl auch für eine Autosuggestion des selbstbewußten Brünner Bürgermeisters oder für einen schlechten Scherz Bismarcks gehalten. Aber was Giskra in einer Delegationssitzung von 1871 erzählte, ist tatsächlich unwiderlegt und unwidersprochen geblieben.

nisse Herr wurde, aber auch die Verdienste, die er sich in diesen heißen Tagen um Preußen, um Deutschland, um Österreich erwarb.

An der Grenze seiner Siebzig stand König Wilhelm im Glanze eines Erfolges, den sich vier Wochen vorher niemand geträumt hätte. Ist es zu wundern, wenn dem lorbeergeschmückten Greise nun das, was Bismarck ihm empfahl, zu wenig dünkte? Es mag ein banales Wort sein, kennzeichnet aber doch wohl das, was menschlich und begreiflich ist: dem Könige war der Appetit beim Essen gekommen. Lange hatte er dem Kriege widerstrebt und ihn zuletzt nur als einen defensiven akzeptiert. Nun standen seine Truppen vor der feindlichen Hauptstadt. Nun wollte er, Soldat durch und durch, nur als wirklicher Sieger, will sagen als Eroberer heimkehren. An Annexionen im Sinne einer Einverleibung ganzer Staaten dachte er noch nicht, wohl aber an ausgiebige Gebietserweiterungen: Westsachsen mit Leipzig, Chemnitz, Zwickau; die einst hohenzollerschen Markgrafschaften Ansbach und Baireuth; Ostfriesland; das böhmische Egerland, das gewerbefleißige Reichenberg; das blühende österreichische Schlesien sollten preußisch werden! Ging das nicht im Guten, so mußte man eben die Waffen wieder aufnehmen, den schon begonnenen Angriff auf Preßburg fortsetzen und nötigenfalls auch den Kampf mit Frankreich wagen.

Wie weit stand, was Wilhelm der Erste und seine militärischen Ratgeber anstrebten, von dem ab, was Bismarck, „der Questenberg des Lagers", beantragte, — Bismark der erklärte, mit der freien Hand in Norddeutschland sei Preußens politischem Bedürfnisse Genüge geleistet. Auf dem schönen, hochgelegenen Schlosse der Dietrichstein zu Nikolsburg gab es nun dramatische Szenen, auf die der Kanzler in späteren Jahren oft zurückkam. Sehr richtig sagt Erich Marcks, daß bei König Wilhelm die persönlichen, die dynastischen, die Siegergefühle, bei Bismarck der sachliche preußische Staatsgedanke überwog. Oder mit anderen Worten, der König wollte das erst noch zu Erkämpfende, das Gefährlichte und Zweifelhafte; der Minister das Praktische, Sichere, Gesunde. Jedenfalls war Bismarck kein angenehmer Diener, aber auch Wilhelm kein bequemer Herr.

Man staunt, daß so tief sitzende Unterschiede sich in ein paar Tagen ausgleichen konnten, freilich erst, nachdem sie heftig aufeinandergeprallt. „Die maßgebenden Nervensysteme" schreibt Roon, „sind so überreizt, daß es hie und da lichterloh zum Dach hinaus brennt und jeder Wohlmeinende mit dem Löscheimer hinzueilen muß." Im Kriegsrate vom 3. Juli stellte sich der König auf die Seite der Militärpartei und der einzige Zivilist in der Konferenz war so erregt, daß er ins Nebenzimmer ging, sich aufs Bett warf und einen Weinkrampf hatte wie ein Kind. Damals auch körperlich leidend, sah Bismarck, wenn der Krieg fortgesetzt würde, sein ganzes bis nun so schön gediehenes Werk gefährdet.

Er setzte sich hin und schrieb eine seiner gewaltigsten Denkschriften nieder, die in dem lapidaren Satze gipfelte: „Der Ausschluß Österreichs aus dem

Bunde, in Verbindung mit der Annexion von Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, Oberhessen und Nassau darf als ein Ziel angesehen werden, wie es bei Ausbruch des Krieges niemals gesteckt werden konnte". Dieses Ziel wegen des Gewinnes von ein paar Quadratmeilen oder ein paar Millionen Kriegsentschädigung in Frage zu stellen, wäre ein politischer Fehler.

Noch einmal setzte Bismarck am 24. — dem entscheidenden Tage — dem König an der Hand dieses Memorandum all' seine Gründe für einen raschen und milden Frieden auseinander. Wilhelm gab ihm in manchem Punkte recht; aber, sagte er, Österreich und seine Verbündeten müssen für ihre preußenfeindliche Haltung gestraft werden. Worauf Bismarck: Unsere Aufgabe ist die Anbahnung einer nationalen Einigung unter Preußen, nicht aber das Strafrichteramt. Und mit seinem ganzen Freimut setzte er hinzu, Österreichs Rivalität gegen Preußen sei nicht strafbarer als die Preußens gegen Österreich.

Das war im Grunde nur mehr ein Streit um Worte. Aber der König erboste sich doch so, daß Bismarck es vorzog sich zu entfernen. Er trat in sein Zimmer und dachte, wie er selber erzählte, ob es nicht das Beste wäre, zum offenen Fenster des vierten Stockwerks hinab zu „fallen". Da legte sich eine Hand auf seine Schulter. Es war die des Kronprinzen, der sich in schlichten Worten erbot, beim Könige zu vermitteln. Schon nach einer schwachen halben Stunde kam er wieder zurück. Es habe schwer gehalten, aber der Vater habe zugestimmt. „Sprich Du im Namen der Zukunft" hatte Wilhelm zu seinem Sohne gesagt. So war es in dieser kritischen Stunde der künftige Thronerbe, der nie ein Freund Bismarcks und stets ein Gegner des Krieges gewesen, und der nun mit Kraft und Erfolg eingriff. Bismarck hat ihm dies nie vergessen. „Der Kronprinz", sagte er nach Jahren, „war der einzige verständige Mensch im Hauptquartier zu Nikolsburg, der mir beigestanden und sich namentlich dem Begehren von Landesabtretungen Österreichs kräftig widersetzt hat". Übrigens waren es recht unfreundliche Worte, die Wilhelm als Marginale auf Bismarcks Denkschrift setzte: „Nachdem mein Ministerpräsident mich vor dem Feinde im Stiche läßt und ich außerstande bin, ihn zu ersetzen, habe ich die Frage mit meinem Sohne erörtert und da sich derselbe der Auffassung des Ministerpräsidenten angeschlossen hat, sehe ich mich zu meinem Schmerz gezwungen, nach so glänzenden Siegen der Armee in diesen sauren Apfel zu beißen und einen so schmachvollen Frieden anzunehmen". Wir denken heute, daß man solche „Schmach" wohl auf sich nehmen konnte.

Als die Bedingungen von Nikolsburg schon zur Unterschrift fertig lagen, erschien Benedetti mit den gewissen Kompensationsforderungen. Aber Bismarck, der die Sache nun im Sacke hatte, wies ihn ebenso höflich als kurz ab. Das Wesentliche in den nur vorläufigen aber für beide Teile bindenden Präliminarien, die das historische Datum des 26. Juli 1866 tragen, bleibt immer die Zustimmung Österreichs zur Auflösung des deutschen Bundes und zur Ordnung der Dinge in Norddeutschland nach Preußens Ermessen. Selbstverständlich

war die Abtretung Schleswig-Holsteins. Auch im Punkte der Kriegsentschädigung zeigte sich Bismarck nachgibig; die 20 Millionen Taler, die Österreich auferlegt wurden, dünken uns heute eine Bagatelle. Auch die süddeutschen Staaten kamen ohne nennenswerte Gebietsabtretung und mit relativ bescheidenen Zahlungen weg. Für Sachsens, seines tapferen Bundesgenossen, territoriale Integrität war Österreich in loyaler Weise eingetreten. Aber auf der Zugehörigkeit des Königreichs zum künftigen norddeutschen Bunde hatte Bismarck, zuletzt mit Heftigkeit, bestanden.

Bereits am 23. August erhielten die Präliminarien ihre endgültige Form. Dieser Prager Friede ist das grundlegende Dokument geworden zur modernen Stellung Preußens. Es gab dem bis dahin schmächtigen und in zwei Teile zerrissenen Staat Vergrößerung und Abrundung. Es machte ihn zum Führer nördlich des Main; es hat aber dem Begriffe „deutsch" schon damals einen über den Norden hinaus greifenden Inhalt gegeben. Denn was die Welt freilich noch nicht wußte: zehn Tage vor Prag waren die geheimen Schutz- und Trutzbündnisse Bismarcks mit den süddeutschen Staaten perfekt geworden. Jenen besondern „Südbund", der ihnen vorbehalten wurde, blieb auf dem Papier und die Schaffung eines Deutschen Reiches war schon in jenen Tagen, soweit es die Umstände zuließen, sichergestellt.

Für Louis Napoleon und seine Rheinbundswünsche bildete auch dies einen Mißerfolg. Als im Juli 1870 die Süddeutschen nicht mit Frankreich, sondern vertragstreu mit Norddeutschland gingen: da erst mochte der Kaiser erkennen, wie sehr ihn dieser sympathische Monsieur de Bismarck 1866 hinters Licht geführt. Bismark hatte den von der Welt noch für überschlau Gehaltenen hingehalten und als Mittel benutzt, um ihn zuletzt auch um die bescheidensten „Spesen" seiner Neutralität und Mediation zu bringen. Sicher hat Napoleons Dazwischentreten nach Königgrätz an sich seine Folgen gehabt; denn es drängte die preußischen Vorherrschaftsgedanken über ganz Deutschland zunächst in den Hintergrund. Österreich aber hätte ohne Napoleons Vermittlung vermutlich — siehe Mission Giskra — noch bessere Bedingungen erreicht; für sich selber endlich hat der „ehrliche Makler" von der Seine nichts erzielt, als eine Abfuhr. Am 4. August ist Bismarck in Berlin; am 5. erscheint schon Benedetti und fordert nun nicht mehr kleine Grenzberichtigungen, sondern schlankweg Mainz, Saarlouis, Saarbrücken, die bayrische Rheinpfalz. Bismarck weist ihn trocken ab, droht mit den Kriege. Benedetti geht und sein erhabener Souverän steckt die „diplomatische Ohrfeige" ruhig ein. So brachte 1866, und zwar weniger der preußische Sieg als die französische Vermittlung, für Louis Napoleons Prestige daheim und in Europa eine bedenkliche Einbuße . . .

„Es soll in Zukunft und für beständig Friede und Freundschaft zwischen den beiderseitigen Staaten herrschen," hieß es wie üblich im Prager Traktat. Niemals sonst ist eine konventionelle Phrase so zur Wahrheit geworden. Mit der Freundschaft freilich hatte es, wenigstens beim Besiegten, noch seine guten Wege. Aber

der beharrlichen Staatskunst eines Bismarck und der kongenialen Mitarbeiterschaft eines Andrassy ist es gelungen, aus dem kühlen Frieden allmählich ein Einvernehmen und aus dem Einvernehmen eine Defensivallianz zu schaffen. Und aus dieser wurde ein weit das Maß alles international Gewöhnten überragender Freundschaftsbund. Seine Früchte reifen täglich und stündlich. Für solche Politik aber wurde der Weg im Sommer 1866 zu Nikolsburg und Prag frei gemacht.

Und das ist der letzte Sinn dieser Halbjahrhundert-Erinnerung.

Wir und die Chinesen

Von Generalsekretär Dr. Max Linde

Die neueren Beziehungen zwischen China und den westeuropäisch-amerikanischen Staaten haben von Beginn an, also ungefähr seit dem Anfang der dreißiger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts, unter einem unglücklichen Sterne gestanden. Irrungen und Wirrungen haben sie beherrscht, die entstanden waren und entstehen mußten aus der vollständigen Unkenntnis, in der sich jeder Teil bezüglich der Staats- und Weltanschauung des andern befand.

Was wußte der Westen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vom alten China, seiner großen Geschichte, seiner Machtentfaltung in früherer Zeit, seiner religiös-ethischen Staatsidee, seiner uralten Kultur, seinem reichen Geistesleben? Nichts. Zwar trafen Westen und Osten damals ja nicht zum ersten Male zusammen, denn schon Jahrhunderte früher waren die Kaufleute und Gesandten der führenden westlichen Staaten nach China gekommen, hatte ein Marco Polo, der größte Chinakenner am Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts, seine Reisen durch das weite Reich gemacht, waren katholische Missionare drüben erfolgreich tätig gewesen. Aber was sie uns überliefert hatten, war in den Archiven und Büchereien vergraben, war das geistige Eigentum einer ganz geringen Zahl von Gelehrten. Die europäischen Regierungen und ihre Diplomaten und Admirale, die europäischen Kaufleute und Schiffseigentümer hatten von China kaum eine andere Vorstellung als die eines großen dichtbevölkerten Landes, das aus teuflischer Bosheit oder verblendeter Torheit sich abschloß, keine diplomatischen Beziehungen anknüpfen, keine kaufmännischen Geschäfte mit Ausländern machen, keine Fremden seine Grenzen überschreiten lassen wollte.

Und was wußte auf der anderen Seite China vom Westen, seiner politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung, seiner Weltanschauung, seinen Zielen und Absichten, seinem Willen und Wollen? Ebenfalls nichts. Den katholischen

Missionaren, die nähere Kunde von uns hätten bringen können, war bereits 1716 unter Kaiser Kanghi und abermals 1785 unter Kaiser Kiän-lung das Land verboten worden, und der Handels- und Schiffsverkehr, wenn er auch bestand, war doch zu gering und berührte auch nur die äußersten Seegrenzen des Reiches, als daß er als wichtiges Verständigungsmittel zwischen West und Ost hätte in Betracht kommen können.

Diese gegenseitige Unkenntnis hat eine ununterbrochene Kette von schmerzlichen und bedauerlichen Mißverständnissen hüben und drüben zur Folge gehabt. Wir sahen Hochmut, Anmaßung und bornierte Dünkelhaftigkeit, wo China tatsächlich (und von seinem Standpunkte mit Recht) um den Fortbestand seiner Staatsidee kämpfte; wir sahen bösen Willen und verletzende Rücksichtslosigkeit gegen unsere „guten" Absichten, wo es sich für China um die Erhaltung seiner Kultur und kulturellen Ideale handelte. Andererseits erhoben wir Forderungen, die nach westlicher Auffassung nicht unbegründet, nach chinesischer hingegen als brutale Vergewaltigungsabsichten erscheinen mußten, verkehrten wir mit China in Formen, die uns im Laufe der Entwicklung geläufig geworden waren, ihm aber als verächtliche Äußerung barbarischer Gesinnung erschienen.

Es ist sicherlich ganz irrig, für den Westen mildernde Umstände in Anspruch zu nehmen und China die Hauptschuld an all den unzähligen Mißverständnissen zuzuschreiben. Soweit von Schuld im einzelnen Falle überhaupt die Rede sein kann, lag sie auf beiden Seiten; ihre Wurzel war aber fast stets das gegenseitige Nichtkennen. Im übrigen dürfen wir nicht vergessen: China hatte uns ja nicht gerufen, sondern der Westen kam und drängte sich ihm auf, schlug rücksichtslos Einlaß begehrend an die Pforten des Reiches, unbekümmert um Chinas Wünsche, ausschließlich geleitet von der Durchsetzung seiner eigenen Ziele und Bestrebungen.

Es kann gewiß nicht wundernehmen, daß dieses nur von eigenen Rücksichten diktierte Vorgehen den Westländern herzlich wenig Sympathien in China eintrug. Man verabscheute die Fremden, verachtete und haßte sie. So kam es bald hier, bald dort zu Auseinandersetzungen und Blutvergießen, bis schließlich die allgemeine Fremdenfeindlichkeit zum Ausbruch kam in dem Boxeraufstand, jener von oben herab organisierten Generalabrechnung mit den Westländern, die das seit Jahrtausenden überkommene Verhältnis zwischen Regierung und Volk mit ihren staatsrechtlichen, philosophischen und religiösen Ideen zerstörten, die den territorialen Bestand des Reiches antasteten, die das Land in früher ungeahnte Schulden stürzten, die seine wirtschaftlichen Hilfsquellen sich selber nutzbar machten, die obendrein mit ihrem Gift, dem Opium, das Volk entnervten und verdarben und nur ein Ziel zu kennen schienen: politischer und wirtschaftlicher Gewinn auf Kosten Chinas.

So hat die gegenseitige Unkenntnis bittere Früchte getragen, schwere Opfer an Blut und Gut gefordert und zur Folge gehabt, daß die gegenseitige Annäherung zwischen West und Ost nur zögernd und langsam vor sich gegangen ist.

Es iſt gar keine Frage, daß unſere Kenntniſſe der chineſiſchen Verhältniſſe im Laufe der letzten Jahrzehnte weſentlich zugenommen haben. Nicht nur in wirtſchaftlicher Beziehung ſondern namentlich auch, ſoweit es ſich um die Erkenntnis und Durchdringung des geiſtigen Lebens Chinas, ſeiner Welt- und Staatsanſchauung handelt. Männer wie von Brandt, Franke, Grube*), Hackmann, Rohrbach, Schrameier, Schüler, Pfarrer Wilhelm und Witte, um nur einige von ihnen zu nennen, haben uns in neueſter Zeit in ihren auch der Allgemeinheit zugänglichen und verſtändlichen Arbeiten reiches Material gegeben, das weiten Kreiſen eine Orientierung über die geiſtigen Prinzipien Chinas ſehr wohl ermöglicht. Trotzdem ſind wir allerdings noch weit davon entfernt, daß die Beſchäftigung mit dieſen Dingen und ihre Kenntnis ſo verbreitet wäre, wie wir es im Intereſſe der weſt-öſtlichen Beziehungen dringend wünſchen müſſen. Alle unſere Bergwerksanlagen nämlich, unſere Eiſenbahnen und Maſchinen, unſere Kanonen und Kriegsſchiffe, unſere Jurisprudenz und Medizin, alles das, was wir den Chineſen bringen und was ſie ſich bei uns holen, iſt nicht ausreichend zu einer gegenſeitigen Verſtändigung. Wir müſſen vielmehr darüber hinaus verſuchen, uns mit dem geiſtigen Leben Chinas auseinanderzuſetzen.

Das iſt heute noch wichtiger als früher. Unſere Freundſchaft für den Fernen Oſten iſt merklich abgekühlt, ſeitdem Japan, das einen guten Teil ſeiner rapiden Entwicklung auf allen Gebieten Deutſchland verdankt, ſich auf die Seite unſerer Feinde ſtellte und ſich den lächerlich geringen Ruhm erwarb, das iſolierte deutſche Pachtgebiet Kiautſchou uns abzunehmen. Wir wollen hier nicht unterſuchen, welche Motive die japaniſche Regierung leiteten, und ob etwa Vorgänge der hohen Politik, wie z. B. die Haltung Deutſchlands im Bunde mit Frankreich und Rußland gelegentlich des Friedens von Shimonoſeki (April 1895) oder zehn Jahre ſpäter die Stellung Deutſchlands während des ruſſiſch-japaniſchen Krieges, von ausſchlaggebender Bedeutung für Japans Eintreten in den Kreis unſerer Feinde waren. Tatſache iſt jedenfalls, daß wir das japaniſche Vorgehen als eine vollendete Felonie einem Staate gegenüber empfinden, der wie das Deutſche Reich freudig gegeben hatte, um auf allen Gebieten, dem Heerweſen, der Induſtrie, den Geiſteswiſſenſchaften uſw., den japaniſchen Aufſtieg zu fördern.

Wenn wir uns auch bemühen, das Verhalten Japans heute objektiver und leidenſchaftsloſer als nach Überreichung ſeines Ultimatums zu betrachten,

*) Wilhelm Grube, der 1908 verſtorbene Profeſſor der Sinologie an der Univerſität Berlin, den von Richthofen den beſten Kenner des chineſiſchen Volkes genannt hat, iſt den „Grenzboten"-Leſern kein Fremder. In den Heften 29 und 30 des Jahres 1911 brachten die „Grenzboten" unter dem Titel „Bauſteine der chineſiſchen Kultur" zwei Vorträge, die Grube in der Vereinigung für ſtaatswiſſenſchaftliche Fortbildung gehalten hatte, und im ſelben Jahre veröffentlichten ſie eine Reihe ſeiner „Briefe aus China" (Heft 45, 46, 47, 49, 50, 51, 52).

so kann doch kein Zweifel darüber herrschen, daß trotz aller Rechfertigungsgründe, die das östliche Inselreich für sein Vorgehen in Anspruch nimmt, bei uns in weiten Kreisen tiefe Enttäuschung (oder vielleicht mehr noch: Entrüstung) über den ostasiatischen Widersacher Deutschlands besteht. Wir haben das Gefühl, von Japan, das wir auf seinem Entwicklungsgange entscheidend unterstützt hatten, treulos hintergangen, verraten zu sein. Und Treubruch und Verrat sind Dinge, die der Deutsche nicht leicht vergeben, geschweige vergessen kann.

Der Europäer, der zum ersten Male sich einem Kreise von Ostasiaten gegenübersieht, gebraucht geraume Zeit, um die einzelnen Personen voneinander unterscheiden zu lernen. Unsere westlichen Augen sind zu wenig geschult, um die einzelnen Unterschiede in den ostasiatischen Physiognomien ohne weiteres zu erfassen. Erst bei näherer Beobachtung merkt man, daß die einzelnen Individuen sehr verschieden voneinander sind, und daß die landläufige Meinung: „Sie sehen alle gleich aus" auf Täuschung beruht. Dieser optischen Täuschung entspricht eine andere. Der den Dingen ferner Stehende ist nur zu leicht geneigt, den Satz: „Sie sehen alle gleich aus" zu dem Satze zu verallgemeinern: „Die Ostasiaten sind alle gleich", nämlich ihrem Wesen und Charakter nach.

Diese Auffassung ist jedoch ein starker, wiederum nur auf unzureichender Kenntnis beruhender Irrtum, der die Gefahr zu neuen schwerwiegenden Mißverständnissen in sich schließt.

Es wäre für die Entwicklung der deutsch-chinesischen Beziehungen nichts nachteiliger, als die Meinung sich verbreiten zu lassen, alle Ostasiaten, das soll in diesem Falle heißen, die Japaner und die Chinesen, seien nach Wesen und Charakter gleich. Würde den Chinesen bei uns eine dieser Auffassung entsprechende Behandlung zuteil, würden wir ihnen hinfort mit dem berechtigten und starken Mißtrauen begegnen, das wir in Zukunft nach den gemachten Erfahrungen den Japanern entgegenbringen müssen, so würden wir einerseits die Sympathien eines großen Volkes aufs Spiel setzen, das uns heute mit aufrichtiger und unverhohlener Bewunderung für Deutschland in seinem ungeheuren Kampfe gegen eine Welt von Feinden gegenübersteht, und wir würden andererseits den Chinesen schweres Unrecht zufügen.

Heute ist die Meinung nicht selten, daß im Leben der Völker Sympathien und Antipathien, Gefühle und Empfindungen keine große Rolle spielen, sondern lediglich die staatlichen Ideale und vermeintlichen Lebensnotwendigkeiten, die Macht und die Kraft sich durchzusetzen. Gewiß sind die letzteren dieser Faktoren stärker als die ersteren, wie ja dieser Krieg nur allzu deutlich erwiesen hat. Aber das darf uns nicht abhalten, uns Sympathien, die uns entgegengebracht werden, zu erhalten. Heute mehr denn je. Deutschland war, seitdem es politisch und wirtschaftlich stark geworden ist, viel gefürchtet, aber wenig beliebt in der Welt. Nur diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß englische Reuter-

telegramme und Bilder angeblicher deutscher Greuel bei einer Reihe neutraler Staaten ein ebenso empfängliches Publikum fanden wie bei unseren Feinden. Ob ein siegreiches Deutschland diese Unbeliebtheit in absehbarer Zeit ins Gegenteil verkehren kann, ist zum mindesten zweifelhaft. Unzweifelhaft aber ist es, daß „der durch den Krieg einmal entfachte und mit Blut besiegelte nationale Haß", „die erbitterte Stimmung in Frankreich, England und Rußland sich aus dem Krieg in den Frieden forterben wird" (Fürst Bülow). Dieser Unsumme von Unbeliebtheit, nationalem Haß und erbitterter Stimmung uns gegenüber sollen und müssen wir ehrliche Sympathie, wo immer sie uns entgegengebracht wird, hegen und fördern.

Aber sehen wir ganz von dem mehr oder weniger großen Wert der Sympathien Chinas für Deutschland ab. Eine Gleichstellung der Chinesen mit den Japanern würde in erster Linie ein schweres Unrecht an jenen bedeuten.

Der Inhaber einer bekannten deutschen Firma in Ostasien, der viele Jahre dort draußen zugebracht hat, schrieb mir kürzlich: „Die Chinesen sind keine Japaner; generell gesprochen ist bei ersteren eine sehr viel anständigere Gesinnung zu finden als bei letzteren." Dieser auf jahrzehntelanger Erfahrung beruhende Satz trifft den Kardinalpunkt: Was den Chinesen dem Japaner gegenüber auszeichnet, ist die sehr viel anständigere Gesinnung. Darin liegt der Grund für die Überzeugung jenes „Ausländers, der in beiden Ländern gelebt hatte, daß, je länger ein Fremder in Japan lebt, desto weniger er die Japaner liebt, je länger hingegen ein Fremder in China lebt, desto mehr er die Chinesen liebt." Sicherlich ist das Seelenleben der Ostasiaten ein anderes als unseres, und wir können unmöglich erwarten, daß wir jede der menschlichen Eigenschaften, die uns als die edelsten und besten erscheinen, bei Menschen wiederfinden, die Jahrtausende hindurch, Generation auf Generation, in einem ganz anderen Kulturkreis aufgewachsen sind. Gewiß sind uns manche Züge im Leben des einzelnen Chinesen sowie des chinesischen Volkes im ganzen unverständlich und vielleicht auch wenig sympathisch, aber „trotz seines Mangels an Reinlichkeit und Verfeinerung, trotz seiner vielen geistigen und Charakter-Fehler" (Ku Hung Ming*) finden wir, wenn wir alles nur in allem nehmen, in den typischen Vertretern des Chinesentums so viele edle Eigenschaften, so viel auch nach unserer Auffassung grundanständige Gesinnung, daß sie nicht nur unsere Achtung sondern auch unsere Wertschätzung verdienen. Oder auf das Ganze projeziert: „Im großen

*) Ich benutze die Gelegenheit, auf das soeben im Verlage von Eugen Diederichs, Jena, erschienene sehr zeitgemäße Buch Ku Hung Mings: „Der Geist des chinesischen Volkes und der Ausweg aus dem Krieg" hinzuweisen. Ku Hung Ming ist bei uns wohlbekannt. Seine vor mehreren Jahren in dem gleichen Verlage erschienene Arbeit über „Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen" hat viel Beachtung und warme Anerkennung gefunden. Für jeden, der sich bemüht, einen Blick in das Seelenleben der Chinesen zu tun, ihren moralischen Charakter zu erfassen, sind die Arbeiten des geistvollen Ku Hung Ming wertvollstes Material, an dem er nicht vorbeigehen kann.

überschaut, sind die Chinesen ein Volk, das alle Hochachtung verdient und in seiner kernigen, geschlossenen Art auch für die Zukunft Großes verspricht" (Witte).

Mag eine eingehende Beschäftigung mit dem chinesischen Volkscharakter, seinen guten und schlechten Eigenschaften, den uns sympathischen und unsympathischen Zügen, des Raumes wegen einem späteren Aufsatze vorbehalten bleiben. Worauf es mir heute ankam, war, darauf hinzuweisen, daß wir uns entschieden davor hüten müssen, die Chinesen nur deswegen so einzuschätzen, wie wir es nach den Erlebnissen der letzten Jahre bei den Japanern tun müssen, weil sie wie diese Ostasiaten, Mongolen sind.

Wer mit den hier lebenden Chinesen verkehrt, weiß, daß manche von ihnen die Befürchtung hegen, man könnte sie die an den Japanern erlebte Enttäuschung durch eine allzu sehr betonte Reserviertheit und Kühle vergelten lassen. Diese Befürchtung darf und soll meines Erachtens nicht aufkommen. Das weitgehende, zum Teil allzu große Entgegenkommen, das den Japanern in jeder Hinsicht, insbesondere auch im gesellschaftlichen Verkehr erwiesen wurde, darf den Chinesen gegenüber nicht ins völlige Gegenteil verkehrt werden. Alle Übertreibungen sind von Nachteil, und kein gebildeter Chinese erwartet im Verkehr mit uns eine wie immer geartete Überschwänglichkeit in Wort oder Tat (sie würde ihn im Gegenteil in seiner ruhigen, bescheidenen Art nur verwirren und abstoßen), aber was er mit Recht erwartet, ist, daß wir ihm ohne Voreingenommenheit, ohne Mißtrauen, ohne Falsch begegnen, daß wir ihn weder unter- noch überschätzen, sondern mit ihm in der Weise verkehren, wie zwei gebildete Menschen, die Achtung voreinander hegen, zu tun pflegen.

Der Krieg und die bildende Kunſt

Von Dr. R. Schacht

Die Frage, ob die Entwicklung der bildenden Künſte durch Kriege gehemmt, geſchädigt oder gefördert wird, iſt im Grunde eine echte Journaliſtenfrage, über die ſich mit einleuchtenden Gründen bis ins Uferloſe hin- und herſtreiten läßt. Die einen weiſen auf die Namen gefallener Künſtler, auf zerſtörte Kunſtdenkmäler, auf Verarmung, auf Rückgang der allgemeinen Kultur uſw. und führen Beiſpiele aus der Geſchichte an; die andern weiſen auf den neuen Aufſchwung der Kräfte, auf neue durch den Krieg geſchaffene Aufgaben (Denkmäler, Friedhöfe, Wiederaufbau zerſtörter Ortſchaften oder Monumentalgebäude), die Vereinheitlichung der geiſtigen Intereſſen uſw. und führen andere Beiſpiele aus der Geſchichte an. Das Ergebnis iſt, daß der Zuhörer entweder bei ſeiner vorhergefaßten, ihm durch irgendwelche konkreten Beiſpiele nahegelegten Meinung bleibt, oder nicht weiß, was er denken ſoll.

Fördernder dürfte es daher ſein, die im Grunde zu nichts führende allgemeine Faſſung der Frage auf den vorliegenden Fall einzuſchränken und ſich zu überlegen, welche Wirkung der jetzige Krieg auf die bildenden Künſte haben kann.

Allgemein läßt ſich die Frage ſchon deshalb nicht beantworten, weil ein Analogieſchluß von früheren Kriegen auf den jetzigen nicht möglich iſt. Aus zwei Urſachen nicht. Einmal ſind die Künſtler, vor allem die werdenden, heute am Kriege in weit ſtärkerem Maße aktiv beteiligt, als es in früheren Jahrhunderten der Fall war, wo ſie entweder als betriebſame Handwerker ſich in den Mauern der Städte ſorglich fern vom Kriegsgetümmel hielten, oder, ſeit der Renaiſſance, in der Gefolgſchaft der großen Herren den Krieg höchſtens einmal als Schlachtenbummler beſahen. Der moderne Künſtler aber erlebt den Krieg, nicht wie ein Abenteuer, ſondern als Notwendigkeit, die nicht nur dem Künſtler, ſondern vor allem dem Menſchen aufgezwungen wird; ob er will oder nicht, er muß ſich mit dem Krieg auseinanderſetzen. Und es iſt anzunehmen, daß das mannigfaltige Erleben, die notgedrungen veränderte Art des Lebensrhythmus, die mannigfachen optiſchen Eindrücke, die Erweiterung des Gefühlskreiſes auch auf die Geſtaltungsweiſe des Künſtlers einen bedeutenden, im voraus allerdings ſchwer abzuſchätzenden Einfluß ausüben werden. Ein Krieg, der, das ganze Volk in Mitleidenſchaft ziehend, ſich in einen Dauerzuſtand zu verwandeln droht, wird zudem ganz andere phyſiſche und damit auch künſtleriſche Wirkungen haben als etwa die kurzen Kriege der ſechziger Jahre oder 1870/71.

Die zweite Urſache liegt in der Andersartigkeit der Kunſt bei Ausbruch des jetzigen Krieges. Man hat ſich oft gefragt, worin denn z. B. das unterſchiedliche Merkmal der Malerei des neunzehnten Jahrhunderts gegenüber der früherer Jahrhunderte beſteht und häufig die Antwort gehört, das neunzehnte

Jahrhundert habe keinen Stil gehabt, sondern nur alle Stile nachgeahmt. Als ob nicht auch diese Nachahmung ihren Grund, ihr Gemeinsames haben müßte!

Während die Baukunst bekanntlich auf selbständige Formerfindung verzichtete und statt dessen auf die Erzeugung anempfundener, literarischer „Stimmungen" ausging, kann man den einigenden Begriff für Malerei, Graphik und Skulptur des neunzehnten Jahrhunderts in der „Aktualität" finden. Frühere Zeiten haben stilistische Ideale, schaffen Dekorationen im höchsten und besten Sinne, das neunzehnte drängt auf Erfassen des Gegenstandes, auf Sachlichkeit. Wenn frühere Jahrhunderte, die an Energie der Naturbeobachtung seit Giotto dem jüngst vergangenen nicht nachstanden, neue Gegenstände, neue Nuancen für die Kunst entdeckten, so tun sie es, um ihrem Stil zur vollen Ausprägung zu verhelfen, der neue Gegenstand ist Mittel zum Zweck. Im neunzehnten Jahrhundert verfallen die Stilideale, der Gegenstand wird Zweck, die Kunst ist lediglich Mittel zur lebendigeren Darstellung. Nichts Lehrreicheres als etwa die Gegenüberstellung eines Wouvermanschen Reiterkampfes und einer Iliaslithographie Slevogts. Dort ein Stoff aus dem Leben der Zeit, behandelt bei aller Wirklichkeitsnähe als dekoratives Schmuckstück, hier eine mythologische Darstellung, für die der Unvorbereitete die Mittel der Thorwaldsenzeit erwartet, mit aller Brutalität modernster Wirklichkeit, bei allen immerhin nur akzidentiellen dekorativen Eigenschaften durchaus auf die Gefühlswerte, die von realer menschlicher Kraft, kriegerischer Wut, rasendem Getümmel ausgehen, hinstrebend.

Erst wenn man sich dieses Gegensatzes bewußt wird, wundert man sich nicht mehr, daß der Krieg der älteren Kunst nur verhältnismäßig selten Stoffe geboten hat. Die Zeit der blutigsten inneren Fehden hat in Italien in den bildenden Künsten kaum Spuren hinterlassen. Als Michelangelo und Lionardo den Auftrag bekamen, einen Sieg ihrer Vaterstadt über Pisa zu verherrlichen, benutzten sie diese Gelegenheit zur Lösung rein formaler Aufgaben. Wenn Rubens aus Freude an starker Bewegung einen Kampf malt, so wählt er nicht eine Szene aus dem mit unerhörter Erbitterung geführten Volkskrieg mit den Spaniern, der noch in aller Gedächtnis sein mußte und der, bedeutsam genug, erst im neunzehnten Jahrhundert seine künstlerische Darstellung fand (de Coster), sondern malte eine Amazonenschlacht. Das reale, das individuelle Erleben spielt eben in der älteren Kunst eine ganz andere Rolle als in der neueren.

Natürlich hat es Ansätze zu dieser Aktualität des neunzehnten Jahrhunderts immer gegeben. Dürer zeigt in Einzelbeobachtungen (sehr selten in ganzen Werken) dieses fast naturwissenschaftlich zu nennende Interesse am Gegenstand, am gekreuzigten Christus Grünewalds wird es bemerkbar und an einzelnen Porträts des alternden Tizian. Bei Callot taucht es auf, um rasch zur bloßen virtuosenhaft behandelten Kuriosität zu werden. Außerdem haben wir eine Reihe von Schlachtendarstellungen z. B. von van der Meulen, die aber ins Gebiet der Chronik, der Geschichtsdarstellung gehören und mit Kunst nichts zu tun haben. Der erste, der mit bewußter Leidenschaft auf den Gegenstand ausgeht, ist Goya. Und da ist es ein merkwürdiger Zufall, daß es neben den Bildnissen gerade Darstellungen des Krieges sind, in denen diese Tendenz am stärksten hervortritt. Gewiß hat auch die Freude des Künstlers an bewegten Szenen bei diesen Darstellungen, von denen am bekanntesten die Blätter der „Kriegsgreuel" sind, mitgewirkt, aber wie anders ist alles aufgefaßt als bisher in der Kunst üblich war, wie viel näher ist dem Beschauer der Gegenstand gebracht. Es ist als ob der Künstler — und die Unterschriften legen diesen

Vergleich nahe — mit dem Stock des Moritatenmannes auf seine Bilder schlägt: Seht her! das ist der Krieg.

Wie stark dieses Stilprinzip der Aktualität ist, das seinen ersten internationalen Triumph in den Historienbildern der belgischen Schule von 1830 feiert, bemerkt man, wenn man beobachtet, wie es in den Monumentalgemälden Feuerbachs und Böcklins, in neuester Zeit Corinths die Form zu sprengen droht. Ja man kann mit nur scheinbarer Paradoxie sagen: obgleich jedes frühere Jahrhundert mehr stilistische Gebundenheit aufweist, mußte gerade das neunzehnte den Grundsatz l'art pour l'art proklamieren, um nicht gänzlich in Wirklichkeitsnachahmung zu verfallen. Wie nah diese Gefahr lag, beweisen die leeren panoptikumhaften Historienbilder der Epoche um 1870, die übrigens nicht nur in Deutschland zu finden sind. Einen Ausweg fand man in der Graphik, deren kleines unrealistisches Format diesen fatalen Eindruck weniger stark aufkommen ließ und die nach kurzem Verfall wieder eine bedeutende technische Höhe erreichte.

Seit Manet haben dann in der Malerei wieder dekorative Bestrebungen eingesetzt, die aber jenseits des Rheins bald in Theorie und Spielerei verflachten. In Deutschland ging dagegen die Saat der Feuerbach und Mariées auf und trug zur Durchsetzung und Festigung eines neuen Monumentalstiles in der Baukunst und Dekoration bei. Indem man jedoch bei diesen Bestrebungen eifrig bemüht war, jede Schablone, jeden Anschein von Eklektizismus zu vermeiden, mußte der aktuelle Realismus des neunzehnten Jahrhunderts als spendender Urquell auch neben den stilistischen Bestrebungen lebendig bleiben. Und er blieb es, so sehr, daß er in jüngster Zeit noch eine Nebenströmung ergab: den Expressionismus. Dieser Richtung genügt nicht mehr das Interesse an der Erscheinung, sie geht (vgl. meinen Aufsatz Grenzboten 1913, Nr. 52) auf das Gefühl, das gleichsam von dem Gegenstand ausströmt. An Stelle der mit zäher Leidenschaft erobernden, aber sachlich ruhigen Art, wie sie am ausgeprägtesteten etwa bei Leibl sich zeigt, ist vielfach eine gegen Eindrücke aller Art sehr nervös und heftig, ohne jedes lyrische Pathos reagierende Empfindungsweise getreten.

Halten wir uns, solchermaßen geordnet, die Tendenzen der modernen Kunst vor Augen, so sind wir leicht imstande zu ermessen, in welcher Weise die Entwicklung der Kunst Vorteile aus dem Geschehen des Krieges ziehen kann und wird. Die Grundbedingungen für eine sehr starke Einwirkung des Krieges sind diesmal in stärkerem Maße gegeben wie je zuvor: mannigfache Erlebnismöglichkeiten, eine vielseitig geschulte, über sehr taugliche Mittel gebietende Empfindung für Wirklichkeitseindrücke, monumentale Bestrebungen, und man mag an der Hand des unlängst erschienenen Buches von Hans Hildebrand (Krieg und Kunst, München, R. Piper) das, obwohl im Historischen und Theoretischen meist oberflächlich, durch energisches Eintreten für die jüngeren Künstler und sehr interessante gute Abbildungen doch beachtenswert ist, und eine erste Gruppierung der bisher aus Anlaß des Krieges entstandenen Werke der bildenden Kunst versucht, verfolgen, wie weit diese Tendenzen bisher zum Ausdruck gekommen sind. Alles in allem ist das Bild, das wir erhalten, erfreulich. Mag auch manches hoffnungsvolle Talent, dessen Hildebrand in sympathischer Weise gedenkt, unter den Gefallenen sein, die Entwicklung anderer wird beschleunigt, gereift, überall drängen sich neue verheißungsvolle Ansätze hervor und alles in allem hat man den Eindruck, daß wir vor Ergebnissen, wie sie der Krieg von 1870/71 gezeitigt hat, gesichert sind.

Noch auf einen sehr wichtigen Faktor der Kunstentwicklung ist hinzuweisen. In keinem Lande Europas, mit Ausnahme von England, hat die Kunst nach 1840 noch kulturbildend gewirkt. Das tut sie nur, wo sie in organischem Zusammenhang mit dem Leben steht, wo sie reale und allgemeine Bedürfnisse befriedigt, als etwas Unentbehrliches, Selbstverständliches empfunden wird. In einer Zeit jedoch, wo die Kunst als Luxus galt, wo man, resigniert oder spöttisch, zwischen „Kunst" oder „Poesie" und „Leben" einen Unterschied machte, wo der Künstler, größtenteils durch Ausfall des vermittelnden Kunsthandwerks den Zusammenhang mit dem Publikum verlor, sich gegen seine Verständnislosigkeit, seine Gleichgültigkeit, seinen Spott, ja seinen Haß durchsetzen mußte (nicht immer zum Vorteil seiner Kunst, die dadurch häufig genug etwas Forciertes bekam), da mußte die Kunst immer mehr aus einer öffentlichen und allgemeinen zu einer esoterischen Angelegenheit der Künstlerkreise werden, mußten Artistentum und unbeschränkt ausströmender Individualismus die seltsamsten Blüten treiben. Jetzt aber ist der Zeitpunkt gekommen, wo der Künstler wieder den Zusammenhang mit dem Publikum gewinnen kann, weil dieses mit einem Male der Kunst bedarf wie nie zuvor. Das Gefühlsleben ist durch den Krieg auf das mannigfachste berührt und erregt worden, die Erregung verlangt nach gestaltender Festigung, nach dem allgemeinen Ausdruck, in dem alle sich finden, verlangt ungestüm nach Anschauung, wünscht die Siege verherrlicht, die Gefallenen geehrt zu sehen. Damit ist der Kunst ein reiches Betätigungsfeld geboten. Gelingt es dem Künstler, diese allgemeinen Bedürfnisse zu befriedigen — und wie sollte es nicht, da er durch den Krieg aus seiner isolierten Stellung herausgerissen und ein Teil vom Ganzen geworden ist —, so kann eine für die Entwicklung der Kunst höchst günstige Wechselwirkung eintreten. Das lebendige Bedürfnis hält den heute vielfach durch allzu schrankenlose Freiheit verdorbenen, haltlos den Launen eines egoistischen und unfruchtbaren Individualismus verfallenen, in kraftversplitternden Experimenten vagabondierenden Geist des Künstlers „bei der Stange" (In der Beschränkung erst zeigt sich der Meister!), zwingt ihn zum Eingehen auf die Aufgabe, zum Erfassen der Lebens- gleich Wirkungsbedingungen seiner Kunst; der Künstler hingegen hat bei dem neuerwachten künstlerischen Interesse des Publikums die Möglichkeit, durch vortreffliche Leistungen den Geschmack der Menge zu heben, sie an Gutes zu gewöhnen, die Überlegenheit guter über mittelmäßige und oberflächliche Arbeit darzutun.

Der Kunstkritik aber erwächst die schwere und verantwortungsreiche Aufgabe, die Allzufixen, die, von den Wellen der Aktualität getragen, den ernsten Künstlern den Rang abzulaufen trachten, fernzuhalten und eine leichtsinnige Spekulation, wie sie im Kunstgewerbe und illustrierten Zeitschriften sich bereits breit zu machen beginnt, erbarmungslos zu verfolgen, guten Leistungen dagegen Eingang und Verbreitung zu verschaffen. Auch eine neue, eine lebendig wirkende Kunst werden dann unsere heimkehrenden Kämpfer als Siegespreis begrüßen können.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6530.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 86/87.

Miniſterumwälzungen in Rußland

Allmählich gelangen wir in den Beſitz der ruſſiſchen Preßſtimmen über den Rücktritt des ruſſiſchen Außenminiſters Sſaſonow. Der Rücktritt iſt ſeinerzeit für das deutſche Publikum ziemlich überraſchend eingetreten. Man konnte ſich ein Bild darüber, welches die Anläſſe oder vielleicht die tieferliegenden Urſachen für den Perſonenwechſel an einer ſo maßgebenden Stelle geweſen ſind, nicht machen, denn eine eigentlich größere Frage auf dem Gebiete der äußeren Politik, bei der man von einem in die Augen tretenden Mißerfolge Sſaſonowſcher Gedanken hätte ſprechen können, war nicht vorhanden. Allerdings lag eine Tatſache vor, die auch die deutſche Öffentlichkeit lebhaft beſchäftigt hat: es war der Abſchluß des ruſſiſch-japaniſchen Bündniſſes.

Mit dieſem Bündnis hat ſich auch unſere Zeitſchrift beſchäftigt. Der Wortlaut der Bündnisurkunde, wie er in der „Nowoje Wremja“ in franzöſiſchem Text bekannt gegeben worden iſt, iſt der deutſchen Leſerwelt durch die Tageszeitungen mitgeteilt worden. Außer dieſem Hauptvertrage, der den weſentlichen Bündnisgedanken wiedergibt, iſt offenbar ein zweites Dokument nebenhergegangen, das ſich auf die Spezialabmachungen zwiſchen dieſen beiden Mächten, namentlich auf die Abtretung eines Stückes der oſt-chineſiſchen Eiſenbahn, auf die Waffenlieferung Japans an Rußland bezieht und die Grundlagen für eine Ausdehnung der japaniſchen Anſiedlungsmöglichkeiten im öſtlichen Sibirien enthält.

Es lag nahe, zunächſt daran zu denken, daß der Abſchluß dieſes Bündniſſes, das von der ruſſiſchen Preſſe mit geteilten Gefühlen aufgenommen und von der engliſchen Preſſe mit ſauerer Miene regiſtriert wurde, eine der Urſachen für den Rücktritt Sſaſonows gebildet hat. Denn es ließ ſich denken, daß diejenigen Kreiſe, die den Abſchluß des Bündniſſes als nicht im Intereſſe der gegenwärtigen politiſchen Gruppierung Rußlands in Europa liegend erachteten,

nachträglich alle Hebel daran setzten, um an dem Urheber oder Ausführer dieses Gedankens ihr Mütchen zu kühlen und ihn zu beseitigen. Es lagen Nachrichten vor, daß sich bei den Mitgliedern der russischen parlamentarischen Delegation während ihrer Gespräche in den nordischen Ländern auf dem Rückwege von London nach Petersburg eine gewisse Verbitterung gegen Ssasonow geltend machte. Diese Mitglieder waren in England mit den Zielen der englischen Politik und denjenigen Bedingungen, die England für ein Zusammenarbeiten mit Rußland wünschte, bekannt gemacht worden. Es traf sich, daß die Führer der Delegation zu gleicher Zeit diejenigen Leute waren, die an und für sich geneigt waren, bei ihrer unbegrenzten Vorliebe für englisch-demokratische Ideale den englischen Interessen eher Rechnung zu tragen, als dies vielleicht andere russische Politiker getan hätten, deren durch innerpolitische Gesichtspunkte nicht gehemmter Gesichtskreis einen freieren Ausblick auch auf die Zukunftsinteressen Rußlands eher ermöglichte. Der Gedankenkreis jener liberalen Politiker mag etwa der folgende gewesen sein: Rußland müsse jedenfalls dauernd England angeschlossen werden, um eben die Verwirklichung jener demokratischen Ideale auch in Rußland zu gestatten. Wenn jetzt in England durch den Abschluß des russisch-japanischen Bündnisses eine gewisse Mißstimmung erzeugt werde, so könne dies für die Verwirklichung solcher Ziele nur nachteilig sein. Man verschloß sich nicht der Erkenntnis, daß das Bündnis nicht nur für die Zukunft eine gewaltige Hemmung für England, sondern auch eine Gefahr für die Kriegsdauer selbst bilde. Außerdem verlor man im inneren Kampfe gegen die rechtsstehenden Parteien einen Trumpf aus den Karten. Sei es, daß wirklich eine Abmachung zwischen Japan und England bestanden hat, wonach sich Japan England gegenüber verpflichtete, für den Fall eines Sonderfriedens Rußlands mit Deutschland Rußland den Krieg zu erklären und ihm in den Rücken zu fallen, sei es, daß die Tatsache einer solchen Abmachung nur als Schreckmittel im innerpolitischen Kampfe von den linksstehenden Parteien gegenüber den rechtsstehenden gegen den Abschluß eines Sonderfriedens benutzt wurde, jedenfalls war klar, daß es nicht mehr möglich war, dieses Agitationsmittels sich zu bedienen.

Zweifellos ist, daß, ob eine solche Abmachung zwischen Japan und England vorgelegen hat oder nicht, die englischen Politiker unter allen Umständen mit großem Schmerze auf das japanisch-russische Bündnis blicken mußten, und daß die Engländer infolgedessen ein gewisses Interesse daran haben konnten, in Rußland die Urheber dieser Politik zu entfernen.

Diese Gedankengänge hatten daher etwas durchaus einleuchtendes. Sie wurden bestätigt durch eine Äußerung Miljukows über den Rücktritt von Ssasonow, die aus mehr als einem Gesichtspunkte hochinteressant ist. Sie zeigt, daß Miljukow als Führer der linksliberalen Kadetten mit der Politik Rußlands im fernen Osten jedenfalls nicht einverstanden gewesen ist. Die Äußerung zeigt aber doch zugleich, daß man nicht glauben kann, daß das Mißvergnügen der

linksliberalen, in dem englischen Fahrwasser schwimmenden russischen Politiker gegen dieses Bündnis so groß gewesen ist, daß diese Kreise an dem Sturze Ssasonows mit hätten arbeiten helfen. Denn Miljukow stellt ausdrücklich fest, daß man vielleicht gar nicht Ssasonow persönlich allzusehr für den Abschluß des Bündnisses verantwortlich machen dürfe, sondern daß andere Leute, und zwar gerade Leute, die dem Nachfolger Ssasonows, Stürmer, nahe stehen, die hauptsächlichsten Mitarbeiter an dem Bündnis gewesen sind. Wenn man also eine Folgerung aus dem Verhalten Ssasonows zu den japanisch-russisch-englischen Fragen und die Konsequenzen, die sich persönlich für ihn daraus ergaben, ziehen darf, so ist es wohl eher die, daß Ssasonow selbst schon während der Verhandlungen mit Japan in einem Konflikte mit anderen mächtigeren Kreisen in Rußland gestanden hat, in Konflikten, die dann vielleicht in der Folge auch mit dazu beigetragen haben, ihm seine Stellung zu erschweren.

Diese Annahme erscheint um so glaubwürdiger, als wir keine weiteren Anzeichen als die obengenannte Mißstimmung in England über das russisch-japanische Bündnis für eine Unzufriedenheit Englands mit Ssasonow haben. Im Gegentheil, die englische Presse ebenso wie die von England beeinflußte linksliberale Presse Rußlands hat Ssasonow außerordentlich sympathische Worte bei seinem Abgang gewidmet. Charakteristisch für die Anschauung dieser Kreise ist folgender Passus aus einer Äußerung der „Rjetsch“:

„Gleich Grey in England, Viviani und Briand in Frankreich, war Ssasonow ein Mitschöpfer der antideutschen Koalition. Mögen die Talente der genannten Staatsmänner größer oder kleiner sein, mögen ihre Verdienste oder Fehler mehr oder minder schwer wiegen, der Name eines jeden von ihnen bedeutet das Symbol für ein gewisses nationales und internationales Programm, ein Symbol, das schon in sich die Garantie der Verwirklichung trug.“

Man kann es verstehen, daß Ssasonow, der sich ja wirklich während des Krieges zu einem Anhänger Englands und des russisch-englischen Bündnisses à tout prix entwickelt hat, gerade von Miljukow und Genossen mit dem höchsten Bedauern vermißt wird. Miljukow selbst äußert sich über die Persönlichkeit Ssasonows dahin, daß er im vollen Maße über jene Eigenschaften verfügt habe, die den Engländern das vollkommene Gefühl des unbedingten Glaubens an die Gewissenhaftigkeit ihres Partners, des fair play, beigebracht hatten. Gerade dies persönliche Moment sei etwas in der auswärtigen Politik Unwägbares und vollkommen Persönliches. Ssasonow habe dies Moment in hohem Grade besessen. Charakteristisch dafür, wie hoch die Engländer das Zusammenarbeiten mit Ssasonow schätzten, ist ja auch der Umstand, daß der englische Botschafter kurz nach dem Rücktritt Ssasonows diesen in seinem Sommeraufenthalt am Imatra besucht hat.

Der Rücktritt Ssasonows ist also jedenfalls gegen den Willen Englands erfolgt. Kommt seine Haltung während der russisch-japanischen Bündnisverhandlungen dabei mit in Frage, so sind ausschlaggebend vielleicht zwei

weitere Momente gewesen: erstens die Stellung Ssasonows im Stürmerschen Kabinett überhaupt. Wir haben in Rußland während des Krieges eine Periode erlebt, wo es den Anschein hatte, als ob man den sogenannten Bestrebungen der Gesellschaft entgegenkommen zu wollen schien. Männer wie Kriwoschein, Samarin bildeten einmal eine Art Hoffnungssymbol für eine Verständigung zwischen Regierung und Gesellschaft. Es kam das Ministerium Goremykin, das diese Hoffnungen anfing zu begraben, es kamen die von Chwostow begünstigten monarchistischen Kongresse, das offene Mißtrauen der Regierung gegen die gesellschaftlichen Organisationen, es kam schließlich Stürmer, der vollkommen, und da er eine aktivere Persönlichkeit ist als Goremykin, im offensiveren Geiste als dieser die alten bürokratischen Ideale des gegen die Gesellschaft gerichteten offiziellen Rußlands wieder aufnahm. Die alten Männer, die nicht in diesen Rahmen paßten, waren schon längst in der Versenkung verschwunden, und soweit sie noch da waren, wie der Graf Ignatiew, bildeten sie Anomalien, die doch früher oder später zugunsten einer einheitlicheren Ausgestaltung des Kabinetts zum Verschwinden verurteilt sind. Ssasonow gehörte mit zu diesen Anomalien. Er war ein westeuropäisch gerichteter Mann, der mit Leuten wie Miljukow auf das intimste zusammenarbeitete. Es schien zunächst während der Wandlungen im innerrussischen Leben, als ob Ssasonow, der ja auch eigentlich mit der innerrussischen Politik nichts zu tun hatte, von ihnen nicht berührt wurde. Mit Stürmers Auftreten auf die Bühne hat sich darin eine gewisse Wandlung vollzogen. Es war von vornherein aufgefallen, daß der neue Premier zwar allen Ministerien, nicht aber dem Ministerium an der Sängerbrücke und dem Ministerium für Volksaufklärung seinen Antrittsbesuch gemacht hatte. Das hatte programmatische Bedeutung. Es scheint, als ob gleich von vornherein gewisse Gegensätze zwischen Stürmer und Ssasonow vorhanden gewesen sind, die schließlich durch den Rücktritt Ssasonows zum Austrag kamen.

Endlich aber ist als unmittelbarer Anlaß, nicht als tieferliegender Grund für den Rücktritt Ssasonows seine Haltung in der polnischen Frage mit ausschlaggebend gewesen. Dies ist nicht nur aus den Äußerungen der englischen Blätter zu schließen, sondern hauptsächlich auch aus einer Erklärung der „Rußkoje Slowo", dem früheren Leiborgan von Ssasonow, in der die Meinungsverschiedenheiten Stürmers und Ssasonows über die zukünftige Gestaltung Polens direkt als Hauptgrund des Rücktritts Ssasonows angegeben werden. Stürmer ist offenbar der auch von den maßgebenden Rechtsparteien Rußlands gebilligten Ansicht, daß von einer Autonomie Polens, die weiter geht als etwa die Gewährung einer provinziellen Selbstverwaltung, nicht die Rede sein kann. Vielleicht billigt er sogar die Haltung der rechtsstehenden Presse, daß es überhaupt vorzeitig für Rußland sei, sich mit der polnischen Frage zu beschäftigen. Seine absolut negative Haltung zur Polenfrage bedarf jedenfalls nach der Veröffentlichung der ministeriellen Denkschrift vom April über die polnische

Frage, in der ausdrücklich festgestellt wird, daß die Mehrzahl der Polen auch in Rußland sich auf die österreichisch-deutsche Seite gestellt haben, keiner Erörterung mehr.

Das Ssasonowsche Projekt scheint polenfreundlicher gewesen zu sein als die übrigen, genaues über seinen Inhalt wissen wir nicht. In der Ministerratssitzung, in welcher über die verschiedenen Projekte abgestimmt worden ist und in der Kryschanowsky, der antipolnische frühere Vorsitzende der russisch-polnischen Einigungskommission, eine Hauptrolle gespielt hat, ist das Projekt Ssanonows verworfen und beschlossen worden, vorläufig nur eine Bekanntmachung zu erlassen, die den früheren nichtssagenden Aufruf des Großfürsten Nikolai bekräftigt. Der Zar soll die Absicht haben, diese Beschlüsse zu billigen.

Es liegt die Frage nahe, ob der Rücktritt Ssasonows und der Eintritt Stürmers in das Ministerium irgendeine Änderung in der auswärtigen Politik Rußlands herbeiführen kann. Wir finden verschiedentlich in auswärtigen Zeitungen Ausführungen in diesem Sinne. Es werden Äußerungen extrem konservativer russischer Blätter, wie z. B. „Swjet" und „Semschtschina" angeführt, aus denen versucht wird, die Möglichkeit einer Änderung in der russischen Politik durch Stürmer zu konstruieren. Man vergleiche dazu besonders die Ausführungen des „Berner Bundes" vom 13. August 1916. Es erscheint mir höchst zweifelhaft, ob eine solche Annahme auch nur den Schatten einer Berechtigung hat. Die Äußerungen Stürmers, die bisher vorliegen, lassen jedenfalls nicht darauf schließen, daß diese Ansichten richtig sind. In seiner bekannten Erklärung nach der Rückkehr aus dem Hauptquartier findet sich der Passus: „Deutschland hat den Krieg veranlaßt und führt ihn mit renommistischer Verachtung aller Kultur. Mag es dann auch die Folgen tragen. Unsere Gedanken, Gefühle und Handlungen werden von einer einzigen gewaltigen Losung diktiert: Krieg bis zum Ende. Das mir anvertraute Ministerium wird ohne Zweifel alles tun, um den eingeschlagenen Weg Rußlands fest und klar weiter zu beschreiten." Im übrigen hat es allerdings Stürmer bisher abgelehnt, dieses Thema weiter zu variieren. Mit Ausnahme einiger verstreuter Notizen in ein paar ausgesuchten russischen Zeitungen ist nichts in die Öffentlichkeit gedrungen. Die Notiz, die am Jahrestage des Kriegsbeginn in der „Nowoje Wremja" und „Rußkoje Slovo" gleichlautend veröffentlicht worden ist, lautete folgendermaßen: „An dem Tage, da wir in das dritte Kriegsjahr eintreten, ist die russische Regierung ebenso wie ihre treuen Alliierten mehr als je entschlossen, den Kampf gegen den Feind bis zum vollen und endgültigen Siege fortzuführen." Sie ist sehr allgemein gehalten und hat die linksstehende Presse in Rußland nicht beruhigt. Man befürchtet offenbar alles mögliche von dem in den linksstehenden Schichten unsympathischen und in der äußeren Politik noch unbeschriebenen Stürmer. In der „Rjetsch" heißt es sehr bezeichnend über Stürmer:

„Sein Name sagt garnichts und bietet keinerlei Garantie. Daher ist es erklärlich, daß in der russischen Öffentlichkeit die programmatischen Erklärungen Stürmers mit derselben Neugierde erwartet werden wie in den alliierten Ländern. Die unklaren Worte Stürmers, seine Zitate aus alten Dokumenten im Gespräche mit unbekannten Journalisten können die geschilderte Neugierde selbstverständlich nicht befriedigen. Man hätte erwarten können, daß Stürmer beim ersten Besuch im Außenministerium eine Programmrede halten wird, er zog es aber vor, kein Wort zu sagen. Will man aber in seinen Telegrammen an Grey und Briand irgend ein Programm suchen, so stößt man nur auf Worte, die von Stürmer in allen öffentlichen Kundgebungen an das alliierte Ausland schon oft gebraucht wurden. Darf dies so gedeutet werden, als ob die Grundpfeiler der bisherigen russischen Außenpolitik unerschüttert dastehen?"

Die englischen Zeitungen, die ein guter Gradmesser für das, was in Rußland vorgeht, sind, begnügen sich damit, festzustellen, das Stürmer alles beim alten lassen würde, und daß sein Name kein neues Programm mit sich bringe, aber es schimmert ein Unterton von Angst durch. Kürzlich wurde in deutschen Zeitungen sogar von einem amtlichen englischen Schritt bei Stürmer berichtet. Ob er wirklich erfolgt ist, wissen wir nicht.

Die „Rjetsch" macht sich in ihrer letzten Wochenübersicht über die Äußerungen der deutschen Presse lustig, die in Ssasonows Nachfolger angeblich einen Opportunisten und einen von Chauvinismus freien Mann sieht, und, wie Miljukow behauptet, darüber ziemlich kühne Schlüsse zieht. Derartige Äußerungen der deutschen Presse existieren wohl nur in der Phantasie des Herrn Miljukow. Wir haben keinen Anlaß, irgendwelche voreilige Unruhe bei der Beurteilung russischer Ereignisse zu zeigen. Interessant ist, daß Miljukow seine Ausführungen mit folgenden Sätzen schließt: „Welches auch immer unser Verhältnis zu den persönlichen Besonderheiten der Politik von B. W. Stürmer sind, uns allen ist klar, daß die Politik Rußlands ohne Schwanken durch die gegenwärtige Gruppierung der Weltmächte bestimmt wird. Im Gegensatz dazu schimmert in der deutschen Presse die Hoffnung auf Veränderung in diesen Grundlagen selbst und insbesondere in den Beziehungen zwischen den Verbündeten hindurch."

Wir können uns mit diesen Feststellungen begnügen, und die ganze Frage, für die uns weiteres Material nicht zur Verfügung steht, damit auf sich beruhen lassen. Die nächste Zukunft wird mehr Gelegenheit geben, ein klares Bild über die Absichten und die Ansichten Stürmers als Außenminister zu gewinnen.*)

*) Nach der Niederschrift dieser Zeilen ist die Unterredung Stürmers mit dem Moskauer Bürgermeister Tschelnokow bekannt gegeben worden, die auf die erörterte Frage neues Licht wirft. Stürmer hat Tschelnokow ersucht, der Moskauer Bevölkerung die Versicherung zu überbringen, daß die Verträge zwischen Rußland und seinen Alliierten in voller Kraft bestehen bleiben. Rußland werde sogar weitergehen. Es werde als seine Pflicht ansehen, alle von England gegenüber Deutschland in Aussicht genommenen Maßnahmen zu unterstützen. Stürmer schloß: „Ich werde als Vollstrecker des Willens des Zaren alle meine Kräfte daransetzen, zusammen mit unseren heldenmütigen Verbündeten auch in Zukunft an der Befestigung des englisch-russisch-französischen Freundschaftsbundes zu arbeiten."

Weniger wichtig, aber doch auch ebenso bezeichnend wie der Rücktritt Ssasonows ist der Rücktritt Naumows im Landwirtschaftsministerium und sein Ersatz durch den Grafen Bobrinski. Graf Bobrinski ist bisher Gehilfe des Ministers des Innern gewesen. Von ihm, als dem ehemaligen Führer der Rechtspartei in der Duma erwartete man einen großen Einfluß auf die innere Politik. Hat er den auch nicht gehabt, so war doch schon seine Ernennung bedeutsam und Naumows Entfernung paßt gut in den allgemeinen Rahmen der Stürmerpolitik. Naumow war einer von denjenigen Leuten, die mit der Duma und der sogenannten Gesellschaft zusammenzuarbeiten sich nicht genierten. Seine ersten Erklärungen in der Duma über die Ernährungsfrage und über seine Bestrebungen wurden daher von gewissen Kreisen sympathisch aufgenommen, er wurde in der Duma mit Beifallrufen begrüßt. Er hatte im allgemeinen eine gute Presse und es scheint, daß er sich in der Ernährungsfrage bemüht hat, mit den gesellschaftlichen Organisationen zusammenzuwirken und daß er deren Vertrauen gewonnen hatte. Dabei ist er einerseits mit den maßgebenden Männern der Stürmerschen Richtung, andererseits mit den Agrariern zusammengestoßen, die die von Naumow angesetzten Höchstpreise außerordentlich unbequem fanden. Man sprach eigentlich schon im Anfang der Ernennung Naumows von seinem Weggange, und bereits einige Zeit hat er sein Ministerium mit Urlaub verlassen. So hat sich eigentlich seit der Zeit, wo Stürmer ihn an der Beantwortung der agrarischen Interpellation im Reichstage verhindert hat, kein Mensch darüber gewundert, daß Naumow eines Tages gehen würde. Die linksliberalen Schichten in Rußland sind über alle diese Wechsel nicht gerade erbaut, und man sieht voraus, daß noch weitere Veränderungen kommen werden. Pokrowski und Purischkewitsch werden als Leute genannt, von deren Talenten man Großes erwartet. Das würde eine weitere Rechts-Orientierung des Kabinetts bedeuten.

Die ganze Entwicklung scheint darauf hinzudeuten, daß es so kommt. Damit bringt die Stürmersche Ära neue interessante Probleme, die zu beobachten auch für uns lohnen wird.

Zur Geschichte des Warschauer deutschen Zeitungs- und Zeitschriftenwesens im achtzehnten Jahrhundert

Von Dr. Albert Malte Wagner

Die Geschichte des deutschen Zeitungswesens bedarf trotz Salomons grundlegendem dreibändigen Werke noch immer sorgfältiger Spezialuntersuchungen, damit sich ein umfassendes Bild von der Entwicklung der deutschen Zeitungen gestalten läßt. Was insbesondere die deutschen Zeitschriften angeht, so ist auf diesem Gebiete herzlich wenig getan. Es wird daher willkommen sein, wenn wir an dieser Stelle einmal den Spuren nachgehen, die der deutsche Geist in einem Teil des von uns besetzten Gebietes bereits im achtzehnten Jahrhundert gerade in der Zeitungs- und Zeitschriften-Literatur hinterlassen hat.

Die erste wirkliche Zeitung Polens und Warschaus heißt in deutscher Übersetzung folgendermaßen: „Ordinärer polnischer Merkurius, enthaltend die Geschichte der ganzen Welt zur öffentlichen Belehrung". Vorher waren nur die auch im übrigen Europa bekannten Avisen, Relationen usw. herausgekommen, die nicht nur in Städten, sondern auch auf dem Lande durch umherziehende Druckereien verbreitet wurden. Herausgeber des „Merkurius" war ein gewisser J. A. Gorczyn. Die erste Nummer erschien am 3. Januar 1661 in Krakau. Doch bereits mit der achtundzwanzigsten Nummer siedelte der „Merkurius" am 4. Mai nach Warschau über. Von dieser Zeit an war Warschau das Zentrum des polnischen Zeitungswesens. Die Periode, die mit dem „Merkurius" einsetzte, dauerte etwa hundert Jahre, bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, und war, wie die ganze polnische Literatur dieser Zeit, ein Produkt der jesuitisch-makkaronischen Kultur. Die ersten Zeitungen wurden von Jesuiten und Piaristen herausgegeben. Nach und nach wurden nicht nur politische Verhältnisse berührt, sondern auch Gegenstände von ausschließlich lokalem Interesse. Die wichtigste polnische Warschauer Zeitung dieser Zeit wurde im Jahre 1729 von Jan Naumanski gegründet. Sie hieß zuerst „Nowiny polskie" (Polnische Neuigkeiten) und hielt sich am Leben unter dem Namen „Kurjer Polski" und anderen Bezeichnungen bis zum Jahre 1799. Bis zur Thronbesteigung Poniatowskis ist die Entwicklung des polnischen Zeitungswesens außerordentlich gering. Die Geistlichkeit übte strenge Zensur. Jesuiten und Piaristen wollten nicht, daß sich andere mit der Herausgabe von Zeitungen beschäftigten. In diesen Jahren erschienen in ganz Polen nur ein bis drei Zeitungen gleichzeitig. Im ganzen erschienen bis 1764 fünfundvierzig verschiedene Zeitungen.

Die entscheidendsten Anregungen erhielt das polnische Zeitungswesen durch die in deutscher Sprache und von Deutschen herausgegebenen Zeitungen, die vom Jahre 1757 an in Warschau herausgebracht wurden. Denn die „Deutsche Warschauer Zeitung", die seit dem 10. August 1915 in der von uns besetzten Hauptstadt Polens erscheint, ist nicht das einzige und nicht das erste deutsche Organ Warschaus. Die Zeitung verfügt vielmehr über eine nach Qualität und Quantität bemerkenswerte Zahl von Ahnen, die näher zu betrachten schon darum eine lohnende Aufgabe ist, weil durch eine solche Würdigung naturgemäß ganz von selbst ein Licht fällt auf die historischen, literarischen und allgemein kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und Polen.

Das erste deutschsprachige Organ waren die „Warschauer Zeitungen" vom Jahre 1757. Die erste Nummer erschien am 3. September, die letzte, die sechsunddreißigste, am 31. Dezember. Format und Umfang entsprachen noch im großen und ganzen denen der Relationen und Flugblätter, mit denen Deutschland seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts überschwemmt wurde und die namentlich zur Zeit der Türken- und Franzosenkriege unheimlich anschwollen. Jede Nummer umfaßte vier Seiten, hatte eine „Beylage zum (von Nr. 6 an „zu den") Warschauer Zeitungen" von dem gleichen Umfang und kam zweimal in der Woche, alle drei oder vier Tage, heraus. Der enge Zusammenhang, der auch noch um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zwischen dem Nachrichtendienst und der Post bestand, trat auch bei den „Warschauer Zeitungen" zutage durch die Gestalt eines blasenden „Postreuters", der sich am Kopfe jeder Nummer befand.

Herausgegeben wurde die Zeitung durch die Mitglieder des Piaristenordens, die, nachdem sie 1642 aus Böhmen und Mähren vertrieben worden waren, einen Zufluchtsort in Warschau bei König Wladislaus dem Vierten gefunden hatten, und die für die Hebung der Bildung in Polen Hervorragendes leisteten. Die Ankündigung ihres neuen Unternehmens in deutscher Sprache lautet: „Neben dem (!) bekannten Französischen Zeitungen werden künftig alle Wochen 2. mahl Deutsche Zeitungen, bey dem P. P. Scholar. Piarum, gedruckt, welche in der ihnen zugehörigen Buchdruckerey, Mittwochs und Sonnabends des Abends um 5 Uhr abgehohlet werden können; die Bezahlung ist jedes mahl 1. Schostack.*) Diejenigen aber, welche auf das ganzen Jahr pränumerieren wollen, zahlen 2. Ducaten." Daraus ist aber ersichtlich, daß die Piaristen eine eigene Druckerei besaßen, in der die „Warschauer Zeitungen" gedruckt wurden. Nun berichtet aber u. a. Chelmicki (Bibliothek der christlichen Werke, Band 31—32, 41—42), daß die Piaristen von dem erwähnten, ihnen wohlgesinnten polnischen König einen Platz an der Ecke der heutigen Miodowa- und Dlugastraße zum Geschenk erhielten, der zunächst mit einer hölzernen Kirche und verschiedenen hölzernen Häusern bebaut wurde. Um 1690, so berichtet

*) 6 Groschen oder 3 Kopeken.

der angeführte Gelehrte weiter, begannen die Brüder, an Stelle der hölzernen Gebäude solche aus Stein zu errichten, und um dieselbe Zeit erwarben sie von den Nachkommen eines gewissen Elert dessen Buchdruckerei. Über deren Lage wird nichts Näheres berichtet. Da wir aber nun wissen, daß das Gebäude der jetzigen deutschen Presseverwaltung ein ehemaliges Piaristenkloster*) war und neben diesem Gebäude tatsächlich eine Druckerei seit langem liegt, so dürfen wir mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sie identisch ist mit der Druckerei der Piaristen, in der die „Warschauer Zeitungen" entstanden. Ist das aber so, so folgt weiter —, da an eben dieser Stelle heute Verlag, Redaktion und Druckerei der „Deutschen Warschauer Zeitung" untergebracht sind —, daß diese an derselben Stelle das Licht der Welt erblickte, wo vor mehr als hundertundfünfzig Jahren die erste Warschauer Zeitung in deutscher Sprache entstand.

Das Deutsch dieser Zeitung ist nur wenig verschieden von dem, das man in ähnlichen Erzeugnissen zu gleicher Zeit in Deutschland vorfindet. Die Reformbewegung des jungen Lessing war erst im Entstehen begriffen und erstreckte sich ja auch in der Heimat erst sehr viel später auf publizistische Organe dieser Art. Aber der — gelegentlich doch modernisierte — sächsische Kanzleistil ist für jeden Leser durchaus verständlich. Überhaupt ist die Zeitung so recht eigentlich eine sächsische Zeitung, und obgleich die Epoche des Gegensatzes zwischen Sachsen und Preußen längst einer innigen Freundschaft Platz gemacht hat, so liegt doch gerade darin ihr Wert für die Gegenwart, zumal der Inhalt auch noch sonst schlagende Parallelen zu unseren bewegten Zeitläuften liefert.

Noch heute findet man auf den alten Meilensteinen der kleinen erzgebirgischen Städte auf einer Seite das sächsische zweigeteilte Wappen, links die Kurschwerter, rechts die sächsische Raute, auf der anderen Seite das viergeteilte polnische Wappen, links oben und rechts unten den weißen polnischen Adler, in den beiden anderen Feldern den litauischen Reiter. Auch die Entfernung nach Warschau, als der zweiten Hauptstadt des sächsisch-polnischen Staates, ist auf diesen Meilensteinen angegeben. Auf dem Denkmal August des Starken in Dresden steht u. a. der Titel: Rex poloniae, der dem heutigen Geschlecht vergangene Zeiten in Erinnerung bringt. Der Sohn und Nachfolger dieses August, unter dem Namen August der Dritte, König von Polen, mußte am 10. September 1756 vor den Truppen Friedrichs des Großen Dresden verlassen und verlegte die Regierung nach Warschau. In diese Zeit fällt das Erscheinen unserer Zeitung. Schritt für Schritt begleitete sie die Kriegsereignisse, etwa von Friedrichs Aufgabe Ostpreußens infolge der unglücklichen Schlacht bei Großjägersdorf über die Eroberung von Berlin durch Haddik bis zu dem durch die Schlacht bei Leuthen gekennzeichneten Wendepunkt in ausführlichen

*) Über die Geschichte dieses Gebäudes hat der Verfasser in der Sonderausgabe der „Deutschen Warschauer Zeitung" vom 10. August 1916 nach polnischen Quellen eine Studie veröffentlicht.

Nachrichten von den verschiedenen Kriegsschauplätzen und in einem Bericht des österreichischen Hauptquartiers, der gewöhnlich den einzigen Inhalt der Beilage ausmachte. Wie heute Deutschland und Österreich, so war damals Preußen von Feinden umstellt und den heutigen Aushungerungsplänen Englands entspricht die „Unhinlänglichkeit des Brodes", die bei den Armeen Preußens verschiedentlich triumphierend festgestellt wird. Die Geheimhaltung von Niederlagen und das Aufbauschen unwesentlicher Erfolge gab es auch damals schon. Daß alles schon einmal und früh dagewesen ist, geht aus einer Leipziger Meldung hervor, wonach Universitäten und Bibliotheken in Lazarette umgewandelt sind usw.

Nachdem am 31. Dezember 1757 die letzte Nummer der „Warschauer Zeitungen" erschienen war, gingen die Piaristen sofort daran, eine neue Zeitung in französischer Sprache herauszugeben, die in Form und Anlage eine unmittelbare Fortsetzung des deutschen Organs darstellt. Die „Gazette de Varsovie" erschien in den Jahren 1758 bis 1764. Trotz der französischen Sprache, haben wir das Recht, sie als ein deutsches Organ anzusehen. Einmal vertritt auch sie, wie die „Warschauer Zeitungen", den österreichisch-sächsisch-polnischen Standpunkt im siebenjährigen Kriege, beschäftigt sich also mit deutschen Angelegenheiten, die zugleich die Angelegenheiten Polens waren. Zweitens war damals das Erscheinen von Zeitungen in französischer Sprache auch in Deutschland selbst durchaus nichts Ungewöhnliches. War doch sogar in Berlin auf besonderen Wunsch Friedrichs des Großen ein „Journal de Berlin" gegründet worden, das von dem Philosophie-Professor am Französischen Gymnasium, Johann Heinrich Samuel Formey herausgegeben wurde, der verschiedene literarische Veröffentlichungen in französischer Sprache in die Welt geschickt hat. Überhaupt erschienen die bedeutendsten deutschen Organe dieser Zeit, die gegen Friedrich den Großen Stellung nahmen und den österreichischen und katholischen Standpunkt vertraten, ausnahmslos in französischer Sprache. Es sei nur an die „Gazette de Cologne", an die „Gazette d'Erlangen" und die „Gazette de Gotha" erinnert.

Während des Erscheinens der „Gazette de Varsovie" wurde die Druckerei der Piaristen wesentlich verbessert. Wie erwähnt, hatten die geistlichen Brüder die Druckerei von einem gewissen Elert gekauft. Dieser Peter Elert war im Dienste des späteren Königs Johann Casimir und als Musiker am Hofe des Königs Wladislaus des Vierten in Warschau tätig. 1641 heiratete er ein Fräulein Elisabeth Piotrkowczyk, die einer bekannten Druckerfamilie entstammte. Durch diese Ehe kam er selbst auf den Gedanken, eine Druckerei zu gründen. Er erhielt das Recht, die Landtagsgesetze zu drucken. Das erste Privilegium für ihn, das ihm von Wladislaus dem Vierten gewährt wurde, datiert vom 12. Januar 1643; danach hatte er die Befugnis, eine Druckerei zu eröffnen, und eine Buchhandlung in Tätigkeit zu setzen. In diesem Erlaß wird er bereits als Königlicher Buchdrucker und Buchhändler bezeichnet. Nach seinem Tode übernahm die Witwe und ihre Kinder die Druckerei. Ein Privilegium

für sie und ihr Geschlecht hat Johann Kasimir in Grodno am 11. Januar 1653 ausgefertigt. Durch dieses war die Druckerei der Stadtjurisdiktion entzogen und der Marschalljurisdiktion, das heißt der des Kronmarschalls und damit der des Königs unterstellt. Die Elertsche Familie hatte sich beständigen Wohlwollens des Königs zu erfreuen. Vom Jahre 1668 an war ihr Haus von jeder Militär- und Landtagsabgeordneten-Einquartierung befreit. Vom Jahre 1676 an wurde die Druckerei ausschließlich von Elerts Erben geführt. Sie war übrigens lange Zeit die einzige in Warschau. Einen Teil davon erwarben die Piaristen bereits 1675. Im Jahre 1696 hatten sie die ganze Druckerei übernommen. August der Zweite gab ihnen für diese Druckerei im Jahre 1701 ein neues Privilegium. Auch das Privilegium für den Druck der Landtagsgesetze ging an die Piaristen über, doch hatten sie deshalb und wegen des Druckes anderer Werke verschiedentlich Streitigkeiten mit den Jesuiten. Die Druckerei wurde mehrere Male verbessert, so ließ man z. B. neue Typen und Pressen aus Leipzig kommen. Zur Zeit der Leitung der Druckerei durch einen Pater Bielski wurden Typen in Warschau gegossen und auch aus Berlin bezogen. Die Druckerei der Piaristen gehörte noch während der ersten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts zu den rührigsten in Polen. Sie hat hauptsächlich politisch-ökonomische, staatswissenschaftliche und theologische Bücher gedruckt. Interessant aber ist es, daß sich unter den von ihnen herausgegebenen Werken auch historisch-politische Nachrichten über Voltaire befinden.

Wie die deutschen „Warschauer Zeitungen" erschien auch die „Gazette de Varsovie" zweimal wöchentlich. Auch sie hat eine Beilage, welche die Kriegsberichte der Friedrich feindlichen Mächte enthält. Anstatt aus vier Seiten, wie bei den „Warschauer Zeitungen" besteht diese Beilage mehrfach aus nur zweien. Da jedoch der Druck bedeutend kleiner ist, ist der Inhalt weit reichhaltiger, umsomehr, als hier stark ins einzelne gehende Angaben über die verschiedenen Kriegsoperationen gemacht werden. An die Stelle des blasenden Postreiters am Kopfe jeder Nummer tritt zunächst eine sehr kriegerische Vignette: eine Art Nike, die Schlachttrompete am Munde, steht auf der polnischen Krone, die auf dem viergeteilten polnischen Wappen ruht, ihr zur Seite scheinen sich zwei Kriegsjungfrauen inmitten von Speeren, Kanonenrohren und Kugeln zu bewegen. Offenbar hat man sich dann bald darauf besonnen, daß es Pflicht sei, der Sehnsucht nach Frieden Ausdruck zu verleihen. Jedenfalls trägt die Zeitung von der achten Nummer an ein friedliches Emblem: die Nike hat einem Friedensengel mit der Friedensschalmei, die Kriegsjungfrauen den ruhenden Symbolen des Ackerbaues und der Industrie Platz machen müssen. Die französische Sprache, im ganzen moderner als die gleichzeitige deutsche, erklärt sich natürlich aus dem Bestreben, dem Blatte einen größeren Leserkreis zu sichern. Daß es nicht nur mit einem polnischen oder gar Warschauer rechnete, geht daraus hervor, daß einmal — im ersten Jahrgang Nr. 163 — auf die „lecteurs étrangers" ausdrücklich Bezug genommen wird.

Der Unterschied, der zwischen Zeitung und Zeitschrift heute besteht, war im achtzehnten Jahrhundert schon vorhanden. Während aber gegenwärtig beide in der Wahl ihrer Stoffe im großen und ganzen übereinstimmen, wenn man von ausgesprochenen Fachblättern absieht und nur — was allerdings sehr wesentlich ist — die Art der Behandlung verschieden ist, war im achtzehnten Jahrhundert die Verschiedenheit insofern weitergehend, als die Tageszeitungen, auch wenn sie nicht täglich erschienen, zum größten Teil durchweg die Gegenstände der Tagespolitik behandelten und alles andere, wie Kunst, Wissenschaft, Literatur, besonderen Organen überließen. In Deutschland und in Polen war es wenigstens so, wenn auch hin und wieder Zeitungen auftauchen, die ihren Inhalt nicht nur politischen Stoffkreisen entnehmen. Ist es nötig, die gelehrt-poetischen periodischen Veröffentlichungen Gottscheds, der Bremer Beiträge und namentlich die Bibliotheken Nicolais kennen zu lernen, wenn man sich mit dem deutschen Zeitungswesen des achtzehnten Jahrhunderts bekannt machen will, so können wir in Bezug auf Warschau die entsprechenden Organe auch nicht übergehen, umsoweniger, als Polen schon ziemlich früh über derartige „Bibliotheken" in deutscher Sprache verfügte.

Ein polnischer Nicolai, aber noch ungleich vielseitiger als dieser, war Laurentz Mitzler von Kolof, der Typus eines Gelehrten, wie ihn das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert in Deutschland reichlich hervorbrachte. Ein Polyhistor, der auf allen Gebieten zu Hause war, zugleich Theologe, Philosoph, Jurist, Mediziner, Musiker und Poet, ein ungemein beweglicher, aber wie es nicht anders sein konnte oberflächlicher Geist, der dennoch zweifellos eine künstlerischere Natur als Nicolai gewesen ist.

Laurentz Mitzler von Kolof wurde am 25. Juni 1711 zu Wettelsheim im Herzogtum Ansbach als Sohn eines höheren Beamten geboren. Nach Absolvierung theologischer Studien in Leipzig widmete er sich der Philosophie und der Musik, um sich danach auch noch der Rechtswissenschaft und der Medizin zuzuwenden. In Leipzig hielt er bereits 1736 Vorträge über Mathematik, Philosophie und Musik. Gleichzeitig fing er an, sich schriftstellerisch zu betätigen. Zwischen 1736 und 1743 gab er philosophische Abhandlungen, Dichtungen mit Musik und musikwissenschaftliche Werke heraus, unter denen „Die Anfangsgründe des Generalbasses", „Der musikalische Starstecher" und „Gradus ad parnassum" hervorragen. Sein Ruf als Musikkenner verbreitete sich schnell. Dies veranlaßte ihn 1738, gemeinsam mit Lucchesini und dem Kapellmeister Baemler, einen musikalischen Verein zu begründen, in dem musiktheoretische Fragen besprochen wurden. Als Sekretär dieses Vereins hat er von 1739 an eine musikalische Bibliothek herausgegeben, worin er sich in scharfer Form über verschiedene musikwissenschaftliche Probleme mit einem der größten Musikkenner jener Tage, Johann Mattheson, auseinandersetzte.

Im Jahre 1743 berief der spätere Kanzler Johann Malachowski Mitzler als Erzieher seiner Söhne nach Polen. Sechs Jahre lang lebte Mitzler auf

dem Gute Malachowskis im Gouvernement Radom. Namentlich seine medizinischen Studien setzte er hier fort. Er erfand einen Universalwundbalsam; auf Grund einer Dissertation über diese Erfindung verlieh ihm die Universität Erfurt die medizinische Doktorwürde. Doch seiner immer nach Neuem verlangenden Natur genügte diese vielseitige Beschäftigung als Lehrer und Arzt nicht. Er begann sich in freien Stunden mit der polnischen Literatur zu beschäftigen und als er sich 1749 in Warschau niederließ, wo er schnell den Ruf eines der bedeutendsten Ärzte erlangte, dehnte er die begonnenen Studien auf ihm bisher unbekannte Gebiete aus. Mit Vorurteilen gegen die polnische Literatur war er, wie er selbst erzählt, nach Warschau gekommen. Jetzt gingen ihm die Augen auf und er wünschte, diesem Vorurteil auch bei anderen zu begegnen. So entstand der Plan, eine literarische Zeitschrift zu begründen, die das Ausland mit der älteren und gleichzeitigen polnischen Literatur bekannt machen sollte. Das Ergebnis war die Gründung der „Warschauer Bibliothek", die in den Jahren 1753 bis 1755 erschien. Daß sich Mitzler für die deutsche Sprache entschied, beweist, daß er vor allem die Deutschen im Auge hatte, die in jener Zeit durch Sachsen mit Polen näher verbunden waren. Er glaubte, daß die deutsche Sprache allen Gelehrten bekannt sei, und sagt darüber selbst: „Die Gelehrten in Pohlen, denen diese Monatsschrift nützlich sein soll, verstehen fast alle deutsch . . ., die Ausländer so für anderen einen Zusammenhang mit Pohlen haben, verstehen gleichfalls die in Europa so dankbare Sprache der Deutschen, und wir sind überzeugt, daß zur Erreichung unserer Absicht, die deutsche Sprache sich viel besser schickt als die lateinische, von der pohlnischen als einer unter den Ausländern sehr unbekannten Mundart nicht zu gedenken". Mitzler machte sich mit dem ihm eigenen Enthusiasmus an die Arbeit und war nicht nur der Leiter der Zeitschrift, sondern auch der einzige Mitarbeiter. Woher die Mittel kamen, die zum Druck nötig waren, läßt sich nicht feststellen. Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß Mitzler nicht auf eine ständige Unterstützung rechnen konnte, sondern daß er die Kosten größtenteils aus eigenen Mitteln bestritt, ein Umstand, der seine Verdienste noch wesentlich erhöht.

Die Mitzlersche Zeitschrift war eine wissenschaftliche Veröffentlichung nach dem Muster ähnlicher Organe des Auslandes, namentlich Deutschlands. Ihr Inhalt ist beherrscht von dem rein verstandesmäßigen Standpunkt der Aufklärung. In seiner Vorrede sagt Mitzler, daß er nicht für die breite Masse der Ungelehrten schriebe, „weil sie verschiedenes darinnen finden möchten, so ihnen nicht anständig". Der Zweck war der jener ausländischen Zeitschriften, d. h. die Publikation von Rezensionen und der Abdruck von verschiedenartigen Werken, wie er selbst sagt, „Nachrichten und bescheidene Urtheile, wie auch fleißige Auszüge von allen pohlnischen Büchern und Schriften so verdienen angemerket werden, von sehr seltenen, kleinen und dabei wichtigen Werkchen ganze Übersetzungen und Lebensbeschreibungen von merkwürdigen Beförderern der Wissenschaften und Gelehrten sowohl verstorbenen als lebenden". Charakte-

ristisch für seine Natur ist es, daß er es, im Gegensatz zu stets kampfbereiten Männern, wie Gottsched und Nicolai, ausdrücklich ablehnt, seine Zeitschrift zum Felde einer Gelehrtenpolemik zu machen: „Am meisten werden wir für theologische Zänkereien uns in Acht nehmen, als von welchen die Menschen den wenigsten Nutzen und die meisten Leser den größten Ekel haben".

Alle zwei Monate sollte ein Heft der „Bibliothek" erscheinen, aber von sechs Heften, die angekündigt worden waren, sind im Laufe von etwa zwei Jahren nur vier herausgekommen. Das erste wurde wahrscheinlich im Herbst 1753 veröffentlicht, ein zweites 1754, das dritte und vierte Anfang 1755. Die Hefte enthielten sechs bis acht Aufsätze im Umfang von viereinhalb bis fünfeinhalb Bogen und beschäftigen sich mit der zeitgenössischen und weit mehr mit der älteren polnischen Literatur. Das Material dazu erhielt Mitzler durch die Zaluskische Bibliothek, über deren Bedeutung für sein Organ er selbst ausführt: „Diese Bibliothek ist es eben, welche unsere gegenwärtige „Warschauer Bibliothek" erzeuget und ohne sie würden wir garnichts ausrichten können, da wir hingegen durch Hilfe der so ungemein zahlreichen, kostbaren und vortrefflichen Zaluskischen Bibliothek, denen Kennern der Wissenschaften so viel gutes, merkwürdiges und seltenes vorlegen werden, so sie vielleicht von Pohlen nicht vermuthet hätten".

Mitzler benutzte nicht nur die Drucke dieser Bibliothek, sondern auch die Handschriften, von denen er Auszüge und manchmal auch teilweise Abdrucke wiedergab. Beträchtliche Schwierigkeiten stellten sich der Betrachtung der zeitgenössischen Literatur entgegen, da es sehr unbequem war, bei dem Mangel an ständigen buchhändlerischen Beziehungen zwischen Warschau und den Provinzstädten, das Material zu beschaffen. Von vielen Werken, die in anderen Städten herausgegeben wurden, hatte man in Warschau keine Nachricht. Um dem abzuhelfen, hat Mitzler, wahrscheinlich im Einvernehmen mit Zaluski, im „Kurjer Polski" eine Aufforderung an die Druckereileiter ergehen lassen, mit der Bitte, ein Exemplar an die Zaluskische Bibliothek abzuführen, damit es in der „Warschauer Bibliothek" besprochen werden könne. Wie in manchen ausländischen Organen jener Zeit nehmen auch in der „Warschauer Bibliothek" Naturwissenschaften und Medizin den Hauptplatz ein. Bei seinen Zeitgenossen fand dies keinen Anklang, so daß Janocki auf Zustimmung rechnen konnte, wenn er in seinem „Lexicon der itzt lebenden Gelehrten in P." von Mitzler sagt: „Er ist für seine medizinische Ausarbeitungen und chymische Erfindungen so sehr eingenommen, daß er sie zum größten Verdrusse der Liebhaber der polnischen Sachen überall zu häufig einschaltet". Mitzler aber war in seine naturwissenschaftlichen Studien so versunken, daß er in der „Bibliothek" einmal meint, es sei für einen vielarbeitenden Gelehrten unmöglich, der Welt und einer Frau zugleich dienen zu können, ohne sich und seine Familie vielen Widerwärtigkeiten auszusetzen. Es mag dies ein Vorgefühl seines eigenen Schicksals gewesen sein; denn Mitzler heiratete eine Frau, die soviel Verständnis für ihn und sein Schaffen bewies, daß sie noch

bei seinen Lebzeiten die Werke ihres Mannes Bogen für Bogen als wertlose Makulatur an die Juden verkaufte.

Neben Naturwissenschaften und Medizin berücksichtigt die „Warschauer Bibliothek" am meisten die Geschichte Polens. Unter den übrigen wissenschaftlichen Gebieten behandelte Mitzler vor allem die Bibliographie, wofür ihm das Material aus zeitgenössischen bibliographischen Werken von Zaluski und Janocki, Bibliothekar an der Zaluskischen Bibliothek, geliefert wurde. Theologie, Philosophie, Philologie, Rechtswissenschaft u. a. sind stiefmütterlich bedacht. Am Ende jeden Heftes gab er als eine Art entschuldigender Ergänzung eine Bibliographie von Neuerscheinungen der verschiedenen Wissensgebiete und von Zeit zu Zeit Notizen über deren Inhalt. Über theologische Werke und Predigten wollte er nichts als die Titel geben, weil „unser Beruf nicht ist, Sünder zu bekehren, sondern Wissenschafften und Litteratur in Pohlen erweitern zu helfen, wer also mehr von den Predigten wissen will, der muß sie selbst lesen". Bei philosophischen Werken kam es wohl vor, daß er mehr als den Titel gab, und bei einer Arbeit über die Philosophie Christian Wolffs fügte er einiges über deren Verbreitung in Polen hinzu und bemerkte stolz, daß er „einer der ersten Apostel der Wolffischen Philosophie in Pohlen" gewesen sei.

Am wenigsten beschäftigte sich die „Bibliothek" mit Poesie. Nur wenige Notizen über lateinische und polnische Dichtungen sind über die Hefte ausgestreut. Wie bezeichnend aber ist es, daß Mitzler nur zwei Dichter lobt, und zwar seinen Gönner und Freund Zaluski, der eine Bibliographie in Versen schrieb, und die Werke Elschbieta Druschbazkas! Die Arbeiten dieser berühmtesten polnischen Dichterin wären vermutlich unbekannt geblieben, wenn nicht der stets bereite Mäcen Zaluski seine Sammlung von „Rythmen lebender Dichter" mit ihren Gedichten eröffnet hätte. Wird schon dadurch das Lob des im Grunde amusischen Mitzler verständlich, so leuchtet es uns weiter ein, wenn wir daran denken, daß auch die Druschbazka mit ihren stets hervortretenden didaktischen Absichten ganz in der plattesten Aufklärung wurzelt und z. B. Gedichte an einen Krakauer Bischof ihrer Zeit, der den Glauben an Gespenster und Teufel austreiben sollte, veröffentlichte, sowie an einen Referendar, der die verschlafenen Köpfe geweckt hatte. Genau so wenig ausführlich äußert sich Mitzler über die zeitgenössischen und literarischen Bewegungen und über den Zustand der Wissenschaften in Polen. Nur einmal, gleich im ersten Heft, läßt er sich an der Spitze der Rubrik „Pohlnische gelehrte Neuigkeiten" über dies höchst interessante Thema näher aus. Erscheint uns der Inhalt dieser „Bibliothek" nicht gerade sehr abwechslungsreich, so ist auch die Darstellung sehr weitschweifig und nur selten etwas gewürzt. An russische Bibliotheksbesucher mit weitem Gewissen aus der jüngsten Vergangenheit werden wir erinnert, wenn sich Mitzler mit seltenem Sarkasmus über die Entwender von Büchern aus der Zaluskischen Bibliothek äußert und betont, etwas wider den

Willen des Besitzers nehmen, heißt mit einem Wort stehlen. Charakteristisch für Mitzler ist die außerordentliche Vorsicht, mit der er die angezeigten Bücher bespricht. Dadurch erhält seine Kritik einen allgemeinen blassen Ton. Aus Furcht anzustoßen, erhebt sie sich kaum über Allgemeinheiten. Tadelnde Äußerungen oder spezielle lobende Urteile fehlen fast ganz. Im Gegensatz zu der deutschen und namentlich zu der französischen Kritik jener Tage, die in Berücksichtigung des einzelnen des Guten wieder allzuviel tat.

Indessen, nur wo es sich um literarische Kritik handelt, verfährt Mitzler in dieser Weise. Dort, wo das Wohl der Nation in Frage kommt, hat er den Mut, auch ihre Fehler rücksichtslos ans Licht zu ziehen und sie darum zu tadeln. Namentlich die geringe Achtung, die den Wissenschaften in Polen gezollt wird, kann er nicht verzeihen. Ganz gehörig geht er mit den Polen ins Gericht, wenn er sich zusammen mit Zaluski über ihre „ungemeine Nachläßigkeit in Bekanntmachung ihrer Schrifften" beschwert. Er wirft seinen Landsleuten vor, daß sie auf dem Gebiete der Wissenschaften und Künste immer die letzten seien. „Fraget man nach der Ursach, so sind wir mit der richtigen Antwort gleich fertig: Von der nachläßigen Erziehung junger Leute; welche daher kommt, daß Akademien und Schulen nicht so bestellt sind, wie sie sein sollten und könnten". Mit großer Freiheit und Kühnheit wirft er den Polen vor, daß sie die Wahrheit nicht vertragen können und die redlichsten Skribenten zu Sklaven machen wollen. Das Publikum war über solche Angriffe natürlich sehr erbost und warf Mitzler vor, daß er die polnische Nation verleumde. Und sogar ein so hervorragend begabter und freidenkender Geist wie Janocki meinte, daß sich Mitzler „in seinen Beurteilungen derer Polen allzu streng erweise". Auf diese Kritik durfte Mitzler mit Recht stolz erwidern: „Im Reich der Wissenschaften gehet die Wahrheit über alles, wie kann sich also ein redlicher Skribent überwinden, solche nicht zu bekennen, und zum Nutzen der jetzigen und der Nachwelt zu wahren.... Niemand lasse sich also in Zukunft befremden, wenn wir ferner zur Beförderung des Guten die Wahrheit ohngescheut schreiben werden. Die Wahrheit soll unseren Kiel führen und die Bescheidenheit soll den Ausdruck an die Hand geben".

Es ist schade, daß Mitzler nicht in diesem Sinne fortgefahren ist. Er glaubte offenbar, wenn er weiter nach solchen Grundsätzen schriebe, in Polen unmöglich zu werden. Es ist daher begreiflich, daß er seine Zeitschrift, da er sie nach seiner Überzeugung nicht fortsetzen zu können glaubte, überhaupt eingehen ließ. So bietet uns diese erste polnische literarische Zeitschrift in deutscher Sprache, die zugleich die erste literarische Zeitschrift in Polen überhaupt war, im großen und ganzen nur ein gut aufgestelltes Programm, das nicht in derselben Weise durchgeführt worden ist. Mitzlers Verdienst bleibt es aber, einen Anstoß gegeben zu haben, und jedenfalls hat die „Warschauer Bibliothek" dazu geholfen, daß, wie es Mitzler selbst von einer Arbeit Janockis sagt, „nun die Ausländer und sonderlich die Deutschen anfangen, die polnischen Skribenten

genauer kennen zu lernen und daß bey vielen auf die Unwissenheit sich gründende Vorurtheil, als wenn die Polen keine Skribenten hätten, abzulegen".

Fast gleichzeitig mit Mitzlers „Warschauer Bibliothek" erschien das „Journal literaire de Pologne", ebenfalls herausgegeben von einem Manne deutscher Abstammung. Dies war Christian Boguslav Friese, ein geborener Sachse. Frieses Vater siedelte im achtzehnten Jahrhundert nach Polen über und zog nach Warschau. Als Protestant wurde er hier ein Schirmherr der evangelischen Konfession und zur Zeit Poniatowskis Förderer der Dissidentenrechte in Polen. Der junge Friese eröffnete seine literarische Tätigkeit mit einer Dissertation über eines der ältesten griechischen Bücher, die in Polen gedruckt worden sind, über die „Kommentarien zu Aristoteles", die Georg Libanus, Professor an der Krakauer Akademie, 1537 herausgegeben hatte. Nachdem Friese dann Sekretär des Großmarschalls Bielinski geworden war, kam er auf den Gedanken, eine Zeitschrift zu gründen. Er begriff sehr wohl, daß die Zeitungen Mitzlers zum großen Teil nur deshalb einen so geringen Erfolg hatten, weil die deutsche Sprache den polnischen Gelehrten zumeist fremd war. So beschloß er, eine französische Zeitschrift ins Leben zu rufen, und auf diese Weise trat er, der Deutsche, mit Mitzler, dem Deutschen, in Wettbewerb. Der erste Band der neuen Zeitschrift erschien im September 1754 und umfaßte zweihundertzweiundsiebzig Seiten. In jedem Jahre sollten zwei Bände erscheinen, aber im ganzen sind überhaupt nur zwei herausgekommen, von denen indessen bisher bloß einer bekannt geworden ist. Es ist im Grunde eine neue Auflage der „Warschauer Bibliothek" und kann daher in seiner ganzen Struktur als ein deutsches Erzeugnis angesehen werden. Auch Frieses Kritik ist ganz blaß und allgemein. Trotzdem wurde auch an diesem Organ von den Polen etwas Anstößiges gefunden, so daß Mitzler recht zu haben schien, wenn er damals sagte: „Melius esse in Polonia tacere quam scribere".

Ein Jahr nach der Thronbesteigung Poniatowskis, im Jahre 1765, erschien die erste Nummer einer polnischen moralischen Wochenschrift, die sich das größte Verdienst um das bürgerliche und geistige Leben in Polen erwarb und die mithalf, den Boden zu bereiten, aus dem im Jahre 1791 die Konstitution vom 3. Mai emporwuchs. Es war dies der „Monitor", der, bis zum Jahre 1784 erschienen, zu den wenigen Zeitschriften in Polen gehört, die sich über einen Zeitraum von mehreren Jahren erhalten konnten. Ein um so ehrenvolleres Zeugnis für den Herausgeber und namentlich für seine Leser, als jener aus seinem Herzen keine Mördergrube machte und mit diesen und ihren Sitten und Gebräuchen sehr scharf ins Gericht ging. Herausgegeben wurde die Wochenschrift von dem Jesuiten und späteren königlichen Rat Franz Bohomolez, der zu den regsten und erfolgreichsten Mitarbeitern Poniatowskis bei dem von dem König beabsichtigten Reformwerk in Polen gehörte. Der „Monitor" erschien in der Mitzlerschen Druckerei und Mitzler, der so eifrig bemüht war, sein geliebtes Polen in Deutschland bekannt zu machen, ist es

auch, der die ersten beiden Bände vom Jahre 1765 und 1766 ins Deutsche übersetzt hat. Den zweiten Band aufzutreiben war uns bisher nicht möglich, während sich der erste auf der Universitätsbibliothek in Göttingen vorfand.

Bohomolez' Ziel war es, durch den „Monitor" „die Frucht seiner (nämlich des „Monitor") Gedanken unter unsern Mitbürgern zum Vortheil derselben auszubreiten und das Samenkorn seiner nöthigen Erinnerungen bei einigen auf den milden Acker biegsamer Gemüther fallen zu lassen". Was Mitzler veranlaßte, an eine Übertragung ins Deutsche zu denken, war vor allem, dem Auslande und in erster Linie den Deutschen zu zeigen, daß man sich in Polen alle Mühe gäbe, daß, wie es in der Vorrede heißt, „Verstand, Tugend, Wissenschaften, Künste, die Handlung, gute Sitten nebst der Gerechtigkeit eben so, wie bey denen auf das beste in Europa eingerichteten Staaten blühen möge". Diesem Ziel hatte Mitzler bereits selbst in seinen periodischen Veröffentlichungen zugestrebt. Es ist ein schönes Zeichen für seinen Charakter, der sich dadurch vorteilhaft von dem seines Freundes, des deutschen Literaturpapstes Gottsched, mit dem ihn sonst vieles verband, unterschied, daß er das, was ihm selbst nicht gelang, bei einem anderen neidlos anerkannte und gewillt war, es weithin bekannt zu machen. Unterstützt wurde Mitzler in seinem Unternehmen durch einen Gelehrten in Thorn und durch einen Pastor Nikisch in Großpolen. Ihm selbst fiel aber die Hauptaufgabe zu, und er wird sich um so lieber der Übersetzung unterzogen haben, als der „Monitor" erfüllt ist von jener Selbständigkeit und Tapferkeit, die keine Rücksicht nimmt auf die Meinung der Leute und seine Ansichten so vertritt, wie sie es für richtig hält. Hier fand Mitzler also einen Ton, der ihm selbst aus der Seele gesprochen war, den er aber in seinen eigenen Veröffentlichungen nicht anzuwenden wagte, nachdem er sich wegen seiner Aufrichtigkeit hatte Vermahnungen gefallen lassen müssen.

Der „Monitor" gehört zu jener Gattung moralischer Wochenschriften, wie sie während des achtzehnten Jahrhunderts nach dem Vorbild des „Spectator", des „Tatler" und des „Guardian" namentlich in Deutschland an allen Ecken und Enden, selbst in den kleinsten Provinzen, aufkamen. So langweilig die Lektüre der meisten dieser Wochenschriften ist, so darf doch nicht verkannt werden, daß sie dazu beitrugen, den Geschmack zu verbessern, das Interesse für Kunst und Wissenschaft zu heben und überhaupt mit Erfolg bemüht waren, die Masse des Bürgertums für geistige und kulturelle Aufgaben zu interessieren. Der „Monitor" steht nach Stil und Anlage durchaus unter deutschem Einfluß und wenn er auch an Bedeutung nicht etwa mit Gerstenbergs „Hypochondristen" verglichen werden kann, so steht er doch, was die Munterkeit und Lebhaftigkeit des Stils anlangt, über den breiten Bettelsuppen des Rationalismus, die in den meisten moralischen Wochenschriften dem Leser vorgesetzt wurden. Es versteht sich von selbst, daß der „Monitor" auch da, wo er allgemeine Dinge behandelt, in erster Linie polnische Verhältnisse vor Augen hat. In der Tat stellt er eine vortreffliche Quelle dar für das polnische

Wesen und Leben im dritten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts. Ganz im Geiste der Aufklärung beschäftigt sich der „Monitor" gern mit Wesen und Wert der Tugend, die ja für den Rationalisten auch die Grundlage für alle künstlerische Betätigung sein muß. Wie sehr aber schon damals das polnische Leben politisch und sozial orientiert war, geht daraus hervor, daß sich der „Monitor" mit künstlerischen Dingen fast gar nicht, sondern zum allergrößten Teil mit den Sitten und der Regierungsart in Polen beschäftigt, mit der Erziehung der polnischen Jugend, mit dem polnischen Adel, wobei er sich als durchaus demokratisch erweist, mit der polnischen Sprache im Gegensatz zu den deutschen moralischen Wochenschriften, in denen die Fragen der Poetik einen großen Raum einnehmen, mit den politischen und sozialen Reformen.

Nur einmal widmet er zwei Nummern dem Theater. Das ist um so begreiflicher, als Bohomolez zu denen gehört, die sich um die im Jahre des Erscheinens des „Monitor" eröffnete erste ständige polnische Schaubühne verdient gemacht hatten, und eine Reihe Schul- und anderer Komödien geliefert hat. In der Auffassung der Bühne steht der „Monitor" durchaus auf dem Boden der Aufklärung, die nicht begreift, daß jede Kunst ihre Regel in sich selbst trägt und daß die Schaubühne, wie der Unterricht, lehrreich an Tugend sein müssen. Auch er ist der Ansicht, daß das Theater eine moralische Anstalt sei, nicht in dem richtigen Sinne, daß unmittelbar aus der Kunst eine Ethik zwangslos hervorgeht, sondern daß das Schauspiel mit der Absicht geschrieben werde, zu lehren und die Tugend seiner Hörer zu verbessern. Wie wenig er selbst von dem Wesen der klassischen Kunst verstanden hat, geht daraus hervor, daß er meint, in allen Städten Griechenlands hätte es nur deshalb Schauspiele gegeben, um dem Müßiggang vorzubeugen, „der oft ein öffentliches Mißvergnügen und aufrührische Anschläge ausgehecket hat". Recht aber hat er mit der Behauptung, es sei ein untrügliches Zeichen für den Verfall des Gemeinwesens, wenn die Schauspiele anfingen, aus der Art zu schlagen, d. h. wenn sie unsittlich würden. Freilich von einem tieferen Eindringen in das Wesen der dramatischen Kunst finden wir in seinen Ausführungen keine Spur. Sie halten sich vielmehr durchaus an Allgemeinheiten, und wenn der „Monitor" Shakespeare und Addisson, den Begründer der moralischen Wochenschriften und Verfasser theatralischer Werke, in einem Atem nennt, so begreifen wir, wieviel ästhetische Arbeit zu jener Zeit in Polen genau so wie in Deutschland noch geleistet werden mußte, ehe der gerade in dieser Hinsicht verhängnisvolle Einfluß der Aufklärung überwunden war.

Ein ständiger Finanzausschuß

Von Justizrat Bamberger

Legationsrat Freiherr von Richthofen, hat in einem beachtenswerten Aufsatz*) die Bildung einer Kommission für auswärtige Angelegenheiten empfohlen. Er weist ebenso maßvoll, wie unzweideutig darauf hin, daß die Wünsche des Reichstages nach einem bescheidenen Anteil an den Entschließungen der Regierung in den wichtigsten Angelegenheiten weder bei der Entstehung des Weltkrieges, noch bei den seitdem aufgetretenen politischen Fragen Berücksichtigung gefunden hätten. Während der langwierigen Verhandlungen, welche der italienischen Kriegserklärung voraufgingen, habe der Reichstag die Rolle eines stummen Zuschauers spielen müssen. Auch bei dem Abschluß des Bündnisses mit der Türkei und mit Bulgarien sei dem Reichstag nicht der geringste Einfluß eingeräumt. Ebenso finde bei den jetzt im Vordergrunde stehenden Fragen des Unterseebootskrieges und der Kriegsziele keinerlei Mitwirkung der Volksvertretung statt, obwohl die Lösung dieser Fragen die Lebensinteressen der Nation berühre. Daher insbesondere schreibe sich das Mißtrauen der Bevölkerung, das die Regierung so oft beklagt habe. Nach von Richthofen entspricht es nur der außerordentlichen Lage und wird auch zur Beruhigung der Bevölkerung beitragen, wenn für die Dauer des Krieges auch auf dem Gebiete der auswärtigen Angelegenheiten ein Zusammenarbeiten der Regierung mit der Volksvertretung ermöglicht werde. Zu dem Zweck empfiehlt er die Einsetzung einer ständigen Kommission mit der Aufgabe, nicht nur Vorträge entgegenzunehmen, sondern auch auf Grund der Einsichtnahme in das Material sich ein Urteil über die politische und militärische Lage zu bilden und dann mit zu beraten. Die Berechtigung zu einer solchen Mahnung wird man dem Verfasser, der dem Reichstag, wie dem Auswärtigen Amt lange genug angehört hat, um die Notwendigkeit einer derartigen Maßnahme beurteilen zu können, kaum bestreiten. Der sehr bemerkenswerte Gedanke soll hier nicht weiter verfolgt werden. Doch ist es wohl kein Zufall, wenn von Richthofen für die auswärtigen Angelegenheiten eine Maßregel empfiehlt, wie ich sie in den „Grenzboten“ vom 31. Mai 1916 für die Finanzen glaubte, vorschlagen zu sollen. Es wurde dort befürwortet, behufs Deckung der durch den Krieg verursachten

*) In Nr. 523 der „Magdeburgischen Zeitung“ vom 16. Juli 1916.

Kosten einen ständigen Finanzausschuß zu bilden, der es ermöglicht, daß Regierung und Reichstag von vornherein gemeinsam arbeiten, und nicht erst, wenn Gesetzesvorschläge fertig vorliegen. Das bisherige Verfahren hat in manchen Fällen einen beträchtlichen Verlust an Zeit, heftige Streitigkeiten, einen Wechsel in den höchsten Ämtern des Reiches und jahrelange Verbitterung unter den Parteien und innerhalb der Bevölkerung zur Folge gehabt. Diese üblen Folgen lassen sich ganz oder doch zum guten Teil vermeiden, wenn die beiden Faktoren der Gesetzgebung von vornherein miteinander in Verbindung treten und von vornherein die Verständigung suchen und anbahnen, die sie schließlich doch finden müssen. Die gesetzgeberische Arbeit wird auf diesem Wege nicht nur schneller gefördert, sie wird auch besser und gründlicher sein können. Der Austausch der Ansichten in gemeinsamen Beratungen des Finanzausschusses mit der Regierung wird — zumal unter dem Zwange der gegenwärtigen Verhältnisse — über gewisse Fragen in Kürze zu einer grundsätzlichen Einigung führen, so daß an die Ausarbeitung ohne die Befürchtung, der ganze Gesetzentwurf werde möglicherweise in den Papierkorb wandern, herangegangen werden kann. Aber auch in Bezug auf streitige Fragen wird ein ständiges Zusammenwirken mit dem Ausblick auf ein hohes Ziel manches Mißverständnis und manche Voreingenommenheit aus dem Wege räumen und den Boden für die notwendige Verständigung ebnen. Die Kenntnisse und praktischen Erfahrungen jedes einzelnen, mag es sich um Gewerbe, Handel, Landwirtschaft oder um Finanzpolitik handeln, kommen auf dem natürlichen Wege der mündlichen Aussprache allen zugute. Eine Aussprache gibt Anregung zu neuen Gedanken, neuen Vorschlägen, wohl auch zu neuen Studien. Wer hätte es nicht schon erlebt, daß Schwierigkeiten, die anfangs unüberwindlich schienen, bei ruhiger und gründlicher Besprechung in einem — nicht zu großen — sachverständigen Kreise mit Hilfe von Vorschlägen von der einen, Gegenvorschlägen von der anderen Seite fast spielend ihre Lösung finden. Bei derartigen Beratungen ist auch weniger äußerer Anlaß vorhanden, hartnäckig bei der eigenen Meinung zu verbleiben. Sie ist noch nicht förmlich und endgültig, und namentlich noch nicht öffentlich festgelegt. Anders steht es mit einem fertigen Gesetzentwurf der Regierung und mit den Verhandlungen darüber. Hat das Reichsschatzamt in langer und angestrengter Arbeit das Material über eine Finanzfrage zusammengetragen, verarbeitet und eine Gesetzesvorlage mit Begründung aufgestellt, ist die Vorlage vom Reichsjustizamt und von sämtlichen fünfundzwanzig Bundesregierungen geprüft, begutachtet und mit oder ohne Änderungen genehmigt, vom Reichskanzler im Namen des Kaisers dem Reichstag zur verfassungsmäßigen Beschlußfassung überreicht, so liegt nicht mehr die unverbindliche Meinungsäußerung eines einzelnen Regierungsvertreters vor, sondern ein förmlicher, feierlicher Beschluß der verbündeten Regierungen, für den sie einzutreten haben und einzutreten entschlossen sind. Die beauftragten Bundesratsbevollmächtigten haben die amtliche Pflicht,

und daneben ein natürliches, menschliches Interesse, eine ihnen anvertraute, unter ihrer Mitwirkung zustande gekommene Vorlage durchzubringen, ein Interesse, das um so größer ist, als ihre eigene Stellung durch den Ausgang der Verhandlungen nach der einen oder anderen Richtung nahe berührt werden kann. So erklärt es sich, daß die Regierung geneigt ist, in dem Widerspruch und in Einwendungen gegen ihre Vorlage eine absichtliche Opposition, eine unsachliche Kritik zu erblicken, besonders, wenn die Sachkunde der widersprechenden Abgeordneten zweifelhaft erscheint. Der Reichstag seinerseits glaubt wohl zu wissen, daß der von der Regierung vorgeschlagene Weg, wenn er überhaupt Billigung verdient, nicht der einzig gangbare ist; ihm erscheint das Auftreten der Regierung leicht als einseitig, rechthaberisch oder auch beeinflußt von der Rücksicht auf diese oder jene Partei. Auch für die einzelnen Mitglieder des Reichstages, die von der Tribüne herab, vielleicht mit größerer Schärfe und Bestimmtheit, als beabsichtigt war, vor der Öffentlichkeit ihre Erklärungen abgegeben haben, gibt es schwer ein Zurück. Auf beiden Seiten entsteht so Kampfesstimmung. Die Tagespresse gießt Öl ins Feuer. Aus einer einfachen sachlichen Frage der Steuer- und Finanzpolitik entsteht plötzlich eine hochpolitische Machtfrage. Leitende Persönlichkeiten vermeinen mit der streitigen Vorlage, je nach dem Ergebnis der Abstimmung, stehen oder fallen zu müssen. Wichtige Ämter werden vorzeitig erledigt. Den Schaden trägt zunächst die Reichskasse, also die Gesamtheit, die soviel mehr an Gehältern und Ruhegehältern entrichten muß, je häufiger hohe Beamte der Reichsverwaltung wechseln. Daß aber auch für die Verwaltung selbst und für die Führung der Reichsgeschäfte ein häufiger Wechsel nachteilig ist, liegt auf der Hand. Das Vertrauen, das ein hochgestellter Beamter durch seine Amtsführung, durch die besondere Kenntnis seines Faches, durch die Beziehungen zu den übrigen Regierungsstellen und zu den führenden Mitgliedern des Reichstages, durch sein ganzes persönliches Auftreten sich erwirbt, geht nicht ohne weiteres auf einen Nachfolger über. In der Verwaltung im allgemeinen und in der schwierigen, zurzeit vor die denkbar schwierigste Aufgabe gestellten Finanzverwaltung ist Stetigkeit von besonderem Wert. Alles, was diese Stetigkeit gefährdet, sollte nach Möglichkeit ferngehalten, was sie fördert, unterstützt werden. Auch nach dieser Richtung wird ein ständiger Finanzausschuß, als der gegebene Vermittler zwischen Regierung und Reichstag, wie eine Art von Puffer, Zusammenstöße und Entgleisungen verhüten. Bewährt er sich nach den verschiedenen Seiten hin, wie zu erwarten ist, so könnte er Vorläufer und Ansatz zu einer bedeutsamen Organisation werden, die kürzlich in diesen Blättern befürwortet wurde. Amtsgerichtsrat Schneider empfahl in den „Grenzboten" vom 16. August 1916 unter Berufung auf E. von Hartmann und Ökonomierat Dr. Hösch die Errichtung eines Reichsvolkswirtschaftsrates, der den sachverständigen Berater bei der Anfertigung von Zoll- und Wirtschaftsgesetzen bilden soll. Denn nach dem Friedensschlusse werde der Abbau der Kriegswirtschaft, ihre Überführung in die Friedenswirtschaft und die künftige Gestaltung der

deutschen Wirtschaftspolitik Probleme aufrollen, die mit der überkommenen Arbeitsweise unserer Bureaukratie — im besten Sinne des Wortes — nicht gelöst werden könnten. Dieser Frage beizeiten näherzutreten, erscheint in der Tat wichtig und dringlich. Nichts aber ist wichtiger und dringlicher — abgesehen von der Aufgabe, den Krieg zum guten Ende zu führen —, als die Mittel zur Deckung der Kosten zu beschaffen, die der Krieg verursacht hat. Die sechstausend Millionen jährlicher Mehreinnahmen des Reiches, die dazu erforderlich sind, können bei Beendigung des Krieges nicht erst gesucht werden, sondern sie müssen gefunden, beschlossen und bereit sein. Diesem Zweck in erster Linie soll der Vorschlag eines ständigen Finanzausschusses dienen.

Neue Aufgaben des Unternehmertums

Von Dr. Felix Kuh

chon vor dem Kriege konnte man sagen, daß die Zeit des extremen Individualismus überwunden war. Die alte Manchesterlehre in ihrer reinsten Form, wonach für den Staat am besten gesorgt war, wenn jeder einzelne für sich selbst am besten zu sorgen suchte, hatte weder in der Theorie noch in der Praxis einen nennenswerten Kreis von Anhängern, man war zur Einsicht gekommen, daß zum mindesten mit dem berechtigten Selbstinteresse ein bewußtes Interesse für die Gesamtheit und den Staat Hand in Hand gehen müßte. Es ist bekannt, in welchem Maße sich die Sache durch den Krieg noch weiter zu Gunsten des Gemeinsinnes verschoben hat. Ein nationalökonomischer, ein soziologischer Lehrmeister ersten Ranges ist der Krieg, er zeigt uns besser, als alle dicken Lehrbücher es können, wo die Grenzen zwischen Individualismus und Sozialismus liegen. Daß die Staatintervention nicht überall am Platze ist, erkennen wir tagtäglich, andererseits aber wird niemand, der diese große Zeit offenen Auges durchlebt, jemals wieder daran zweifeln dürfen, daß, um sich dem Wortlaut jener Definition anzuschließen, der einzelne am besten für sich selber sorgt, wenn er zugleich für die Allgemeinheit zu sorgen sucht, und zwar wird die Geltung dieses Satzes um so größer sein, je größer die Bedeutung des einzelnen oder seines Standes und Berufes innerhalb der Gesamtheit ist. Der Rang verpflichtet; wer aber im wirtschaftlichen Leben eine besonders wichtige Rolle spielt, folgt nicht allein seiner Anstandspflicht, sondern auch den Gesetzen politischer Klugheit, wenn er nicht allein an sich selbst, sondern zugleich an alle

seine Berufsgenossen, an die Hebung seines ganzes Standes und letzten Endes der gesamten nationalen Wohlfahrt denkt. Ideelle und materielle Interessen verbinden sich hier zu vollkommener Harmonie, das Gute ist zugleich das Nützliche, wahre Humanität vereinigt sich mit kluger Kalkulation. Jede Kritik daran, ob die auf solche Weise zustande kommenden Handlungen mehr aus diesem oder mehr aus jenem Motiv hervorgehen, ist überflüssig und schädlich, die Wahrheit ist, daß in den allermeisten Fällen beide Komponenten gleichwertig zusammengewirkt haben.

Es war notwendig, diese kurze Betrachtung voranzuschicken, um den rechten Maßstab zu gewinnen für gewisse, erfreuliche Strömungen, die gegenwärtig in den führenden Kreisen der deutschen Arbeitgeberschaft zutage treten. Wie man weiß, haben sich die deutschen Unternehmer im Laufe der letzten Jahrzehnte, ganz besonders seit dem Anfang der neunziger Jahre, zu großen, umfassenden Verbänden zusammengeschlossen, richtiger gesagt, zusammenschließen müssen, weil gegen den Druck der zu mächtigen Verbänden vereinigten Arbeiterschaft naturgemäß ein Gegendruck geschaffen werden mußte. Hüben und drüben wurden die Organisationen ausgebaut, heute liegt die Sache so, daß im Unternehmertum, in der Industrie wie im Handwerk, kaum noch wesentliche Kreise vorhanden sind, die außerhalb der Organisation stehen. Kurze Zeit vor dem Kriege ist es gelungen, auch die bis dahin noch auf verschiedenen Wegen marschierenden Vereinsgruppen zusammenzufassen und in der „Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände" einen Gipfelpunkt zu begründen, den man wohl ohne Übertreibung als eine für alle politischen, sozialen und wirtschaftlichen Interessen des Unternehmertums maßgebende Zentrale betrachten kann. Selbstverständlich hat der Krieg das Seinige dazu beigetragen, um diesen Zusammenhalt noch weiterhin zu befestigen; kleine Sprünge und Lücken, die in dem großen Gebäude noch vorhanden waren, wurden ausgeglichen, und es fanden sich sogar zu einträchtiger Arbeit diejenigen Verbände zusammen, die bis dahin um ihrer reinwirtschaftlichen Stellungnahme willen eine volle Gemeinschaft noch immer abgelehnt hatten. Gleichzeitig hat es der Krieg, der freiwillige oder erzwungene Burgfrieden mit sich gebracht, daß der Kampfcharakter, der Abwehrcharakter der Arbeitgeberverbände mehr und mehr zurücktrat, sodaß auch hierdurch Raum geschaffen wurde für die Erkenntnis, es sei an der Zeit, statt der bloß negativen oder regulierenden Tätigkeit, auch positive, schaffende Aufgaben in Angriff zu nehmen. Die führenden Männer der deutschen Industrie, denen ohnehin das Schaffen, das Wirken und Fertigstellen viel besser liegt, als das Abwehren, das Verweigern, das Neinsagen, werden, so hat es den Anschein, diese ihre produktive Anlage in einer Weise auch für die Allgemeinheit ausnützen, die auf das ganze soziale Leben die wichtigsten und fruchtbarsten Wirkungen ausüben dürfte. Kurz gesagt handelt es sich darum, daß die Arbeitgeberverbände als solche vorbereitende Schritte tun, um auf den verschiedensten sozialen Gebieten eine tiefgreifende Wirksamkeit zu entfalten, eine Wirksamkeit, wie sie einerseits

der Zeitlage entspricht, und wie sie andererseits durch die Stellung der Arbeitgeber im deutschen Wirtschaftsleben bedingt und zugleich, dank den an dieser Stelle vorhandenen materiellen Kräften, ermöglicht wird. Nicht als wenn es sich um etwas absolut Neues handelt! Was die deutschen Arbeitgeber im einzelnen an privater Wohlfahrtspflege geleistet haben, ist bekannt genug. Die Gründung von Arbeiterwohnungen, Pensionskassen und anderen Stiftungen gehört zu den ansprechendsten Kapiteln der modernen Industriegeschichte. Wie die deutsche staatliche Sozialpolitik ihresgleichen nicht hat, so können auch die privaten Wohlfahrtseinrichtungen, insbesondere unserer großen Werke aller Welt zum Vorbild dienen. Auch die Verbände sind gewiß nicht untätig gewesen; die Bestimmung der meisten Statuten dieser Vereinigungen, wonach sie gegründet sind, nicht allein „zur Abwehr unberechtigter Forderungen der Arbeiterschaft", sondern auch „zur Pflege und Förderung aller auf die Arbeiterschaft bezüglichen Verhältnisse", ist weit mehr, als man gemeinhin glaubt, verwirklicht worden. Äußerlich sind als sozialpolitische Schöpfungen der Arbeitgeberverbände bisher am meisten die Arbeitsnachweise der Arbeitgeber bekannt geworden. Nun also wird es darauf ankommen, das, was bisher die einzelnen Arbeitgeber für sich und einzelne Arbeitgeberverbände in beschränkterem Umfange unternommen haben, auf eine breitere Grundlage zu stellen, und durch die Hineintragung neuer Gesichtspunkte den so wesentlich veränderten Ansprüchen unserer Zeit Rechnung zu tragen.

In der Zeitschrift der „Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände" (Nr. 13 vom 1. Juli) hat der Geschäftsführer dieser Organisation Dr. Tänzler einen programmatischen Artikel veröffentlicht, der in großen Zügen die neuen, dem Unternehmertum erwachsenden Aufgaben umschreibt. An diese Ausführungen anknüpfend wollen wir versuchen, uns ein Bild von der Bedeutung zu machen, die unzweifelhaft der Idee einer solchen aktiven, im Dienste der Gesamtheit stehenden Arbeitgeberpolitik für das ganze öffentliche Leben zukommt. Die nächste Aufgabe ist selbstverständlich die Fürsorge für die Kriegsinvaliden, für die Hinterbliebenen der gefallenen Arbeiter und für alle Kreise, die eben durch den Krieg in Not geraten sind, soweit es sich um Angehörige des gewerblichen Lebens handelt. Im weiteren Sinne wird es auch zu den notwendigen Arbeiten des Unternehmertums gehören, die Sachschäden, die der Krieg verursacht hat, zu mildern, an ihrer Ausgleichung mitzuhelfen. (Wiederaufbau Ostpreußens, Sicherstellung deutscher Forderungen an das feindliche Ausland usw.) Es ist leider ein fast unermeßliches Gebiet, das sich hier eröffnet. Andererseits aber hat die Tagespresse schon wiederholt berichten dürfen, daß gerade diese Aufgaben von den Organisationen des Unternehmertums mit größter Energie in Angriff genommen worden sind. Die Spenden an gemeinnützige Kriegsunternehmungen (Rotes Kreuz, Lazarettzüge, Hilfsvereine usw.) belaufen sich auf viele Millionen, und ebenso große Summen haben die Arbeitgeberverbände für das Wohl der im Felde stehenden Arbeiter und ihrer Familien gestiftet. Die Behandlung

und Versorgung der Kriegsbeschädigten steht schon seit Jahr und Tag als wichtigster Gegenstand fast auf jeder Versammlung eines Arbeitgeberverbandes. Maßgebend für das ganze Vorgehen ist der Beschluß der Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände vom 19. März 1915, in dem die sämtlichen Arbeitgeberverbände ihre freudige Bereitwilligkeit zu einer tatkräftigen Mitwirkung in der Fürsorge für die Kriegsbeschädigten zum Ausdruck gebracht haben. Auch hier wächst aber die Summe der praktischen Aufgaben beinahe ins Unendliche, es handelt sich um die Berufsberatung und Berufsausbildung der Invaliden, um die Begründung von Ausbildungslazaretten, um technische Hilfsmittel für solche Arbeiter, die den vollen Gebrauch ihrer Glieder eingebüßt haben, vor allem auch um die richtige Verteilung und Arbeitsvermittlung.

Daß diese und ähnliche Aufgaben positiver Art aus dem Kriege erwachsen würden, war jedoch vorauszusehen, und man braucht über diese selbstverständliche Erweiterung des Bereiches der arbeitgeberischen Tätigkeit kaum weitere Erörterungen anzustellen. Der eigentliche Fortschritt liegt in anderer Richtung. Wir wollen gleich auf den wichtigsten Punkt eingehen. Die Arbeitgeberverbände werden sich in Zukunft eingehend mit der Jugendpflege zu befassen haben, und es hat den Anschein, als wenn diese Notwendigkeit bereits ebenfalls in weiten Kreisen anerkannt wird. Zu einer Bearbeitung dieses Gebietes, sei es durch selbständige Maßnahmen, sei es durch Unterstützung bestehender Einrichtungen, sind die Unternehmer aus folgenden Gründen genötigt. Erstlich haben die Sozialdemokratie und die mit ihr verbündeten Gewerkschaften umfassende Vorkehrungen getroffen, um die Jugend schon von früh auf in ihre Macht zu bekommen, und das neue Vereinsgesetz bietet ihnen für diese Versuche eine willkommene Handhabe. Will man also den jungen Nachwuchs nicht ohne weiteres dieser bestimmten, politischen Parteigruppe überlassen, so ist es die höchste Zeit, daß man den jungen Leuten wenigstens die Möglichkeit bietet, auch auf anderen Geleisen vorwärts zu kommen. Zweitens wird das deutsche Unternehmertum angesichts der Notwendigkeit, in Zukunft noch weit mehr als früher eine straff durchgeführte Ökonomie menschlicher Arbeit betreiben zu müssen, beizeiten Vorkehrungen zu treffen haben, um sich für Handel und Gewerbe einen möglichst tüchtigen, körperlich, moralisch und geistig gesunden Nachwuchs zu sichern. In den Handelskriegen, die auf den Kampf der Waffen folgen werden, wird die Qualitätsarbeit eine Hauptrolle spielen, ganz anders noch als bisher wird der einzelne Arbeiter seinen Platz auszufüllen haben. Drittens dürfen sich die Arbeitgeberverbände der Erkenntnis nicht entziehen, daß es gerade ihres Amtes ist, alles aufzuwenden, um der leider mehr und mehr hervortretenden Verflachung und Verrohung der Jugend entgegenzuarbeiten. Es läßt sich ja nicht leugnen, daß eine fortschreitende Industrialisierung, daß das Entstehen der großen Industriestädte mancherlei hygienische und moralische Gefahren mit sich gebracht hat. Die Arbeitgeber wissen ein Lied davon zu singen, welche Schwierigkeiten sich oft genug aus der Unbotmäßigkeit und dem

Übermut der jugendlichen Arbeiter im Betriebe ergeben. Diese Zustände haben sich während des Krieges oft bis zur Unerträglichkeit gesteigert. Endlich darf man gewiß die Jugendfürsorge als eine Aufgabe bezeichnen, die so sehr im allgemeinen nationalen Interesse liegt, daß die Mitwirkung der ganzen Nation als erwünscht und notwendig angesehen werden muß. Wollen sich die Unternehmer mit Recht zu den führenden Ständen des Volkes zählen, so dürfen sie dem „Kampfe um die Jugend", der heute einen so breiten Raum in unserm Kulturleben einnimmt, nicht mit verschränkten Armen zusehen.*)

Ein Weiteres kommt hinzu! Das Proletariat rechnet es zu seinen schlimmsten Nachteilen, daß ihm die wirtschaftlichen Verhältnisse jeden Aufstieg in eine höhere Gesellschaftsschicht unmöglich gemacht hätten. Im Klassenkampf und in der politischen Agitation hat dieses Argument von jeher die größte Rolle gespielt. Über seine Berechtigung freilich läßt sich streiten, die Dinge haben sich in den letzten Jahrzehnten stark zum Bessern gewandt, und manche Zusammenstellungen, wie sie z. B. Krupp gemacht hat, ergeben die erfreuliche Tatsache, daß auch Arbeiterkinder den Weg nach oben nicht verschlossen finden, wenn sie nur selbst die nötige Begabung und Willenskraft mitbringen. Jedoch läßt sich nicht leugnen, daß in dieser Hinsicht noch viel zu wünschen übrig bleibt. Manches gut veranlagte Kind aus Arbeiterkreisen kommt nicht vorwärts, weil entweder sein Talent überhaupt nicht erkannt wird, oder weil die äußeren Umstände einen Emporstieg allzu sehr erschweren. Hier Abhilfe zu schaffen, das wäre in Wahrheit eine Aufgabe „des Schweißes der Edelsten wert", und die Jugendpflege ist vielleicht berufen, die nötige Vorarbeit oder Mitarbeit zu leisten. Ein weitblickender Führer der süddeutschen Industrie, der Generaldirektor der Maschinenfabriken Nürnberg-Augsburg, Reichsrat von Rieppel, hat mit Recht darauf hingewiesen, daß Berufsberatung und Berufshilfe in dem Sinne, daß der Tüchtige, welcher Herkunft er auch sei, auf den richtigen Platz gestellt wird, zu den ernstesten Pflichten unserer kommenden Sozialpolitik gezählt werden müssen. Ein Volk, das in einem so gewaltigen Kriege so bewundernswerte Fähigkeiten bewiesen hat, verdient es gewiß, daß man ihm als schönsten Lohn

*) Was die Jugendpflege im einzelnen bedeutet und in welcher Weise sich etwa die Arbeitgeberschaft daran beteiligen kann, das ist ausführlich in einer Reihe von Aufsätzen dargelegt, die der Geschäftsführer des Hamburgischen Landesverbandes für Jugendpflege, Kuhlendahl, in der „Deutschen Arbeitgeber-Zeitung" (Jahrg. 1916, Nr. 3, 4, 5, 28 und 29) veröffentlicht hat. Hier ist genau angegeben, welche Aufgaben die zu errichtenden Jugendheime zu lösen haben: Handfertigkeitsunterricht, Büchereibetrieb, Vorträge, gesellige und unterrichtende Veranstaltungen, körperliche Übungen, kurzum, ein Gemeinschaftsleben, das der körperlichen, sittlichen und geistigen Ertüchtigung dient, kommt in Betracht, und die Grundzüge hierfür bilden den Inhalt der erwähnten Aufsätze.

Über die Berufsberatung und Berufsvermittlung in ihrem Verhältnis zur Arbeitgeberschaft unterrichtet ein Aufsatz des Schulrat Dr. Thomae im „Arbeitgeber" (Nr. 12 vom 15. Juni). Es sei hierbei bemerkt, daß bereits in einer Anzahl von Städten Berufsberatungsstellen eingerichtet sind, zum Teil schon unter Mitwirkung von Arbeitgeberverbänden.

seiner Opferwilligkeit die Wege zu höherer Kultur und höherem Lebensgenuß ebnet. Nicht schematisch darf verfahren werden, wohl aber gebieten es moralische, politische und wirtschaftliche Rücksichten, daß dem hellen Kopf und dem festen Willen ein freies Feld fruchtbarer Betätigung eröffnet wird. Im einzelnen werden diese Dinge noch emsig bearbeitet werden müssen. An die Jugendpflege hat sich aber jedenfalls die Berufsberatung anzugliedern; wieweit dann etwa Freistellen an mittleren und höheren Lehranstalten, Stipendien oder sonstige Unterstützungen zu schaffen sind, mag vorläufig dahingestellt bleiben.

Vorbedingung jeder durchgreifenden Jugendpflege ist eine gesunde und systematische Wohnungspflege; die beste Jugendpflege wird keine nachhaltigen Erfolge zeitigen, wenn das Gute, das sie stiftet, sofort wieder durch unzulängliche Wohnungsverhältnisse vernichtet wird. Es wird nun ernstlicher Erwägungen bedürfen, um festzustellen, in welcher Art die Arbeitgeberverbände sich an den bereits vorhandenen Bestrebungen der einzelnen Arbeitgeber in Sachen der Wohnungsfrage helfend und fördernd beteiligen können. Es liegt auf der Hand, daß Arbeiterwohnungen, die nicht von einem einzelnen Werk errichtet und deren Bewohner daher auch nicht im geringsten von diesem Werk abhängig sind, große Vorteile besitzen und jedenfalls den Arbeitern selbst als eine Wohlfahrtseinrichtung erscheinen müssen, gegen die sich die oft erhobenen Anklagen und Vorwürfe nicht wohl wiederholen lassen. Den örtlichen Arbeitgeberverbänden aber wird es, von allen ideellen Vorzügen abgesehen, in wirtschaftlicher Beziehung sehr zugute kommen, wenn in ihrem Bezirk gut eingerichtete, billige und gesunde Arbeiterwohnungen vorhanden sind, die einen Stamm heimatstreuer Arbeiter beherbergen. Die leidige Fluktuation der Arbeiterschaft wird auf diese Weise wirksam bekämpft werden können, die Arbeiter werden der Willkür habgieriger Hauswirte entzogen, und wenn man auf die schon bestehenden Arbeiterkolonien (bei Bremen, im rheinisch-westfälischen Bezirk, in Oberschlesien und im Saargebiet) hinblickt und die Vorteile ermißt, die dem Arbeiter aus einem Stückchen eigenen Gartenlandes und aus der Kleintierzucht erwachsen, so wird man auch den wirtschaftlichen Wert einer solchen, großzügig angefaßten Wohnungspolitik kaum zu hoch in Anschlag bringen können. Dabei soll übrigens nicht gesagt werden, daß die Anlage solcher ländlichen Siedelungen den einzigen Weg für eine sachgemäße Lösung der Wohnungsfrage bedeutet. Eines schickt sich nicht für alle! In größeren Städten wird es oft ebenso gut und besser sein, wenn in der Nähe der Fabrik auf genossenschaftlicher Grundlage geräumige Wohnhäuser, mit allen Bequemlichkeiten moderner Technik ausgestattet, errichtet werden. Es gibt in der Industrie zahlreiche Anhänger auch dieses Systems, und je nach den Verhältnissen wird man sich für das mit dem kleinen Gärtchen, dem Hühnerhof und dem Schweinekoben verbundene Eigenhaus oder für das städtische, große Mietshaus entscheiden müssen. Aber gleichviel auf welche Weise man eine Hebung der Wohnungszustände anstrebt, etwas wird geschehen müssen, denn mehr und mehr bewahrheitet sich der Satz des

englischen Staatsmannes, daß ein Volk leicht zu gut essen und trinken, aber niemals zu gut wohnen kann. Gesunde Wohnungen werden die Kampffähigkeit des Volkes, die kriegerische wie die friedliche, erhöhen, sie werden das beste Mittel darstellen, um den Geburtenrückgang aufzuhalten, sie werden das meiste dazu beitragen, um die ganze Volksmoral zu heben und an die Stelle der materialistischen Weltanschauung eine höhere Lebensauffassung, ein festeres und vertieftes Familienleben treten zu lassen. Daß die Arbeitgeberschaft an einer solchen Entwicklung in jeder Hinsicht auf das lebhafteste interessiert ist, dafür braucht ein näherer Beweis nicht erbracht zu werden.*)

Den beiden Aufgaben der Jugendpflege (einschließlich der Berufsberatung und Förderung befähigter Elemente) und der Wohnungsfürsorge stellen sich die zahlreichen sonstigen Einrichtungen zur Seite, durch die das soziale Wohl der Arbeiterschaft vermehrt und gesichert werden kann. Auch hier wird vielfach die Organisation fortzuführen und zu vervollkommnen haben, was die einzelnen Unternehmer schon mit so gutem Erfolge in die Wege geleitet haben. Man denke z. B. an die Ernährungsfrage! Gemeinsamer Bezug billiger Nahrungsmittel, die eigene Bewirtschaftung von Ländereien, eigene Viehzucht und ähnliches —, diese Gedanken mochten noch vor einigen Jahren höchst seltsam und undurchführbar erscheinen, heute haben wir gelernt, daß solche Aufgaben sehr gut auch in den Bereich einer industriellen Interessengemeinschaft hineinpassen, und überall können wir beobachten, wie sehr solche Maßnahmen dazu beitragen, nicht allein die wirtschaftliche Lage der Arbeiterschaft zu verbessern und eine Sicherheit gegen die Folgen wechselnder Geschäftslage zu schaffen, sondern auch dem ganzen Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern eine freundlichere Gestaltung zu verleihen. Zu den sozialen Aufgaben des Unternehmertums wird auch die Förderung der Werkvereine, der sogenannten gelben Arbeiterverbände, d. h. solcher Verbände, die auf wirtschaftsfriedlicher und nationaler Grundlage stehen, zu rechnen sein. Es ist das freilich ein umstrittenes Kapitel, und in der Zeit des Burgfriedens ist nicht leicht darüber zu reden, aber soviel darf doch gesagt werden, daß auch an diesem Punkte die positive Arbeit des Unternehmertums bereits kräftig eingesetzt hat, und daß alle Angriffe und Entstellungen nichts daran ändern werden, daß diese in nationaler und wirtschaftlicher Hinsicht gleich wichtige und fruchtbare Bewegung auch weiterhin die verdiente Unterstützung finden wird.

Neben all diese, auf sozialem Gebiete liegenden Ziele stellt sich aber die gewaltige Menge der rein wirtschaftlichen, technischen und politischen Fragen, an deren Lösung mitzuarbeiten das Unternehmertum ebenfalls berufen ist. Dem

*) Aus der Literatur zur Wohnungsfrage vergleiche man u. a.: v. Stojentin, Ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege in Pommern, Anklam 1911. — Haux, Die Wohnungsfürsorge der Firma Krupp, Essen 1907. — Bau, Jedem sparsamen Arbeiter ein eigenes Wohnhaus (als Manuskript gedruckt). — Hagemeyer, Fünfhundert Millionen für Arbeiterwohnungen, Bremen 1914. — Werdenberg, Kleinhäuser für Arbeiter und Angestellte, Basel 1912.

Kriege wird voraussichtlich eine Zeit scharfer Auseinandersetzungen auf allen möglichen Gebieten folgen; wir werden kräftig zu ringen haben, um unsere frühere Stellung auf dem Weltmarkt zurückzugewinnen, wir werden mit neuen, handelspolitischen Beziehungen (Verhältnis zu Österreich, zu den Balkanstaaten usw.) zu rechnen haben, wir werden aber auch in der inneren Politik auf manche Spannung, auf manche „Neuorientierung" gefaßt sein müssen. Wohl oder übel, es ist die Aufgabe des Unternehmertums, auch bei solchen Gelegenheiten mit zu raten und mit zu taten. Sicherlich, schwere Arbeit für den Unternehmer, der gerade genug zu tun hat, wenn er den eigenen Betrieb überwachen und kräftigen, den Fortschritten des Handels und der Technik folgen soll! Aber gerade darum wird in Zukunft nicht mehr allein der einzelne Unternehmer, sondern in der Hauptsache die berufene Interessenvertretung des Unternehmertums ihres Amtes zu walten haben. Es wird darauf ankommen, im engeren Kreise wie im großen Rahmen der ganzen Volkswirtschaft die rechte Mitte zu halten zwischen freier, persönlicher Betätigung und geschlossener, organisierter Gemeinschaftsarbeit. Steuert das Unternehmertum auf dieser Linie vorwärts, erfüllt es dabei die praktische Arbeit, die sich ihm von allen Seiten her entgegendrängt, so wird dem inneren Frieden des deutschen Volkes ebenso gedient sein, wie dem materiellen Wohlstand der ganzen Nation, wie dem Ansehen und der Größe des Vaterlandes!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Geschichte

Dr. Heinrich Drees: Geschichte der Grafschaft Wernigerode. Wernigerode 1916. Kommissionsverlag von Paul Jüttners Buchhandlung (Paul Schulze). 96 S.

In der engeren Heimat ruhen die Wurzeln der nationalen Kraft. Mit Recht wird daher in neuerer Zeit auf die Heimatgeschichte besonderer Wert gelegt, und ein preußischer Ministerialerlaß vom 2. September 1915 schreibt auch ihre Berücksichtigung für den Unterricht vor. Leider ist es in dieser Hinsicht mit den Hilfsmitteln vielfach noch recht schwach bestellt. Die kleine soeben erschienene Geschichte der Grafschaft Wernigerode ist auf diesem Gebiete ein Meisterwerk. Wenn sie an dieser Stelle Besprechung findet, so geschieht dies weniger um der Grafschaft Wernigerode willen, obgleich sie für jeden, der sie kennt, ein schönes und glückliches Ländchen ist, als weil die Darstellung vorbildlich und bahnbrechend wirken kann für andere Heimatgeschichten dieser Art. Mitten in den Stürmen des Weltkrieges werden wir in ein idyllisches Stilleben geführt. Möglichst an bekannte, geschichtlich bedeutsame Örtlichkeiten anknüpfend führt uns der Verfasser von den ältesten Zeiten durch die Reihen der Wernigeröder Grafen, die uns im großen und ganzen herzlich gleichgültig sein können bis auf einige bedeutende Persönlichkeiten des Geschlechtes wie Juliane, die Mutter des großen Oraniers, und die Mitglieder jenes

an den Hainbund anknüpfenden Dichterkreises, auch den Grafen und den ersten Fürsten Otto, den Staatsmann der Bismarckschen Zeit. Glücklicherweise beschränkt sich der Verfasser nicht darauf, vor den Reihen der gräflichen Landesherren untertänigst zu ersterben, sondern hebt überall die kulturgeschichtlich wichtigen Gesichtspunkte hervor. Die kurze Zusammendrängung des Stoffes läßt vielfach nur ahnen, wie viel Arbeit dahinter steckt. Mag das Buch auch wohl Schulzwecken zu dienen bestimmt sein, so ist es doch kein bloßes Schulbuch. Niemand wird das Buch ohne mannigfache Anregung und Belehrung aus der Hand legen. Namentlich wer den Harz bereist, kann sich auf dieser heimatsgeschichtlichen Grundlage größere Vorteile und Genüsse verschaffen als auf Grund eines bloßen Reisehandbuches. In diesem Sinne ist dem Buche eine recht weite Verbreitung zu wünschen.

Conrad Bornhak

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Dr. MICHAELIS'

Paedagogium Waren

i. Mecklb. am Müritzsee

Schnelle gewissenhafte Vorbereitung für die Einjährigen-, Prima- u. Reifeprüfung

[und

Paedagogium Rheinsberg

(Mark)

Höhere Privatschule mit Internat (z. Zt. VI—II).

Beide Anstalten zwischen Wasser und Wald sehr gesund gelegen. Besonders für Schüler, die spez. Förderung und Obhut bedürfen. Gründlicher Unterricht in kleinen Klassen und Kursen. Vorzügliche Verpflegung. :: :: :: Man verlange Prospekt.

Bismarckgeiſt

Von Dr. Karl Buchheim

Imperium facile eis artibus retinetur,
quibus initio partum est.
Salluſt, Bell. Cat. 2

Es iſt ein alter Streit, ob Politik eine Aufgabe ſei, moraliſche Verſuche zu veranſtalten und für gut erkannte Theorien in Wirklichkeit umzuſetzen, oder aber eine Kunſt, Macht zu erwerben und in der menſchlichen Geſellſchaft einen beſtimmten Willen zur Geltung zu bringen. Die Entſcheidung darüber läßt ſich keineswegs mit wenigen Worten treffen, namentlich weil es ja möglich iſt, den Machterwerb und die Machtbetätigung als Mittel zur Erfüllung ſittlicher Aufgaben zu betrachten. Jedenfalls ſcheint es, daß beide, Machttrieb und ethiſche Erkenntnis, nebeneinander und wohl auch oft gegeneinander und vielfach verſchlungen den politiſchen Willen beſtimmen und demnach als ſeeliſche Grundlagen vorhandener politiſcher Gebilde in Betracht kommen. Wollte man nun bei einem beſtimmten ſolcher Gebilde die Willensvorausſetzungen ſeiner Exiſtenz einmal erforſchen, ſo wird die Aufgabe meiſt nicht leicht ſein, zumal wenn die Grundlagen eines Staates ſchon in alter Zeit geſchaffen worden ſind. Denn die ſeeliſchen Zuſtände einer weitabliegenden Zeit ſind ein Forſchungsgebiet, das der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft ſchwer zugänglich iſt. Die „Deutſche Geſchichte“ von Lamprecht enthält vorzüglich Verſuche, von dem Seelenleben auch der älteren deutſchen Vergangenheit Begriffe zu bilden, und wo das etwa nicht geglückt ſein ſollte, wenigſtens die Aufgabe und ihre Schwierigkeit ins rechte Licht zu ſtellen. Im Hinblick auf unſern gegenwärtigen Staat, das neue Deutſche Reich, verſpricht ein Verſuch, eine ſolche Aufgabe zu löſen, verhältnismäßig guten Erfolg. Denn das Reich iſt in einer Zeit entſtanden, die nicht weitab von der unſeren liegt, aus der viele unmittelbare Quellen erhalten ſind; und es iſt nicht aus halb- oder unbewußten Trieben erwachſen, ſondern von

einem großen und zwar dem eigenen Volke im vollen Lichte der Kultur mit bewußtem Willen angestrebt worden. Hier lohnt es sich wohl, einmal nach den Faktoren dieses Willens zu fragen: ob ethisch-kulturelle Überzeugungen oder der Drang zur Macht, zur Geltung im Rate der Völker ihn mehr und mit besserem Erfolg bestimmten.

Es ist kein Zweifel — schon Treitschke hat das mit Recht betont —, daß der nationale Gedanke in Deutschland eher als ethisch-literarische Forderung aufgetreten ist, denn als wirtschaftlich-machtpolitischer Anspruch. Aus den Humanitätsgedanken der Aufklärung, so universalistisch sie von Haus aus waren, erwuchs in folgerichtiger Fortentwicklung die Idee der Nation. Wir sehen sie reifen in unsrer klassischen Philosophie und Dichtung, volkstümlich werden in der Romantik, ehe noch die staatlich-wirtschaftlichen Verhältnisse als solche soweit fortgeschritten waren, daß ihnen die Erfüllung der nationalen Forderungen ein Bedürfnis erschien. Der Druck der napoleonischen Fremdherrschaft war es zunächst, der die Deutschen die Unzulänglichkeit ihres zerfahrenen politischen Zustandes am eigenen Leibe spüren ließ, und die erwachenden Interessen der Industrie und des Handels, die eine Überwindung der wirtschaftlichen Zersplitterung und des Krähwinkelgeistes verlangten, reihten allmählich die nationale Idee unter die Forderungen der täglichen Arbeit aufstrebender Volkskreise ein.

Der Freiheitskampf gegen Napoleon ist weit überwiegend mit sittlichen Argumenten geführt worden. Man begehrte die nationale Unabhängigkeit als Menschenrecht, man empfand das Machtstreben des korsischen Eroberers als einen Frevel gegen Gott und die Menschheit und sprach pathetisch von der Strafe, die ihn durch die Waffen der Freiheitskämpfer ereilen müsse. „Heilig" nannte man die Allianz, in der damals Österreich, Rußland und Preußen beisammenstanden. Es war „kein Krieg, von dem die Kronen wissen", sondern ein „Kreuzzug" und ein „heiliger Krieg". Gänzlich fern lag den Deutschen der Gedanke, Macht in Europa zu erlangen. Sonst hätte man sich nicht bei Verfassung des Deutschen Bundes, wie sie der Wiener Kongreß schließlich feststellte, beruhigt. Denn sie war zu allem eher geeignet als zu einem Instrument nationaler Macht. Der Bund war militärisch jämmerlich, und wenn Deutschland seit 1814 unabhängig von Fremdherrschaft blieb, so war das nicht Verdienst des Bundes, sondern seiner militärkräftigen Glieder Österreich und Preußen und Folge des Gleichgewichts der europäischen Großmächte. Als nun trotzdem die Unzulänglichkeit des Bundes immer offenbarer wurde und der nationale Gedanke Fortschritte machte, blieb doch das ethische Interesse für ihn grundlegend. Nach nationaler Einheit zu streben um der Macht und Weltgeltung willen, womöglich gar auf Kosten auswärtiger Staaten, wäre von der deutschen öffentlichen Meinung als Äußerung eines unwürdigen Nationalegoismus verworfen worden.

Noch bei unserm ersten eigentlichen Reichsgründungsversuch, der im Jahre 1848 begann, herrschen die ethischen Beweggründe und das human-nationale

Pathos vor. Ganz charakteristisch hierfür ist das Ideal, das die Brust des Fürsten erfüllte, dem man damals die deutsche Kaiserkrone zudachte. Friedrich Wilhelm der Vierte ersehnte die Wiederherstellung des universalen christlichen Kaisertums und sah in ihm einen Eckstein von Gottes Ordnung auf Erden. Das Haus Österreich besaß den alleinigen Anspruch auf diese geweihte Krone. Darum hielt es der König für Usurpation, nach ihr zu greifen, wenn nicht der rechtmäßige Träger unzweideutig und freiwillig auf sie verzichtete. Er war folgerichtig durch alle Wechselfälle der Jahre 1848 und 1849, durch alles Zureden wohlmeinender Parteiführer und Minister nicht dazu zu bringen, eine deutsche Politik ohne Rücksicht auf Österreich oder gar gegen dieses zu treiben. An dieser sittlichen nationalen Überzeugung des Königs ist das Verfassungswerk der Paulskirche, nachdem über tausend Hindernisse hinweg doch etwas zustande zu kommen schien, gescheitert. Dabei waren die Staatsmänner, die Friedrich Wilhelm auf die Bahn einer deutschen Politik vom preußischen Gesichtspunkte aus zu drängen suchten, ihrerseits durchaus keine Propheten des nackten Staatsegoismus. Auch sie hofften ohne Blut und Eisen, durch Verträge, die niemandem sehr weh tun sollten, und durch freiwillige Vereinbarung eine deutsche Einheit aufrichten zu können.

Das Jahr 1848 kennt in der preußischen Politik noch keinen Bismarckgeist, wenn es auch nicht ganz an Staatsmännern fehlte, die die Lösung der deutschen Frage mit richtigerer Einschätzung machtpolitischer Gesichtspunkte beurteilten. Zu ihnen gehörte der preußische Bundestagsgesandte Graf Dönhoff. Es ist bezeichnend, daß dieser Mann an derselben Stelle stand, an der später Bismarck das deutsche Problem mit durchdringender Einsicht studierte. Wir haben die Kopie einer Denkschrift Dönhoffs schon vom September 1847*), worin er eine Förderung der deutschen Einheit ohne und selbst gegen Österreich mittels Aufrichtung von Spezialvereinen mit andern deutschen Staaten nach dem Muster des Zollvereins empfahl. Wie in diesem für die Zollpolitik, so sollten nach und nach für andere Kompetenzen parallele Verbände geschaffen werden und in dieser Weise allmählich eine deutsche Einheit nach praktischen Interessen unter rein preußischer Führung erwachsen. Die in Deutschland damals noch ungewohnte ökonomisch-praktische Begründung der nationalen Politik klingt hier also deutlich durch. Nicht von der nationalen Idee, sondern von den Notwendigkeiten der Wirtschaft, Verwaltung, Landesverteidigung und vom Interesse Preußens geht Dönhoff aus. Er ist sich klar, daß solche Politik nur gegen Österreich gemacht werden könne, nur hofft er etwas optimistisch, der Kaiserstaat werde ihre Ergebnisse schließlich wie den Zollverein stillschweigend anerkennen. Die Denkschrift hatte an maßgebender Stelle keinen Erfolg. Aber als ein halbes Jahr später die Funken der Februarrevolution über den Rhein flogen und in Deutschland zündeten, da hielt Dönhoff seine

*) Aus dem Nachlaß Ludolf Camphausens, veröffentlicht von Erich Brandenburg, „Untersuchungen und Aktenstücke zur Geschichte der Reichsgründung" 1916, Seite 248 ff.

Zeit für gekommen. Wie vorher von den Gewissensbedenken gegen den Bruch mit Österreich, so war er jetzt auch von Scheu vor dem „Bündnis mit der Revolution" frei. Er hielt eine offene Verständigung der deutschen Regierungen und Preußens an ihrer Spitze mit der liberalen Partei für das Gebot der Stunde zur Niederhaltung der demokratischen Revolution und zur Aufrichtung der deutschen Einheit. Er riß seit dem 1. März den eingeschüchterten Bundestag aus seinem bisherigen Phlegma zu einer aktiven liberalen Politik fort, suchte aber vergeblich für seine Pläne in Berlin Anklang zu finden. In vieler Beziehung dürfen wir den Minister des Innern, Bodelschwingh, als seinen Gesinnungsgenossen betrachten, es gelang aber beiden nicht, ihren der politischen Denkweise des Königs gänzlich fremden Gedanken in der Regierung Boden zu verschaffen, und mit dem Zusammenbruch des alten Preußens am 18. März war der günstige Augenblick versäumt. Die Liberalen glaubten der preußischen Staatsmacht nicht mehr zu bedürfen, das reine Prinzip fühlte sich nunmehr erst recht als Herrn der Lage.

Dönhoff hat nachmals die Politik Camphausens unterstützt, die der seinen sehr ähnlich sieht, aber doch von etwas veränderten Grundlagen ausgeht. Auch Camphausen wollte Preußen zu einem Bündnis mit dem Liberalismus bestimmen. Aber die Gedanken des zum Minister aufgerückten Kölner Kaufmanns und rheinischen Parteiführers waren von Haus aus ideologischer und ähnelten in dieser Beziehung mehr denen Heinrichs von Gagern, des Führers der Paulskirche. Gagern war kein Preuße und hätte es am liebsten gesehen, wenn das Haus Hohenzollern für die Kaiserkrone, die er ihm zudachte, ganz aufgehört hätte, eine preußische Königskrone zu tragen. Die acht preußischen Provinzen sollten selbständige Einzelstaaten des Reiches werden, nur daß sie als Landesherrn gemeinsam den Kaiser gehabt hätten, statt wie die anderen Staaten ihre eigenen Fürsten. Hingegen war Camphausen überzeugter Preuße und wollte die preußische Staatsmacht innerhalb des Reiches unverkürzt und ungeteilt erhalten. Aber in dem mehr ethischen als machtpolitischen Ausgangspunkt ihrer deutschen Ideen stimmen Camphausen und Gagern überein gegen Dönhoff, der den preußischen Staatsegoismus und den deutschen Machtgedanken stärker betonte. Camphausen hat auch als Staatsmann den friedliebenden Charakter des Kaufmanns behalten und immer lieber durch Vereinbarung als durch das Risiko eines offenen Bruches seine Ziele erreichen wollen. In die Unzulänglichkeit solcher Mittel hat Radowitz wahrscheinlich eine klarere Einsicht besessen als Camphausen. Radowitz war der alte Vertraute Friedrich Wilhelms des Vierten, der nach dem Scheitern des Frankfurter Verfassungswerkes und der Politik Camphausens die Lösung der deutschen Frage in die Hand nahm und als Leiter der sogenannten preußischen Unionspolitik in den Jahren 1849 und 1850 in der deutschen Geschichte allgemein bekannt ist. Radowitz ist an staatsmännischer Begabung und politischem Gedankenreichtum über Camphausen und Gagern zu stellen, zweifellos auch über Dönhoff, der es zu

einer eigentlich leitenden Stellung ja nicht hat bringen können. Als Mann der Tat reicht er, wie alle andern, an Bismarck nicht heran. Auch er war ein Politiker von ethischen Grundanschauungen. Er teilte die großdeutsch-christlich-universalistischen Ideen seines gekrönten Freundes, war aber weniger Romantiker und besaß einen klareren Blick für das Mögliche und für gangbare Wege zum Ziel. Wie für den König seine romantische Religiosität, so ist für Radowitz bezeichnend, daß er bewußter politischer Katholik, als Abgeordneter in Frankfurt Führer des dortigen katholischen Vereins war. Der Vorteil, den der Katholik vor dem evangelischen Romantiker in der Politik hat, liegt auf der Hand. Denn die katholische Kirche vereinigt in einer Weise, die nicht leicht wieder zu erreichen ist, eine ethisch-dogmatische Weltanschauung mit dem Instinkt für Praxis und Macht, wobei diese als Mittel zum Zweck in die Weltanschauung selber eingeordnet werden. Radowitz konnte sich so bei völlig fremden Prinzipien in manchen Punkten mit Dönhoff berühren. Auch er gedachte durch Spezialvereine von praktischen Bedürfnissen aus der deutschen Einheit Schritt für Schritt näher zu kommen, und auch er wußte, daß man nur ohne oder gegen Österreich etwas erreichen konnte. Trotzdem glaubte er dann wieder an eine höhere europäische Zusammengehörigkeit des erst unter sich geeinigten kleineren Deutschlands mit Österreich. Der engere Bund sollte von einem weiteren umschlossen sein. Diese Situation des jetzigen Weltkrieges hat, wie er, auch Gagern vorausgeahnt, und Camphausen hat sie als möglich gelten lassen. Zur Ausführung seiner Pläne ist Radowitz freilich zuletzt doch nicht imstande gewesen, weil sich Preußen vor einem Krieg gegen Österreich als der Konsequenz seiner Unionspolitik damals scheute und sich in Olmütz der siegreichen Staatskunst des Fürsten Schwarzenberg unterwarf. Erst das rücksichtslose Bekenntnis zum entschiedenen Machtprinzip in der deutschen Politik Preußens hat ihr nachher unter Bismarck den Sieg verschafft.

Daß die deutsche Frage wirklich nur durch Blut und Eisen gelöst werden könne, das haben unter den Politikern von 1848 eigentlich nur die reinen Revolutionäre, die Republikaner der Paulskirche und vor allem die Führer der verschiedenen sächsisch-südwestdeutschen Aufstände erkannt. Diese Radikalen erstrebten die Verjagung sämtlicher Fürsten und die Umwandlung Deutschlands in eine unitarische Republik. Als die Nationalversammlung für konstituierend und souverän erklärt wurde, machte Otto von Corvin, der schon im April 1848 als einer der Führer des ersten badischen Aufstandes hervorgetreten war, den Vorschlag, sofort eine Armee unter dem Befehl der Frankfurter zu bilden, als deren Grundstock tausende von brotlosen deutschen Arbeitern in Paris zur Verfügung standen. Auf dieser Seite sah man also ein, daß die Volksvertretung niemals ihren Souveränitätsanspruch durchsetzen werde, wenn sie nicht für eigene Machtmittel gegen die Einzelstaaten und Fürsten sorge. Die Paulskirche hat das von vornherein nicht begriffen und von ihrem Standpunkt aus gar nicht begreifen können. Den Radikalen fehlte alle wirkliche Macht zur Durchführung

ihrer Pläne, aber nicht die Einsicht in die machtpolitischen Realitäten. In dieser Beziehung hatten sie mehr Bismarckgeist als andere achtundvierziger Politiker.

Der eigentliche Sieger in der ganzen Bewegung der Jahre 1848 bis 1850 war die durch den Fürsten Felix Schwarzenberg erneuerte österreichische Staatsmacht. An ihr scheiterte die preußische Unionspolitik. Schwarzenberg wäre wahrscheinlich in der Lage gewesen, die deutsche Frage im österreichischen Sinne zu lösen, wenn er dieser Aufgabe das nötige Interesse entgegengebracht hätte. Er ist an realpolitischer Tatkraft mit Bismarck zu vergleichen, aber ihm fehlte die Überzeugung von einem deutschen Beruf Österreichs. Seine deutsche Politik verstand es meisterhaft, dem preußischen Konkurrenten die Waffen aus der Hand zu schlagen, aber nach dem Siege nun selbst ein neues Deutschland zu schaffen, dazu verstand er sich nicht. Er bekämpfte die preußische Politik unter Radowitz im Bunde mit den Mittelstaaten. Die Kleinstaaten sollten faktisch mediatisiert und der Souveränität der Königreiche unterstellt werden. Im Bundeszentralorgan, bestehend aus einem Königskollegium und einer Vertretung der Kammern und Regierungen, sollten nur Österreich, Preußen, Bayern, Württemberg, Sachsen und Hannover vertreten sein, und der Bund sollte zu einem leistungsfähigen Gesamtkörper gestaltet werden. Der österreichische Handelsminister Bruck entwickelte ein Programm, das bei seiner Durchführung die heute wieder erstrebte mitteleuropäische Wirtschafts- und Militäreinheit auf der Grundlage dieses sechsköpfigen Staatenbundes verwirklicht hätte. Aber Schwarzenberg nahm an diesen Plänen keinen inneren Anteil. Er benutzte sie bloß zur Bekämpfung Preußens. Über den deutschen Nationalgedanken dachte er skeptisch und begnügte sich nach dem Siege über Preußen, als auf den Dresdner Konferenzen 1851 sich den Bruckschen Wirtschaftsplänen Widerstände entgegenstellten, mit der einfachen Wiederherstellung des alten Bundestages in Frankfurt. Schwarzenbergs früher Tod beraubte überdies Österreich bald dieses kraftvollen Führers, und die Leistungsfähigkeit der zentralisierten neu-österreichischen Staatsmacht nahm von da an ganz allmählich ab bis zur Katastrophe von 1866, die den Kaiserstaat zur heutigen österreichisch-ungarischen Monarchie umgestaltete. Die positive Lösung der deutschen Frage, die Österreich kurz vorher noch einmal versuchte, ging nicht in den Bahnen der Schwarzenbergschen Machtpolitik, sondern hoffte wie die Frankfurter Großdeutschen von 1848 auf eine Reform des unreformierbaren Deutschen Bundes. Der leitende Geist dieser Pläne war denn auch derselbe Minister Schmerling, der schon in der Paulskirche das kleindeutsche Programm der Erbkaiserpartei bekämpft hatte. Auf dem Frankfurter Fürstentag von 1863 beantragte er ein fünfköpfiges Direktorium, eine Delegiertenversammlung aus den Einzellandtagen mit beratender Stimme, ein Bundesgericht und für wichtige Angelegenheiten periodische Fürstenkongresse. Der Geist Schwarzenbergs, der in der Macht den Quell politischer Gestaltung erkannte, lebte in diesen Versuchen nicht mehr. Inzwischen war seine Erkenntnis in Preußen aufgegangen.

Die Originalität der deutschen Politik Bismarcks besteht nicht in ihrem Inhalt. Der ehemalige Gegner der Staatsmänner von 1848 hat, als er selber berufen wurde, die deutsche Frage zu lösen, auf viele ihrer Pläne und Gedanken zurückgegriffen. Selbst vor demokratischen Institutionen wie dem allgemeinen Wahlrecht hat er sich nicht gescheut. Aber Bismarck war nicht gebunden durch jene ethische Grundanschauung von der deutschen Einheit und dem weltgeschichtlichen Beruf des deutschen Volkes, von der die Politiker der Paulskirche und die Staatsmänner Friedrich Wilhelms des Vierten bei allen Verschiedenheiten unter sich meist ausgingen. Die Grundpfeiler seiner Weltanschauung waren Standesbewußtsein und Königstreue; alle Politik über den Grenzen altpreußischen Staatslebens war für ihn mehr oder weniger ein Gebiet jenseits von Gut und Böse, wo die Macht das entscheidende Wort zu sprechen hat. Darin gleicht Bismarck dem Fürsten Schwarzenberg: wie dieser die deutsche Politik einzig und allein vom österreichischen Staatsinteresse aus beurteilte, so er vom preußischen, nur daß sie ihm von diesem aus nicht so nebensächlich erschien wie dem österreichischen Grandseigneur. Weniger um Deutschland als um Preußens willen ging er an die Lösung der nationalen Frage. Denn Preußen an der Spitze Deutschlands stellt eine größere Macht dar als Preußen allein. Und nicht weil er die nationale Einheit für ein Menschenrecht des deutschen Volkes angesehen hätte, erstrebte er sie, sondern weil er der Nation ein größeres Gewicht in Europa verschaffen wollte. Uns sind heute Dinge wie Weltgeltung und Großmachtsansehen unsres Volkes vertraute Begriffe geworden, wenigstens ist das Verständnis für ihre Bedeutung heute weiten Kreisen zugänglich. Damals aber waren Bismarcks Gedankengänge noch etwas Besonderes. Das deutsche Volk war gewohnt, seine Einheit zu ersehnen, weil es ein Recht darauf hätte, entweder ein historisches, das man aus der mittelalterlichen Kaiserherrlichkeit ableitete, oder ein rationales, weil die Philosophie den Menschen und Völkern ein Selbstbestimmungsrecht zusprach. Bismarck dagegen wurzelte in anderen Rechtsüberzeugungen: er glaubte an ein Recht seines Staates auf Leben und Wachstum. Schon als jungem Mann schien ihm der Zweck der deutschen Einheit in der Machtgestaltung des Vaterlandes zu liegen. Deswegen war auch das Ziel seiner Politik einfach die Erhöhung der preußischen Macht. Es schloß die kleindeutsche Einheit in sich, ohne daß sie gerade Selbstzweck gewesen wäre. Auch mit einer auf Norddeutschland beschränkten Hegemonie hätte sich Bismarck begnügt, wenn es ihm nicht die Fehler der französischen Politik möglich gemacht hätten, unmittelbar nach dem Erwerb der norddeutschen Vorherrschaft schon Höheres ins Auge zu fassen (vgl. meinen Aufsatz „Frankreich und die Gründung des Norddeutschen Bundes“ in Nr. 29 der „Grenzboten“ 1916). Der machtpolitischen Grundüberzeugung Bismarcks entsprachen auch die Mittel seiner Leitung. Von vornherein rechnete er mit einer Entscheidung durch Blut und Eisen. Die ethischen Stimmungen der Politik der Heiligen Allianz, die proösterreichischen so gut wie die antifran-

zösischen, hielt er nieder. Erst spannte er im schleswig-holsteinischen Konflikt die österreichische Politik vor seinen Wagen, und dann lief er der verschlagenen Staatskunst Napoleons des Dritten den Rang ab, indem er sie um alle territorialen wie moralischen Kompensationshoffnungen nach dem Siege über Österreich betrog. Daher der Schlachtruf: „Revanche pour Sadowa!", mit dem Paris in den Krieg von 1870 ging. Ohne, ja an gewissen kritischen Punkten selbst gegen den Willen seines Königs hat Bismarck diese Machtpolitik durchgeführt; gegen den Willen der deutschen öffentlichen Meinung ganz gewiß. König Wilhelm hielt ihn ja nur, weil er ihn gegen diese öffentliche Meinung brauchte, um seinen Konflikt gegen den preußischen Landtag durchzuführen. Den liberalen Rechtsfanatikern der inneren Politik ist Bismarck mit denselben machtpolitischen Grundsätzen entgegengetreten, nach denen er in den auswärtigen und deutschen Fragen verfuhr. Seine staatsmännische Persönlichkeit bietet darum ein Bild einheitlicher Überzeugung, das sich um so schärfer abhebt, je mehr in der deutschen oder wenigstens preußischen Staatskunst vor ihm andere Grundsätze herrschend waren.

In unsrer heutigen politischen Öffentlichkeit und in den Stimmungen, mit denen unser Volk den gegenwärtigen Krieg durchkämpft, stehen sich immer noch die beiden Grundauffassungen über Politik, die ethische und die des Machtgedankens, die bismarckische und die vorbismarckische gegenüber. Wir haben unter uns ebensogut Leute, die sich die Leiden des Krieges mit dem Gedanken an die Weltmacht des deutschen Volkes versüßen, wie solche, die sich mit dem Recht, das doch endlich Recht bleiben müsse, und mit der Hoffnung auf eine sittlich bessere Zukunft der Menschheit trösten. Beide Grundstimmungen brauchen nicht scharf geschieden zu sein. Doch wird es dem Burgfrieden dienen, wenn man sich der Tatsache dieser polaren Gruppierung der Anschauungen wenigstens bewußt wird. Von hier aus wird man z. B. die viel beanstandeten Ausführungen des Münchener Professors F. W. Förster über deutsche Politik leicht begreifen, wenn auch nicht billigen. Es ist kein Zweifel, daß unser Deutsches Reich auf der Grundlage eines ausgesprochen machtpolitischen Willens erwachsen ist, der den Gesinnungen der meisten Deutschen damals nicht entsprach und vielleicht noch weniger entsprochen hätte, wenn er ihnen vollständig zum Bewußtsein gekommen wäre. Darum betont dieser Aufsatz das Besondere des Geistes der Bismarckschen Staatskunst, der vorher unter deutschen Politikern selten war. Diesen Bismarckgeist glaubt Förster auch heute noch ablehnen zu müssen, obwohl der gegenwärtige Krieg von der ehernen Notwendigkeit der Macht, die natürlich Heil und Unheil wirken kann, eindringlich genug zu uns redet. Die Deutlichkeit des Försterschen Standpunktes ist an sich anzuerkennen, aber wenn seine politische Moral den Lebensbedingungen des Staates nicht gerecht wird und die Sprache der Erfahrungen dieses Krieges nicht versteht, dann ist ihre Unzulänglichkeit erwiesen. Das Christentum für seine Sache ausschließlich in Anspruch zu nehmen, dazu hat Förster kein Recht. Er nennt den Geist des

neuen Deutschen Reiches „heidnisch", weil er seine Überzeugungen mit Christi Lehre identifiziert. Es gibt aber ein Christentum, das den Machtgedanken nicht verwirft, vielmehr ihn in sich selbst verkörpert und durch äußere Geltung und Zucht für die Heilsverkündigung den Boden bewahrt, auf dem sie wirken kann. Das ist das Christentum, das Kirche geworden ist, und in diesem Kirchentum nicht etwa eine Verfälschung oder bestenfalls einen Notbehelf des Christentums sieht, sondern ein Stück seines notwendigen Wesens. Auch Bismarck, dieser Apostel „heidnischer" Grundsätze in der deutschen Politik, war ein frommer Christ, sogar ein Bekehrter, der sich durch eigenes Ringen nach einer pantheistischen Jugend den Weg zum Glauben zurückgebahnt hatte. Auch der Vertreter rücksichtsloser Machtpolitik kann für eine sittlich gute Sache kämpfen. Wer immerfort die Gerechtigkeit im Munde führt und ein fertiges Bild von Gut und Böse in der Welt hat, kann leicht in einen sehr unchristlichen religiösen Hochmut verfallen und da verurteilen, wo uns Menschen kein Richteramt zusteht. Die ethischen Politiker neigen immer ein wenig dazu, Vorsehung zu spielen. Die Weltgeschichte aber geht oft andere Wege, sie urteilt nach dem Kern und nach den Früchten, nicht nach den Mitteln, mit denen eine Sache sich durchsetzt. Durch Blut und Gewalt schreitet manchmal eine bessere Zukunft als auf dem engen Pfade ängstlicher Gerechtigkeit.

Auch uns wird der Krieg beim Friedensschluß oder später wahrscheinlich dazu berufen, neue politische Gebilde zu gestalten. Wir wollen dabei jenes Wortes altrömischer politischer Erbweisheit gedenken, das vor diesem Aufsatz steht. Dieser sollte in aller Kürze zeigen, daß das Deutsche Reich auf machtpolitischen Grundlagen geschaffen worden ist und nur auf ihnen errichtet werden konnte, nachdem es auf andere Weise vergeblich versucht worden war. Auch die Erfolge dieses Krieges, mögen sie nun groß oder klein ausfallen, wird nur die Macht erringen und bewahren können. Nicht die Verderblichkeit der Machtpolitik hat der Krieg erwiesen, sondern ihre immer neu befestigte eiserne Notwendigkeit. Unsere heutigen Feinde können auch nach dem Kriege nur durch unsere Macht und Tüchtigkeit zur Respektierung unseres Daseins veranlaßt werden, und unsere Bundesgenossen können nur an unserer Seite bleiben, wenn in dem mitteleuropäisch-orientalischen Kulturverbande feste Machtverhältnisse vorhanden und die Kompetenzen der einzelnen Mächte genau abgegrenzt sind. Ein Gebilde machtpolitischer Kompromisse, wie das Bismarcksche Deutsche Reich wird auch der Staatenbund sein müssen, zu dem dieser Krieg die Voraussetzungen schafft. In der Politik können nicht die Ideen über die Mächte herrschen, sondern die Mächte herrschen allein und umhegen dann Gebiete, in denen die sittlichen und schöpferischen Genien ihre Arbeit zu entfalten vermögen, in der wir die Bürgschaft für das ewige Heil und die bessere Zukunft der Menschheit finden.

Amerika als tertius gaudens im Weltkriege

Von Fritz Röll

Es ist Tatsache, daß die Mechanik des anglo-amerikanischen Geistes für die germanischen Völker so lange ein unverstehbares Phänomen bleiben wird, als es dem Utilitarismus, dieser lediglich auf das Zweckmäßige und Vorteilhafte gerichteten Denkungsweise versagt bleibt, sich derart in germanisches Geistes- und Empfindungsleben einzufressen, daß er in ihm zum ausschlaggebenden Faktor wird und alle durch eine ethisch-moralische Weltanschauung wacherhaltenen Regungen als überwundene Sentimentalitäten zur Seite schiebt. Ein Volk, das, wie die Nordamerikaner englischer Herkunft, im Geldverdienen seinen einzigen, auf alle Fälle aber seinen höchsten Daseinszweck erkannt hat, und das sich in Hinsicht auf die anzuwendenden Mittel, oft auf Kosten seiner moralischen Qualitäten, die schrankenloseste Weitherzigkeit und Freiheit gestatten zu dürfen glaubt, wird dem germanischen Menschenschlage, dessen Denk- und Handlungsweise in dem kategorischen Imperativ der strengsten Pflichterfüllung ihren charakteristischen Ausdruck findet, noch auf lange Zeit hinaus innerlich fremd bleiben. Diese Erkenntnis muß dem Deutschen stets gegenwärtig bleiben, wenn er es unternimmt, die Auffassung des Amerikaners über Neutralität und die aus dieser entspringenden Handlungsweisen und Gepflogenheiten während des Weltkrieges seinem Verständnis näher bringen zu wollen.

Die Kenner amerikanischer Verhältnisse waren sich schon längst vor Ausbruch des Weltkrieges bewußt, daß man in den Kreisen der amerikanischen Finanz und Industrie mit der Möglichkeit eines europäischen Krieges als mit der Aussicht auf äußerst günstige Geschäftszeiten rechnete, und daß auch ein großer Teil der Nordamerikaner, die deutschen Herkommens sind, sich dieser Anschauung angeschlossen hatte. Ihnen blieb daher die große Enttäuschung erspart, die das deutsche Volk und seine Verbündeten befiel, als im Oktober 1914 die erste Kunde von den amerikanischen Kriegslieferungen an die Ententestaaten zu uns herüber kam. Das deutsche Volk sah in diesen nach und nach ins Phantastische wachsenden Lieferungen von Kriegsgeräten und Munition an seine Feinde eine feindselige Stellungsnahme, die nach seinem völkerrechtlichen Empfinden nicht mit der von der amerikanischen Regierung zugesicherten Neutralität in Einklang zu bringen war. Seinen amtlichen Ausdruck fand diese deutsche Auffassung der Sachlage in den Vorstellungen, die der deutsche Bot-

schafter Graf Bernsdorff in Washington erhob, die aber von seiten der amerikanischen Regierung unberücksichtigt gelassen wurden.

Es mag indessen zugestanden werden, daß das amerikanische Volk, als es begann die Energien seiner Wirtschaft und Industrie in den Dienst der Sache unserer Feinde zu stellen, sich weder von Sympathien mit der Mächtegruppe des Vierverbandes noch von feindseliger Stimmung gegen Deutschland und seine Verbündeten leiten ließ, sondern lediglich von Erwägungen, die der vorteilhaften Ausnützung der gegebenen Geschäftslage galten. Es ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß auch die Aufträge der Zentralmächte in den Vereinigten Staaten ihre Erledigung gefunden hätten, sofern sie nur den erwarteten Gewinn gebracht hätten, und wenn nicht die durch England angestrebte Blockade jede Einfuhr aus Amerika nach Deutschland unterbunden hätte. Wir wissen, daß trotz der englischen Blockade ein allerdings sehr beschränkter Handel durch das neutrale europäische Ausland mit Amerika geführt wurde, und wir lasen in der Tagespresse, daß man in Amerika nach Eintreffen des ersten deutschen Handels-Unterseebootes erwog, in welcher Weise diese überraschende Neuerung zu einer Neubelebung und Erweiterung der Ausfuhr nach Deutschland auszubauen sei. Alles dies zeigt, daß der Amerikaner sich nüchternen Sinnes jeder Gelegenheit bedienen würde, die es ihm ermöglicht auch in den Zentralstaaten Europas seinen Gewinn zu finden.

Wenn sich nun in der amerikanischen Presse eine betont deutschfeindliche Stimmung heraushob, die während der Verhandlungen über den deutschen Unterseebootkrieg einen gewissen Höhepunkt erreichte, so ist diese Erscheinung wohl in erster Linie der Einwirkung gewisser Industriekreise zuzuschreiben, welche das Vorhandensein einer günstigen Gelegenheit zu erkennen glaubten, einen lästigen Konkurrenten, Deutschlands kraftvolle Industrie und tatkräftigen Außenhandel, mit Leichtigkeit und auf lange Zeit hinaus vom Weltmarkt verscheuchen zu können. Die Bestrebungen dieser Gruppen sind trotz ihres starken Einflusses auf die Regierung der Vereinigten Staaten bis jetzt erfolglos geblieben.

Der Beginn des europäischen Krieges fand die Vereinigten Staaten in einer ungünstigen wirtschaftlichen Lage. Besonders der Eisenmarkt zeigte vor Ausbruch des Krieges eine abwärtsgehende Konjunktur, die ihren Ausdruck in dem Niedergange der Roheisenerzeugung fand: sie war auf 60 Prozent ihrer größten Leistungsfähigkeit zurückgegangen, die Stahlerzeugung in Chicago sogar auf 30 Prozent. Erst im November sollte sich eine, zunächst allmählich einsetzend, sodann aber mit Riesenschritten vorwärtsstrebende Aufwärtsbewegung erkennbar machen. Zunächst aber brachte der Krieg das amerikanische Wirtschaftsleben in eine schwierige Lage, und es schien als würde auch dieses unter den Folgen des Kriegsausbruches zu leiden haben. Die Ausfuhr wie die Einfuhr wurden auf das empfindlichste getroffen, da England die wichtigsten Erzeugnisse der amerikanischen Industrie und Landwirtschaft als Bannware erklärte, eine Maßnahme, unter der die Ausfuhr von Kupfer, Petroleum und Baumwolle am

schwersten zu leiden hatte. Für die eingebrachte Baumwollernte war zu befürchten, daß sie überhaupt jede Aussicht auf Absatz verlieren würde. Der europäische Geldmarkt war gesperrt, und auf dem amerikanischen trat eine starke Goldentziehung ein, da die Guthaben der europäischen Mächte in Amerika mit Kriegsbeginn abgehoben wurden. Die Abhängigkeit der amerikanischen Industrie von der europäischen, besonders der deutschen, machte sich drückend fühlbar, und große Fabrikationszweige Amerikas waren genötigt, wegen des Fehlens notwendiger, aus Europa bezogener Materialien weitgehendste Betriebseinstellungen vorzunehmen.

Wenn, wie schon gesagt, der November des ersten Kriegsjahres bereits einen Umschwung zum Besseren brachte, so trat dieses doch keineswegs mit der erwarteten Entschiedenheit ein, da man in Amerika mit einem baldigen Friedensschluß der Kriegsführenden rechnete. So ist es zu erklären, daß der Beschäftigungsgrad der amerikanischen Industrie noch im Mai 1915 75 Prozent der normalen Höhe nicht überschritten hatte.

Erst, als man in Amerika die Überzeugung gewann, daß der Krieg in Europa noch Monate, vielleicht Jahre andauern würde, als man anfing den Aussprüchen der englischen Minister, die einen jahrelang währenden Krieg in Aussicht stellten, ernst zu nehmen, und als man von der Rüstung der englischen Industrie und der Aufstellung der Kitchenerschen Armee vernahm, begann die amerikanische Industrie mit der ihr eigentümlichen Tatkraft und Behendigkeit an die Auswertung der ihr neuerstandenen und große Gewinne in Aussicht stellenden Geschäftslage zu gehen. England, Frankreich und Rußland, deren Industrien sich den durch den Krieg an sie gestellten Anforderungen nicht gewachsen zeigten, und in denen sich die Umstellung auf die durch den Krieg geschaffene neue Lage nur sehr langsam und unvollkommen und bei weitem nicht mit der in Deutschland zutage getretenen Entschlossenheit und Einmütigkeit vollzog, sahen sich in der Beschaffung der zur Kriegsführung erforderlichen Waffen, Munition und allen übrigen Kriegsgeräten auf die weitgehendste Unterstützung des neutralen Auslandes angewiesen. In jener Zeit war es, daß Lloyd George den Ausspruch tat: „Dieser Krieg wird nicht auf den Schlachtfeldern gewonnen, sondern von den Arbeitern in den Fabriken." Wenn er mit diesen Worten zunächst die Fabrikarbeiter Englands und seiner Verbündeten zu größeren und gleichmäßigeren Leistungen anzuspornen wünschte, so zeigten sie doch auch auf einen gangbaren Weg, das Arbeiterheer des neutralen Amerikas in friedlicher Art an den Kriegsanstrengungen der Entente teilnehmen zu lassen. Daß England mit gutem Grund und großer Sicherheit auf die industrielle Mithilfe Amerikas rechnen konnte, geht denn auch aus den jüngst veröffentlichen Briefen Sir Roger Casements hervor. Casement schildert die in dieser Hinsicht in Amerika herrschende Stimmung mit den trefflichen Worten: „Ein Weltreich, das man Demokratie nennt, und in dem man, ohne selbst kämpfen zu müssen, Reichtum erwerben kann durch systematisches Plündern

unter dem Namen von Handel und Geldgeschäften, das alles leuchtet außerordentlich der Sorte von Männern ein, die hier (in Amerika) das Heft in den Händen haben."

Einer der ersten aus diesem Kreise einflußreicher Männer in Amerika, der an die Erfüllung eines größeren Kriegsauftrages ging, war Charles M. Schwab, der Präsident der Bethlehem Steel Corporation. Es sind dies dieselben Werke, die vor Ausbruch des Krieges in der deutschen Fach- und Tagesliteratur oft in Verbindung mit dem Namen des amerikanischen Betriebsorganisators Fred. W. Taylor genannt wurden, und von deren Betriebskapital sich vor Ausbruch des Krieges noch 20 Prozent in deutschen Händen befand. Schwab erhielt für die französische Heeresleitung einen Auftrag auf neunhundert sechszöllige Feldgeschütze bei einem Einheitspreis von 27 000 bis 30 000 Dollar für das Geschütz. Im November 1914 hatte sich der Auftragbestand an Kriegslieferung bei der Bethlehem Steel Corporation bereits auf 110 Millionen Dollars erhöht.

Der nun einsetzende Milliardensegen, der sich in Form von Kriegsaufträgen über die amerikanische Industrie ergoß, wurde, wie zu erwarten war, von diesem glücklichen Lande mit größter Bereitwilligkeit und ebenso großem Eifer aufgefangen. Er verteilte sich auf die Großkapitalisten, die Industriellen, die Nahrungsmittelproduzenten und vor allem auf die Börsenleute und sickerte durch bis zum Fabrikarbeiter und Tagelöhner. Selbst der Baumwollbauer sah sich infolge einer Mißernte und der Inanspruchnahme von seiten der englischen Textilindustrie seiner Sorgen enthoben, die ihm der Kriegsausbruch zunächst gebracht hatte.

Vor allem aber handelte es sich um die Herstellung und Ausfuhr von Waffen, Munition, Kraftwagen und Stacheldraht. Welchen Umfang diese Ausfuhr bereits im August 1915 angenommen hatte, zeigen folgende Zahlen, welche der „New Yorker Handelszeitung" vom 14. August 1915 entnommen sind. Danach belief sich der Auftragbestand im damaligen Zeitpunkt auf 1 808 000 000 Dollar, von denen bis dahin allerdings Aufträge im Werte von 751 000 000 Dollar noch nicht bestätigt waren. Hiervon entfallen 1 258 000 000 Dollar für Aufträge auf Waffen, Munition und Explosivstoffe; Bethlehem Steel Corporation wird mit einer Viertelmilliarde Dollar genannt, Du Pont Nemour Powder Co. hatte für 200 Millionen Dollar Explosivstoffe zu liefern, Crucible Steel Co. für 96 Millionen und Westinghouse Electric u. Mfg. Co. für 70 Millionen Dollar Gewehre und Geschosse, U. S. Cartridge Co. 600 Millionen Patronen, Winchester Arms Co. für 100 Millionen, Remington Arms Co. für 96 Millionen Dollar Gewehre, Colt Fire Arms Co. für 15 Millionen Dollar Maschinengewehre usw. Weitere 200 Millionen Dollar entfallen auf Motorwagenlieferungen der Pressed Steel Car Co., 50 Millionen Dollar auf zu liefernde Motorboote der Electric Boat Co., 12 Millionen Dollar auf Schienen- und Stahlmaterial, 25 Millionen Dollar auf Fahrzeuge und Geschirre, 8 Millionen Dollar auf Wolldecken und 255 Millionen Dollar auf verschiedenes anderes Material.

Angeregt durch diese unter den günstigsten Zahlungsbedingungen abgeschlossenen Millionen-Aufträge trat in den für Kriegslieferungen nicht in Frage kommenden Industrien eine Fabrikationsumschaltung zutage, wie wir sie auch in der deutschen Industrie kennen gelernt haben. Die vorhandenen Einrichtungen wurden benutzt, erweitert und ergänzt, um sie ebenfalls in den Dienst der Kriegslieferung zu stellen. Wenn aber diese Umschaltung in Deutschland durch die Notwendigkeit hervorgerufen worden war bestehende Betriebe überhaupt aufrecht zu erhalten und weiterhin durch den Zwang alle verfügbaren Kräfte in den Dienst der nationalen Verteidigung zu stellen, so war es in Amerika einzig und allein Profitgier, das Bestreben ebenfalls an den Millionengewinnen teilzunehmen, welche diese Industriewerke bewog ihre bisherige Fabrikation ganz oder teilweise aufzugeben und Waffen, Munition und andere Kriegsgerätschaften zu erzeugen. Die Westinghouse Electric u. Mfg. Co. richtete sich ein, um für 35 Millionen Dollar Geschosse für Rußland und für 54 Millionen Dollar Gewehre für die englische Regierung herzustellen; die Baldwin Locomotive Co. erzeugte Munition und Gewehre im Werte von 80 Millionen Dollar, Schreibmaschinenfabriken fabrizierten Schrapnellzünder und Werkzeugmaschinenfabriken Granaten. Daß man sich dabei einer marktschreierischen Reklame bediente, um die Aufmerksamkeit der für die Ententestaaten tätigen Auftraggeber auf sich zu ziehen, ist bei den in Amerika herrschenden Geschäftsgepflogenheiten nicht verwunderlich. Den Höhepunkt von Unerhörtheit und Frevelhaftigkeit erreichte die Anpreisung der Cleveland Automatic Machine Co., Cleveland, Ohio, die im Anzeigenteil des „American Machinist" vom 6. Mai 1915 Aufnahme fand und in Deutschland Abscheu und berechtigte Entrüstung hervorgerufen hatte. Diese Fabrik, welche bisher Werkzeugmaschinen herstellte, hatte die Fakrikation von Granaten aufgenommen und pries ihr Erzeugnis an genannter Stelle mit dem Hinweis an, daß die Detonation der Ladung durch zwei explosive Säuren bewirkt wird. „Die Sprengstücke überziehen sich bei der Explosion mit diesen Säuren", so heißt es in der Anpreisung, „und die dadurch hervorgerufenen Wunden bewirken einen schrecklichen Tod (death in terrible agony) binnen vier Stunden, wenn nicht sofort Hilfe da ist. Wie die Verhältnisse im Schützengraben liegen, ist es unmöglich, ärztliche Hilfe zur Verhütung des tötlichen Ausganges rechtzeitig heranzuziehen. Befindet sich die Wunde im Körper oder im Kopf, so muß sie überhaupt sofort ausgebrannt werden; sind die Gliedmaßen getroffen, so müssen sie abgenommen werden, da es kein anderes Mittel zu geben scheint, mit dem man dem Gifte wirksam begegnet. Man kann also daraus ersehen, daß unsere Granate bedeutend leistungsfähiger (!) ist als das gewöhnliche Schrapnell, da die von Schrapnellkugeln und Sprengstücken im Fleisch hervorgerufenen Wunden nicht so gefährlich sind und sie keinen giftigen Bestandteil haben, der eine sofortige Hilfe notwendig macht." Es ist unmöglich beim Lesen dieses Musterstückes amerikanischer Reklame nicht daran zu denken, daß es gerade die Regie-

rung dieses Landes ist, welche sich mit unermüdlichem Pathos zum Hüter der „höchsten Güter der Menschheit" bestellt glaubt. In der Redaktionsstube in Berlin, in der die deutsche Ausgabe des „American Machinist" unter dem Namen „Zeitschrift für praktischen Maschinenbau" besorgt wurde, kam die „giftige Granate" der Cleveland Automatic Machine Co. zum ersten Male zum Explodieren: der berechtigte Entrüstungssturm, der sich in Deutschland beim Bekanntwerden dieser Anpreisung erhob, veranlaßte die genannte Schriftleitung, ihre Zeitschrift weiterhin in Deutschland nicht mehr erscheinen zu lassen.

Wie leicht man in Amerika überhaupt dazu neigt im Interesse eines guten Geschäftes alle übrigen Rücksichten, selbst die Rücksicht auf die Neutralität, beiseite zu setzen, zeigt ein Fall, den die Zeitschrift „Deutscher Werkzeugmaschinenbau" vom 27. Januar 1916 veröffentlicht. Hiernach soll die Wagener Electric Co. in St. Louis nach Erlangung eines größeren Auftrages alle in ihrem Werke angestellten Deutschen und Amerikaner mit deutschen Namen oder deutscher Herkunft entlassen haben. —

In welcher rücksichtslosen Weise die Ausbeutung der Kriegskonjunktur in Amerika betrieben wurde, zeigt am eindringlichsten die Steigerung der Ausfuhrziffer von 2113 Millionen Dollar am Ende 1914 auf 3547 Millionen Dollar Ende 1915, also um 1434 Millionen Dollar! Diese Steigerung erstreckt sich nahezu ausschließlich auf Bedarfsartikel des Krieges und wurde bewirkt durch die Aufträge der Ententestaaten. Die Ausfuhr hatte am Ende 1915 die Einfuhr um 1,75 Milliarden Dollar überholt, das war das außerordentlich günstige Ergebnis des Geschäftsjahres 1915.

Das Jahr 1916 brachte eine weitere Steigerung der Ausfuhr von Waffen, Munition und Kriegsartikel. Die Ausfuhr von Explosivstoffen, die im April 1915 etwas über 6 Millionen Dollar betrug, stieg in diesem Jahre auf über 56 Millionen Dollar. Die Stacheldrahtlieferung hatte sich in derselben Zeit von 2 Millionen auf $4^1/_2$ Millionen Dollar erhöht. Ferner erhielten die Ententestaaten für 23 Millionen Dollar verschiedenes anderes Kriegsmaterial geliefert gegenüber für nicht ganz 4 Millionen im gleichen Monat des Vorjahres. Verfolgen wir die Ausfuhrziffern nach den Ententestaaten während der Monate Juli bis einschließlich Februar in den Jahren 1913/14, 1914/15 und 1915/16, so ist die Ausfuhr in dem letzten Jahre gewachsen von 446 und 506 auf 906 Millionen Dollar nach England, von 121 und 218 auf 347 Millionen Dollar nach Frankreich, von 18 und 20 auf 165 (!) Millionen Dollar nach Rußland und von 53 und 116 auf 182 Millionen Dollar nach Italien. Die Steigerung der Gesamtausfuhr nach den vier genannten Ländern unserer verbündeten Feinde wird demzufolge durch die Zahlen: 638, 860 und 1600 Millionen Dollar für die genannten acht Monate gekennzeichnet.

Die letzten Zahlen zeigen, wie weit die englische Regierung den Gedanken an Kriegsende und Friedensschluß von sich wies. Bedenkt man, daß inzwischen auch die Industrien der Entente-Staaten, vor allem diejenigen Englands und

Frankreichs sich auf den Krieg eingestellt hatten — in England stehen zurzeit 4052 Werkstätten unter Aufsicht des Munitionsministeriums — und daß seit Februar die amerikanische Ausfuhr nach Europa eine weitere Steigerung erfahren hat, so ist der Eifer und die Energie ohne weiteres zu erkennen, mit welchen unsere Feinde die Vorbereitungen zu der jetzt gegen die Mittelmächte unternommenen Generaloffensive betrieben haben. Aber es ist auch zu erkennen, daß diese Offensive ohne die geschilderte weitreichende Mithilfe und Mitarbeit der Industrie Amerikas für unsere Feinde eine Unmöglichkeit geblieben wäre.

Die Vermittelung der Aufträge zwischen der Entente und der amerikanischen Industrie besorgt in erster Linie das Haus J. P. Morgan u. Co. in New York, das, gestützt auf seine Zweigniederlassungen in London und Paris, heute als der Regierungsagent der Entente angesprochen werden muß. In dem Bankgebäude in New York legen die amerikanischen Fabrikanten ihre Muster von Kriegsartikel vor, und von dort aus werden die erteilten Aufträge bestätigt und die Rechnungen beglichen. Die Bezahlung erfolgt in Dollar und Cent, wodurch sich die Geschäftsabschlüsse von der sinkenden Valuta der kriegführenden Länder unabhängig machen.

Der Ertrag dieser Millionenabschlüsse ergibt nun für die amerikanischen Fabrikanten nicht ohne weiteres Reingewinne. Ein großer Teil derselben ist für die Abschreibungen einzusetzen, welche die ausgedehnten Neubauten und neu eingestellten Maschinenanlagen zu amortisieren haben. Außerdem sind die Preise für Rohmaterialien nicht unbeträchtlich gestiegen. Das Pfund Kupfer, das im Dezember 1914 mit 0,126 Dollar bezahlt wurde, erreichte im selben Monat 1915 einen Preis von 0,2 Dollar; die Tonne Roheisen stieg in derselben Zeit von 15,14 Dollar auf 17,18 Dollar. Auch die Arbeitslöhne haben naturgemäß eine Steigerung erfahren. Daß dennoch die Reingewinne ganz außerordentlich hohe sind, zeigen am eindeutigsten die Kurssteigerungen. Hier hat die schon genannte Bethlehem Steel Corporation, die vor dem Kriege nicht in der Lage war eine Dividende zu verteilen, einen Rekord aufgestellt. Bei einem früheren Kapitalbestand von 24578400 Dollar war der Kurs von 30 am Ende Juli 1914 auf 257 im folgenden Jahre gestiegen, eine Steigerung, die einen Wertzuwachs von nahezu 60 Millionen Dollar darstellt. Welchen Vorteil z. B. die Betriebsumstellung auf Heereslieferung der Baldwin Locomotive Co. einbrachte, erhellt der Umstand, daß dieses Werk, welches 1914 350000 Dollar Gewinn ausschüttete, 1915 dagegen die stattliche Summe von 3,8 Millionen Dollar zur Verteilung brachte. Da sich die Verhältnisse in den übrigen für die Entente arbeitenden Industrien in ähnlicher Weise gestaltet haben, so ist wohl zu verstehen, wenn man in Amerika den europäischen Krieg als einen Glücksfall einschätzt und durchaus kein Interesse daran hat, diesen gewinnbringenden Zustand vorzeitig abzukürzen.

Der Ertrag, den diese mit Millionen rechnenden Lieferungsabschlüsse erbrachten, mußte den Vorrat an gemünztem und ungemünztem Gold, über

den die Vereinigten Staaten verfügen, in der günstigsten Weise beeinflussen. Das erste Kriegsjahr brachte, wie bereits angedeutet, zunächst eine Goldentziehung. Bei einer jährlichen Eigenproduktion von etwa 90 Millionen Dollar betrug im Jahre 1914 die Goldeinfuhr 57,38 Millionen Dollar, der eine Ausfuhr von 222,61 Millionen Dollar gegenüberstand. Die Goldentziehung, die das Land in diesem Jahre erlitt, ist demzufolge mit 165,22 Millionen Dollar zu bewerten. Die Zahlen des Jahres 1915 zeigen den jähen, über alle Erwartungen günstigen Umschwung: die Goldeinfuhr war auf 451,95 Millionen Dollar gestiegen, während die Ausfuhr auf 31,42 Millionen Dollar zurückgegangen war; der, abgerechnet der Eigenproduktion, erfolgte Zuwachs belief sich demnach auf 420,53 Millionen Dollar. Der Staatssekretär des Schatzamtes konnte somit bereits Ende 1915 mitteilen, daß der Goldbestand der Vereinigten Staaten von etwa 1,8 Milliarden Dollar im Anfang des Jahres auf weit über 2 Milliarden Dollar angewachsen war. Das Wachstum des amerikanischen Goldvorrates ist seit jener Mitteilung nicht stehengeblieben. So lesen wir z. B. in dem New Yorker „Journal of Commerce", daß von Mitte Mai bis Ende Juni 1916 allein 450 Millionen Mark Gold für englische Rechnung in New York eingegangen sind, von denen ein Teil zur Bezahlung der Kriegslieferungen, ein anderer zur Stützung des englischen Wechselkurses dienen.

Allerdings ist nicht zu leugnen, daß in diesem leuchtenden Bilde ungeahnter Geschäftsgewinne und Millioneneinnahmen auch einige Schatten zu erkennen sind. Der Niedergang der Einwanderung machte sich als Arbeitermangel fühlbar, der indessen dadurch ausgeglichen wurde, daß einige ausgedehnte Fabrikationszweige an dem allgemeinen Aufstieg nicht teilnehmen konnten und ihre Arbeiter entlassen mußten. Diese Zweige leiden außerordentlich unter dem Einfluß des europäischen Krieges. Es sind hier zu nennen die Papier- und Textilindustrie, die infolge des Mangels an deutschen Teerfarben ihre Fabrikation nicht aufrechterhalten können, die Nähmaschinenindustrie, deren Ausfuhr im Jahre 1915 auf ein Zehntel von 1913 zurückgegangen ist, die Schreibmaschinenindustrie und die Industrie landwirtschaftlicher Maschinen, deren Ausfuhrziffern ebenfalls weit hinter denen von 1913 zurückgeblieben sind.

Einen weiteren Gegenstand ernstlicher Sorge inmitten des allgemeinen Freudentaumels bildete der von Deutschland eingeleitete und während mehreren Monaten mit Nachdruck geführte Unterseebootskrieg. Wenn man auch in der Vernichtung der auf dem Transport nach England befindlichen Waren keine ernstliche Bedrohung der Ausfuhr erblickte — das Risiko der Überfahrt hatte der Besteller zu tragen —, so stieg doch in dem sich immer fühlbarer machenden Frachtraummangel eine ernstliche Gefahr auf, von der zu befürchten war, daß sie schließlich die weitere Ausbeutung der durch den europäischen Krieg geschaffenen Konjunktur unmöglich machen würde. Wir werden in Deutschland durch nichts davon abzubringen sein, die Politik Wilsons in Fragen des Unterseebootskrieges

lediglich in dieser Beleuchtung zu sehen, und alle noch so hochtönenden Phrasen des Präsidenten der Vereinigten Staaten werden nicht imstande sein, die Beweggründe zu der von ihm gewählten Auslegung des zur See geltenden Völkerrechts zu verschleiern. Wir wissen, daß es der amerikanischen Staatsleitung gelungen ist, diese Bedrohung des Kriegsgeschäftes — vorläufig wenigstens — wirkungslos zu machen.

Daß die günstige Geschäftslage nicht dauernd anhält, weiß man in Amerika, aber der dem Yankee eigentümliche Optimismus weicht im allgemeinen Gedankengängen aus, die besorgniserregenden kommenden Dingen entgegenführen. Was wird aus den ausgedehnten Neuanlagen, den in ihnen investierten Kapitalien und den angeworbenen Arbeitermassen, wenn eines Tages die Millionenaufträge der kriegführenden Staaten ausbleiben? Tatsächlich scheint das amerikanische Wirtschaftsleben einer Katastrophe von bisher ungekannter Heftigkeit entgegenzutreiben, und schon jetzt machen sich Anzeichen geltend, welche die Periode des geschäftlichen Niederganges einzuleiten scheinen: seit nämlich die Industrien unserer verbündeten Feinde sich selbst auf den Krieg und die Herstellung von Kriegsmaterial eingestellt haben, bringt in immer steigendem Maße die Kunde von Betriebseinschränkungen und Arbeiterentlassungen in der amerikanischen Industrie zu uns herüber. Indessen wird sich auch hier der Optimismus des Amerikaners als berechtigt erweisen, da ihm der europäische Krieg nicht nur die Mittel in die Hand gegeben hat einer drohenden Katastrophe auszuweichen, sondern ihm auch den Weg gezeigt und geebnet hat, der zu diesem Zweck einzuschlagen ist.

Wir haben gesehen, daß trotz einiger wenigen ungünstigen Folgen den Amerikanern die von ihnen gewählte Auslegung und Handhabung der Neutralität in wirtschaftlicher Hinsicht ungeahnte Gewinne gebracht hat. Infolge der stetig wachsenden Preise für Kriegsmaterial und der eingetretenen Überwertung der amerikanischen Währung sah sich Amerika in die glückliche Lage versetzt, in nie erwarteter billigen Weise seine Schulden abzustoßen, derart, daß sich dieses glückliche Land heute auf dem besten Wege befindet die Rolle des größten Schuldnerlandes der Welt mit der des größten Gläubigerlandes zu vertauschen.

Der leicht erworbene Reichtum in Verbindung mit einer auf hohe Leistungen eingestellten Industrie werden es den Amerikanern nunmehr auch ermöglichen intensiver als bisher die Eroberung der außereuropäischen Märkte, die bis vor Ausbruch des Krieges in erster Linie von den kriegführenden Staaten versorgt wurden, zu betreiben. Deutschland wurde durch die englische Blockade fast vollständig vom Weltmarkt abgeschnitten, und seine Feinde sahen sich genötigt die zur Versorgung des Weltmarktes angesetzten wirtschaftlichen Energien nahezu vollständig in den Dienst des Krieges zu stellen. Wenn nun die Vereinigten Staaten von dieser für sie günstigen Lage am Weltmarkt erhofft hatten, ohne große Schwierigkeiten alle nunmehr unversorgt bleibenden Märkte an sich reißen zu können, so sahen sie sich in ihren Hoffnungen dennoch getäuscht. Die Wirkun-

gen des europäischen Krieges machten sich auch in diesen vom Kriegsschauplatz weitentlegenen Ländern fühlbar und brachten ihnen wirtschaftliche Unsicherheiten und Schwierigkeiten, die eine energische Bearbeitung ihrer Märkte für die Dauer des Krieges auszuschließen scheinen. Andererseits ist die amerikanische Industrie durch die Aufträge der Ententestaaten derart beansprucht, daß es ihr zunächst noch unmöglich sein dürfte, mit der Kraft, Entschlossenheit und weit vorausdenkenden Umsicht vorzugehen, wie sie eine erfolgreiche Bearbeitung neuer Märkte erheischt. Während der Dauer des Krieges wird Amerika daher fast ausschließlich Arbeit zu leisten haben, welche die Durchführung dieses Programmes für die Zeit vorbereitet, in welcher die wirtschaftliche Kraft des Landes sich entschiedener in den Dienst dieser Aufgabe stellen kann. So sehen wir denn in Amerika schon während des Krieges starke Organisationen entstehen, welche mit großem Eifer in der Richtung dieses Zieles arbeiten. Vornehmlich gilt ihr Interesse den Staaten des südamerikanischen Kontinentes. Mit diesen Ländern haben Deutschland und England vor dem Kriege mit großer Sorgfalt und Umsicht gute Geschäftsverbindungen angebahnt. In ihren öffentlichen Anlagen sind große Summen deutschen Geldes angelegt, es sind deutsche Bankhäuser errichtet, welche die Unternehmungen in diesen Ländern stützen, und nahezu 75 Prozent der leitenden Persönlichkeiten jener Betriebe, die für die Ausfuhr in Frage kommen, sind Deutsche und Engländer. Diese Erfolge, welche die europäischen Staaten nach Überwindung mannigfaltiger Fehlschläge und Enttäuschungen errungen haben, für das amerikanische Wirtschaftsleben auszubeuten ist Ziel und Aufgabe der von der „National-City-Bank" in New York organisierten „American International Corporation". Die National-City-Bank, deren Aufsichtsrat Morgan als einflußreichste Persönlichkeit angehört, geht dabei in der Weise vor, daß sie in den Hauptstädten der in Frage stehenden südamerikanischen Länder, in Rio de Janeiro, in Santos und Buenos Aires Filialen errichtet, welche die Aufgabe haben, dem amerikanischen Gelde den Zutritt zu den großen öffentlichen Unternehmen zu erschließen und private Unternehmungen in jenen Ländern zu finanzieren. Die Anbahnung der Geschäftsverbindungen wird durch die International Corporation, welcher 50 Millionen Dollar zur Verfügung stehen sollen, in die Wege geleitet.

Um in den beteiligten Industrie- und Handelskreisen Amerikas das Interesse an der Ausfuhr nach den südamerikanischen und überhaupt allen Ländern, die für den amerikanischen Export geeignet erscheinen, in erhöhtem Maße anzuregen, werden in den Vereinigten Staaten Wanderausstellungen ins Leben gerufen, zu denen vor allen die amerikanischen Handelsattachés alle jene Gegenstände herbeischaffen, welche sich mit Berücksichtigung der Bedürfnisse der zu bearbeitenden Länder für den Export eignen. Diese Ausstellungen, welche das „Bureau of Foreign and Domestic Commerce" in New York aufstellt, und die durch alle größeren Industriestädte Nordamerikas wandern, zeigen aber nicht allein die in Frage kommenden Industrieerzeugnisse, sondern geben auch

die von der bisherigen Erzeugern geforderten Preise bekannt und erteilen wertvolle Aufschlüsse über bewährte Herstellungsmethoden.

Mit welcher Entschiedenheit sich die interessierten Kreise Amerikas dieser für sie wichtigen und unserem späteren Außenhandel Gefahr bringenden Aufgabe zuwenden, geht daraus hervor, daß es ihnen nicht nur gelungen ist die Aufmerksamkeit ihrer Regierung auf ihre Bestrebungen zu lenken, sondern darüber hinaus eine äußerst wirkungsvolle amtliche Unterstützung genießen. Bereits 1912 wurde in Washington die „Chamber of Commerce of the United Staates" gegründet, ein Amt, dem heute nahezu alle Handelskammern der Vereinigten Staaten angehören. Dieses Zentralamt in Washington versorgt die amerikanischen Gesandtschaften mit Handelsattachés, die in äußerst gründlicher Weise bemüht sind, die in Handel und Industrie vorliegenden Verhältnisse der Länder zu studieren, nach denen sie entsandt sind und die Ergebnisse ihrer Untersuchungen möglichst lückenlos der Zentralstelle in Washington zu übermitteln. Von dort aus soll dieses wichtige Wissen an im Inlande zu errichtende Zweigstellen weitergegeben werden, die es dann ihrerseits ohne weitere Vermittelung zur Kenntnis der interessierten Industrien und Handelshäuser gelangen lassen. Um sich in eingehendster Weise in den exportierenden Industrien Europas orientieren zu können, zieht das Zentralamt die Zollverwaltung ihres Landes zur Mitarbeit heran und sieht sich durch diese — auf keinen Fall einwandsfreie — Maßnahme in die Lage versetzt wichtige Aufschlüsse über Herstellung, Preisbildung und Geschäftsgepflogenheiten ohne erhebliche Mühewaltungen zu erlangen, um so mehr, als die von diesen Machenschaften betroffenen europäischen Industrien sich im Interesse ihres Außenhandels mit Amerika in einer geradezu lästigen Zwangslage befinden, die sie einer rücksichtslosen Geschäftsspionage ausliefert.

Daß alle diese Unternehmungen und Gründungen für die deutsche Industrie, die nach dem Kriege bestrebt sein wird, die alten Geschäftsverbindungen nach dem Auslande wieder aufzunehmen, eine ernstliche Gefahr in sich bergen, liegt auf der Hand. Vergegenwärtigt man sich weiterhin, daß unsere Industrie nach Friedensschluß nicht ohne weiteres mit der alten Tatkraft und hochgespannten Energie auf dem Plane erscheinen kann, daß andererseits in Amerika nach dem Kriege ein erhöhter Gold- und Kapitalbesitz vorhanden sein wird, der in Verbindung mit ausgedehnten neueren, gut eingerichteten und zum guten Teil abgeschriebenen Fabriksanlagen bestrebt ist, beim Ausbleiben der Aufträge für die Ententestaaten weiterzuarbeiten, so erkennt man leicht den gewaltigen Vorteil Amerikas, mit dem es in den Kampf um den Weltmarkt eintreten wird. Amerika, dessen Finanzkraft, Industrie und Handel durch den europäischen Krieg eine ungeahnte Kräftigung erfahren haben, wird der weiteren Entfaltung des deutschen Wirtschaftslebens im Auslande einen machtvollen Widerstand entgegensetzen, ja, es ist vorauszusehen, daß es ihm auf seinem ureigensten Markte, in Deutschland selbst, Konkurrenz machen wird.

Aber auch in Deutschland sieht man nicht untätig den kommenden Dingen entgegen. Die interessierten Kreise sind sich vollauf der Schwierigkeit bewußt, die zu überwinden sind, um die früher eroberten Absatzgebiete nach dem Kriege wiederzuerlangen und zu erhalten, und sie haben erkannt, daß der Zusammenschluß deutscher Exporteure in einer machtvollen Organisation eine unerläßliche Notwendigkeit geworden ist. Im Anschluß an eine schon im Februar des vorigen Jahres stattgefundene Versammlung des Vereins Hamburger Exporteure und auf Anregung von seiten der „Zentral-Einkaufs-Genossenschaft" in Berlin hat sich nunmehr mit einem Vermögen von 1 Million Mark die Gründung der „Deutschen Außenhandels G. m. b. H." vollzogen. Außer dem Verein Hamburger Exporteure haben sich ihr bereits weitere Exportverbände in fast allen wichtigsten deutschen Handelsstädten angeschlossen. Als ihre nächstliegendste Aufgabe erkennt diese neue Organisation, Fühlung mit der Reichsregierung zu nehmen, um dieser bei Bearbeitung von Handelsverträgen und überhaupt in allen handelspolitischen Fragen ihre weitreichenden Kenntnisse und Erfahrungen zur Verfügung zu stellen im Interesse des deutschen Außenhandels.

Wenn wir nun in „Daily News" lesen: „Der große Einbruch Deutschlands in die Wirtschaftsgebiete seiner Nachbarn war möglich durch höhere wissenschaftliche Ausbildung, bessere Geschäftspraxis, höhere Aufmerksamkeit auf die Bedürfnisse der Kunden und der Sorgfalt, die das Deutsche Reich selbst den Interessen der Handelswelt entgegenbrachte, besseres Zusammenarbeiten zwischen Handel und Konsulardienst", so ist der deutsche Außenhandel berechtigt, dem drohenden Konkurrenzkampfe mit Amerika auf dem Weltmarkte voll Vertrauen entgegenzusehen, denn die angeführten Eigenschaften kann der Krieg dem deutschen Wirtschaftsleben nicht rauben. Eine Nation, welche fähig ist während eines alle Kräfte und Interessen in angestrengtester Anspannung haltenden Krieges einen so großzügigen und die zukünftige Gestaltung des Seeverkehrs beeinflussenden Gedanken, wie er der Schaffung des Handels-Unterseebootes zugrunde liegt, aufzunehmen und innerhalb eines Zeitraumes von sechs Monaten zu verwirklichen, braucht um seine wirtschaftliche Zukunft nicht zu bangen, trotz aller Schwierigkeiten, die ihr von seiten der verbündeten Feinde bereitet werden, und von Amerika, das durch die durch den Krieg geschaffene Lage auch auf dem Weltmarkt als tertius gaudens seine Geschäfte macht.

Es ist erklärlich, daß die politische Haltung der amerikanischen Regierung und die von den Amerikanern betriebene rücksichtslose geschäftliche Ausbeutung der Kriegslage, die in erster Linie unseren Feinden unbeschränkte Mengen Kriegsmaterial in die Hände liefert, in Deutschland eine feindliche Erbitterung gegen Amerika hervorgerufen haben. Es wird nicht zu hindern sein, daß die jetzt in Deutschland lebende Generation den Amerikaner stets als denjenigen im Gedächtnis behalten wird, der, dicht im Rücken unserer Feinde stehend, ihnen mit Eifer und Behendigkeit die Waffen und Geschosse reichte, welche Deutschlands nationale und wirtschaftliche Kraft zu vernichten bestimmt waren. So berechtigt auch diese im

deutschen Volke lebendigen Empfindungen sind, so darf doch nicht vergessen werden, daß nach dem Kriege trotz allem Deutschland und Amerika, was Ein- und Ausfuhr betrifft, in erhöhtem Maße in Wechselwirkung treten werden, da die deutsche Industrie in der Beschaffung der fehlenden, durch die Absperrung aufgebrauchten Rohmaterialien ebenso auf Amerika, wie die amerikanische Industrie in vielen Dingen unbedingt auf deutsche Erzeugnisse angewiesen ist.

Zum Problem der sogenannten Einheitsschule

Von Professor Dr. Paul Hildebrandt

Durch den Krieg ist die Forderung der sogenannten „Einheitsschule" noch drängender geworden als vorher. Mit dem Schlagwort „Ein Volk, ein Heer, eine Schule" hat man sie populär gestaltet und sich infolgedessen der Mühe überhoben gefühlt, eine klare und deutliche Definition des Begriffs zu geben. Ein kurzer historischer Rückblick soll uns zu ihr leiten.

Die Volksschule, die Karl der Große vorausahnend hatte gründen wollen, wurde erst achthundert Jahre später durch die Reformation ins Leben gerufen, aus den beiden Ideen des allgemeinen Priestertums und der Gleichheit der Menschen heraus. Jeder soll sich sein verantwortliches Urteil in Sachen der Religion selber bilden können, daher muß er das Minimum von Bildung besitzen, das ihn hierzu befähigt. Die im achtzehnten Jahrhundert durchgeführte allgemeine Volksschule gründet sich also auf die deutsche Muttersprache. Den Gedanken der Verbindung dieser Einrichtung mit den für die höhere Bildung getroffenen Einrichtungen konnte erst die Zeit ausdenken — abgesehen von der Theorie des Comenius — die die Stützen des Thrones gerade in den Besuchern der Volksschule gefunden hatte: Süvern verlangte in seinem Entwurf zur Reformation des Bildungswesens eine organische Verbindung von Volks-, Realschule und Gymnasium, unbeschadet ihrer speziellen Zwecke. Die Forderung blieb auf dem Papier. Die Folgezeit umwob sie mit einem Glorienschein, indem sie ihre Ausführung verhinderte. Die Kämpfe um die Konstitution, dann um das Reich, waren Schulinteressen nicht günstig, am wenigsten der Fortbildung der Volksschule und den Forderungen ihrer Lehrer. Um so zäher hielten sie an dem Ideal der Einheitsschule fest: schon 1872 verlangten sie ihre Durchführung, und die letzte Versammlung in Kiel 1914 hat gezeigt, daß sie — mit neuen Begründungen — auf demselben Standpunkt stehen. Die Einheitsschule ist ihnen die Schule, die jedem Bürger gestattet, seinem Kinde die Bildung zu gewähren, auf welche es nach seinen Fähigkeiten Anspruch

erheben darf. Die allgemeine Volksschule soll ein Minimum, die Einheitsschule ein Maximum von Bildung geben. Dazu ist eine Umgestaltung unseres Bildungswesens nötig; sie wird mit folgender Begründung verlangt:

Angesichts der immer größer werdenden Spaltung unseres Volkes in Klassen, die sich nicht mehr verstehen, hat die Schule die Pflicht, für größeres Verständnis, größeren Zusammenhalt zu sorgen. Der Staat aber muß im eigenen Interesse den niederen Schichten, aus denen heute die Begabten wegen ihrer Armut nicht zur Höhe der Bildung gelangen können, zu Hilfe kommen. Im Namen der Sozialethik, nicht auf Grund pädagogischer Ausstellungen wird eine Reformierung der Schule verlangt — so einschneidend, daß sie das historisch Gewordene völlig über den Haufen wirft.

Es ist nun eine ziemlich schwierige Frage, ob in der Pädagogik überhaupt derartige Rücksichten als bewegende Ursachen für Reformen in Betracht kommen dürfen. Die Vertreter des Prinzips von der völligen Abgeschlossenheit der Schule dem Leben gegenüber, d. h. also der Richtung, die im vorigen Jahrhundert die maßgebende war, werden a priori diese Forderung ablehnen: ihnen ist die Schule Selbstzweck, die Bildung um ihrer selbst willen da. Aber auch wenn man diesen Standpunkt nicht teilt und wenn man aus der Erwägung heraus, daß die Erziehung sozusagen die selbsttätige Fortpflanzung der menschlichen Gesellschaft*) ist, den Einfluß des Lebens und damit natürlich auch der sozialen Rücksichten auf die Pädagogik fordert, so erscheint es als ein Gebot der Selbsterhaltung für alle Erziehung, wenn sie da, wo pädagogische und soziale Gesichtspunkte in Widerspruch geraten, die pädagogischen in den Vordergrund stellt. Es muß hier also gleich im Anfang mit aller Bestimmtheit gesagt werden, daß es falsch ist, eine soziale oder besser gesagt sozialistische Forderung einzuführen, wenn die erziehungstechnischen Bedenken so stark sind, daß von diesem Gesichtspunkte aus gegen jene Einspruch erhoben werden muß.

Prüfen wir nun zunächst die sozialethische Begründung auf ihre Richtigkeit: Die Forderung einer Bildungs- oder Geistesaristokratie, die unabhängig von Abstammung und Besitz die Ämter lediglich den Tüchtigsten zugänglich machen soll, hat etwas außerordentlich Bestechendes. Noch stärker muß der Wunsch einleuchten, namentlich während des jetzigen Krieges, daß die ständischen, politischen, gefühlsmäßigen Scheidewände in unserem Volke fallen und das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller so gestärkt aus dieser großen Zeit hervorgeht, daß die Klassengegensätze verschwinden. Es fragt sich also nur: wie gestaltet sich der vorgeschlagene Weg, und wird er unter allen Umständen Erfolg haben?

Zunächst soll die gemeinsame Erziehung in der Volksschule nach denjenigen Verfechtern des Prinzips der Einheitsschule, die sich auf der mittleren Linie bewegen, sechs Jahre betragen. Sie versprechen sich davon ein Doppeltes: einmal, daß die gemeinsam Erzogenen sich nicht mehr fremd gegenüberstehen,

*) So P. Barth, Die Geschichte der Erziehung. Verlag von Reisland, Leipzig 1911.

sondern zusammenhalten werden, dann aber auch, daß die Differenzierung nach der Begabung zu einer Zeit eintreten wird, wo diese überhaupt erst erkannt werden kann. Denn etwa im zwölften Jahre würde dann nach dem gemeinsamen Unterricht in der Volksschule die große Spaltung eintreten: die Begabten würden in die höheren Schulen übertreten, die Unbegabten dagegen in der Volksschule bleiben. Sie versprechen sich außerdem davon mit Notwendigkeit eine Hebung der Volksschule, da ja nun auch die Begüterten, deren Söhne in der Volksschule zurückbleiben, sich für sie interessieren werden: so wird also der Makel, der bis heute noch an der Volksschule hängt, daß sie nämlich eine Armenschule ist, schwinden.

Es liegt nun auf der Hand, daß die ethische Wirkung der Gemeinschaftserziehung sich durchaus nicht auf der gewünschten Linie bewegen muß, daß vielmehr bei diesem System auch eine Erweiterung der Kluft zwischen dem schlecht genährten und gehaltenen Arbeiterkinde und dem verwöhnten Sproß des reichen Hauses — der Neid ist bekanntlich eine mächtige Triebfeder! — die Folge sein könnte. Aber mehr: der Zwang zur gemeinschaftlichen Volksschulerziehung setzt das gesetzliche Verbot der Privatschulen voraus: diese Ar des Liberalismus hat etwas durchaus Illiberales an sich.*) Mit den Privat-t schulen müssen natürlich auch die Vorschulen fallen, d. h. die freie Konkurrenz muß überhaupt ausgeschaltet werden, womit dann das liberale Prinzip, für das die Verfechter der Einheitsschule einzutreten glauben, stark durchlöchert wird.

Indessen: auch Owen**) hat den individuellen Liberalismus durchbrochen. Zu Recht besteht der Satz, daß die Selbstbestimmung des einzelnen vor dem Schaden, den die Gesamtheit erleiden würde, haltmachen muß. Wenn dieser Einwand hier zutrifft, so muß zweierlei erweislich sein: der Schaden muß ein so großer sein, daß er unzweifelhaft für den Gesamtorganismus verhängnisvolle Folgen hat, und das Heilmittel muß keinerlei Bedenken in bezug auf seine Durchführbarkeit unterliegen.

Die Vorschulen, sagt man, sind Standesschulen: nach einer privaten Statistik vom Jahre 1911 lieferte der Mittelstand in Preußen in die Vorschulen 65, die oberen Stände ebenso wie die unteren etwas über 17 % Schüler.***)

Auch das trifft nicht zu, daß etwa der Zutritt zu den höheren Schulen den minderbemittelten Klassen nicht offen stehe. Dies ist im Gegenteil nach den Erklärungen des Ministers in den Verhandlungen des Staatshaushaltsausschusses in weitestgehendem Maß der Fall. Nach einer Ermittlung, die er

*) In Barmen, wo 1895 die allgemeine Volksschule als Vorschule eingeführt wurde, schossen die Privatschulen wie die Pilze hervor. — Die Verfechter der Einheitsschule in Hamburg fordern, daß nur die Volksschule berechtigt sein soll, Zeugnisse für den Besuch der höheren Schulen auszustellen.

**) Der Begründer des sozialen Liberalismus, der den Anstoß zur Fabrikarbeitergesetzgebung in England gab.

***) Duisburg hatte 25 % Vorschüler, deren Eltern noch nicht 3000 M. Einkommen besaßen, 22 % von solchen, die über 6000 M. bezogen.

anstellen ließ, ergaben sich nach Stichproben, die die Provinzialschulkollegien veranstalteten, für die Eltern im allgemeinen ein Verhältnis der Klassen 1 : 2 : 3*) wie 14,1 % : 64 % : 21,9 %. Betrachtet man die Beamtensöhne für sich, so ergibt sich das Verhältnis 16 : 65,4 : 18,6 %, bei den Nichtbeamten 12 : 63 : 24 %. Die dritte Klasse ist sonach stärker vertreten als die erste. Unterstützt wird dies Verhältnis durch die Schulgeldbefreiungen, die mindestens 5 %, meistens aber 10 % betragen. Im ganzen wird bei den höheren Schulen ein Schulgelderlaß von dreieinviertel Millionen Mark bei einem Gesamteinkommen von etwa sechsunddreißig Millionen Mark gewährt. Man kann also beim besten Willen nicht sagen, daß die höheren Schulen sich eigensinnig vor dem Zufluß aus den unteren Klassen verschließen — im Gegenteil, wo der Staat oder der Patron der Anstalt helfend eingreifen kann, wird dies gern und in durchaus freigiebiger Weise getan.

Auf der anderen Seite wird von den Vertretern der höheren Schule selber über den Ballast geklagt, den sie durch das Mitschleppen untalentierter Söhne begüterter Familien erhalten, und gewiß ist das ein recht schwieriger Punkt.

Wie Hartnacke**) richtig ausführt, ist dies sogar eine der bedeutungsvollsten Fragen, die der Lösung harren. Die große Schwierigkeit, die sich hier auftut, ist die Verquickung der Bildungsziele, die die höhere Schule verfolgt, mit der Erlangung von Berechtigungen, die im öffentlichen Leben eine große Rolle spielen. Es handelt sich also um die Frage, wieweit die Schule dem einzelnen in dem Streben nach Geltendmachung seiner persönlichen Mittel zur Förderung seiner Kinder im Leben entgegenkommen muß, ohne andererseits die Interessen des Staates oder des Patrons der Anstalt, der für den Schüler Aufwendungen macht, zu verletzen und ohne endlich das Staatsleben mit Untüchtigen, aber zur Erlangung von Stellen im öffentlichen Dienst Berechtigten zu überlasten.

Dieses Problem versucht eine kürzlich erschienene sehr interessante Schrift des Reichstagsabgeordneten Kuckhoff***) mit der Formel zu beantworten: Die höhere Schule hat die Pflicht, ihre Schüler in dem Augenblicke, wo ihre theoretische Bildung entsprechend ihren geistigen Fähigkeiten auf den Höhepunkt gelangt ist, an das Leben abzugeben und folglich in die obersten Klassen nur diejenigen zu übernehmen, welche unter allen Umständen für hochwertige Stellungen, sei es im Studium oder im Erwerbsleben, geeignet sind. Mit dieser Formulierung wird man sich namentlich, wenn man die Pflicht der Schule, auch nach Möglichkeit für das Unterkommen der abzustoßenden Schüler

*) In Klasse 1 gehören die Akademiker, Großkaufleute, Großgrundbesitzer, Fabrikbesitzer usw., in Klasse 2 die Kaufleute, Gewerbetreibenden usw., in Klasse 3 die Handwerker, Arbeiter und Angestellten minderer Ordnung.

**) Das Problem der Auslese der Tüchtigen, 2. Auflage, Quelle u. Meyer, Leipzig, 1916.

***) Höhere Schulbildung und Wirtschaftsleben. München-Gladbach. Volksvereinsverlag. 1916.

im Erwerbsleben zu sorgen, konstruiert, einverstanden erklären können. Aber auch abgesehen von dieser theoretischen Forderung für die Zukunft besitzt die höhere Schule schon jetzt mannigfaltige Möglichkeiten, wirklich ungeeignete Schüler abzustoßen. Es ist noch nicht lange her, daß ein Erlaß des Ministers in Preußen geradezu derartige Maßregeln den höheren Schulen anempfahl. Einen Unterschied aber zwischen den einzelnen Bevölkerungsklassen in dem Streben nach Berechtigungen zu machen, ist überhaupt nicht angängig. Der Gebildete, der noch dazu imstande ist, kraft seines Besitzes seinen Sohn auch ohne Staatsprüfungen durchs Leben zu bringen, wird ihn sicher noch eher von der höheren Schule nehmen als der weniger Begüterte, der dem Wahne lebt, daß die Abstempelung durch Examina sein Kind in eine „höhere" Sphäre hebt.*)

Scheint somit der Beweis erbracht, daß die Schädigung, die der Volksorganismus durch das Bestehen der höheren Schulen, so wie sie augenblicklich sind, erleidet, nicht allzu groß ist, so ist zweifellos das vorgeschlagene Heilmittel der Einheitsschule höchst bedenklich.

Glauben wir den Verfechtern der Einheitsschultheorie, so wird nach Öffnung der hindernden Schranken sich ein breiter Strom Begabter aus den unteren Volksständen in die höheren Schulen ergießen.**) Es wird dann also dieselbe Überfüllung der gelehrten Berufe eintreten, die wir schon heute mit Bedauern registrieren. Aber es wird dann ein großer Teil der nun mit Berechtigungen Ausgestatteten nicht imstande sein, sich ohne Hilfe des Staates, der während der Schulzeit für ihn gesorgt hat, weiter zu behaupten. Es ist ja ganz selbstverständlich, daß die Einheitsschulfreunde mit ihren Forderungen auf materielle Unterstützung schon in der Schule nicht bei der Schuldgeldbefreiung stehen bleiben können, sondern daß sie noch nebenbei verlangen, daß den Familien, welchen durch die Entziehung ihrer Kinder (durch den Besuch der höheren Schule) eine Arbeitskraft geraubt wird, diese noch außerdem durch Geldunterstützung ersetzt wird. Wenn nun der junge Mensch nach bestandenem Examen auf die Universität übertritt, so muß er zunächst ein Stipendium erhalten, ferner muß seine Familie weiter entschädigt werden; endlich muß er die Universität kostenlos besuchen können. Was geschieht nun, wenn er sein Studium beendet hat und nicht sofort eine Anstellung erhält? Der Staat, der ihn soweit gebracht hat, hat nicht nur ein Interesse, sondern geradezu die Pflicht, ihm sobald wie möglich mit Hintansetzung aller anderen Bewerber ein Amt zu verschaffen. Es liegt auf der Hand, daß eine solche Forderung den sozialistischen Zukunftsstaat zur Voraussetzung hat.

Nur in Parenthese füge ich hier hinzu, daß diese ganze Schlußfolgerung überhaupt den Interessen des Staates deshalb zuwiderläuft, weil er ja schon

*) Sehr mit Unrecht, wie Kuckhoff in der erwähnten Schrift ausführlich beweist.

**) Meumann, der sich bei seinen Untersuchungen auf Godard stützt, erklärt allerdings, daß, wenn 75% der Volksschüler als normal begabt zu gelten haben, nur 4% den Durchschnitt überragen!

heute überreichlich durch den Zustrom der Berechtigten seine Bedürfnisse an Beamten befriedigt sieht.

Aber schon in dem Augenblick, in dem der Familie durch Gewährung von Vorteilen und durch den Anreiz, ihren Sohn in die höhere Sphäre gehoben zu sehen, die Verfügung über das Kind entzogen wird, erhebt sich ein außerordentlich gewichtiges Bedenken. Der stärkste Wunsch jedes Vaters muß naturgemäß der sein, seinen Sohn sich zu Höherem entwickeln zu sehen. Wenn ihm dies nun mühelos durch Staatsunterstützung usw. gelingt, so wird das Fundament unserer Volkswirtschaft, der Spartrieb des einzelnen, der die Hebung des Volksvermögens erst möglich macht, verschwinden. Dieses sozial-ethische Bedenken ist vielleicht das schwerste, das gegen die Schaffung einer Einheitsschule spricht.

Weiter werden eine Reihe pädagogischer Bedenken geltend gemacht werden müssen. Zunächst würde die Einheitsschule uns eine Überschätzung des Intellektes bringen, die uns um Jahrzehnte zurückwerfen würde. Wir haben gelernt, daß es mindestens ebenso wichtig ist, den Willen zu bilden und seine Richtung durch die Erziehung zu beeinflussen, wie das Talent zu züchten. Einseitige Berufsbildung ohne festen Willen ist Zeit- und Kraftvergeudung! Gerade die Willensbildung aber muß in einer Schule zurücktreten, die die Pflege der Begabung so stark in den Vordergrund rückt und durch die Erleichterungen, die sie in Aussicht stellt, die Energie zum mindesten nicht anspornt. Und dieselbe Forderung, die politisch uns den Zukunftsstaat bringen will, soll pädagogisch den schlimmsten Rückschritt bedeuten?

Wenden wir uns nun den Einzelwünschen zu. Zunächst der gemeinsame Unterbau, in den also die Eltern illiberalerweise gezwungen werden, ihre Kinder zu senden. Dem berechtigten Einwand, daß die Volksschule eine Volksschule sein soll, nicht aber eine Vorbereitungsanstalt für eine ganz andere Art von Schulen, versucht man mit der Begründung entgegenzutreten, daß die „gehobene" Volksschule auch diese Pflicht erfüllen könne. Die Kinder der unteren Stände sollen in Kindergärten eine Erziehung erhalten, die sie den begüterteren gleichstellt (d. h. man will die Auflösung der Familie, die man beklagt, noch beschleunigen!). Man will also das Kind des Arbeiters mit einem Schlage zum Gebildeten durch künstliche Päppelung erheben, während bis jetzt gerade die allmähliche Hebung der Familie eine Gewähr für die Dauer zu geben schien. Die Hemmungen, die sich durch die minderbegünstigte Lage der Eltern ergaben, zu überwinden, schien ein Zeichen des Talentes oder gar des Genies, jedenfalls aber des Charakters: jetzt räumt man diese Hemmungen fort, um der Begabung auch ohne Willensstärke vorwärtszuhelfen.

Am Schluß dieses Unterbaues erhebt sich die Frage: wer darf nun in die höhere Schule gelangen? Es gibt nur zwei Möglichkeiten: entweder wir kommen zu einer unzweifelhaft richtigen Methode der Intelligenzprüfung, oder der Lehrer, der den Knaben bis dahin unterrichtet hat, erhält ein inappellables Recht auf Einreihung des Schülers entweder in die obere Stufe der Volks-

schule, wodurch dieser dann ein- für allemal als zur misera plebs auch in geistiger Beziehung gehörig gebrandmarkt wird, oder in die höhere Schule. Die erste Eventualität wird ziemlich sicher nicht eintreffen; einseitige Begabungen (wie z. B. für die Dichtkunst, wofür Gerhart Hauptmanns Abgang aus Quarta ein klassisches Beispiel ist) treten oft erst später auf, unsere allgemeinen psychologischen Kenntnisse vom Kindesalter aber, so respektabel sie auch erscheinen mögen, sind doch noch minimal und sicher nicht ausreichend für zweifellose Feststellungen. Dem Volksschullehrer aber diese Verantwortung aufbürden, hieße von ihm Unmögliches verlangen.

Die Begabung einzig und allein soll zu ihrem Recht kommen: dann dürfen die Schüler natürlich nicht mehr so milde wie heutzutage geprüft werden. Schon heute aber rufen die Reformer dreimal wehe über die höhere Schule, die gegen das Staatsinteresse handelt, wenn sie die Schwächeren unterdrückt. Dafür gibt es dann allerdings in der Einheitsschule die Gabelungen, die die Einseitigkeit zum Prinzip erheben werden. Wie aber diejenigen, die bei strengerer Handhabung ihren Weg nicht machen können, zu einer abgeschlossenen Bildung gelangen sollen, wird nicht gesagt.

Schon jetzt aber beginnt sich die Einsicht sogar in sozialdemokratischen Kreisen zu regen, daß die so entstehende, von Begabungen völlig freie Volksschule den Interessen der Arbeiterklasse durchaus nicht entspricht. Die geistigen Führer, die Bahnbrecher, würden ja der Arbeiterklasse völlig mangeln, wenn die Volksschule in der Weise, wie es die Einheitsschulschwärmer wünschen, „ausgepowert" würde; alle diejenigen, die, wie die Höherbegabten nun an das Staatsinteresse durch die Gewährung des freien Schulbesuches, der Stipendien usw. gebunden würden, werden sich natürlich hüten, ihre Laufbahn durch Hinneigung zur arbeitenden Klasse zu kompromittieren. So hat denn auch neulich die „Bremer Bürgerzeitung" sich offen gegen die Einheitsschule erklärt.

Und damit komme ich auf die sozial-ethische Forderung zurück, die uns im Anfang beschäftigte: untere und obere Stände sollen wieder Fühlung gewinnen. Und das will die Einheitsschule erreichen, wenn sie nach abgeschlossenem Unterbau die Unbegabten durch eine viel tiefere Kluft als sie heute besteht, von den Begabten trennt! Denn es ist klar, daß die auf der Volksschule Verbleibenden nun auch in keiner Weise das Interesse der höheren Stände wecken können: ist doch unter ihnen nach amtlicher Bescheinigung auch nicht ein einziger mehr, der fähig wäre, etwas aus sich zu machen!

Es ist begreiflich, daß bei diesem Stande der Dinge der philosophisch geschulte Pädagoge tiefer zu schürfen versucht und die Ursachen des eigentümlichen Irrtums der Einheitsschulschwärmer aufdecken will. So hat denn der hervorragende Pädagoge der Berliner Universität, Ferdinand Jakob Schmidt vor einiger Zeit einen vielbeachteten Vortrag*) in der Comenius-Gesellschaft

*) Auch gedruckt als Broschüre in den Vorträgen und Aufsätzen aus der Comenius-Gesellschaft. XXV. Jahrgang. 1 Stück. „Das Problem der nationalen Einheitsschule." Verlag von E. Diederichs. Jena. 1916.

gehalten, in dem er diese Frage genau behandelte. Er kommt zu folgendem Resultat:

Alle Pädagogik beruht auf den beiden Elementen der Erziehung und des Unterrichts. Der Unterricht differenziert, die Erziehung sozialisiert. Je nach der Begabung des einzelnen wird er nach dieser oder jener Richtung hin mehr leisten. Er wird also nicht nur dieses oder jenes Fach bevorzugen, sondern er wird auch innerhalb des bestehenden Unterrichtssystems besser auf diesem oder jenem Anstaltstyp fortkommen.

Hieraus ergibt sich mit Notwendigkeit entsprechend der menschlichen Natur die Forderung, daß der Unterricht nicht uniform, sondern multiform sein muß. Der Organismus unseres Schulwesens, in dem jeder einzelne Typus und jede einzelne Stufe (Volksschule, Mittelschule, höhere Schule) einen bestimmten, von den anderen verschiedenen Selbstzweck verfolgt, muß also als Organismus erhalten werden, und gerade das ist es, was die Verfechter der Einheitsschule verhindern wollen. Sie wollen — mit einem treffenden Wort hat es Schmidt so genannt — eine Gleichheitsschule schaffen, durch die der Organismus zu einem Mechanismus würde, weil die einzelnen Schulgattungen lediglich dem Prinzip dieser Gleichheitsschule sich unterordnen müßten. Wenn diese Überlegung noch eines handgreiflicheren Beweises bedürfte, so liegt er darin, daß sämtliche Verfechter der Einheitsschulidee zugeben, daß die Mittelschule innerhalb ihres Systems überhaupt keinen Platz hat.

Trotzdem gibt Schmidt vollkommen zu, daß der Wunsch nach einer Einheit des Unterrichts berechtigt ist, und er sucht das Fundament folgerichtig auf dem Gebiete der Erziehung: sämtliche Schulen müssen noch in viel höherem Maße als es bis jetzt schon geschehen ist, Erziehungsschulen werden.

So hat Schmidt unleugbar das Verdienst, den Fundamentalirrtum der ganzen Einheitsschulbewegung aufgedeckt und zugleich den Weg gewiesen zu haben, auf dem das an sich berechtigte Bestreben befriedigt werden kann, ohne daß der Volksorganismus geschädigt wird.

Mit der vorstehenden Zusammenfassung scheinen die Hauptgründe, die gegen eine Einführung der Einheitsschule bei uns sprechen, dargelegt zu sein. Das Wort, das der Kultusminister seinerzeit im Abgeordnetenhause sprach, wird in absehbarer Zeit trotz aller Sonderinteressen vielleicht doch noch einmal Allgemeingut werden: „Die Einheitsschule ist ein Traum, und noch nicht einmal ein schöner!“

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Tagesfragen

Eine neue jüdische Zeitschrift. Dr. Martin Buber vereinigt mit deutscher Wissenschaft und Gesinnung glühende Liebe zu seinem Volke und jenes tiefe Verständnis jüdischen Wesens, das er in seinem (bei Kurt Wolff in Leipzig 1916 erschienenen) Buche „Vom Geiste des Judentums" offenbart. Er verkörpert also in seiner Person die Vermittlung zwischen Orient und Okzident, zu welcher, wie er in dem genannten Buche nachzuweisen versucht, die Juden berufen seien. Von derselben Idee geleitet, gibt er (bei R. Löwit in Berlin und Wien) die Monatsschrift „Der Jude" heraus, „die, nicht in Parteiprogrammen befangen, alle um das lebendige Judentum bemühten Kräfte zusammenfassen soll." Sie sei schon vor dem Kriege geplant worden, aber der Krieg habe ihr noch besondere Aufgaben gestellt. „Das äußere Schicksal eines großen Teils des jüdischen Volkes ist in eine Umwandlung eingetreten, die sich nicht vollziehen darf, ohne daß das seine Zukunft bejahende Judentum sein Wort dazu spricht." Da die starke jüdische Bevölkerung des bis vor kurzem russischen Polens nicht bloß die Juden, sondern auch unsere Regierung vor Probleme stellt, deren Wichtigkeit und Schwierigkeit schon vielfach, auch vom Herausgeber der „Grenzboten", hervorgehoben worden ist, so verdient diese Zeitschrift, die ohne Zweifel manch brauchbares Material liefern wird, auch von den Politikern beachtet zu werden.

Im einleitenden Artikel des ersten Heftes schreibt der Herausgeber: „Hunderttausende von Juden kämpfen gegeneinander; und das Entscheidende ist: sie kämpfen nicht aus Zwang, sondern aus Gefühl der übermächtigen Pflicht. Auch von denen, die in Rußlands Heere stehen, sind sehr viele nicht als Getriebene anzusehen .... Sie wollen sich in der virilen, übervirilen Welt, die ihre Mitwelt ist, bewähren, sie wollen als sich Bewährende in der großen und lebensvollen Gemeinschaft, die sie einfordert, leben und sterben .... Der Geist dieses heutigen Europas, welcher der Geist der standhaften Zerrissenheit und des selbstmörderischen Opfermuts ist, hat auch die Juden ergriffen." Moses Calaary behandelt das Problem der eigentümlichen Sprache der osteuropäischen Juden; an Proben, denen er plattdeutsche gegenüberstellt, versucht er nachzuweisen, daß das Jiddisch kein Jargon, kein deutscher Dialekt, sondern so gut wie das Holländische eine Sprache sei. Von den übrigen Beiträgen des Heftes seien nur genannt Alfons Paquets „Gedanken zum jetzigen Problem" und Max Brods „Erfahrungen im ostjüdischen Schulwerk."

Im dritten Hefte wirft Julius Berger den deutschen Juden vor, sie hätten die ihnen zufallende Aufgabe, an dem Probleme des osteuropäischen Judentums mitzuarbeiten, bis jetzt nicht erfaßt. Sie hätten zwar schon im Frieden ein Hilfswerk organisiert und dieses dann zu einem Kriegshilfswerk umgebaut, darauf auch viel Geld und Mühe verwendet, allein dieses Werk leide an dem Grundfehler der Bevormundung; die östlichen Juden würden lediglich als Objekte der Wohltätigkeit behandelt; das Hilfswerk schwebe darum in Gefahr, „keine andere dauernde Wirkung in Polen zu hinterlassen, als die bekannten Nebenerscheinungen einer sozial rückständigen Philanthropie, und die unvergleichliche Möglichkeit einer sozialen Betätigung größten Umfangs zu einer organisierten Erziehung zum Schnorrertum herabzudrücken." Er schildert den Eindruck, den der polnische Jude auf unsere Feldgrauen mache, als keineswegs ganz ungünstig, aber bei der elenden Lage des dortigen Judentums natürlich weit entfernt vom Imposanten und

Erhabenen. Die deutschen Juden nun fühlten sich von den Berichten über diesen Eindruck mitgetroffen, „und alles, worüber der deutsche Soldat achselzuckend und mit einem gewissen gutmütigen Verständnis hinweggeht, wird im deutschen Juden zur fressenden Wunde, zur bohrenden Angst, man könne ihn [mit seinem östlichen Volksgenossen] identifizieren." Hermann Cohen erzählt von den Eindrücken, die er in seinem Vaterhause vom östlichen Judentum empfangen habe. Es seien unter den Hilfesuchenden nicht selten rabbinische Gelehrte gewesen, und die talmudischen Gespräche, die sein frommer Vater mit ihnen geführt habe, hätten oft den Sabbattisch gewürzt; darum habe er keine Spur von Verachtung gegen dieses Judentum empfunden, sondern es sei in seiner Erinnerung mit der Vorstellung geistiger Würde verknüpft. Er erörtert den Zwiespalt zwischen dem von Mendelssohn ins moderne Geistesleben eingeführten deutschen Judentum und dem orthodoxen des Ostens, behauptet, jenes sei dem Wesentlichen des jüdischen Glaubens, dem Monotheismus, treu geblieben, und berichtet über seinen schon in der Ausführung begriffenen Plan, durch Vortragsreisen beizutragen „zur Begründung einer freien, kraftvollen, im Einklange mit 'der Kulturhöhe stehenden Religiosität im Osten, und auf die Stiftung von Pflanzstätten für die Wissenschaft des Judentums als von Horten solcher Religiosität hinzuwirken." Als besonders wichtig seien von Beiträgen dieses Heftes noch erwähnt „Fragen des ostjüdischen Wirtschaftslebens" von Jakob Leszczynski und ein Aufsatz über jüdische Erziehung von Siegfried Bernfeld. Diese Proben dürften hinreichen, zu beweisen, daß Bubers Zeitschrift von den Staatsbeamten und den Politikern, die bei der Neuordnung der Dinge im Osten mitzuwirken berufen sind, nicht unbeachtet gelassen werden darf.

Dr. Carl Jentsch

Philosophie

Wilhelm Diltheys gesammelte Schriften, Bd. II. Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation. 528 Seiten. G. B. Teubner, Leipzig und Berlin 1914, geh. 12 Mark, geb. 14 Mark.

Die von allen Freunden Diltheys langersehnte Sammlung seiner leider so vielfach verstreuten Arbeiten, die Neuausgabe der älteren Werke und die Publikation der in dem handschriftlichen Nachlaß enthaltenen Arbeiten und Ideen bot außerordentliche Schwierigkeiten. Die Arbeitsweise Diltheys, der immer aus der Fülle der Gesichte und neuer Ideen heraus schaffend die Entwürfe und begonnenen Untersuchungen umformte, hat ihn an der Vollendung der meisten seiner Schriften gehindert und hat diese, obwohl sie stets in einem großen und einheitlichen Zusammenhang gedacht waren, in ihrem gegenseitigen Verhältnis und in der bestimmten Verknüpfung, durch die sie sich zu einem Ganzen abrunden sollten, nicht immer deutlich werden lassen. Hatte Dilthey in dem ersten Bande seiner „Einleitung in die Geisteswissenschaften" den systematischen Grundriß seiner Auffassung von dem Wesen der geistigen Welt und zugleich eine in sich geschlossene Darstellung von der Entwicklung der geistigen Kultur des Abendlandes bis zum Ausgang des Mittelalters gegeben, so ist er in der Fortführung seiner Studien sowohl in dem Ausbau der systematischen Grundansichten wie in der Ausgestaltung seiner Anschauung von der Entwicklung von Kunst, Religion und Philosophie in der neueren Zeit nicht mehr zu einer endgültigen Fassung gekommen. Aber die zahlreichen Abhandlungen, in denen er die Ergebnisse seiner immer auf das Ganze gerichteten Forschung niederlegte und die eine Tiefe des Denkens und eine Feinheit des geschichtlichen Sinnes bezeugen, durch welche Dilthey allen zeitgenössischen Historikern der Philosophie überlegen war, bieten, zusammen genommen, einen Ersatz für das, was er uns selber schuldig geblieben ist.

In dem vorliegenden Bande von Diltheys gesammelten Schriften, der als zweiter bezeichnet ist, sind die Abhandlungen zusammengestellt, die sich auf die Fortsetzung seiner Studien über die europäische Geistesgeschichte, insbesondere über die Zeit vom fünfzehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert beziehen. Ihren Inhalt bilden die Aufsätze: Auffassung und Analyse des Menschen im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, das natürliche

System der Geisteswissenschaften, die Autonomie des Denkens, Giordano Bruno, der entwicklungsgeschichtliche Pantheismus, aus der Zeit der Spinozastunden Goethes, die Funktion der Anthropologie in der Kultur des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Sie sind hier so abgedruckt, wie sie zuerst erschienen; doch hat der Herausgeber, Professor Georg Misch in Marburg, in sehr vorsichtiger und glücklicher Weise einige Ergänzungen aus den Handschriften hinzugefügt, die die ursprüngliche Darstellung an nicht unwichtigen Punkten abrunden. So enthüllt sich in diesem Bande eine Gesamtauffassung des wichtigen Zeitalters der Reformation, der Renaissance und der werdenden Aufklärung; er wird allen denen, die sich mit dem religiösen und philosophischen Leben dieser Epoche beschäftigen wollen, unentbehrlich sein; er wird darüber hinaus jedem literarisch interessierten Leser eine unversiegliche Quelle der Belehrung und des Genusses sein.

Es ist zu wünschen, daß der Krieg die Fortsetzung der Ausgabe nicht allzusehr verzögere. Wenn die weiteren Bände vorliegen, wird sich Gelegenheit geben, das dann abgeschlossene Lebenswerk Diltheys eingehend zu würdigen.

Professor Max Frischeisen-Köhler

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 496, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6250.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 26/27.

Dr. MICHAELIS'

Paedagogium Waren

i. Mecklb. am Müritzsee

Schnelle gewissenhafte Vorbereitung für die Einjährigen-, Prima- u. Reifeprüfung

und

Paedagogium Rheinsberg

(Mark)

Höhere Privatschule mit Internat (z. Zt. VI—II).

Beide Anstalten zwischen Wasser und Wald sehr gesund gelegen. Besonders für Schüler, die spez. Förderung und Obhut bedürfen. Gründlicher Unterricht in kleinen Klassen und Kursen. Vorzügliche Verpflegung. :: :: :: Man verlange Prospekt.

Zeichnet die fünfte Kriegsanleihe!

Der Krieg ist in ein entscheidendes Stadium getreten. Die Anstrengungen der Feinde haben ihr Höchstmaß erreicht. Ihre Zahl ist noch größer geworden. Weniger als je dürfen Deutschlands Kämpfer, draußen wie drinnen, jetzt nachlassen. Noch müssen alle Kräfte, angespannt bis aufs Äußerste, eingesetzt werden, um unerschüttert festzustehen, wie bisher, so auch im Toben des nahenden Endkampfes. Ungeheuer sind die Ansprüche, die an Deutschland gestellt werden, in jeglicher Hinsicht, aber ihnen muß genügt werden. Wir **müssen** Sieger bleiben, **schlechthin, auf jedem Gebiet,** mit den Waffen, mit der Technik, mit der Organisation, nicht zuletzt auch mit dem Gelde!

Darum darf hinter dem gewaltigen Erfolg der früheren Kriegsanleihen der der fünften nicht zurückbleiben. Mehr als die bisherigen wird sie maßgebend werden für die fernere Dauer des Krieges; auf ein finanzielles Erschlaffen Deutschlands setzt der Feind große Erwartungen. Jedes Zeichen der Erschöpfung bei uns würde seinen Mut beleben, den Krieg verlängern. Zeigen wir ihm unsere unverminderte Stärke und Entschlossenheit, an ihr müssen seine Hoffnungen zuschanden werden.

Mit Ränken und Kniffen, mit Rechtsbrüchen und Plackereien führt der Feind den Krieg, Heuchelei und Lüge sind seine Waffen. Mit harten Schlägen antwortet der Deutsche. Die Zeit ist wieder da zu neuer Tat, zu neuem Schlag. Wieder wird ganz Deutschlands Kraft und Wille aufgeboten. Keiner darf fehlen, jeder muß beitragen mit allem, was er hat und geben kann, daß die neue Kriegsanleihe werde, was sie unbedingt werden muß:

Für uns ein glorreicher Sieg,
für den Feind ein vernichtender Schlag!

Außenpolitisches aus Rußland

Nach den letzten Nachrichten, die aus Rußland eingetroffen sind — durch die Tätigkeit unserer Unterseeboote im Bottnischen Meerbusen ist der Postverkehr zwischen Rußland und Schweden zeitweise unterbrochen, und daher kommen die Zeitungen nur spärlich herüber — ist man in Rußland des Eingreifens Rumäniens in der letzten Zeit ziemlich sicher gewesen. Es scheint, daß Stürmer sich vorgenommen hatte, als Außenminister hier seine ersten Lorbeeren zu pflücken. Er hat die feste Sprache, die ein russischer Minister im Innern zu führen gewöhnt ist, auf das Äußere übertragen. Was die Lockungen und Anerbietungen der Entente in Rumänien noch nicht ganz vermocht hatten, das brachte Stürmers Hinweis auf die an der Grenze stehenden russischen Heere fertig. Rußland hat Rumänien ein Ultimatum gestellt und von Bratianu Aufklärung über seine Haltung innerhalb einer bestimmten Frist verlangt. Von der Antwort in dem einen oder dem anderen Sinne werde es abhängen, welche Haltung Rußland in Zukunft Rumänien gegenüber einnehmen werde. „Und willst du nicht mein Bruder sein, so schlag' ich dir den Schädel ein." Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich Bratianu, der längst im Innern seiner Seele entschieden hatte, dieses russische Ultimatum bestellt hat, um dem König und den Parteiführern gegenüber darauf hinweisen zu können. Jedenfalls zeigt der Vorgang, was die kleinen Staaten, die der Entente auf Gnade und Ungnade ausgeliefert sind, auch später von ihr zu erwarten haben. Es ist beinahe eine politische Plattheit, daß Rußland auf seinem Wege nach Konstantinopel nur hörige Vasallenstaaten brauchen kann. Rumänien wird noch einmal die Wahrheit dieses Satzes am eigenen Leibe verspüren, wenn keine schützende Hand der Mittelmächte mehr über dem Lande, das seine Verbündeten verraten hat, walten wird. Wir können aus dem Vorgang lernen, wie Politik und Strategie in geeigneten Momenten zusammenwirken müssen. Möchte das Zusammenwirken der beiden Männer Bethmann Hollweg und Hindenburg uns in Zukunft diejenige Einheitlichkeit des politischen und strategischen Handelns verbürgen, die wir brauchen.

In Rußland spielt außer dem rumänischen Eingreifen der Besuch japanischer Gäste eine gewisse Rolle in der öffentlichen Diskussion. Diese Delegation setzt sich hauptsächlich aus Mitgliedern der japanischen Ersten Kammer zusammen (zu erwähnen sind Graf Terauchima, Graf Inuje, der frühere Gesandte in

Belgien Kato), und die in Petersburg anwesenden Mitglieder des russischen Reichsrates haben die Organisation des Empfanges für die japanischen Kollegen in die Hand genommen. Eine Reihe von rauschenden Festlichkeiten, Besuch von Moskau und anderen größeren russischen Städten sind geplant. Da der Delegation auch kaufmännische Mitglieder zugeteilt sind, unterliegt es keinem Zweifel, daß Vorbereitungen für eine japanisch-russische Handelskonvention neben Handels- und Industriespionage der eigentliche Zweck des Besuches ist. Hand in Hand damit geht der Wunsch nach einer Vertiefung der Freundschaftsgefühle, die auf Grund des russisch-japanischen Bündnisses zwischen den beiden Ländern entstanden sind. Die Gefühle scheinen allerdings vorläufig noch etwas einseitige zu sein, und den Russen wird bange vor den weitgehenden Absichten der Japaner. Am 13. August haben in Tokio Festlichkeiten aus Anlaß der russisch-japanischen Vereinbarungen stattgefunden, und der japanische Premierminister hat auf dem Festessen des Verbandes der japanischen Handelskammern sich dahin geäußert, „daß die neuen Vereinbarungen das Ergebnis der Anstrengungen Japans seien, sein Prestige in der Welt zu heben und eine Ausnahmestellung im fernen Osten einzunehmen. Die Pariser wirtschaftliche Konferenz sei faktisch ein wirtschaftlicher Verband der Ententemächte, und die japanischen Kaufleute und Industriellen müßten alle Anstrengungen machen, um die russisch-japanische Vereinbarung im Interesse der Erweiterung der Handelsbeziehungen zu Rußland auszunutzen. Den japanischen Waren werde es jetzt nicht schwer sein, in Rußland mit den deutschen Waren zu konkurrieren, und Japan könne sich wenigstens die Hälfte des deutschen Imports nach Rußland sichern."

Diese Äußerung hat die Russen traurig gemacht. Die „Rjetsch" sagt melancholisch „die Hälfte der deutschen Einfuhr nach Rußland!" Diese Formel gebe eine Vorstellung von den Aufgaben, die Japan seiner jungen Industrie und seinem Handel stellt und den Hoffnungen, die Japan auf den russischen Markt setzt. Wenn auch die japanischen Gäste in Rußland die Aufnahme finden würden, die von Hochachtung für den jetzigen Verbündeten erfüllt sei, so gehöre zu einem guten Einverständnis mit Japan doch, daß es auch Rußland die erwünschten politischen und wirtschaftlichen Resultate bringe. „Wir müssen unsere begründeten Interessen mit einer Energie verteidigen, die jener unserer Freunde im fernen Osten nicht nachsteht." „Utro Rossii", das bei den Moskauer freieren Zensurverhältnissen klarer sprechen kann, nimmt den Gedanken der „Rjetsch" auf. Es zweifelt, daß die Vorteile der wirtschaftlichen Beziehungen zu Japan gegenseitig sein werden. Das Abkommen mit Japan habe genugsam bewiesen, „daß gewöhnlich nur die Vorteile auf seiten Japans, die Nachteile auf seiten Rußlands liegen". Die früher sehr angesehene russische Monatsschrift „Wjestnik Jewropy" kommt ganz im allgemeinen ohne Zusammenhang mit Japan auf die Beschlüsse der Pariser Wirtschaftskonferenz zurück. Sie äußert ihre Meinung dahin, daß es klar sei, daß Rußland in allen diesen Kombinationen nur die Rolle eines leidenden Teiles zugedacht sei, indem Rußland nach Ausschluß des

deutschen Konkurrenten das Objekt der industriellen Ausbeutung seitens der Kapitalisten der Alliierten werden soll.

Das russisch-japanische Bündnis findet jedenfalls in der russischen öffentlichen Meinung bei weitem nicht diejenige enthusiastische Aufnahme, die es in Japan gefunden hat. Von allgemeineren Betrachtungen über das Bündnis ist beachtenswert ein Artikel der „Birsjewyje Wjedomosti", aus dem ich folgende Stellen zitieren möchte:

„Viel Energie und Arbeit des Volkes wird nach dem Kriege darauf verwandt werden müssen, um das gestörte Gleichgewicht wiederherzustellen, und gleichfalls muß eine innere Schöpfungsarbeit einsetzen, die dazu bestimmt ist, das Leben des Landes zu erneuern und die schlafenden produktiven Kräfte desselben zu erwecken. Wir brauchen deshalb im fernen Osten einen treuen Freund, der uns nicht verrät und nicht betrügt. Japan ist ein derartiger Freund. Gestützt auf seine Freundschaft können wir uns ruhig der uns notwendigen schöpferischen Arbeit in Europa und bei uns zu Hause widmen.

Wir haben uns eine gemäßigte und loyale Politik Japans in China gesichert. Als bester Beweis hierfür dient die Rückgabe der von Japan eroberten Festung Tsingtau an China. Gleichzeitig haben die Anzeichen des japanischen Eindringens in das Innere des Festlandes aufgehört, uns zu beunruhigen. Der japanische Gedanke ist gegenwärtig auf den asiatischen Teil des Stillen Ozeans konzentriert. Zwischen den Vereinigten Staaten und Japan kommt immer mehr der beiderseitige Wunsch zum Ausdruck, die Einflußsphären des Ozeans friedlich zu teilen. Die Vereinbarung mit England, welcher in nächster Zukunft der Ausgangspunkt der ganzen russischen Politik zu werden bestimmt ist, und insonderheit desjenigen Teiles, der die russisch-japanischen Interessen berührt, bildet für uns eine Rückversicherung, die unsere Position in Asien garantiert. Aus diesem Grunde haben wir den Japanern bei Ausarbeitung der letzten Vereinbarung freiwillig den zwischen Sungari und Kuantschensy gelegenen Teil der ostsibirischen Bahn abgetreten und ihnen das Recht der Schiffahrt auf dem Sungari eingeräumt. Durch Abtretung dieses Teiles der Bahn haben wir ohne Frage diejenigen Transporte nach Dalny abgelenkt, die bisher nach Wladiwostok gingen und haben auf diese Weise erheblich die Chancen der japanischen südmandschurischen Bahn verbessert. Dadurch aber haben wir Japan für die unschätzbaren Dienste belohnt, die es uns im gegenwärtigen Kriege durch Zustellung von Kriegsmaterial erwiesen hat und gleichfalls durch den Export von Getreide für Europa auf seinen Dampfern aus Wladiwostok und Import von Baumwolle, Maschinen u. a. aus Amerika. Das Erscheinen von japanischen Waren auf unseren Märkten wird nur günstig für den russischen Käufer sein. Die Freundschaft der Völker wird aber nicht allein durch die runden Ziffern des Warenaustausches begründet. Wir haben noch andere Beweise des tiefen Interesses seitens Japans für unser Land, und alles dies im Zusammenhang mit der bevorstehenden Ankunft der Vertreter der

japanischen Öffentlichkeit gibt uns Grund zu dem Glauben, daß die begonnene russisch-japanische Freundschaft in naher Zukunft sich in ein unzerreißbares und langandauerndes Bündnis verwandeln wird."

Diese Zeilen sind in mehr als einer Hinsicht interessant. Zunächst klingt auch aus ihnen hervor, daß eine gewisse Angst vor Japan in Rußland besteht. Man wünscht, daß das Bündnis mit England eine Art Rückversicherung gegenüber etwaigen Machtgelüsten Japans gibt und freut sich feststellen zu können, daß die japanischen Machtbestrebungen „gemäßigt" sind. Man möchte sie gern auf die Inselwelt des Stillen Ozeans ablenken und man begünstigt russischerseits einen japanisch-amerikanischen Vertrag, der eine Teilung der Einflußsphären im Stillen Ozean mit sich bringen würde. Selbst ist man sich ganz klar, daß man im Osten eine Politik der Entsagung treiben muß. Man ist durch den Krieg schon erschöpft, wird sich nach dem Kriege wieder innerlich konsolidieren müssen und hofft auf Ruhe von seiten des guten Freundes, dem man für seine „unschätzbaren Dienste" während des Krieges zu so großem Danke verpflichtet ist.

Das ganze Verhältnis zwischen den drei Ländern Rußland—Japan—England ist somit ein äußerst kompliziertes und innerlich nicht ganz ausgeglichenes. Rußland hat mit Japan ein Bündnis, das sich sicherlich auch einmal gegen England richten kann (ich betone hierbei das „kann"). Japan hat mit England ein Bündnis, das sich bereits einmal gegen Rußland gerichtet hat, und Rußland hat, wie sich aus dem obigen offenbar auf guten Informationen beruhende Zitat ergibt, eine Abmachung mit England, die eine Art Rückversicherung gegen Japan bildet. In der Kompliziertheit dieser unnatürlichen Verhältnisse liegt für uns ein gewisser Trost für die Zukunft. Je verschlungener solche Abmachungen sind, um so weniger werden sie in einem Ernstfalle, wenn es inzwischen Reibungen auf allen Seiten gegeben hat, halten. Und solche Reibungen werden da sein. Sie machen sich schon jetzt geltend. Zwischen Rußland und Japan sehen wir ein leichtes Gefühl des Unbehagens sich entwickeln. Intensives Arbeiten der Japaner in Ostsibirien, in der Mongolei, wo es auch schon Zwischenfälle gegeben hat, und in China kann dieses Unbehagen mehren.

England und Japan sehen sich im fernen Osten mit Mißtrauen an. Es gibt eine großjapanische Partei, von der sich allerdings die japanische Regierung vorläufig in kluger Mäßigung zurückhält, die auf jeden Fall, wenn es nötig ist, auch gegen England, die Führerschaft in China und überhaupt im fernen Osten an sich reißen möchte. Mit seltener Offenheit hat sich darüber vor einiger Zeit die japanische Monatsschrift „Dai Nippon" ausgesprochen. Japan müsse jetzt den Augenblick erfassen „auf dem chinesischen Festlande, in Indien, in der Südsee, in Australien, in Nord- und Südamerika die Probleme zu lösen". Diktatorschaft im fernen Osten und Unabhängigkeit von England, das sind die beiden Kernpunkte des groß-japanischen Denkens. „Keine Macht hat das Recht, Japan die Führerschaft in China streitig zu machen, solange sich Japan verpflichtet, die Bürgschaft für Aufrechterhaltung der Politik der offenen Tür

und den Schutz des chinesischen Länderbestandes zu übernehmen." Putnam Weale, der als guter Kenner des fernen Ostens die Gefahren sieht, die Englands Machtstellung von Japan drohen, versucht darzulegen, daß Japans jetzige und künftige wirtschaftliche Stellung für Englands Handel im Osten nicht bedrohlich sei. Fritz Secker hat im Ostasiatischen Lloyd demgegenüber auf die ungeheure Kräftigung hingewiesen, die Japan durch den gegenwärtigen Krieg erfahren hat. Die wirtschaftlichen Kräfte Japans entfalten sich; schon jetzt „verbraucht es jährlich 1,4 Millionen Tonnen Stahl". Es braucht die Rohstoff- und Eisenerzzufuhren aus China. Dieses Bedürfnis wird mit eine Triebfeder für eine aktive Politik Japans im fernen Osten sein. Solche wirtschaftlichen Beweggründe sind sicherlich nicht zu unterschätzen; aber man kann wohl sagen, daß Japan auch ohne sie imperialistische Politik treiben wird und muß. In England fühlt man das deutlich, wenngleich man es nur vereinzelt ausspricht. „Die Zukunft von Chinas Unabhängigkeit und der offenen Tür hängt an den Aussichten eines leidlich frühen Friedens", so hat neulich noch die „Nation" es offen ausgesprochen. Man weiß, daß Japan jeden japanisch-chinesischen Zwischenfall, jede Unruhe in China für eine England unwillkommene Einmischung benutzen kann. In Japan andrerseits fühlt man, daß England zurzeit der einzige unbequeme Hemmungsgrund im Osten ist — und das gibt für die Zukunft möglicherweise Reibungsflächen, die sich erweitern können.

Und nun das Kapitel Rußland-England. Es verlohnt sich, auch darauf einen Blick zu werfen. Ich möchte hier nicht näher auf die Auslassungen des Herausgebers des „Rossijskij Graschdanin", des bekannten Herrn Bulatzel, eingehen, der neulich ein Gespräch mit dem verstorbenen Petersburger Stadthauptmann Kleigels veröffentlicht hat, in dem die Rede vom Schicksal Rußlands gewesen ist. „Rußland ist, so heißt es da, auf ewig dazu verurteilt, die Kastanien für andere Völker aus dem Kriegsfeuer herauszuholen. Der Mangel an Voraussicht, die politische Kurzsichtigkeit und der immer wachsende englische Einfluß haben den Verstorbenen (Kleigels) sehr bekümmert." Der Verfasser dieser Zeilen ist ein politischer Einspänner in Rußland, ohne weiten Widerhall in der Öffentlichkeit, wir wollen es daher getrost den Russen selbst überlassen, aus dem Streite zwischen den englischen Ehrendoktoren Miljukow, Struve usw. und den Herrn Bulatzel und seinen Freunden das Fazit zu ziehen. Wenn die ersteren aber darauf rechnen, durch einen leichten Ansturm etwa mit Hilfe der Rumänen dem Kriege ein schnelles Ende zu bereiten, so irren sie sich ebenso gewaltig — wie sie sich bisher geirrt haben. Nicht umsonst hat ein Hindenburg, dessen Kraft die Russen gefühlt haben, den Oberbefehl über die sieggewohnten deutschen Heere übernommen. Die Russen, in deren Land der Krieg zum Hauptteil geführt worden ist, werden es weiter in immer stärkerem Maße zu spüren haben, was es heißt, mit dem Deutschen Reiche im Kriege zu liegen. Rußland wird aus diesem Kriege weißgeblutet hervorgehen und alle seine Träume werden in Nichts zurücksinken. Was werden ihm seine Verträge

nutzen, die es mit England geschlossen hat, selbst den Fall angenommen, den keiner von uns für möglich hält, daß Deutschland und seine Verbündeten unterliegen? Was soll es mit den von England versprochenen Dardanellen, dem Ausgang zu einem Meere, in dem England mit einer gewaltigen Flotte unumschränkt gebieten würde, mit einer vollkommen ruinierten Landwirtschaft, mit einer am Boden liegenden Industrie und für immer heruntergewirtschafteten Finanzen, nachdem seine Goldproduktion und seine Goldbestände, seine Bergwerke und womöglich Eisenbahnen inzwischen an Engländer und Amerikaner übergegangen sein werden? Rußland würde, ebenso wie es jetzt in Bezug auf den fernen Osten eine societas leonina mit Japan eingehen mußte, auf Jahrzehnte, ja vielleicht auf immer zu einer Politik der Entsagung der einzig überbleibenden Großmacht, England, gegenüber gezwungen sein. Die Russen haben sich seinerzeit über die harmlosen wirtschaftlichen Pläne Deutschlands in der Türkei und in Kleinasien beschwert gefühlt (vergl. Mitrofanow und Gesinnungsgenossen). Was wollen aber diese Pläne bedeuten gegenüber einem England, das von Indien über Mesopotamien, Arabien und Syrien seine feste Brücke nach Ägypten gebaut hätte!

Wir wissen wenig über den jetzt zwischen England und Rußland abgeschlossenen Vertrag über Persien, der die alte Abmachung von 1907 zu einem wesentlichen Teile verändert. Persien wird durch ihn in ein englisch-russisches Protektorat verwandelt. Die Finanzen des Landes werden von einem englisch-russisch-persischen Rate, dem ein Belgier (!) vorsitzt, geführt werden. Im Norden wird Rußlands Einfluß überwiegen, im Süden der Englands. Jeder der beiden Vertragschließenden wird die Militärmacht in seinem Einflußgebiet (man stellt sich hier wie dort eine von Persern gebildete Truppe von je elftausend Mann vor) in den Händen haben. Aber hat man etwas davon gehört, daß England den Russen Zutritt zum Persischen Golf gestattet? Das einzige Ergebnis des Vertrages für Rußland wird das sein, daß die englisch-indische Militärmacht sich am Persischen Golf immer mehr festigt, daß Afghanistan ganz von ihr umklammert ein für allemal dem englischen Einflusse unterliegen wird und daß sich der gewaltige englische Block von Süden her fester an Rußland heranlegen würde. Wie unsicher die Verhältnisse in den russisch-zentralasiatischen Besitzungen sind, sehen wir jetzt aus der Ernennung Kuropatkins und der Proklamierung des Kriegszustandes in Turkestan. Wird es der englischen Regierungskunst in einem späteren Kriege Englands mit Rußland nicht leicht gelingen, in diesen mohamedanischen Gebieten die gewünschten antirussischen Tendenzen hervorzurufen und die Volksstämme von Indien her zum Aufmarsch gegen Rußland zu bringen? In einem solchen Kriege, in dem ein geschlagenes Deutschland und ein vernichtetes Frankreich in Europa zurückgeblieben wären, würde es England möglich sein, durch ein paar Schiffe an den Dardanellen, im Persischen Golf, in der Ostsee und im Weißen Meer unter Mithilfe von Japan, Rußland im eigenen Fett ersticken zu lassen —

vorausgesetzt, daß überhaupt ein Widerstand von Rußland gewagt werden würde.

Für uns muß es auf jeden Fall tröstlich sein, zu sehen, daß auch da die Bäume nicht in den Himmel wachsen werden. Haben diese Gesichtspunkte vielleicht für den Augenblick keine Bedeutung, so werden sie es später haben, denn jede Schuld, und namentlich die politische, rächt sich auf Erden.

Endlich noch ein paar Worte zur polnischen Frage. Diese scheint durch Stürmers Eingreifen vorläufig in Rußland zu einem gewissen Ruhepunkt gekommen zu sein. Man will der Zukunft nicht vorgreifen und sich alle Freiheit des Handelns Polen gegenüber vorbehalten. In dem „Rußkoje Slowo" erschien eine offiziöse Notiz, wonach der in Vorbereitung befindliche Aufruf an die Polen „nicht eher veröffentlicht werden wird, als bis die russischen Heere in das Königreich Polen eingerückt sind, d. h. nicht früher, als bis die Forcierung der Buglinie erfolgt ist. Wenn inzwischen irgend welche Akte der Deutschen und Österreicher in der polnischen Frage erfolgen sollten, so wird die russische Regierung unverzüglich mit einem Gegenakt antworten." Diese Entscheidung der russischen Regierung wird vor allem von England und Frankreich bedauert werden, wo man gewünscht hätte, daß sich Rußland durch einen feierlichen Akt auch Deutschland und Österreich gegenüber für immer und alle Zukunft festlegen möchte. Aus diesem Gesichtspunkte sind auch die Ausführungen gewisser russischer Zeitungen zu verstehen, die sich dafür eingesetzt hatten, daß Rußland nicht durch innerrussischen Akt, sondern durch diplomatische Notifikation an die Mächte seine Entschlüsse in der polnischen Frage kundgeben soll. Während des Aufenthalts von Miljukow und Struve in England, dürfte die englische Regierung in demselben Sinne auf die ihr ergebenen russischen Politiker eingewirkt haben.

Alles das hat vorläufig rein akademischen Charakter. Immerhin hat auch die Polenfrage schließlich einen Hintergrund, der auf die Beziehungen zwischen Rußland und seinen Verbündeten einen gewissen, wenn auch nicht großen Einfluß hat.

Uns kann es auch hier gleichgültig sein, was die Entente denkt und beabsichtigt. Das Geschick Polens wird nicht mehr durch Worte der Entente, sondern durch die Taten Deutschlands und Österreich-Ungarns beeinflußt.

Aus der politischen Vergangenheit der deutschen Katholiken

Von Dr. Karl Buchheim

Vom inneren Frieden des deutschen Volkes" ist während des Krieges öfter geredet und auch geschrieben worden. Es soll jeder mithelfen, daß etwas von den guten Wünschen in Erfüllung geht. Die politischen und sozialen Kämpfe werden freilich nicht schweigen, auch die konfessionellen nicht; aber gerade auf diesem Gebiete können bei einiger Einsicht die schärfsten Spitzen abgebrochen werden, wenn man sich weiter wie im Kriege um gegenseitige Förderung bemüht. Auf katholischer Seite ist schon lange vor dem August 1914 die Parole „Heraus aus dem Turm!" ausgegeben worden. Wir wollen hoffen, daß sie nicht nur ehrlich gemeint ist, sondern auch bei allen, die es angeht, immer mehr Anklang findet. Umgekehrt ist von den Bekennern protestantischer und liberaler Weltanschauungen zu wünschen, daß sie nicht durch unnötige Betonung der Schattenseiten, die der katholische Glaube in ihren Augen hat, die Ausführung dieser Losung ihresseits erschweren. Seit Jahren nun schon stehen wir, Katholiken und Protestanten, nebeneinander, kämpfen für ein Reich und ein Volk, geben Gut und Blut der eine für den andern. Beide Konfessionen müssen unwiderruflich in Sturm und Sonnenschein unter einem Dache wohnen; sie müssen sich verstehen. Zu solchem Verständnis muß auf protestantischer Seite wachsende Erkenntnis katholischen Lebens und vor allem auch der Geschichte und der Politik des modernen deutschen Katholizismus beitragen. In der Reichsgründungszeit brachte der Gang der Dinge die deutschen Katholiken in einen gewissen Gegensatz zu dem kleindeutschen Reichspatriotismus. Dieser Gegensatz, längst schon verwischt, ist durch den Krieg endgültig überwunden. Und da auch die römische Kurie eine vorbildliche Neutralität bewahrt, ist vielleicht Aussicht, daß das deutsch-evangelische Mißtrauen gegen die fremdländische Leitung der katholischen Kirche nicht mehr hervortritt. Im übrigen kommt es darauf an, das geistige Leben hüben und drüben in erhöhte Wechselwirkung zu setzen, oder wenn gegenseitige „Wirkung" im Interesse der konfessionellen Reinheit vielleicht nicht erwünscht wäre, jedenfalls in leidenschaftslose Wechselerkenntnis. Über die Auseinandersetzung der auf Kant begründeten modernen Erkenntnistheorie mit der neuthomistischen Philosophie der Kirche kann ich im Rahmen dieses Aufsatzes nichts sagen. Der gebildete Protestant pflegt von diesem Gegensatz selten mehr zu wissen, als

was ihm etwa Paulsens „Philosophia militans“ davon erzählt. Es ist aber immerhin zweifelhaft, ob Paulsen dem Neuthomismus gerecht wird. Auch mit ihm sollte man sich mehr Mühe geben, ehe man ihn verwirft. Doch wollen diese Zeilen nicht vom philosophischen, sondern vom politischen Katholizismus und seiner Geschichte im neunzehnten Jahrhundert reden. Sie möchten außerhalb der kirchen- und parteigeschichtlichen Fachwissenschaft anregen zur Erkenntnis der historischen Richtungen des neueren Katholizismus und zum Studium der Ideale und der Politik der kirchlichen Partei im deutschen Staatsleben.

Einen Überblick über die Entwicklung der neueren katholischen Kirche als Rechtsordnung und der Hauptrichtungen in ihren Verfassungskämpfen gewährt in ausgezeichneter Klarheit und Knappheit die kleine Schrift von Fritz Vigener „Gallikanismus und episkopalistische Strömungen im deutschen Katholizismus zwischen Tridentinum und Vaticanum“ (München—Berlin, R. Oldenbourg, 1913; Preis 1,50 Mark). Daß der Papst in Sachen des Glaubens und der Moral unfehlbarer Monarch der Kirche sei, ist ja keineswegs ein altes Dogma, sondern erst im Jahre 1870 zur offiziellen Lehre der Kirche erhoben worden. Unfehlbar ist seit alter Zeit nur die Kirche als solche. Diese aber gilt seit dem Kirchenvater Cyprian als repräsentiert durch die Gesamtheit und Einheit des Episkopats. Unter den Bischöfen war der Papst doch eigentlich nur der primus inter pares, und wenn auch seine Macht mit der wachsenden Zentralisation und Zucht der Kirche stieg, so war doch noch auf dem Konzil von Trient, dessen Stimmung an sich zentralistisch genug war, da es galt den Glauben der katholischen Kirche gegen die protestantische Häresie scharf abzugrenzen, keine Möglichkeit, dem Papst eine absolute Herrschaft über die Kirche zuzuschreiben. Auch im neueren Katholizismus standen sich also die Auffassungen des Kurialismus und Episkopalismus noch Jahrhunderte lang unentschieden gegenüber. Der Episkopalismus schloß in sich nationalkirchliche Gebilde, wie sie insbesondere die alte Kirche Frankreichs, die man darum die gallikanische nannte, durchzusetzen verstanden hat, und sogar territorialistisch-ständische Bestrebungen, die zumal in Deutschland gewöhnlich waren, weil die Kirchenfürsten hier zugleich als Landesherren und Reichsstände fungierten. Ein deutscher Bischof, Johannes Nikolaus von Hontheim, Weihbischof von Trier, hat unter dem Namen Febronius dem episkopalistischen Standpunkt die theoretische Grundlegung und prinzipielle Rechtfertigung geschrieben (1763). Den päpstlichen Primat läßt Febronius durchaus gelten, nicht aber die Vorgesetztenstellung des Papstes über den Bischöfen. Nicht der Papst, sondern die Kirche, also der ganze Episkopat, hat die Schlüsselgewalt. Die Bischöfe müssen neben dem Papst ihre ebenso unmittelbar apostolische Weihe zur Geltung bringen. Man hat die Vertreter des episkopalistischen Kirchensystems seitdem oft Febronianer genannt, und die kurialistischen Katholiken haben sie halbe Ketzer gescholten und für rationalistische Zerstörer der historischen Kirche gehalten. Nicht mit Recht. Der Febronianismus ist scharf zu scheiden von den Kirchenlehren der Aufklärung, die auch im katho-

lischen Klerus des achtzehnten Jahrhunderts Anhänger fanden und den Glauben auf die Vernunft gründen wollten. Er ist eine gut katholische Theorie, denn er läßt die Unfehlbarkeit der Kirche als solcher restlos bestehen, wenn er dabei auch versöhnlich gegen das Luthertum war und einer Wiedervereinigung der Konfessionen gern die Wege geebnet hätte. Der Febronianismus ist als innerkirchliche Antithese die Voraussetzung der streng kurialistisch und römisch-universalistisch auftretenden neukatholischen Bewegung in dem durch Revolution und Restauration gründlich umgepflügten Europa des neunzehnten Jahrhunderts.

Die durch den Wiener Kongreß restaurierten deutschen Regierungen huldigten sämtlich dem Staatskirchensystem, das auch in der Geistlichkeit, zumal im hohen Klerus, viele überzeugte Vertreter fand. Demgegenüber regte sich neben andern Freiheitsidealen auch das Ideal der Freiheit der Kirche vom Polizeistaat und fand ganz von selber gegen die staatskirchlichen Elemente in der überstaatlichen und übernationalen Zentrale in Rom seine natürliche Stütze. Es ist eine unzweifelhafte Tatsache, daß die liberalen Freiheitslehren gewaltig dazu beigetragen haben, die Macht des konsequenten Kurialismus über katholische Seelen zu befestigen. Es ist auch für heutige Liberale, zumal soweit sie antikirchlich sein zu müssen glauben, höchst wichtig, sich eine klare Einsicht in diese historischen Konsequenzen ihrer eignen Theorien gegenwärtig zu halten. Für die historisch Gebildeten der vormärzlichen Zeit wirkte neben dem Liberalismus besonders noch der Einfluß der Romantik dahin, das kirchliche Feuer anzufachen, und die verwandten Strömungen der romanischen Nachbarländer wirkten anregend über die Grenzen herüber. Liberalismus, Romantik und die romanischen Revolutions- und Restaurationsideen sind also die Taufpaten des deutschen politischen Katholizismus des neunzehnten Jahrhunderts. Es sind erlauchte Namen von geistigen Grundlagen der modernen Kultur überhaupt. Wenn man sich das klar macht, wird man inne, daß das katholische Geistesleben keineswegs veraltet ist.

Über die Einwirkung der romanischen liberalen und Restaurationsideen kann man sich in zwei neuen Abhandlungen unterrichten: Alexander Schnütgen „Das Elsaß und die Erneuerung des katholischen Lebens in Deutschland von 1814 bis 1848" (Straßburg, Herder 1913) und Lukas Schwahn „Die Beziehungen der katholischen Rheinlande und Belgiens in den Jahren 1830 bis 1840" (Straßburg, Herder 1914). Beide Arbeiten sind im Rahmen der von Professor Martin Spahn herausgegebenen „Straßburger Beiträge zur neueren Geschichte" erschienen. Schon aus ihrem Titel ersehen wir, wo wir die Einbruchstellen der romanischen Ideen nach Deutschland zu suchen haben: das damals zu Frankreich gehörige Elsaß und das von französischem Einfluß beherrschte Belgien, beides Länder eines hochstehenden selbstbewußten katholischen Geisteslebens, bildeten die Vermittler. Besonders die Schrift von Schnütgen enthält eine treffliche knappe und sachliche Schilderung des Erziehungs- und Bildungseinflusses elsässischer Geistlicher auf das katholische Deutschland seit

1814. Die von Schwahn mußte mehr in die Breite gehen und Einzelheiten zusammenstellen, weil der belgische Einfluß auf den rheinischen Katholizismus durch eine Menge von Persönlichkeiten und Preßorganen vermittelt worden ist. Während die Einwirkungen aus Belgien in erster Linie von den Ereignissen des Jahres 1830 und demzufolge von der großen allgemeinen westeuropäischen Revolutionstheorien ausgehen, entspringt die über das Elsaß fließende Gedankenströmung den geistigen Quellen der Restauration. Nach der überspannten Maskerade des Vernunftgötzendienstes der Revolution hatte Napoleon zunächst die äußere Form, die legitime Dynastie dann auch die innere Macht des Katholizismus in Frankreich wieder hergestellt. Damals entdeckte Chateaubriand, der Verfasser des „Génie du Christianisme" die ästhetischen Reize des katholischen Glaubens, und Josef de Maistre — seiner Staatsangehörigkeit nach kein Franzose, sondern königlich sardinischer Gesandter in St. Petersburg — schuf in seinem Buche „Du pape" dem konsequenten Kurialismus der römischen Weltkirche ein glänzendes Programm. Die erste Hochburg dieses neukatholischen Geistes in Deutschland wurde Mainz, wo der Elsäßer Colmar seit 1802 Bischof, der Elsäßer Liebermann seit 1804 Superior des Priesterseminars war. Beide waren Zöglinge des Seminars in Straßburg, wo schon zurzeit des ancien régime unter Leitung ehemaliger Jesuiten ein sittenstrenger, der kirchenauflösenden Aufklärung abholder Geist gepflegt wurde. Colmar war ein rein religiöser Charakter, der sich nur als Hirt der ihm anvertrauten Herde fühlte, Liebermann mehr Theoretiker und Politiker. Er ist als Erzieher eines antirationalistischen streng kirchlichen uud dem Papst ergebenen Nachwuchses im Klerus ebenso wichtig, wie als Theologe und Übersetzer zahlreicher französischer Erbauungsschriften. Bald scharten sich Gleichgesinnte um Colmar und Liebermann, und der eigentlich programmatisch und propagandistisch veranlagte Kopf unter ihnen war der Elsäßer Raeß, der seinen Gesinnungsgenossen mit seinem Landsmann Weis zusammen das erste Preßorgan schuf: die 1821 begründete Zeitschrift „Der Katholik". Dies wurde nun der eigentliche Mittelpunkt der gegen Staatskirchentum und Febronianismus, sowie gegen verständnisloſe Kirchenpolitik protestantischer Regierungen für Freiheit und Einheit der Kirche streitenden neukatholisch-kurialen Partei. Hier vor allem fand de Maistre seine eifrigen Verkünder. Das Buch „Du pape" hat der „Katholik" eingehend besprochen und seine völlige Übereinstimmung mit ihm hervorgehoben. Und hier im „Katholik" vollzog sich auch das Bündnis der katholischen deutschen Romantik mit den romanischen Restaurationsgedanken. Der fromme Dichter Clemens Brentano schloß sich an Raeß an, und beide vereint gewannen den berühmten Publizisten Görres, den Herold des deutschen Nationalgedankens, völlig für die katholische Kirche. Görres hat sogar eine kurze Zeit lang die Zeitschrift geleitet. Die Erfolge blieben nicht ohne Wirkung auf die Haltung des Mainzer Kreises. Hatten Colmar und Liebermann von Haus aus noch jeden Angriff auf

gallikanische Anschauungen vermieden, so wurde die Haltung ihrer Freunde im „Katholik" von Jahr zu Jahr entschiedener kurialistisch. Restauration und Romantik haben dem Episkopalismus in der katholischen Kirchlichkeit den Boden entzogen. Bald sollte die Aufnahme liberaler Freiheitsideale und der Kampf gegen den Polizeistaat der über die Berge nach Rom schauenden Partei auch die Popularität bei den katholischen Volksmassen sichern.

Dem Mainzer Kreis hat auch Ludwig Bergsträßer in seinen „Studien zur Vorgeschichte der Zentrumspartei" („Beiträge zur Parteigeschichte", herausgegeben von Adalbert Wahl, Bd. I, Tübingen Mohr [Siebeck] 1910) eine Darstellung gewidmet. Im übrigen legt dieses Buch hauptsächlich verdienstliche Sonderuntersuchungen über die Entstehung der katholischen Partei in Bayern und im Großherzogtum Hessen-Darmstadt vor. Auch in Bayern läßt sich die Entwicklung mancher Persönlichkeiten vom Episkopalismus zu kurialistischen Anschauungen verfolgen (Weihbischof Zirkel von Würzburg). 1814 erfolgte die Gründung eines „Literarischen Vereins zur Aufrechterhaltung, Verteidigung und Auslegung der römisch-katholischen Religion". Er gab eine „Literaturzeitung" zur Vertretung seiner Sache heraus, die erst ein gewisser Felder, seit 1818 Mastiaux redigierte. Die bayerische Zweite Kammer, zu der damals die Geistlichkeit als besondere Klasse wählte, war das erste deutsche Parlament, in dem sich eine Art kleiner katholischer Fraktion von fünf Abgeordneten der strengen Richtung des Klerus zusammenfand. Daneben ist Hessen-Darmstadt einer derjenigen Staaten, in dessen Landtag am frühesten katholische Interessen ihre Vertreter fanden. Hier waren dies in der Zweiten Kammer bemerkenswerterweise keine Geistlichen, sondern zwei rheinhessische Großkaufleute Kertell und Lauteren und ein ehemaliger Professor und Landwirt Neeb. Daß hier in Hessen Kaufleute als Wortführer des politischen Katholizismus auftraten, fällt besonders dem auf, der die Haltung dieses Standes im preußischen Rheinland und in Westfalen kennt. Dort erscheinen nämlich die Kaufleute und Fabrikanten meistens als Gründer der liberalen Partei, während die Katholiken neben Adel und Geistlichkeit besonders an den rheinischen Juristen (Bauerband, Ferd. Walter, die beiden Reichensperger) einen Rückhalt fanden. Interessant ist der Werdegang des Abgeordneten Neeb. Er war von Haus aus Priester und theologischer Professor in Bonn, aber keineswegs Kurialist, sondern Febronianer, ja mehr als das: Aufklärer und ausgesprochener Kantianer. Von Kant ging er später zur antirationalistischen Glaubensphilosophie Jacobis über, die beiläufig auch auf bayerische Katholiken besondere Einflüsse ausgeübt hat, trat aber trotzdem damals noch aus dem Priesterstande aus und heiratete. Erst nachdem er die gelehrte Laufbahn aufgegeben hatte und Landwirt geworden war, fand er von neuem Anschluß an die katholische Kirche. Der abtrünnige Priester endete als katholischer Abgeordneter und universalistisch gesinnter Mitarbeiter des Mainzer „Katholik", nachdem er sich mit allen Richtungen der protestantischen Philosophie von Kant bis zu Jacobi aus-

einandergesetzt hatte. Dabei war er nie ein Fanatiker und hat keine mystische Bekehrung erlebt. Durch ruhiges Denken bahnte er sich aus eigner Kraft den Weg ins katholische Geistesleben zurück: ein lebendiger Zeuge dafür, daß der Protestantismus keinen Anlaß hat, die Überlegenheit seiner Philosophie für eine selbstverständliche Sache zu halten.

Etwas anderer Art, wie schon angedeutet, als die der vom Mainzer Kreis ausgehenden Propaganda, waren die Quellen der neukatholischen Bewegung im preußischen Rheinland. Zunächst erstarkte die katholische Konfession als Stütze des partikularistischen Bewußtseins gegen Preußen. Dann aber wirkte stark das Vorbild des Katholizismus im benachbarten Belgien ein. Diesen Beziehungen ist das bereits erwähnte Buch von Schwahn gewidmet. Belgien hatte sich in seiner siegreichen Revolution gegen Holland, an der die Katholiken ebenso wesentlich beteiligt waren wie die Liberalen, zum Bannerträger des sogenannten liberalen Katholizismus eines Lamennais gemacht. In diesen Anschauungen erschien die katholische Kirche als Hort der politischen Freiheit, der Errungenschaften von 1789, des Rechtes aller Unterdrückten. Hat doch nachmals auch die Februarrevolution in Gestalt des Dominikaners Lacordaire einen schwungvollen priesterlichen Lobredner auf der Kanzel von Notre Dame in Paris gefunden. Damals, 1830, blieb diese katholische Revolutionspropaganda in Belgien siegreich und richtete sich einen Staat nach ihrem Willen ein: Parlamentsherrschaft, Unabhängigkeit der Kirche vom Staat, freie Schule, freie katholische Universität in Löwen. Mächtig fachte dieses Vorbild im Rheinland den Freiheitswillen aller derer an, die in der Abhängigkeit der katholischen Kirche von der protestantischen preußischen Regierung einen unleidlichen Zustand sahen. Das Signal zum offenen Kampfe gab der Ausbruch des Kölner Kirchenstreites zwischen der Regierung und dem Erzbischof von Köln. Neben dem Buche von Schwahn haben diese Ereignisse eine interessante Sonderdarstellung in der Schrift von Paul Vogel „Beiträge zur Geschichte des Kölner Kirchenstreits" (Studien zur rheinischen Geschichte V, Bonn, A. Marcus und E. Weber [Dr. Albert Ahn], 1913) gefunden. Zur Zeit der Besitzergreifung der Rheinlande durch Preußen (1815) war der religiöse Indifferentismus der Aufklärungszeit noch weit im Lande verbreitet gewesen. Die Universität Bonn war eine Hochburg staatsfreundlicher katholischer Theologie. Sie war noch in den dreißiger Jahren beherrscht von der Lehre des Professors Hermes, der den katholischen Glauben auf die reine Vernunft Kants, also auf die protestantische Philosophie begründen wollte. Und an der Spitze der Kölner Erzdiözese stand bis 1835 ein hochgebildeter aristokratischer Vertreter des Staatskirchentums, Graf Spiegel. Aber mehr und mehr gewannen besonders im niederen Klerus die neukatholischen, kurialistischen Ideen Boden. Sie erfuhren unter dem Einflusse Belgiens eine bewußt politische Zuspitzung, und der Staat war unklug genug, ihnen nach Spiegels Tode in der Person des Grafen Clemens August zu Droste-Vischering auf den Erzstuhl des heiligen Köln zu verhelfen. Droste war zwar kein Politiker, aber um so mehr

religiöser Eiferer für die Reinheit und Wahrheit seiner Kirche. Er ertrug nicht mehr die bisherige ziemlich unehrliche Praxis in der Zulässigkeit der Einsegnung gemischter Ehen, die der katholische Priester nach der Lehre seiner Kirche nur dann gewähren durfte, wenn man versprach, die Kinder katholisch erziehen zu lassen, während der preußische Staat sie ohne diese Klausel verlangte. Als der Erzbischof den Gehorsam verweigerte, auch nicht freiwillig sein Amt niederlegen wollte, ließ ihn die Regierung samt seinem Geheimsekretär am 20. November 1837 verhaften und nach der Festung Minden bringen. Dieses Ereignis erregte den leidenschaftlichen Widerspruch der gesamten rheinischen Bevölkerung; das Märtyrertum des Erzbischofs wurde der wirkungsvollste Agitationsstoff der katholischen Partei in ganz Deutschland. Über die Stellungnahme der Öffentlichkeit für und wider gewährt das Buch von Vogel einen reichhaltigen Überblick. Der Streit selber wurde nach Jahren unter Friedrich Wilhelm dem Vierten nur der Form, nicht der Sache nach zugunsten des Staates beigelegt, aber seine bleibende Folge war die Organisation einer starken katholischen Oppositionspartei im Rheinland, die es verstand, wachsenden Einfluß in der Öffentlichkeit zu erlangen. Die vierziger Jahre sind eine Zeit hochgehender nicht nur politisch-sozialer, sondern auch religiöser Leidenschaften. In Preußen machte die Bewegung der protestantischen „Lichtfreunde" von sich reden; in Leipzig kam es 1845 zu einer blutigen Demonstration des protestantischen Volkes gegen den katholischen sächsischen Hof; und in der deutsch-katholischen Bewegung glaubten viele Gegner Roms eine neue Reformation und den endgültigen Sturz der Macht des Papstes über Deutschland zu erkennen. Auf der andern Seite hielt der Katholizismus bei der Ausstellung des heiligen Rockes zu Trier 1844 seine erste große Heerschau ab und brachte sich in der öffentlichen Meinung immer stärker zur Geltung. Wichtige Preßorgane für ihn wurden nach dem Mainzer „Katholik" die Münchner „Historisch-politischen Blätter", vom Görreskreis herausgegeben, und die Aschaffenburger „Katholische Kirchenzeitung". Im Rheinland viel gelesen wurde die „Luxemburger Zeitung". Die rheinischen Katholiken versuchten lange Zeit vergebens, sich eine eigene Tageszeitung zu verschaffen. Die Regierung versagte zu jeder Neugründung die Konzession, und die bestehenden Blätter waren Regierungsorgane oder hingen der liberalen Partei an. Eine Zeitlang wurden große Anstrengungen gemacht, die liberale „Kölnische Zeitung" zu gewinnen.*) Es glückte aber weder im Guten noch durch Boykott, und so mußten die rheinischen Katholiken zufrieden sein, wenn sie in der Koblenzer „Rhein- und Moselzeitung" wenigstens ein kleines Lokalblatt für ihre Sache erobern konnten. Diesem dadurch zu ungeahnter Bedeutung gelangten Blättchen hat Friedrich Mönckmeier eine wissenschaftliche Monographie gewidmet, die frisch geschrieben und auch für Nichtspezialisten lesbar ist („Die Rhein- und Moselzeitung". Studien zur rheinischen Geschichte IV, A. Marcus und E. Weber [Dr. Albert

*) Vergl. Buchheim „Die Stellung der Kölnischen Zeitung im vormärzlichen rheinischen Liberalismus", Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte Bd. 27, Leipzig, Voigtländer, 1914.

Ahn], Bonn 1912). Der eigentliche Aufschwung der katholischen Presse konnte erst 1848 beginnen. Über ihre Geschichte unterrichtet im Zusammenhang die große, noch nicht abgeschlossene Biographie, die Dr. Karl Bachem seinem Vater, dem katholischen Zeitungsmann Josef Bachem in Köln, geschrieben hat.

Das Jahr der deutschen Revolution ist auch für den parteipolitischen Katholizismus von überragender Bedeutung. Dieses Thema behandelt die letzte Untersuchung, auf die ich hier hinweisen will, die Schrift von Franz Schnabel „Der Zusammenschluß des politischen Katholizismus in Deutschland im Jahre 1848" (Heidelberger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte, Heft 29, Carl Winter, Heidelberg 1910). Der Katholizismus verstand es, im rechten Moment auf den Boden der Errungenschaften der Revolution zu treten, und der Episkopat erwies sich dabei als sicherer Führer, voran der diplomatisch hochbegabte Erzbischof Geißel von Köln. Schnabel gibt einen Überblick über die Taktik der katholischen Partei bei den Wahlen und im Parlament und über ihre Erfolge. Am interessantesten liest sich die Schilderung der Charakterköpfe des „katholischen Vereins" in Frankfurt, einer Elite, deren Gedankenreichtum man mit Genuß studiert, und dessen mannigfaltige geistige Struktur einem die Großartigkeit der einen Macht der Kirche, die alle diese sonst weit auseinanderstrebenden Köpfe in ihrem Banne hielt, nur um so eindringlicher vor Augen führt. Neben Kirchenfürsten wie Geißel und dem Fürstbischof Diepenbrock von Breslau saß hier Radowitz, der unergründliche Freund Friedrich Wilhelms des Vierten, neben dem Grandseigneur Fürsten Felix Lichnowsky der Tiroler Bauernagitator Beda Weber, neben dem rheinischen Juristen August Reichensperger die Bayern Sepp und Döllinger, die später altkatholisch gewordenen geistigen Erben des großen Görres. Und keineswegs waren es nur geborene Söhne der Kirche, die hier ihrem religiös-politischen Ideal ihre Dienste weihten. Es ist charakteristisch für die gesamte neukatholische Bewegung, daß zahlreiche Konvertiten, also Männer, die sich vom protestantischen Geistesleben unbefriedigt abgewandt hatten, in ihrer vordersten Reihe standen. Von ihnen finden wir hier Georg Philipps aus der Stadt der reinen Vernunft, jetzt einer der konsequentesten Kämpfer für die absolute kirchliche Idee. Protestant war damals noch der Historiker Gfrörer, ehemaliger schwäbischer Stifter, ein leidenschaftlicher Schwärmer für die Staats- und Kircheneinheit des Mittelalters. Er hoffte auf die Wiedervereinigung der Konfessionen, und erst als er diese Hoffnung verlor, wurde er Katholik. Bis an sein Lebensende blieb Lutheraner Gfrörers Gesinnungs- und Fachgenosse Friedrich Böhmer, ein Sohn der Reichsstadt Frankfurt, allen Freunden des deutschen Mittelalters wohl bekannt als der Herausgeber der Regesten der deutschen Kaiserzeit. Er ist ein Vertreter jenes historisch gerichteten Luthertums, das an dem Bewußtsein der heiligen geistigen allgemeinen Kirche im Sinne des dritten Artikels und an der sakramentalen Heilsvermittlung festhält und sich darin manchmal dem Katholizismus verwandter fühlen kann als dem, was sich sonst noch protestantisch nennt; jenes

Luthertums, das sich auf den Luther des Marburger Religionsgesprächs berufen kann, der zu dem religiösen Individualisten Zwingli sagte: „Ihr habt einen anderen Geist als wir!" So ist der Lutheraner Böhmer mehr noch als alle Konvertiten ein Zeuge dafür, daß die Bedeutung der neukatholischen Geistesbewegung hinausreicht über die Grenzen der speziellen römisch-katholischen Konfession.

Damit kehrt unser Aufsatz zu seinem leitenden Gedanken zurück. Gelingt es durch Erkenntnis katholischer politisch-kultureller Lebensvorgänge in protestantischen Kreisen die Überzeugung zu befestigen, daß katholische Weltanschauung eine gleichwertige und diskutierbare Sache sei, dann haben wir Aussicht, auf dem Wege zu nicht nur politischer sondern geistiger Parität ein Stück voranzukommen und der inneren Einheit des deutschen Volkes neue Wege zu ebnen. Neidlose gegenseitige Förderung der Konfessionen im Dienste des Vaterlandes, überall wo es nicht auf Kosten der einen geht, ist eine Notwendigkeit unserer zukünftigen Politik. So z. B. könnte man aus dem Buche von Schwahn über die Beziehungen der katholischen Rheinlande zu Belgien die Anregung schöpfen, neugeartete Beziehungen dieser ursprünglich verwandten Stämme nach dem Weltkrieg anzubahnen. Im Bunde mit der katholischen Kirche können wir am ehesten hoffen, das heute verwelschte Belgien wieder zum Bewußtsein seiner germanischen Vergangenheit und zu einer inneren Annäherung an Deutschland zu bringen. Man darf sich durch die deutschfeindliche Haltung des jetzigen Erzbischofs von Mecheln nicht irre machen lassen. Seit den Tagen des Dichters Hendrik Conscience ist doch das katholische Flandern die Stütze des germanischen Bewußtseins in Belgien, und wenn wir die Kirche gewinnen, werden wir tiefer in die Volksseele eindringen als nur durch den Einfluß der vlämischen Universität in Gent und der Handelsinteressen von Antwerpen. Und so gibt es noch mehr Stellen auf der Erde, wo nach dem Kriege das Interesse der katholischen Kirche mit dem des Reiches Hand in Hand gehen wird. Unsere kulturellen Orientinteressen lassen eine Annäherung der griechischen und orientalischen Christen an das abendländische Geistesleben wünschenswert erscheinen, die nur mit Hilfe der katholischen Kirche Aussicht auf guten Erfolg hat. Derartige Förderung der römischen Kirche muß auch dem protestantischen Publikum am Herzen liegen. Sie ist aber nur möglich, wenn man ihr nationale Leistungsfähigkeit zutraut, und ich meine, daß man dieses Zutrauen durch Studium des Geisteslebens und der Geschichte der deutschen Katholiken befestigen kann. Darum möchte dieser Aufsatz ernsthafte und wenn möglich liebevolle Beschäftigung mit dem Wesen unserer katholischen deutschen Volksgenossen dringend empfehlen.

Die Wehrerziehung in Frankreich

Von Professor Broßmer

Ein in Frankreich vor dem heutigen Kriege überall bekanntes Bild stellt eine entschlossen blickende Frauengestalt dar, die einem sterbenden Soldaten sorgend die Waffe aus der Hand nimmt. Die Worte: Quand même, Wenn auch, stehen bisweilen unter dieser beliebten Darstellung. Wenn auch der einzelne dahinstarb, der Sieg noch nicht errungen wurde — Quand-même — die große Idee einer restlosen Vergeltung erlittener nationaler Schmach wird auf leisen Flügeln durch viele Generationen hindurch einer hoffnungsvolleren Zeit entgegengetragen. An allen Stellen, wo völkische Kraft erweckt und der Gedanke an das ruhmreiche Frankreich wachgehalten werden soll, erscheint im Geiste oder durch Flammenschrift an der Wand der Öffentlichkeit gezeichnet das stolze Wort: Quand-même. Nicht zuletzt muß die spezifisch-militärische Jugendvorbereitung in Frankreich als ein günstiger Faktor zur Erlangung nationaler Wehrkraft im Sinne dieses Trostspruches gedeutet werden. Schon kurz nach 1870 setzten Bewegungen dieser Art ein, und diese Strömungen flossen aus den volkstümlichen Turn- und Schützenvereinen in die breiten Massen des Volkes hinein. Die militärischen Dienststellen blieben zunächst stumm und gaben vor dem Jahre 1900 keinerlei Weisungen über Inhalt und Form einer Wehrerziehung. Aber von diesem Zeitpunkt ab findet diese militär-pädagogische Frage innerhalb der gesetzgebenden Körperschaften eine sehr deutliche Beachtung. Als oberstes Gesetz spricht ein ehemaliger Kriegsminister die planvolle Fortführung der moralischen und körperlichen Betätigungen der ersten Jugendjahre mit dem Wunsche aus, daß die allgemeine Körperkraft der Rekruten durch die Vorübungen so gefördert werden möchte, daß in Zukunft die Krankenhäuser nicht so sehr überhäuft werden durch die große Zahl derer, die sich den Anstrengungen der ersten Ausbildungsmonate nicht gewachsen zeigen. Die Betonung soldatischer Tugenden im Werdegang des jugendlichen Gemüts soll jeder antimilitaristischen Propaganda von innen heraus entgegenarbeiten. Man kann bei der Lektüre des Originaltextes sich des Eindrucks nicht erwehren, daß von der französischen Jugendbewegung auch eine wirksame Eindämmung antimilitaristischer Zeitströmungen erhofft wird. Es gehen die in neuerer Zeit sehr beachtenswerten Bestrebungen außerdem dahin, ein großes und in der Welt geachtetes, allen Forderungen und Schicksalsfällen gewachsenes Frankreich dadurch zu erzeugen,

daß die Jugend die erste Grundlage eines Volkes in Waffen bildet. Die militärische Vorbereitung soll in einem Alter beginnen, wo der junge Mann kräftig genug ist, eine Waffe zu tragen. Die Republik gilt für alle Zeiten als unbesiegbar, wenn vor der aktiven Dienstpflicht und nach der Entlassung aus dem Heeresverband der Franzose sich im Schießen und Turnen ohne Unterbrechung übt. Damit ergibt sich ein Volksheer, das neben dem Charakter der stehenden Streitkräfte noch die dauernde Übung nach schweizer Art in sich birgt. So war ein guter Boden theoretischer Erkenntnis für das wertvolle Samenkorn einer praktischen Verwirklichung gegeben.

Die ersten Schritte waren durch die Gesetze vom 27. Juli 1880 und vom 28. März 1882 erfolgt, die einen gesetzlichen Turnunterricht in allen Staats-, Gemeinde- und Kreisknabenschulen einführten, gleichsam als Ausgleich für die schon früher von fünf auf drei Jahre verkürzte Dienstzeit. Im Jahre 1882 vollzog sich die Organisation der sogenannten Schülerbataillone (bataillons scolaires), die jedoch wegen ihrer rein militärischen Eigenart innerhalb der Jugend niemals Begeisterung erwecken konnten. Den stärksten Antrieb erhielt die Frage mittelbar durch das Gesetz über die zweijährige Dienstzeit vom 21. März 1905. Der Artikel 94 kündigt ein besonderes Gesetz über die Jugendvorbereitung an. Darin soll eine gleichmäßige Turnausbildung auf allen Schulen verlangt und zugleich der Ausbau einer militärischen Jugendorganisation für alle jungen Leute zwischen 17 und 20 Jahren gegeben werden. Schon im Jahre 1903 wurde durch die Initiative des damaligen Kriegsministers André denjenigen Jungmannen nach vier Monaten aktiven Dienstes Beförderungsmöglichkeiten in Aussicht gestellt, die eine erfolgreiche Teilnahme an einem durch ministerielle Verfügung aufgestellten Lehrgang nachzuweisen imstande waren (Certificat d'aptitude militaire). Das Gesetz über die zweijährige Dienstzeit (1905) berücksichtigte in seinem Artikel 50 das „Certificat d'aptitude mititaire", indem die mit dieser Bescheinigung versehenen Achtzehnjährigen eine dreijährige Verpflichtung „le devancement d'appel" eingehen konnten mit der Aussicht, schon nach zwei Jahren entlassen zu werden, wenn sie späterhin eine Reihe festgelegter Übungen ableisten. Die Begünstigungen und die Zugkraft dieser Bestimmung lag in der Möglichkeit einer frühzeitigen Erledigung der Heerespflicht, ein Umstand, der im Getriebe des wirtschaftlichen Lebens Vorteile bietet. In der Folge gab ein Rundschreiben des Kriegsministeriums vom 19. Februar 1907 Wege an für die Durchführung des Schießunterrichts an den Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten. Mit der größten Sorgfalt sollen geeignete Unteroffiziere als Lehrpersonal ausgewählt und der ganze Lehrgang durch einen Offizier geleitet und überwacht werden. Inzwischen hatten sich in den verschiedensten Landesteilen Gesellschaften zur praktischen Förderung der militärischen Vorbereitung gebildet. (Sociétés de préparation militaire). Eine ministerielle Äußerung vom 7. November 1908 gibt diesen Gesellschaften amtliche Richtlinien für die Organisation und den

Dienstbetrieb an und bestimmt die von dem jungen Franzosen zu fordernden körperlichen und militärischen Fähigkeiten, wenn auf die Erlangung des Befähigungszeugnisses, des „brevet d'aptitude", Wert gelegt wird. In dem gleichen Schriftstück erhalten die von der Regierung anerkannten Gesellschaften neben einer Anzahl Berechtigungen das Anrecht auf die Namensführung: „Sociétés aggrées par le Gouvernement", mit der gekürzten Bezeichnung S. A. G. Der auffallendste Markstein auf dem Wege zur Förderung der Wehrhaftigkeit der französischen Jugend ist in dem Gesetzentwurf vom 5. Juni 1908 zu erblicken, der den Landständen die Einführung einer gesetzlichen Verpflichtung zur Teilnahme an den Übungen der militärischen Vorbereitung für alle Jugendlichen eines bestimmten Altersabschnittes vorschlägt. Der in Frankreich sehr häufige Wechsel der Ministerien hat den Vorschlag noch nicht zum Gesetz werden lassen; jedenfalls aber war die öffentliche Meinung durchaus für einen solchen Gang der Dinge, und es ist mit größter Sicherheit anzunehmen, daß nach dem Kriege die Würfel in dieser Richtung fallen werden. Immer deutlicher gaben die Regierungskreise ihre hohe Wertschätzung einer militärischen Jugendvorbereitung durch die Einführung weiterer Vergünstigungen kund. Das Gesetz vom 7. August 1913 verlieh den Besitzern des „certificat d'aptitude militaire" insofern einen noch nachdrücklicheren Vorteil, als sie den Truppenteil wählen können, bei dem sie mit dem achtzehnten Lebensjahr die dreijährige Verpflichtung des „devancement d'appel" eingehen wollen. Im Jahre 1913 ging Frankreich unter dem Druck Rußlands wieder zur dreijährigen Dienstzeit über; trotzdem wurde an dem Ausbau der militärischen Jugendvorbereitung eifrig weitergearbeitet. Man sah die großen Vorteile einer körperlichen Vorbildung wohl ein, man freute sich unter den Besitzern des „brevet d'aptitude militaire" geeignete Anwärter für die niederen Chargen zu finden, und man hoffte nicht zuletzt auf dieser Bahn die nationale Flut ins Steigen zu bringen. (La préparation militaire entretient dans le peuple et dans les masses les vrais sentiments de patriotisme). Durch eine Bestimmung vom 15. Oktober 1913 wurden in allen einundzwanzig Armeekorpsbezirken Posten im Range von Divisionsgenerälen geschaffen, denen außer den Reserveformationen die militärische Jugendorganisation ihres Bezirks unterstellt wurde. Diese Offiziere leiten in militärischen Fragen die S. A. G. und die Schießvereine ihres Korpsbezirks. Dadurch haben sich Regierung und Kriegsministerium einen starken Einfluß auf die Entwicklung dieses Wehrproblems gesichert. Es ist auffallend, mit welcher Begeisterung die Bürger sich überall zu Vereinigungen im Sinne der Regierungsbestrebungen zusammenscharten. Zu Hunderten wuchsen Gesellschaften aus dem französischen Boden hervor. Sie vereinigten sich unter dem Einfluß der allgemeinen großen Idee einer Steigerung der nationalen Volkskraft und stark durchdrungen von dem Hoffnungsspruch „Quand-même" zu einem mächtigen Verbande „sous le titre unique d'Union des sociétés de préparation militaire en France".

Ihr klar umrissenes Programm legt auf die Schießübungen mit dem Infanteriegewehr einen ganz besonderen Wert. In zweiter Linie wird die Marschfähigkeit und die Förderung der physischen Gewandtheit betont; alles aber wird umwoben von dem häufigen Hinweis auf die Erhaltung und Mehrung des militärischen Geistes, glühender Begeisterung und selbstloser Vaterlandsliebe. Im praktischen Betrieb wird den verschiedensten Faktoren wie Klima, Landessitten, Berufsleben, körperliche und geistige Vorbildung Rechnung getragen. Eine Übung wöchentlich von höchstens zwei Stunden (außer bei Märschen) soll die Regel bilden. Als gewöhnliche und praktischste Versammlungszeit wird erfahrungsgemäß ausdrücklich der Sonntag genannt. Im Oktober und November werden Turnen, militärische Einzelausbildungen und die den Schießdienst vorbereitenden Übungen berücksichtigt. Die Monate des Winters und des ersten Frühjahrs sind theoretischen Unterweisungen über die Schießlehre, das Kartenwesen, die staatsbürgerliche Erziehung, die Körperpflege, die Folgen des Alkoholgenusses und der Geschlechtskrankheiten, die französische Kolonialmacht und den Krieg 1870/71 zugedacht. Von Mitte März oder April ab sollen die praktischen Tätigkeiten des Schießdienstes, des Kartenlesens im Gelände, der Geländebeurteilung und Geländebenutzung und der Übungsmärsche in den Vordergrund treten. Schieß- und Marschdienst wird mit großem Nachdruck für diejenigen jungen Leute regelmäßig abgehalten, die im Oktober des laufenden Jahres eingezogen werden. Als eine besonders wichtige Aufgabe der Führer gilt das Erforschen und die Beeinflußung der jugendlichen Seele, damit eine mutige, vaterlandsliebende, kameradschaftlich fühlende, an Gehorsam und soldatische Zucht gewöhnte Jugend über die Schwelle der Armee tritt. Eine Reihe von Sportausübungen (Radfahren, Schwimmen, Skifahren, Schlittschuhlaufen, Ballspiele, Degenfechten und Bogenschießen) sollen eine über dem Durchschnitt stehende Geschicklichkeit und vielseitige Körperausbildung erzeugen. Zur Abwicklung des ganzen Programms werden nach französischer Meinung ungefähr drei Jahre, mindestens aber zwei Jahre nötig sein. Für die Zweige der Schießausbildung werden auch für den begabten und geschickten Schüler mindestens zwei Ausbildungsjahre gefordert. Es erscheint vielleicht in diesem Zusammenhang nötig, darüber nachzudenken, ob das in Frankreich geübte Bogenschießen nicht auch eine gute Augengewöhnung und Zielübung für die deutsche Jugend werden könnte. Das französische Programm ist von Anfang an dadurch auf eine breite und sehr volkstümliche Basis gestellt worden, daß neben den eigentlichen Vereinen zur militärischen Jugendvorbereitung fast jeder Turn- und Schießverein eine, sagen wir einmal, besondere Wehrabteilung besitzt. (Sections annexées.) Wenn auch in Deutschland aus der Schöpfungskraft unserer Turn- und Schießvereine vereinzelt Ähnliches hervorgegangen ist, so dürfen wir nicht vergessen, daß in Frankreich alles dies unter der unmittelbarsten Leitung und Aufsicht der Regierungsbehörden und militärischer Dienststellen vor sich geht.

Was in der emsigen Tätigkeit der Vereinigungen aller Art in den sehr methodisch aufgebauten Lehrgängen erreicht wird, tritt alljährlich bei der Abnahme des brevet d'aptitude militaire vor den Augen der maßgebenden Faktoren in die Erscheinung. In der Tat ist der Besitz dieses Prüfungszeugnisses für die Armee und den jungen Franzosen von erheblichem Nutzen. Es setzt ihn in den Stand, ein „devancement d'appel" einzugehen und läßt ihn auch bei normalem Eintritt innerhalb seiner Jahresklasse einen Truppenteil auswählen. Im Truppenverbande selbst haben alle Träger des brevet d'aptitude das Anrecht auf eine Beförderung zum Korporal oder Brigadier schon nach 4 Monaten. Auch bei besonderen Verwendungen als Musiker oder Radfahrer erhalten die Geprüften das Vorrecht. Die Prüfungskommissionen bilden sich bei den einzelnen Truppenteilen, sie bestehen aus aktiven Offizieren, z. B. aus einem Major, einem Hauptmann und einem Leutnant. Die Prüfung kann auch nach dem Eintritt ins Heer, in den ersten zehn Tagen nach der Einstellung abgelegt werden. Die Mehrzahl der Kandidaten melden sich jedoch schon vor dem 1. Juni ihres Einstellungsjahres. Zwischen dem 1. und 31. Juli finden dann die Prüfungen statt. Die verlangten Leistungen dieses Examens sind wohl zu beachten. Die Notengebung als Urteilsmaß ist in der folgenden Stufenleiter festgelegt:

		0	Null
1	bis	3	Sehr schlecht
5	„	6	Schlecht
7	„	8	Mittelmäßig
9	„	10	Hinreichend
11	„	12	Ziemlich gut
13	„	15	Gut
16	„	19	Sehr gut
		20	Vorzüglich.

Das Zeugnis wird nur denjenigen ausgehändigt, die keine Zensur unter 7 erhalten und mindestens die Punktzahl 700 erreichen. Jede Note wird mit einem dem Dienstzweig eigenen Koeffizienten multipliziert. Die Summe aller dieser Teilprodukte ergibt die Punktzahl. Die meisten Übungen werden von allen Prüflingen gleichmäßig gewünscht. In einzelnen Zweigen tritt schon eine Teilung ein zwischen den Anwärtern für die Fußtruppen und denjenigen jungen Leuten, die ein Examen für den Dienst bei berittenen Formationen abzulegen gedenken. Die späteren Infanteristen müssen zwei Märsche von je 24 Kilometern, ohne Waffe und Belastung in weniger als sechs Stunden — den zweiten vierundzwanzig Stunden nach dem ersten —, ausführen. Die der Marschleistung entsprechende Punktzahl kann von zehn auf zwanzig erhöht werden, je nachdem der Prüfling imstande ist, fünfzehn Minuten nach dem Ende des zweiten Marsches eine Reihe von Hindernissen zu nehmen, deren Zahl und Beschaffenheit neben der allgemeinen Verfassung des Körpers nach

dieser Anstrengung die Höhe der Zusatzpunkte über der Normalzahl zehn bestimmen. Für die Prüflinge der berittenen Truppengattung wird an Stelle der Marschtüchtigkeit eine gewisse Reit- und Leitfähigkeit in allen Gangarten, aber nur in der Reitbahn verlangt, verbunden mit einigen Kenntnissen über den Bau und die Pflege des Pferdes. Beiden Gruppen gemeinsam und in demselben Grade wird die Schießprüfung abgenommen. Nach zwei Probeschüssen müssen in fortlaufender Reihe je sechs Kugeln im stehenden, knieenden und liegenden Anschlag abgefeuert werden. Scheibenart (Achsenscheibe) und Scheibengröße (zwei Meter im Quadrat) sind vorgeschrieben. Eine feste Schußweite ist nicht angegeben. Sie regelt sich vielmehr durch die Festsetzung, daß der Durchmesser des um den Mittelpunkt des Achsenkreuzes gelegten schwarzen Schießblechs ein Tausendstel der Schießdistanz betragen muß. Zwei Kreise, von denen der größere ein Zweihundertstel der Entfernung des Schützen als Durchmesser hat und ein kleinerer, der nur halb so groß ist, teilen die Scheibenfläche in verschiedene Abschnitte ein. Die Bewertung ist nach allen möglichen Abstufungen geregelt. Die Punktzahl 20 wird stets gegeben, wenn alle achtzehn Treffer innerhalb des kleineren Kreises liegen. Eine theoretische Wissensprobe über die allgemeine Theorie des Schießens, der Flugbahn, die Visierlinie, die Abgangsrichtung und Schußweite, die Bedeutung und Anwendung der Visiereinrichtung beschließt diesen Teil der Rekrutenprüfung. Im weiteren Verlauf werden sechs verschiedenen Gruppen entnommene Freiübungen geprüft. Je ein Lauf von 60 Metern in 10 Sekunden und von 2 Kilometern in 10 Minuten, ein Weitsprung von 3,20 Metern, ein Hochsprung von 1 Meter, beide ohne Sprungbrett und mit beliebigem Anlauf, sollen die allgemeine physische Verfassung und die erreichte Stufe körperlicher Geschicklichkeit zeigen. Die folgenden Prüfungsstoffe beziehen sich auf die Grundlagen eines angewandten Turnens im Gelände. Die Muskelstärke der Finger, der Handgelenke und der Arme wird durch Hangeln am Doppeltau bis zu 5 Meter Höhe und einige leichtere Übungen am Reck nachgewiesen. Wert legt man in Frankreich auf die Pflege des Boxens, von dem im Rahmen des brevet d'aptitude Arm- und Beinstoß mit der entsprechenden Abwehr gefordert wird. Mit diesen ziemlich vielseitigen Examensgegenständen ist die praktische Prüfung beendet. Aber noch ist der junge Mann nicht am Ziel: er muß weiterhin Sinn und Anwendung des Kartenmaßstabes und die einfachsten Regeln der Projektionslehre erklären können. Nur ein genaues Verständnis der Darstellung von Geländeformen durch Schichtlinien und Schraffierungen kann ihm bei den auf diesem Gebiete nicht geringen Anforderungen eine gute Note einbringen. Endlich soll der junge Franzose mit den Grundlagen einer gesunden Lebensführung im allgemeinen und mit all den Maßregeln vertraut sein, die im soldatischen Dienst bei großen Anstrengungen oder starken Einflüssen des Klimas und der Witterung beachtet werden müssen. Im Prüfungsplan der Gesundheitslehre stehen ausdrücklich Vorbeugung und Bekämpfung der ver-

breitetsten Volksseuchen, wie Tuberkulose, des Alkoholmißbrauchs und der Geschlechtskrankheiten. Es steht außer Frage, daß die erfolgreiche Ablegung dieser Wehrprüfung planmäßige Vorübungen in allen Zweigen und eine ernste Zusammenarbeit von Körper und Geist voraussetzt. Gewandt als Soldat ist der Franzose, der mit einer solchen körperlichen Durchbildung und geistigen Schulung in den Verband des Heeres eintritt.

Bei einer Anerkennung dieses geistvollen, mit praktischer Voraussicht und fachmännischer Klugheit entwickelten körperlichen Übungssystems auf militärpädagogischer Grundlage für den Bereich der landsturmpflichtigen französischen Jungmannen müssen wir zugleich die neueren Bestrebungen auf diesem Gebiete voll würdigen, die in Unterricht und Schrift die Bedeutung der moralischen Pflichten des werdenden Mannes der Jugend eindringlich zu Gemüte führen. Dem französischen Jüngling wird klar gemacht, daß nicht kriegerische Absichten die Richtung des Strebens nach Wehrmacht bestimmen, sondern ein Festhalten des ideellen, durch die hohen Grundsätze der französischen Revolution geschaffenen, tiefgehenden Einflusses des französischen Gedankens in der Welt. Die Erinnerung an trübe Zeiten bedingt eine ständige Stählung nationaler Kraft. „Nous conservons le souvenir de nos douleurs, de même que nous conservons celui de l'influence francaise, qui a lancé à travers le monde les grands principes de la Révolution . . . .“ Die Soldatenzeit muß eine mit Stolz getragene staatsbürgerliche Pflicht sein. Manneszucht geht aus dem Pflichtgefühl und der Vernunft hervor und gründet sich auf die Einsicht der notwendigen Bedürfnisse eines in glorreicher geschichtlicher Entwicklung in Besitz, Geist und Würde groß gewordenen demokratischen Staatswesens. Zudem verlangt das völlige Schwinden des ganz instinktiv begeisternd wirkenden Masseneinsatzes der Truppe auf kleiner Fläche aus den Methoden moderner Kriegsführung und der Vereinsamung des Soldaten im heutigen Gefecht eine so weitgehende äußere und besonders innere Durchbildung des einzelnen, daß schon im Gange der militärischen Vorbereitung auf die große Wichtigkeit selbständigen Handelns, auf die Kraft starker Willenstätigkeit und gesicherter sittlicher Stärke mit Nachdruck hingewiesen wird. Siegesgewißheit dank einer Überlegenheit des „esprit francais“ soll Wille, Herz und Sinne mit republikanischem Geiste erfüllen, um gegen jeden Gegner und überall das Vaterland zu verteidigen. Gründlich erfaßt, werden diese Faktoren durch die „S. A. G.“ in die Landesteile getragen, von allen Behörden kraftvoll unterstützt. Und um die volle Sicherheit solcher Lehrrichtungen zu verbürgen, werden in dem für die Hand der Jugend bestimmten, von einem Stabsoffiziere verfaßten Leitfaden Sinn und Bedeutung der sittlichen Grundlagen der Menschenpersönlichkeit leicht faßlich und sehr ausführlich behandelt.

Zu einer nach der Auffassung maßgebender deutscher Kreise zu starken Neigung verfrühten Anlernens bestimmter militär-technischer Formen und der mustergültigen Berücksichtigung ethischer Einwirkungen auf das junge Gemüt

kommt als dritter Pfeiler, auf denen das Gebäude der militärischen Vorbereitung ruht, die bewußte Pflege der Idee einer historisch begründeten staatsbürgerlichen Erziehung (éducation civique) hinzu. Das jugendliche Verständnis in staatlichen Angelegenheiten soll mit der wörtlichen Kenntnis der 17 Artikel umfassenden Proklamation der Menschen- und Bürgerrechte durch die konstituierende Versammlung vom 6. August 1789 eingeleitet werden. Solcherlei Worte machen auf das empfängliche Gemüt des Jünglings tiefen Eindruck, und er wird mit innerster Begeisterung diesen frischen Hauch der nationalen Geschichte in sich aufnehmen als einen heiligen Ansporn zur Erhaltung und Festigung dieser sturmumbrausten Gedanken seiner Ahnen. So wird eine in milderen Farben leuchtende Vergangenheit sinnreich verknüpft mit den Forderungen des Tages, das geistige Schwert der Jugend geschärft, die vaterländische Saite zum Klingen gebracht und der junge Franzose in den Verteidigungsdienst einer hehren Sache gestellt. Die mehr praktischen Fragen über die Regierungsformen, die gesetzgebende Macht, die ausübende Gewalt und die Gerichtsbarkeit werden in einer dem französischen Wesen eigenen, klaren und lebhaften Darstellungsart für das Selbststudium zusammengestellt. Immer und überall der gleiche und starke Ausdruck der herrschenden Staatsform und republikanischen Gesinnung. An die Betrachtung des Staatslebens schließt sich die genaue Beschreibung der Heeresorganisation, der Zusammensetzung der heimatlichen und kolonialen Streitkräfte, sowie des Ersatzgeschäftes an. Auch hier Weitsicht in Plan und Aufbau mit dem fernen, dumpf, aber deutlich vernehmbaren Grollen des Quand-même.

Von neuem ruft das Vaterland

zum Kampf in der Heimat!
Auch dieser Kampf muß gewonnen werden. Die letzte Hoffnung der Feinde: uns finanziell niederzuringen – werde zuschanden! Deshalb muß jeder Deutsche Kriegsanleihe zeichnen, soviel er kann – auch der kleinste Betrag hilft den Krieg verkürzen! Kein Deutscher darf bei dem Aufmarsch der Milliarden fehlen!

Auskunft erteilt bereitwilligst die nächste Bank, Sparkasse, Postanstalt, Lebensversicherungsgesellschaft, Kreditgenossenschaft.

Das deutsche Soldatenlied im Felde

Von Professor Dr. Robert Petsch

Die deutsche Lyrik hat zwar durch den Weltkrieg keinen überwältigenden Aufschwung erfahren, aber sie hat sich den großen Ereignissen gewachsen gezeigt. Was die letzten Jahrzehnte sich an neuen Gefühlswerten und Ausdrucksmöglichkeiten erobert hatten, ist besonders unter dem mächtigen Eindruck des ersten Kriegsjahres dem dichterischen Ausdruck des Erlebnisses zugute gekommen, sodaß ein vorsichtiger Beurteiler wie Walter Brecht*) der Kriegsdichtung unserer Tage nachsagen durfte, daß sie hinter derjenigen früherer Zeiten, besonders etwa des Siebenjährigen und des Befreiungskrieges, geschweige denn des Jahres 1870/71 keineswegs zurückstehe. Aber diese Kriegsdichtung, an der auch deutsche Frauen hervorragenden Anteil haben,**) ist doch nur zum kleinen Teil sangbar und soweit volkstümlich gehalten, daß sie in den Mund des Volkes und zumal des Heeres eindringen konnte. Von der Kriegsliederdichtung ist also die Betrachtung des wirklich gesungenen Soldatenliedes wohl zu scheiden. Mit jenen wird sich die zeitgenössische Literaturgeschichte vor allem zu befassen haben, mit diesen die Volkskunde, aber auch die Kriegsgeschichte. Denn was und wie unsere Soldaten singen, ist ein deutliches Kennzeichen für den Geist im Heere und darum der steten Aufmerksamkeit unserer Heeresverwaltung gewiß.

Das Lied hält die Gesamtheit auf dem Marsche und im Lager zusammen, es spinnt zarte und doch unzerreißbare Fäden zwischen der Front und der Heimat, um derentwillen der Soldat im Felde steht, es dient aber auch unmittelbar den Zwecken der kriegerischen Ausbildung. Schon 1870 war ein trotz einer gewissen Neigung zur Phrase so unmittelbar packendes Lied wie die „Wacht am Rhein" ein köstlicher Besitz, dem die Franzosen mit ihren Chansons nichts gleichwertiges an die Seite zu setzen hatten. Der heutige Krieg aber stellt doch noch ganz andere Anforderungen an die Nerven und an den moralischen Mut des einzelnen Mannes aus dem Volke. „Darum ist gerade heut das Lied und seine Pflege für die Truppe so bedeutsam und insbesondere für ihre Moral so wichtig. Einer Truppe, die frisch und gut, sowie rhythmisch singt, bringt der höhere Vorgesetzte ohne weiteres Vertrauen entgegen. Daher

*) Deutsche Kriegslieder sonst und jetzt. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1915.

**) Besonders hervorzuheben etwa Ina Seidels neue Sammlung: „Neben der Trommel her". Berlin, E. Fleischel u. Co., 1916.

die Gesangsübungen im Heere, die auch jetzt im Kriege, wo es immer die Verhältnisse gestatten, vor allem auch bei der Truppenausbildung, mit besonderem Eifer gepflegt werden. Da wird uns von Übungsplätzen hinter der Front berichtet, daß es für schlechtes Singen Nacherexerzieren gibt, und bei den auszubildenden Truppen übt man direkt Gesang im Marschieren, um Gesang und Marschschritt zusammenzupassen." So faßt die Erfahrungen vieler Beobachter aus den verschiedensten Dienstgraden und Stellungen einer der aufmerksamsten und liebevollsten Beobachter des Volksliedes in seinem Werden und Wandern zusammen — Professor John Meier in Freiburg i. B., der Leiter des großen deutschen Volksliedarchivs, der erst kürzlich Aufrufe zur Verzeichnung der bei unsern Truppen gesungenen Lieder in den wichtigsten Tagesblättern ausgehen ließ,*) und der nun auf Grund des bisher gesammelten Stoffes im knappen Überblick eine fesselnde und genußreiche Darstellung des „Deutschen Soldatenliedes im Felde" gegeben hat.**)

Aus den reichen Mitteilungen, die dieser Darstellung zugrunde liegen, entnehmen wir mit aufrichtiger Freude, daß es jener etwas gewaltsamen Aufforderungen zum Singen an unsere Soldaten nur in den seltensten Fällen bedarf. Im allgemeinen regt sich überall die deutsche Sangeslust und ermöglicht dem Kundigen einen unmittelbaren Einblick in die Seele und in die augenblickliche Stimmung der Truppe. Dabei ist es ziemlich gleichgiltig, ob das, was gesungen wird, auch an Ort und Stelle entstanden oder von fern oder nah übernommen worden ist. Nur in den allerseltensten Fällen werden sich unter den Soldaten selbst schöpferische Geister finden, die ein flottes, lebenskräftiges Lied auf ein kriegerisches Erlebnis zu erfinden vermögen. Das meiste, was von einzelnen oder von Gruppen gedichtet wird, geht wieder unter, sobald sich der ursprüngliche Zuhörerkreis aufgelöst hat, es sei denn, daß die Gedichte eine innere Bedeutung haben, die sie weit über den engen Kreis hinausträgt, oder daß sie sich gleich an eine größere Gemeinschaft wenden. Das letztere gilt von den Regimentsliedern, wie sie besonders einzelnen Offizieren gelungen sind:

Es gibt nicht Schöneres auf der Welt
Und kann nichts stolzer sein,
Als wie das tapfere Regiment
Reserve 109.

*) Wir empfehlen allen unsern Lesern angelegentlichst diesen „Aufruf zur Sammlung deutscher Soldatenlieder", der stets in jeder beliebigen Anzahl von Abzügen von dem „Deutschen Volksliedarchiv" in Freiburg i. Br., Bertholdstraße 17, kostenlos zu beziehen ist. Er beginnt mit den Worten: „Mit allen guten Geistern unseres Volkes hat auch das deutsche Lied unser Heer ins Feld begleitet. Es ist eine nationale Pflicht, seine Lieder künftigen Geschlechtern zu erhalten und zu zeigen, welch hohe Bedeutung sie im Kampfleben des Soldaten haben. Wir haben deshalb eine Sammlung der im gegenwärtigen Kriege gesungenen Soldatenlieder unternommen, die aber nur dann ein richtiges Bild geben kann, wenn alle mithelfen, die es können. Helfen auch Sie mit, indem Sie uns Lieder aufzeichnen und so gut als möglich die folgenden Fragen beantworten."

**) Trübners Bibliothek, Band 4. (Straßburg, Karl J. Trübner, 1916).

So beginnt ein frischer Sang, den der Generalleutnant Freiherr von Henning auf Schönhof nach einem alten Husarenliede gedichtet hat, das der Regimentskoch zu pfeifen pflegte.

Weitaus die meisten Lieder sind älteren Herkommens, werden aber zum Teil mit zeitgemäßen Abänderungen gesungen oder gar sehr frei erweitert und mit einander verbunden. Die Art nun, wie die Soldaten unbewußt aus der großen Masse des ihnen Überlieferten einzelnes auswählen und festhalten, eröffnen dem Kenner tiefe Einblicke in die Seele unserer Feldgrauen. Man würde sehr irren, wollte man glauben, daß unsere Soldaten viel von dem Hurrakitsch sich aneigneten, der in den ersten Kriegsmonaten durch die Spalten unserer Zeitungen ging; noch weniger aber pflegt der gemeine Mann das getragene, vaterländische Lied im engeren Sinn des Wortes. Im Anfange freilich, als Jünglinge der gebildeten Stände in Massen als Kriegsfreiwillige zu den Fahnen eilten, da drang der Liedervorrat der Wandervögel, der Turnvereine und der akademischen Verbindungen in die weitesten Kreise des Heeres und niemals wird in Deutschland der ergreifende Tagesbericht an Schillers Geburtstag 1914 vergessen werden, als ganze Regimenter, meist rheinische Studenten, unter dem Gesange „Deutschland, Deutschland über alles" die feindliche Stellung bei Langemark erstürmten. Mit dem Zusammenschmelzen dieser Art Rekruten und mit ihrer Abwanderung in die Offiziersaspirantenkurse sind aber diese Töne allmählich verstummt, und der Gesang der Soldaten spiegelt nun um so reiner jene Stimmung, mit der die große Masse unseres Volkes in den Kampf zieht.

Hier und „vor allem bei den aus der Landbevölkerung stammenden Soldaten haben wir nicht jenen Rausch der Begeisterung, wohl aber ruhige, stumme, unwiderstehliche Entschlossenheit, die auf die Dauer mehr wert ist", wie John Meier mit gesundem Verständnis sagt. Auch der Gesang dieser Kreise will eben als Ganzes gewürdigt werden, zumal die einzelnen Lieder an Wert hinter denen früherer Jahrhunderte zurückstehen. Alles, was mit dem wirklichen Kampfe, ja mit dem Dienst überhaupt zusammenhängt, erscheint dem Soldaten so handgreiflich nahe und so selbstverständlich, daß es zu keinem dichterisch-musikalischen Ausdruck gelangt. Allenfalls werden nach glücklich überstandener Gefahr, beim Abzuge aus schwieriger Stellung und in der Freude des Sieges ganz vereinzelt vaterländische und geistliche Lieder, dann aber die eigentlichen Soldatengesänge angestimmt, die den Stolz des Kanoniers auf seinen Truppenteil, des Baiern auf seinen Kontingent zum Ausdruck bringen. Aber selbst diese Lieder sind doch nur dann lebendig, wenn sie jene Töne anschlagen, die nun einmal unserm Soldaten am nächsten liegen, sobald es ihm überhaupt ums Singen zu tun ist. Man mag da über kitschige Sentimentalität und über eine gewisse Gedankenlosigkeit oder gar Verrohung schmälen, wenn man will: was aus der Tiefe des Soldatenherzens emporbringt und ihn zum Singen zwingt, ist immer wieder der Gedanke an die Heimat, an den Abschied und an das

Wiedersehn; wie beim Landvolk ertönen die schwermütigen Weisen vom Scheiden und von verlorenem Glück gerade dann, wenn man zu einer gewissen gemütlichen Fröhlichkeit gelangt ist und so schlägt denn auch die weiche Stimmung des Kriegers gar leicht in ausgelassene Lustigkeit um. Daß damit das wirkliche Seelenleben des Soldaten nicht erledigt ist, weiß jeder, der die Volksseele kennt, und unsre Feldgrauen sind darum nicht um einen Gran untüchtiger im Sturm und in der Verteidigung gefährdeter Stellungen, weil sie vorher noch voll inbrünstiger Sehnsucht gesungen haben:

Da rauscht es aus der Aisne
Mir tausendstimmig zu:
Parole, die ist Heimat,
Dann hat Reserve Ruh.

Wo überhaupt religiöses Gefühl vorhanden ist, da ist es darum nicht schwächer, weil unmittelbar auf einen ernsten Gesang wie „Ich bete an die Macht der Liebe" ein lustiges Trinklied folgt; und die Liebe zum Landesvater erleidet keinen Abbruch dadurch, daß ein Gesang zu seinen Ehren übergeht in „Ein Prosit der Gemütlichkeit". Dennoch kann Meier treffliche Beispiele für den unmittelbaren Zusammenhang zwischen Stimmung und Lied aufbringen. Ist es nicht ergreifend, was einer seiner Gewährsmänner berichtet: „Wir hatten einige Male Wache auf der berüchtigten Höhe 60 vor Ypern; davor der wunderbare Lillebeker See. Hier hörte ich zum ersten Male im Anblick des vom Monde beleuchteten Sees das Lied ‚Still ruht der See' singen mit einer Heiligkeit, als wären es Engelsstimmen, . . . und doch waren es nur drei deutsche Soldaten, die es sangen." Aber man darf sich eben nicht wundern, wenn diese zarten Töne plötzlich in ihr Gegenteil umzuschlagen scheinen. „Es findet dadurch die notwendige Entspannung des Gefühls statt, und deshalb darf man sich über derartiges nicht aufregen."

Nach alledem, was wir da über die Auswahl der gesungenen Lieder erfahren, kann es uns nicht wundern, wenn wir auch bei den merkwürdigen potpourriartigen Neuschöpfungen von Gesängen durch Zusammensetzung bekannter Weisen und Texte eine derartige Mischung von Ernstem und Heiterem, von hinschmelzender Sehnsucht und ausgelassener Lustigkeit oder Selbstironie antreffen. Auf diese Weise wird eben die Gleichgewichtslage des Gefühls hergestellt. Ein klassisches Beispiel dafür ist das vielerörterte Lied: „Ich hatt' einen Kameraden" mit der Gloria-Viktoria Fortsetzung, die nur ein Philister und Pendant dem Soldaten neiden kann. Meier bringt gerade für dieses Lied alles Erwünschte bei und greift von dem Einzelfalle immer wieder hinüber auf die Bildungsgesetze des Volksliedes überhaupt, wo eine einzelne Strophe oder ein Strophenteil, wenn auch in veränderter Fassung, zum Refrain erstarrt oder wo eine von Hause aus recht anders geartete Weise etwas gewaltsam in den Marschrhythmus gepreßt wird. So läßt sich der Abschnitt: „Gloria, Viktoria"

nach den Ermittlungen Max Friedländers auf ein 1864 verfaßtes Gedicht von Georg Hesekiel („Preußens Gloria") zurückführen und die Phrasen von den Vöglein im Walde und vom Wiedersehen in der Heimat stammen gewiß aus irgend welchem andern Volksliede oder volksmäßigen Kunstliede, das sich schon noch wird aufspüren lassen. Die Vertonung dieser Zeilen aber klingt unverkennbar an Knakes schönes Lied an: „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh?", das wieder mit dem alten Weihnachtsliede: „Ihr Kinderlein kommet" (weiterhin auch mit der englischen, ursprünglich aber sizilianischen Melodie: „Home, sweet home") zusammenhängt! Und die Auflösung in den Takten: „Die sangen so wunder-wunderschön" scheint wieder auf ganz andern Ursprung hinzuweisen, denn sie erinnert bedenklich an das studentische: „Bei uns gehts immer haste nicht gesehn". Aber weiter im Text! Der Gedanke des „Wiedersehens" will weiter ausgeführt werden und so kommt aus einem andern Liede der berlinische Refrain hinzu: „Wer weiß, ob wir uns wiedersehn, am grünen Strand der Spree", nach einer Lieblingsmelodie des Soldaten: „Ich schieß den Hirsch im wilden Forst". Und beim Wiedersehen denkt der Soldat an den Abschied von Hause und sofort stellt sich ein anderer sentimentaler Strophenteil ein, dessen Vorgeschichte man bei Meier nachlesen möge:

Ach Mädel weine nicht, sei nicht so traurig,
Mach deinem Kriegersmann das Herz nicht schwer,
Denn dieser Feldzug ist bald vorüber,
Wisch dir die Tränen ab und wein' nicht mehr.

Aber schon ist es der Tränenseligkeit zuviel. Die Stimmung des Soldaten überschlägt sich und das Ganze endet mit einer tollen Kapriole:

Denn dieser Feldzug ist ja kein Schnellzug,
Wisch dir die Tränen ab mit Sandpapier . . .

. . . wenn es nicht noch gröber kommt! Für den, der das Volk kennt, bedeuten diese Gesänge keine Entartung, sie entsprechen nur der besonderen Lage, in die das Volkslied unter militärischen und zumal unter kriegerischen Verhältnissen gerät. Alles, was wir sonst über Angleichungen, über das Zersingen und Verschmelzen, über das Umdichten und Variieren, über Aufbau und Verfall von Volksliedern hören, nimmt hier oft geradezu groteske Form an und doch verrät es allenthalben den Pulsschlag des Volkes, dessen bester und gesundester Teil ja gerade draußen in den Schützengräben und auf den stolzen Schiffen unserer Flotte steht. Nur keine Sorge, daß über der scheinbaren „Entartung" im Kriege das Volkslied „eingehen" könnte: unsere Krieger werden mit derselben, ja vielleicht mit noch größerer Liebe wie früher zum echten Volkslied zurückkehren, wenn ihr kühnes Ringen den verdienten Erfolg gefunden haben wird.

Und wenn es dazu kommt, so wollen wir dankbar eines Bundesgenossen gedenken, der einen nicht geringen Teil am Gelingen hat, des „deutschen Soldatenliedes im Felde“.*)

*) Zur Erhaltung und Wiederbelebung des echten Volksliedes werden alle Sammlungen beitragen, die Wort und Weise schlicht und mit gediegener Sachkenntnis treu nach dem Volksmunde wiedergeben und durch geschmackvolle Ausstattung auch das Herz erfreuen. Als eine mustergiltige Leistung dieser Art, die sich noch dazu durch einen sehr billigen Preis empfiehlt, dürfen wir die „Alten und neuen Lieder mit Bildern und Weisen“ bezeichnen, die mit Unterstützung seitens des deutschen Kaisers entstanden sind und soeben im Inselverlage zu Leipzig zu erscheinen beginnen. Unsere hervorragendsten Volksliedkenner, wie J. Bolte, Max Friedländer, John Meier, Friedrich Panzer und Max Roediger haben sich um Auswahl und Herstellung der Texte und Weisen verdient gemacht und fast jede Nummer ist mit einem wohlgelungenen Bilde geschmückt. Besonders muten uns die lieben Holzschnitte L. Richters im 1. Bändchen an. Die drei andern bisher erschienenen Hefte sind von Übbelohde, von Kalckreuth und Slevogt illustriert. Jedes Heft kostet 30 Pfennig.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Dr. MICHAELIS'
Paedagogium Waren
i. Mecklb. am Müritzsee
Schnelle gewissenhafte Vorbereitung für die Einjährigen-, Prima- u. Reifeprüfung
und
Paedagogium Rheinsberg
(Mark)
Höhere Privatschule mit Internat (z. Zt. VI—II).
Beide Anstalten zwischen Wasser und Wald sehr gesund gelegen. Besonders für Schüler, die spez. Förderung und Obhut bedürfen. Gründlicher Unterricht in kleinen Klassen und Kursen. Vorzügliche Verpflegung. :: :: :: Man verlange Prospekt.

Finanzen nach dem Kriege

Von Jan Eyſſen

Jedesmal, wenn Deutſchland zu einer neuen Anleihe ſchreitet, geben ſich die „Sachverſtändigen“ in London und Paris redliche Mühe, im „Economiſt“ und „Economiſt européen“ nachzuweiſen, daß wir vor einer finanziellen Kataſtrophe ſtünden. Zweierlei Hoffnungen werden eben auf dem anderen Ufer gehegt: daß wir entweder finanziell oder ökonomiſch zuſammenbrechen. Oder beides zugleich. Erſt am 29. Auguſt brachte der „Telegraaf“, deſſen Abhängigkeit vom Englandblock bekannt iſt, einen Aufſatz über Deutſchlands neue Ernte, deſſen Schlußſätze die beſtimmte Erwartung formulierten, daß die Ernte von 1917 unbedingt den Zuſammenbruch Deutſchlands bringen müſſe. Es fehle an Kunſtdünger, beſonders an Stickſtoff, ferner reichten auf die Dauer die Arbeitskräfte nicht aus, um den notwendigen Umfang der Produktion aufrechtzuerhalten. Die Rechnung iſt ja nicht neu, und wir wiſſen auch, wie ſie entſtanden iſt. In England ſind Auszüge aus den Statiſtiſchen Jahrbüchern für das Deutſche Reich in Überſetzungen verbreitet, die dartun ſollen, daß Deutſchland unter allen Umſtänden einmal den Zuſtand ökonomiſcher Erſchöpfung erreichen müſſe. Wenn nicht in zwei, dann in drei oder vier Jahren. Vorſchub hat dieſer Anſicht auch ein Aufſatz im „Nauticus“ 1914 geleiſtet, der leider noch rechtzeitig nach England gelangte und der mit vielen abwegigen Schlüſſen bewies, daß Deutſchland mit einem Drittel ſeines Nahrungsmittelbedarfs auf das Ausland angewieſen ſei, daß eine vollſtändige Blockade uns alſo wohl niederringen könne.

So lange das nicht erreicht iſt und wir wiſſen, daß dieſer Zuſtand niemals erreicht wird, wenn wir nur gelaſſen bleiben, Einſchränkungen ruhig hinnehmen und den von ethiſchen Hemmungen jeder Art befreiten Kriegsprofitlern die Rieſengewinne durch Zuſchläge bei der Einkommen- und Vermögensſteuer rechtzeitig wieder abnehmen, ſo lange werden die Gelehrten der Londoner City für

den eigenen Gebrauch immer wieder vorhalten, daß wir unsere finanziellen Hilfsquellen vollständig ausgeschöpft haben. Tatsächlich hat der Krieg dem Block der Zentralmächte absolut und relativ weniger finanzielle Lasten auferlegt als England und seinen Verbündeten. Vor dem Krieg war der Stand der Staatsschulden:

	Milliarden Mark		Milliarden Mark
Deutschland (Reich und Bundesstaaten*) . .	21	England	14,4
Österreich-Ungarn . . .	15	Frankreich	26,3
Türkei, Bulgarien . . .	3	Rußland	20,—
	39	Italien	12,—
		Rumänien	1,6
			74,3

Kriegsanleihen seit 1. August 1914:

	Milliarden Mark		Milliarden Mark
Deutschland	36	England	46,—
Österreich-Ungarn . . .	11	Frankreich	32,—
Türkei und Bulgarien .	1	Rußland	22,—
	48	Italien	5,4
			107,4

Sie veränderten den Stand der Staatsschulden am 1. September 1916 in folgender Form:

	Milliarden Mark		Milliarden Mark
Deutschland	57	England	60,4
Österreich-Ungarn . . .	26	Frankreich	58,3
Türkei und Bulgarien .	4	Rußland	44,—
	87	Italien	17,4
			180,1

Während die Zentralmächte ihre Anleihen hauptsächlich auf langfristigen Terminen abschlossen, haben England, Frankreich und Rußland alte und neue Kreditoperationen vornehmen müssen, mit dem Ergebnis, daß rund zwei Drittel ihrer Kriegsanleihen von 107,4 Milliarden Mark als fließende Schulden anzusprechen sind. Allerdings wirkt dabei die verschieden geartete Organisation der Kapitalmärkte mit. Während Deutschland vorzog, den Nettoüberschuß des Volkseinkommens in heimischen industriellen Neuanlagen, in Pfandbriefen und Sparkassen unterzubringen, pflegten England und Frankreich die Kapitalanlage im Auslande. Daß es infolgedessen den Westmächten nicht oder nur schwer gelingt, ihre Kriegskosten in festen Schulden zu fundieren, läßt nicht den Schluß zu, als ob sie auf dem eigenen Markt nicht genügend Vertrauen fänden oder gar, daß die Reserven erschöpft seien. Die Sorgen der City sind vielmehr anderer Natur. Die Westmächte sind nicht entfernt in der Lage, den Bedarf an Kriegs-

*) Durch den Wert der staatlichen Eisenbahnen nahezu gedeckt.

materialien aller Art selbst herzustellen. Dafür haben sie die berühmte Formel aufgebracht, daß ihnen die Hilfskräfte der ganzen Welt zur Verfügung stünden. Das ist richtig, mit dem Nachsatz, daß der Gebrauch der Kräfte teuer bezahlt werden muß, so teuer, daß er in absehbarer Zeit zu einer finanziellen Erschöpfung der Westmächte führt. Sie ziehen es vor, ihre Operationen mit den Vereinigten Staaten hinter dichten Schleiern vorzunehmen. Allein wir wissen doch, daß die Union seit Beginn des Krieges für rund 12 Milliarden Mark Kriegsmaterial aller Art lieferte, daß England und Frankreich sie bezahlten, indem sie Milliarden an Auslandswerten abführten. Die Liste der Auslandswerte, die das englische Schatzamt als Sicherheiten in New York hinterlegt, umfaßt außer südamerikanischen Werten auch schon Stadtanleihen europäischer Hauptstädte, wie Kopenhagen und Stockholm. Das legt den Schluß nahe, daß die Bestände an Werttiteln der nordamerikanischen Union, die England im Besitz hatte, erschöpft sind.

Das bis 1914 in den Vereinigten Staaten angelegte englische Kapital wurde auf 12 Milliarden Mark geschätzt. Diese 12 Milliarden müssen also wohl in der Hauptsache zurückgeflossen sein, zumal die Liste der nordamerikanischen Werte fast vollständig war. Das vor dem Krieg im Auslande (ohne Kolonien) angelegte britische Kapital betrug rund 40 Milliarden Mark. Es wäre wichtig, festzustellen, wie hoch die Summen sind, die England bis heute an Auslandswerten abgestoßen hat. Die Zinsen und andere Dienste der Kapitalanlagen im Auslande waren bislang eine der Säulen der englischen Zahlungsbilanz. Wenn sie schwach sind, rüttelt das an den Fundamenten der Londoner City, da England mit den Erträgnissen der Zahlungsbilanz nicht nur das Passivum der Handelsbilanz deckte, sondern auch noch einen Überschuß besaß, der in der Regel immer wieder zu Neuanlagen benutzt wurde. So wie England die Technik des Finanzkapitals ausgebildet hatte, brachte es ihm nicht nur Zinsen, sondern auch Gewinne, da mit der Hergabe die Verpflichtung zur Abnahme englischer Fabrikate verbunden war. Auf diesem Wege macht England gerade den vielumworbenen südamerikanischen Markt von sich abhängig.

Nun hat das britische Schatzamt neuerdings auf die Liste der verpfändeten Werte vornehmlich südamerikanische Anleihen gesetzt. Es sind darunter sämtliche seit 1889 in London abgeschlossene Anleihen Argentiniens, ebenso die Chiles seit 1885. Mit der Verschärfung dieser Werte an die nordamerikanische Union schreitet die Entwicklung kräftig fort, die Englands Handelssuprematie in Lateinisch-Amerika brechen muß. Mißliebig hatte es die Londoner City schon aufgenommen, daß die A B C-Staaten ihren Kapitalbedarf in Wallstreet und nicht mehr in Lombardstreet deckten. Rund 350 Millionen Mark hat New York bereits in Argentinien angelegt. Andere amerikanische Banken haben die übrigen A B C-Staaten pousstiert, wie das Bankhaus Chandler u. Co in Philadelphia, das mit der chilenischen Regierung im Juli eine Anleihe von 120 Millionen Mark zu 6 Prozent abschloß, die zum Bau von Eisenbahnen verwendet werden sollen. In Argentinien sind Englands Kapitalinteressen auf 7,5, in Brasilien

auf 3,6, in Chile auf 3,2 Milliarden Mark zu schätzen. Dieser Milliardenabfluß hat zwar unmittelbar den Erfolg, daß er für alle Welt sichtbar den Sterlingkurs hält, aber nur so lange, als diese außerordentlichen Verhältnisse anhalten. Indessen ist der Prozeß der Verschärfung der Werte nicht beendet. Der Krieg soll nach englischen Versicherungen noch Jahre dauern. Der englische Schatzkanzler hat vor einigen Wochen im Unterhaus erklärt, die Kriegskosten würden Ende März 1917 für Altengland auf 69 Milliarden Mark gestiegen sein, was nicht zu schrecken brauche, weil das britische Nationaleinkommen rund 56 Milliarden betrage. Dabei hat der ehrenwerte Herr die erste Summe erheblich unter- und die zweite Summe überschätzt. Die Kriegskosten Englands und seiner Verbündeten betragen jetzt täglich rund 280 Millionen Mark, die England in der Hauptsache unmittelbar oder mittelbar zu decken hat, da sowohl Rußland, als auch Frankreich und Italien am Ende ihrer Kräfte angelangt sind. Für den Monat wären also rund 8,4 Milliarden Mark Kriegskosten zu decken, die allerdings zum Teil in den Ländern der Kriegführenden für den selbst hergestellten Bedarf bleiben, zum anderen Teil aber nach den Vereinigten Staaten wandern. Es ist wahrscheinlich, daß bis Ende März rund 22 Milliarden Mark nach der Union abgeflossen sein werden, zumal die Munitionslieferungen usw. seit Frühjahr 1916 durchschnittlich rund 400 Millionen Mark für den Monat betragen. Daß sich die Amerikaner alles gut bezahlen lassen, rücksichtslos die Preise in die Höhe treiben, das ist die Schattenseite des Geschäftes für die Alliierten und wofür die probritischen Stimmungen in der Union nicht einen gleichwertigen Ersatz bieten.

Indessen handelt es sich für Altengland darum, ob es nach dem Kriege die Absicht ausführen kann, die verschärften Werte wieder einzulösen. Jahr für Jahr müßten Milliarden dafür mobil gemacht werden, mit dem Erfolg, daß der Sterlingkurs auf New York ungünstig stünde. Dazu wirkt mit, daß der englische Handel mit der Union immer passiv war, daß z. B. 1913 der amerikanische Import den britischen Export nach der Union um rund 2,2 Milliarden Mark überstieg. Vor dem Kriege hatten die Vereinigten Staaten Verpflichtungen aus Kapitalanlagen, die durch den Besitzwechsel amerikanischer Werte im Kriege einfach fortfallen. Steht aber der Sterlingkurs auf New York ungünstig, dann muß England den Import aus der Union erheblich teurer als unter normalen Verhältnissen bezahlen. Dieser Umstand ist bei der Diskussion über den „Wirtschaftskrieg" so gut wie gar nicht beachtet worden. Die Waffe, die England damit gegen uns schmieden will, ist stumpf. Wenn es mit seinen Verbündeten in eine praktisch undurchführbare Zollunion träte, so müßten die Zollschranken sich auch gegen die Neutralen richten. Ist der Sterlingskurs auf New York ungünstig, und er muß es sein, wenn England seine Pfänder auslösen will, muß England selbst die Halb- und Ganzfabrikate in der Union teuerer bezahlen, als es sie in Deutschland erhalten könnte. Was wieder zur Folge haben würde, daß England auf dem Weltmarkt distanziert wäre, weil es nicht mehr zu konkurrenz-

fähigen Preisen anbieten kann. Diese Gefahr hat die City allerdings auch erkannt, vermeidet aber, offen darüber zu reden. Der Abwendung der Gefahr diente die Pariser Konferenz, die die Verbündeten zu einer wechselseitigen Befruchtung ihrer ökonomischen Energien veranlassen soll. Allein England verfolgt auch dabei unmittelbar seine eigenen Interessen, wenn es sein muß, auf Kosten seiner Waffengefährten von heute. Bezeichnend hierfür ist ein Aufsatz, der am 9. September 1916 im „Economist" erschien. In akademischer Form werden in ihm die Handelsbeziehungen Englands und Rußlands untersucht, erwähnt, daß Rußland einmal der Weizenlieferant Altenglands war, daß es im Fall einer Mißernte in Nordamerika oder Australien sogar noch 1904, 1905 und 1910 ausgeholfen habe. Der Aufsatz entdeckt dann förmlich, daß Rußland als Lieferant von Nahrungs- und Genußmitteln und von Rohstoffen weit hinter den Vereinigten Staaten stehe. Daß die Dardanellen zuvor erobert werden müssen, ist für den „Economist" mehr Tatsache als Voraussetzung. Der Zweck der Übung enthüllt sich damit: England braucht für Nahrungsmittel und Rohstoffe einen Lieferanten, dem es nicht verschuldet ist; es will der Gefahr ausweichen, von der nordamerikanischen Union abhängig zu werden. Und da Rußland erhebliche Verpflichtungen gegenüber London hat, deckt es diese zum Teil durch Warenausfuhr. Mit Abänderung des Abzuändernden gelten diese Verhältnisse auch für Frankreich. Es hat ebenfalls einige Milliarden in der Union verpfändet; der tatsächliche Betrag läßt sich nicht feststellen, ist keineswegs aus den offiziellen Angaben zu entnehmen. Eher sind Schlüsse aus der Höhe des Notenumlaufs in Frankreich möglich, wenn man die Neigung der Franzosen zur Thesaurierung berücksichtigt. Der Notenumlauf hat 13 Milliarden Mark bereits überschritten, obschon er nur für eine Bevölkerung von 36 Millionen bestimmt ist. Wenn trotzdem die französische Valuta als relativ günstig bezeichnet werden kann, so erhellt daraus, daß nicht die Inflation mit Papiergeld allein die Ursache der gewichenen Wechselkurse sein kann. Dies behauptet unter anderen auch Professor Gustaf Cassel in seiner Studie über Deutschlands wirtschaftliche Widerstandskraft, in der er die Erklärung für die ungünstige Valuta Deutschlands in der Überflutung mit Papiergeld sucht. Das ist schon als Tatsache nicht richtig, weil der Notenumlauf in Frankreich relativ und absolut höher ist. Trotzdem darf nicht verkannt werden, daß ein Zusammenhang der ungünstigen Valuta Deutschlands mit seinen Geldverhältnissen besteht. Hier offenbart sich die Schädlichkeit und Gemeingefährlichkeit der Preistreibereien. England hat einen hoch ausgebildeten bargeldlosen Zahlungsverkehr, der ihm ermöglicht, die Banknotenausgabe auf ein unerläßliches Maß zu beschränken. Daß wir ebenso zu dieser Sitte übergehen müssen, ist nicht nur eine kriegswirtschaftlich gebotene Notwendigkeit, sondern muß eine dauernde Einrichtung und Gewohnheit bleiben. Unsere Valuta beeinflußt das nur mittelbar; ihre Verbesserung wird die Aufhebung der Blockade und den freien Eingang zu den Weltmärkten bringen. Wobei aber damit zu rechnen ist, daß die vor dem

Krieg geltenden Pariverhältnisse nicht wieder erreicht werden, weil die internationalen Verschiebungen auf dem Geldmarkt zu tief und zu nachhaltig sind. Die Leidtragenden sind vornehmlich England und seine Verbündeten, weil die während des Krieges eingegangene Verschuldung nach dem Kriege in den Wechselkursen zum Ausdruck kommen muß. Das Höchstmaß wirtschaftlicher Erzeugung, das wir vom Weltmarkt abgeschlossen leisten, hat durch die Preistreibereien zwar einen größeren Wert bekommen, der sich aber nur gegen uns richtet. Und dieser „größere" Wert hat sein Spiegelbild in den Wechselkursen.

Andersgeartet sind die Verschuldungen Rußlands und Italiens, aber nur im Ziel, nicht dem Grunde nach. Während die Westmächte ihre finanziellen Reserven zu Gunsten der Vereinigten Staaten mobilisierten, sind Rußland und Italien Verpflichtungen in Paris und London eingegangen, deren tatsächlicher Umfang aus den amtlichen Veröffentlichungen nicht festzustellen ist. Rußland hängt allein in London mit mehr als drei Milliarden Kriegspromessen, während die Verschuldung gegenüber Frankreich vor dem Kriege schon auf 17 Milliarden Mark berechnet wurde, zu der sich während des Krieges die von der Bank von Frankreich vorgeschossene Kuponzahlung gesellt, die mit andern Leistungen zusammen etwa 2 Milliarden Mark beträgt. Rußland besitzt heute eine Staatsschuld von 44 Milliarden Mark, zu der allerdings noch Nachzügler kommen werden. Der russische Staatshaushalt war für 1914 mit 7 Milliarden Mark in Einnahme und Ausgabe abgeglichen; unter den Ausgaben standen 1 Milliarde für die Staatsschuld an zweiter Stelle. Die Verzinsung einer Staatsschuld von 50 Milliarden zu nur 5 Prozent (für die Kriegsanleihen $5^1/_2$ Prozent, für den Dreijahreskredit von 250 Millionen Mark in den Vereinigten Staaten sogar $6^1/_2$ Prozent) würde allein 2,5 Milliarden Mark erfordern, die aufzubringen selbst für ein Rußland in den alten Grenzen angesichts der Kriegszerstörungen unmöglich wäre. Auch nicht wenn man auf das Alkoholmonopol zurückgriffe, das dem russischen Reiche vor dem Kriege rund 2 Milliarden Mark einbrachte. England und Nordamerika haben sich überdies der Bodenschätze im Ural bemächtigt, sowie sich sonstige Sicherheiten für die Kriegslieferungen erteilen lassen. Hier wird das Schicksal Frankreichs zur Tragödie, denn es wird in erster Reihe den finanziellen Zusammenbruch Rußlands bis in die Tiefen seiner Volkswirtschaft spüren. Zu der eigensten Schuldenlast Frankreichs von vielleicht 70 Milliarden Mark nach dem Kriege kommt der Verlust der russischen Milliarden, die kein Kriegsglück mehr abzuwenden vermag. Frankreich, das vor dem Kriege für die Verzinsung seiner Staatsschuld 1,1 Milliarden Mark aufzubringen hatte, die allerdings hauptsächlich im Lande blieben, müßte nach dem Kriege rund $3^1/_2$ Milliarden Mark für diesen Posten zahlen, während sein Haushalt im letzten Friedensjahr rechnungsmäßig um 4,2 Milliarden Mark Einnahmen auswies. Italien kämpft heute mit einer Schuldenlast von 17 Milliarden Mark, die nach dem Kriege auf vielleicht 25 Milliarden Mark anschwellen wird, die bei durchschnittlich 5 Prozent Verzinsung 1,5 Milliarden Mark ver-

langen, während die Staatseinnahmen im letzten Friedensjahr kaum 2,1 Milliarden Mark betrugen. Nun ist das allerdings nicht der Maßstab, an der die finanzielle Tragfähigkeit der Kriegführenden nach Friedensschluß gemessen werden kann. Wollte man eine ähnliche Rechnung für Deutschland aufmachen, so stünden wir vor 10,5 Milliarden Einnahmen des Reichs und der Bundesstaaten, die freilich durch Ausgaben im gleichen Betrage verzehrt werden. Allein die Eisenbahnen bringen dem Reich und den Staaten jährlich über 3 Milliarden Mark, ein Posten, den Frankreich und England nicht kennen, während er bei Rußland vor dem Kriege 1,6 Milliarden Mark ausmachte. Was unsere finanzielle Stärke und Sicherheit nach dem Kriege gewährleistet, ist, daß wir uns nicht an das Ausland verschulden mußten, daß die Kriegsschulden auf lange Termine abgeschlossen wurden, die für die Dispositionen unseres Geldmarktes also bekannte Größen sind. Demgegenüber sind die Verhältnisse der englischen Finanzen mehr als undurchsichtig. Nicht nur muß der Abfluß der Auslandsguthaben einwirken, sondern auch der während des Krieges in England in Schatzscheinen angelegten fremden Gelder. Gewiß hat man sie zum Teil in vier- und fünfjährigen Schatzscheinen eingefangen, allein sie werden nach dem Kriege die Tendenz zur Abwanderung haben, um anderswo höherverzinsliche Anlagen zu suchen. Dem wird England zwar vorbeugen, vielleicht durch Anziehung der Diskontschraube, aber das wäre kein Mittel, um den beginnenden Verfall der Finanzherrschaft aufzuhalten.

Schließlich hängt die Gestaltung der Finanzen nach dem Kriege von der unerschütterten Produktionskraft ab, weiter davon, welche Verschiebungen die Zahlungsbilanzen der kriegführenden Staaten erleiden. England und seine Verbündeten haben die Hilfsquellen der Welt in Anspruch genommen, was ihnen eine Last aufbürdete, unter der der eine oder der andere der Pariser Verschworenen zusammenbrechen muß. Daß es gerade die Vereinigten Staaten sind, in die der Reichtum des alten Europas abfloß, wohlgemerkt aber nur der unserer Gegner, erleichtert den Zentralmächten nach dem Kriege die Aufnahme der weltwirtschaftlichen Beziehungen. England und Frankreich werden ihre Rohstoffe aus der Union künftig teuer bezahlen müssen, also auch entsprechend teurer produzieren. Das haben die Urheber der Pariser Konferenzen vorausgesehen und deshalb beizeiten Vorsorge treffen wollen, sich gegen die günstiger gestellte deutsche Exportindustrie durch Zollmauern zu schützen. Nicht Angriffsziele hat der Pariser Wirtschaftsblock aufstellen, sondern Verteidigungsmittel ersinnen wollen, die doch niemals so groß und so fest sein können, um die sehr realen wirtschaftlichen Interessen des Weltmarktes den Zwecken einer fehlgeschlagenen Politik unterzuordnen.

Diese Erwägungen müssen dazu führen, die fünfte Kriegsanleihe zu einer neuen Waffe zu machen, die England das Schicksal bereiten hilft, das Deutschland zugedacht war.

Napoleons Kampf gegen England im Lichte der Gegenwart

Von J. P. Buß

Leopold von Ranke bezeichnet in seinen Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Hardenberg den Kampf wider England als das größte Weltverhältnis, in welchem sich Napoleon überhaupt bewegte, den eigentlichen Faden, an dem sich sein genialisches Tun und Lassen anknüpft. Denn sicher kann von jener Betrachtungsweise, die in dem großen Korsen nur den machthaberischen Eroberer erblickt, keine Brücke führen zum Verständnis des napoleonischen Genius. Die Lebensaufgabe des Imperators war der Kampf gegen das britische Weltreich. Und, um diesen Kampf durchfechten zu können, mußte sein ganzes Streben darauf gerichtet sein, eine Hegemonie Frankreichs auf dem Kontinent zu erlangen, deren Wesensgehalt einen fundamentalen Gegenpol zu der traditionellen auswärtigen Politik Englands darstellte. Denn eine französische Weltmachtpolitik mußte mit der englischen mit organischer Notwendigkeit kollidieren, weil sie deren rücksichtslosen Anspruch auf alleinigen Besitz der Welt und ihrer Verkehrswege in höchstem Maße einzuengen drohte. Des Korsen Ringen bedeutet letzten Endes einen Kampf titanenhafter Größe auf Leben und Tod wider die Macht des Schicksals, an dem seine Kraft sich unaufhörlich zermürbte und zermürben mußte.

Schon zu Ende des Jahres 1800 hatte der erste Konsul selbst nachzuweisen versucht, in welchen Bahnen die französische Politik auf dem Kontinent sich bewegen und wie sie notwendig in schärfsten Gegensatz zu den Richtungen der britischen Politik geraten müsse. Für die historische Wissenschaft liegt bekanntlich der Kernpunkt des Problems Napoleon—England in der Frage welche von beiden Mächten, Frankreich oder Großbritannien, den Friedensvertrag von Amiens (1802) verletzt und die Wiederaufnahme des Krieges gewollt hat, des Krieges, in den nach und nach der ganze Kontinent hineingerissen wurde und der erst mit der Verbannung Napoleons auf St. Helena seinen Abschluß fand. In diesen Kriegen ward der diplomatische Hauptzweck Englands erreicht, der ihm im Kampf gegen den Korsen die ihm nottuenden kontinentalen Verbündeten sichern sollte. Aus solchen Erwägungen heraus konnte ein französisches Blatt jener Zeit in manchem Betracht mit vollem Recht

schreiben: „Diese Russen, diese Österreicher, diese Türken, diese Neapolitaner sind ja nichts anderes als englische Soldaten, denen ihre Führer täglich in ihre verschiedenen Sprachen die Befehle übersetzen, die ihnen das Kabinett von St. James zusammen mit ihrem Sold zugehen läßt." Der Erfolg im Kampf der beiden größten Gegner war eben in erster Linie bedingt durch das Gewinnen starker Mächte als Verbündete. Der englischen Diplomatie, die mit Verstellung, Fälschung, Bestechung zu arbeiten sich nie gescheut hat, ist auch vor einem Jahrhundert diese Aufgabe nach zähen Kämpfen voll und ganz gelungen.

Es ist als das bleibende Verdienst des jungen Historikers Otto Brandt, die umfassende Napoleonliteratur der Lenz, Roloff, Philippson, Driault, Rose, Fournier, Coquelle und in Sonderheit das welthistorische Verhältnis des Korsen zur englischen Weltmacht durch erstmals angeführtes Quellenmaterial und tiefschürfende wissenschaftliche Analysen zu neuer Bedeutsamkeit und Aktualität emporgehoben zu haben. Für England galt — wie Brandt in seinem Werke, dem er den Titel: „England und die Napoleonische Weltpolitik (1800—1803)" gibt (Verlag von Carl Winter, Heidelberg, 1916, Preis 6 M.), nachzuweisen unternimmt — wie jede, so auch eine französische Hegemonie auf dem Kontinent, die sich hier nur als die natürliche Folge des Friedensvertrages von Amiens herausgebildet hatte, als schwerste Verletzung des obersten Prinzips seiner auswärtigen Politik, der Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichts. Und die große Gefahr, die schon allein in der Tatsache des Emporkommens und der Erstarkung Frankreichs gegeben war, mußte für England noch weit empfindlicher und drückender werden, wenn dieser französische Zug nach realer Macht sich nicht mehr auf den Kontinent allein beschränkte, sondern in der ganzen Welt sich durchzusetzen suchte, wenn er zugleich sich in einer rücksichtslosen und systematischen Kolonial- und Handelspolitik äußerte. K. Kjellén charakterisiert die Psyche dieser auswärtigen Politik Englands in treffenden Worten: „Verbindung zwischen England und schwächeren Staaten auf dem Kontinent gegenüber dem stärksten. Dies ist das Geheimnis der englischen Staatskunst, das direkt der Insularität und Struktur des Reiches entsprungen ist, nämlich, sich auf diplomatischem Wege einen oder mehrere ‚Kontinentaldegen' zu verschaffen, die in ihrem eigenen Interesse Englands Kämpfe ausfechten, bis das europäische Gleichgewicht wiederhergestellt — und Englands planetarisches Übergewicht gesichert ist." Und dies ist in der Tat die festeste und gewichtigste Tradition der auswärtigen Politik des englischen Weltreiches der neueren Geschichte.

Vor offenen und versteckten Brüchen von Rechtsverträgen, vor Nichtbeachtung eingegangener Verpflichtungen, vor Verletzungen von Rechten anderer Staaten aber schreckte das England der napoleonischen Ära genau so wenig zurück wie das zeitgenössische. Es fiel den von ihrer Regierung instruierten Offizieren der britischen Truppen, die Malta besetzt hielten, nicht ein, Befehl zu erteilen, dieses gemäß dem Friedensvertrage von Amiens zu räumen. Durch

den Besitz dieser Insel und den von Gibraltar war England geradezu eine Mittelmeermacht geworden, die Ägypten, den Suezkanal und damit den Zugang auch Indien beherrschte. Immer deutlicher gab es seine Absicht zu erkennen, die Insel nicht mehr herauszugeben oder zu verlassen. Für die napoleonische Weltpolitik war diese Situation von Übel. Denn für sie mußte vor allem gelten, eine einflußreiche Position im Mittelmeer zu schaffen, ein Gegengewicht zu der Alleinherrschaft der Engländer, das der große Korse in der Besetzung der italienischen Küsten erblickte. In Italien erkannte er einen der gewichtigsten Faktoren für die Lösung jeglicher Mittelmeerfragen.

Rußlands Haltung war bei der Lösung der Maltafrage von entscheidendem Belang. Solange England in dieser Hinsicht der russischen Unterstützung noch nicht sicher war, zeigte sich seine Politik zurückhaltend und unentschlossen; es wagte nicht, die Proklamation der Besitznahme Maltas auszusprechen.

Mit der Stunde aber, in der es der englischen Diplomatie und gleichermaßen dem englischen Golde gelungen war, in Rußland den lange ersehnten Verbündeten auf dem Festland gegen Frankreichs Übergewicht zu finden, ging es festen Schrittes und unentwegt auf sein Ziel los, während der Vollendung militärischer Rüstungen noch mit Scheinverhandlungen manövrierend. Erleichtert ward für England diese Annäherung an das Zarenreich besonders durch den Umstand, daß das unerhörte Emporkommen Frankreichs als Weltmacht auch in Petersburg und bei seinen reaktionären Machthabern stärkstes Mißfallen erregte. Alexander der Erste bezeichnete im Jahre 1803 den großen Korsen als einen der berüchtigsten Tyrannen, den die Geschichte hervorgebracht habe.

Schon im Dezember des Jahres 1802 riet der russische Kanzler Alexander Woronzow dem britischen Gesandten, England solle sich hüten Malta aufzugeben; und wenige Wochen später versicherte diesem der Vertraute des Zaren sogar, der Monarch wünsche geradezu, daß die Engländer Malta besetzt hielten. Rußland hatte sich mit diesen Erklärungen an England verschrieben: dies war das erfolgreiche und erstaunliche Ergebnis der Kunst einer mit allen Mitteln arbeitenden Diplomatie. Daß diese unnatürliche russisch-englische Koalition nicht von Dauer sein konnte, da die beiden Mächte in ihrer auswärtigen Politik die größten Reibungsflächen besaßen, mußte klar auf der Hand liegen. Aber in dem Kampf Napoleons gegen die britische Weltmacht bildete gerade dieses Verhältnis Rußland-England den Angelpunkt des ganzen Problems, wie in unserem Zeitalter die Tatsache einer russisch-englischen Entente das Haupterfordernis der Einkreisungspolitik Eduards des Siebenten und damit der diplomatischen Gesamtentstehungsgeschichte des jetzigen Weltkrieges ausmachte. Auch heute sind die lange gesuchten Degen auf dem Kontinent im Kampf für englische Interessen, und es gilt für die englische Politik, diese günstige Konjunktur nach allen Seiten hin auszunützen. Auch heute gilt es, diese russisch-englische Koalition zu sprengen. Unverhohlen äußerte sich

schon vor mehr als 100 Jahren Lord Withworth einmal zu Markow über das Wesen der damaligen englischen Politik: „Ma Cour voudra sans doute se prévaloir des avantages de sa position actuelle qui la met à même de porter à la France des coups très sensibles sans en avoir rien à redouter."

Solcher Art war England in Stand gesetzt mit aller Rücksichtslosigkeit auf den Bruch mit Napoleon loszusteuern und konnte dem immer noch die äußersten Anstrengungen auf eine Intervention machenden Kaiser der Franzosen die naiv ironische Antwort erteilen, es wolle zwar in die Rückgabe der Insel an den Orden einwilligen, es müsse jedoch das Recht der dauernden Besetzung der Forts durch englische Truppen anerkannt werden. Die Ablehnung des englischen Ultimatums durch Napoleon brachte den Krieg, den er hatte kommen sehen, aber mitnichten vermeiden konnte. England, das in diesem gewaltigen Kampf gegen den korsischen Emporkömmling als endgültiger Sieger hervorging, hat nicht nur Malta und die beherrschende Position seiner Weltgeltung im Mittelmeer festgehalten, sondern es hat in diesem Völkerringen der ersten Zeitspanne des neunzehnten Jahrhunderts neue koloniale Herrschaftsgebiete und dadurch eine weitere unbeschränkte Entwicklungsmöglichkeit für seinen Seehandel gewonnen, es hat als die in diesen Kriegen am wenigsten aktive Macht als die alleinige Weltmacht das blutige Kampffeld verlassen.

Dieser siegreiche Kampf Englands, der doch in Wirklichkeit das Werk seiner Verbündeten war, ist gleichsam der krönende Abschluß jener gigantischen britischen Weltmachtstellung, die es heute instand gesetzt hat, die gewaltigste Koalition, welche die Geschichte kennt, gegen den neuen kontinentalen und weltpolitischen Emporkömmling in Bewegung zu setzen.

Daß aber dieses England nicht mehr als der unbeteiligte Sieger aus dem heutigen Weltbrande hervorgehen wird, wie dies vor einem Jahrhundert der Fall war — das ist heute schon eine schwerlich zu leugnende Tatsache, die auch den zeitgenössischen englischen Staatslenkern zur Offenbarung zu werden scheint. Es kämpft heute an der Spitze einer Mächtegruppe, die von ihm keine realen Garantien zu erwarten hat, mit den gleichen oder wahlverwandten Mitteln, mit der gleichen Unmoral und Skrupellosigkeit, mit der gleichen rücksichtslosen Kriegführung, mit der gleichen verlogenen Diplomatie, mit dem gleichen Anspruch auf die unbeschränkte Herrschaft in der Welt.

Aber es hat diesen Daseinskampf gegen ein Volk zu führen, an dessen ungebrochener Kraft seine wie seiner Kontinentaldegen Anstrengungen kläglich zerschellen werden, gegen ein Volk, das über die Mittel verfügt, die dem Imperator Frankreichs mangelten: geistige Konzentration und wissenschaftliche Organisation. Sie sind die Gradmesser der Kraft Deutschlands, die ragendsten Faustpfänder des deutschen Militarismus, gegen die eine selbstsüchtige und schrankenlose Erwerbsgenossenschaft, wie sie der Vierverband darstellt, keinen greifbaren Fortschritt zu erzielen vermag.

Wir haben heute die waffengewaltige Kriegsmacht zu Gebote, die der große Korse ersehnte, die er nur zu einem Teil zur Verfügung hatte, da er eine jeder Weltpolitik nottuende starke Flotte nicht besaß, obschon er mit bewunderungswürdiger Tatkraft zuversichtlich und fieberhaft an einer Hebung des französischen Marinewesens arbeitete. Denn er erkannte, daß eine kampfesstarke Flotte die erste Vorbedingung für eine Niederwerfung Englands sei. Solches rastlose Wachstum der französischen Marine konnte denn auch seine Wirkung in der öffentlichen Meinung Großbritanniens nicht verfehlen. Der Ausbau einer französischen Flotte hätte jedoch nach Napoleons eigener Ansicht mindestens eines Jahrzehntes friedfertiger Arbeit bedurft, die ihm mitnichten beschieden war, auf die er aber seine Politik eingestellt hatte, seine Politik, die nichts gemein hat mit der vielgepriesenen „Legende von der Eroberungsbestie."

Hatte Napoleon den Daseinskampf gegen die britische Weltmacht nicht zur siegreichen Entscheidung durchzukämpfen vermocht, in erster Linie nicht infolge der Ohnmacht Frankreichs gegen die allgewaltige meerbeherrschende Flotte Englands, so steht es uns heute zu, diesen Kampf, der eins ist mit dem des ersten Napoleon, wider unseren größten und mächtigsten Gegner durchzufechten. Wäre es vor einem Jahrhundert dem Kaiser der Franzosen anstatt dem englischen Golde und der englischen Diplomatie gelungen, Rußland auf seine Seite zu bringen, so hätte England vielleicht schon damals die beherrschende Stellung seiner Weltgeltung eingebüßt. Auch seine heutigen Diplomaten und Staatslenker wissen nur zu gut, daß, sobald einer ihrer jetzigen Kontinentaldegen der Entente den Rücken kehrt, der Vorabend einer Katastrophe der britischen Weltstellung angebrochen ist.

Ein letztes aber unausbleibliches Ergebnis dieses blutigen Krieges muß und wird es sein, daß — wenn nicht schon vor dem Frieden, so doch in nicht allzuferner Zukunft — die uns heute feindlich gegenüberstehende Mächtegruppe gesprengt und England in isolierterer Position notwendig zur Gewährung von weitgehenden Konzessionen bereit sein wird, um den Grad seiner Ohnmacht nicht offen zu Tage treten lassen zu müssen. Dem planetarischen Übergewicht Englands geraten durch die ständig wachsende Intensität der inneren und äußeren Gefahren mehr und mehr die haltenden Fugen ins Wanken. Der Tag des völligen Zusammenbruches der traditionellen britischen Weltpolitik ist unabwendbar.

Die Tagung für Kriegsbeschädigtenfürsorge in Cöln a. Rh.

Von Direktor Bauersfeld

Der Reichsausschuß der Kriegsbeschädigtenfürsorge hatte für den 23., 24. und 25. August zu seiner ersten allgemeinen Tagung nach Cöln a. Rh. eingeladen. Anlaß zu dieser Tagung gab die von der Stadt Cöln eingerichtete Ausstellung für Kriegsfürsorge. Die Verhandlungen wurden mit einem Vortrag des Vorsitzenden des Reichsausschusses, Landesdirektor von Winterfeldt-Berlin, eröffnet, der die Organisation und bisherige Arbeit der bürgerlichen Kriegsbeschädigtenfürsorge schilderte.

Den ersten Schritt einer planmäßigen Kriegsbeschädigtenfürsorge tat in Preußen die Provinz Westfalen schon im Spätherbst 1914 durch eine Abgrenzung der verschiedenen Arbeitsgebiete. Dann folgte die Provinz Brandenburg, welche die Kriegsbeschädigtenfürsorge zu einer kommunalen Angelegenheit machte. Die übrigen Provinzen Preußens nahmen dann nach dem Vorgange der beiden genannten Provinzen ebenfalls die Kriegsbeschädigtenfürsorge als in ihren Bereich gehörend auf. In den übrigen Bundesstaaten wurden in enger Verbindung mit den zentralen Regierungsstellen Fürsorgeorganisationen geschaffen. Gegenwärtig bestehen etwa 7000 Geschäftsstellen der Kriegsbeschädigtenfürsorge im ganzen Reiche. Bei der vielfältigen Gliederung und dem weiten Umfange der Geschäfte war ein einheitliches Vorgehen, ein fester Arbeitsplan unbedingt erforderlich. Es mußte hierfür eine Zentralstelle geschaffen werden. Am 16. September 1915 konnte diese Zentralstelle unter dem Namen „Reichsausschuß der Kriegsbeschädigtenfürsorge" ins Leben treten. Alle Fürsorgeorganisationen Deutschlands, soweit sie unter staatlicher oder provinzieller Leitung in Zusammenfassung der interessierten staatlichen und kommunalen, wirtschaftlichen und charitativen Organe und Vereinigungen tätig sind, sind in dem Reichsausschuß vereinigt.

Für die Erledigung der reichen Aufgaben wurde ein Reichsarbeitsausschuß gebildet. Die Reichsgeschäftsstelle in Berlin, mit Herrn Oberbürgermeister Geib an der Spitze, sorgt für die laufende Geschäftsführung. Der weite Umfang der Geschäfte machten es erforderlich, daß für die einzelnen Arbeitsgebiete zehn Sonderausschüsse gebildet wurden. Diese haben die Vorarbeiten für die Beratungen des Reichsarbeitsausschusses zu leisten.

Man darf im allgemeinen sagen, daß die Wege der Kriegsbeschädigtenfürsorge richtig erkannt sind. Das Ziel liegt noch weit. Insbesondere ist die

Arbeitsnachweisfrage noch nicht befriedigend gelöst. — Spontan wird die Fürsorge noch getragen von der Gesinnung brüderlicher Liebe. Das reicht aber für die Zukunft nicht aus. Sie muß eine Sache nüchterner Notwendigkeit werden. Fassen wir die Fürsorge auf als eine Sache bitterer Notwendigkeit, dann wird sie zu dem großartigsten Geschehnis dieser Tage des Weltkrieges werden.

In einem zweiten Vortrag behandelte der Oberregierungsrat im Staatsministerium des Innern Dr. Schweyer-München die bürgerliche Kriegsbeschädigtenfürsorge und die Gesetzgebung. Der Ausbau der bürgerlichen Fürsorge zu einem System ist eine Schöpfung der Gegenwart. Das Gesamtgebiet der Fürsorge läßt sich nicht leicht durch Gesetze fest umschließen. Die gesetzliche Fürsorge fällt im wesentlichen mit der militärischen Fürsorge zusammen.

Die bürgerliche Fürsorge will nicht in erster Linie reglementieren, sondern den Kriegsbeschädigten in den bürgerlichen Beruf überführen. Die gesetzlichen Unterlagen der Kriegsbeschädigtenfürsorge sind gegeben in dem Mannschaftsversorgungsgesetz von 1906 und in den ihm angeschlossenen Fürsorgegesetzen für Tropendienst, Luftdienst und Kraftfahrerdienst. Diese gesetzlichen Bestimmungen sind nicht allgemein bekannt. Die Fürsorgestellen haben die Aufgabe, notwendige Aufklärung zu verbreiten. Daneben müssen sie hinwirken auf einen gesetzlichen Ausbau, damit Notwendiges durch Zweckmäßiges ergänzt werden kann und damit der Kriegsbeschädigte nicht der Armenpflege anheimfällt.

Hinsichtlich der Rente ist zu fordern, daß diese entweder lebenslänglich oder für die etwa festgesetzte Zeit in unabänderlicher Höhe gezahlt wird. Kürzungen der Rente haben eine sehr bedauerliche Wirkung. Neben der Dauerrente aber muß eine Übergangsrente möglich sein und die Nachprüfungsfrist muß mindestens zwei Jahre dauern. Nur in dem Falle, wo die Voraussetzungen für die Bewilligung einer Rente sich ganz wesentlich geändert haben, sollte eine Änderung der Rente möglich sein.

Bedauerlich ist an der heutigen Handhabung des Militärversorgungsgesetzes, daß in der Bewilligung der Verstümmelungszulagen große Ungleichmäßigkeit herrscht. Auch haben die Verstümmelungen des Gesichtes und des Schädels, die in den Nahkämpfen dieses Krieges überaus häufig sind, im Gesetz nicht die nötige Berücksichtigung erfahren.

Für einen Ausbau der gesetzlichen Bestimmungen ist es notwendig, die Erfahrungen der Versicherungsämter und der Unfallämter ausgiebig zu benutzen. Bei der heutigen Anwendung der Versorgungsgesetze ist nur der Dienstgrad des zu Versorgenden maßgebend. Seine Persönlichkeit und die Familienverhältnisse bleiben unberücksichtigt. Auch darin ist eine Änderung notwendig. Man muß verlangen, daß Kriegsbeschädigte der sozialen Schicht, der sie früher angehörten, erhalten bleiben. Zwar läßt das Gesetz auch in seiner heutigen Fassung im Falle der Bedürftigkeit eine Zuschußrente zu. Diese wird jedoch zu selten bewilligt. Bedürftigkeit liegt immer dann vor, wenn es unmöglich ist, durch Rente und Lohn den früheren Arbeitsverdienst auch nur annähernd zu erreichen.

Die hier bis jetzt skizzierten Forderungen sind von ihrer Verwirklichung leider noch weit entfernt. Günstiger liegen die Verhältnisse bei dem Kapitalabfindungsgesetz: hier kann als Abfindung der $8^1/_4$fache bis $18^1/_2$fache Betrag der kapitalisierungsfähigen Zulagen (Kriegszulage und Verstümmelungszulage) bewilligt werden. Es ist dadurch die Möglichkeit gegeben, wenn auch nur für den Fall der Ansiedlung, den Kriegsbeschädigten mit einem größeren Kapital zu versorgen. Mangelhaft ist die gesetzliche Regelung der Kriegsbeschädigungen, die durch feindliche Fliegerangriffe hervorgerufen sind. Für entstandene Sachschäden fehlt bisher jede gesetzliche Regelung.

In einem Vortrag über Landwirtschaft und Kriegsbeschädigtenfürsorge legte Direktor a. D. Professor von Strebel-Stuttgart dar, daß Fußinvaliden im allgemeinen in der Landwirtschaft ausnahmslos wieder unterzubringen sind. Die unvermeidliche Erschwerung des Betriebes muß eben hingenommen werden. Es ist aber notwendig, die kriegsbeschädigten Landwirte in landwirtschaftlicher Atmosphäre zu belassen und für sie eigene landwirtschaftliche Lazarette, die mit Gutsbetrieben verbunden sind und unter militärischer Leitung stehen, einzurichten. Es ist nicht wohlgetan, die Landwirte erst auf längere Zeit in städtischer Lebensweise zu belassen, weil sie sonst leicht die Lust zum Landleben verlieren. Die Landwirtschaft wird in Zukunft noch viel mehr Kräfte gebrauchen als bisher. Das Einarbeiten in den landwirtschaftlichen Beruf im eigenen Betriebe und bei dem alten Arbeitgeber ist im allgemeinen nicht zu empfehlen. Der Kriegsbeschädigte wird zu sehr bedauert und bemitleidet. Er soll erst dann in den alten Betrieb zurückkehren, wenn er sich eingearbeitet hat.

Wünschenswert aber ist es, die Zeit im Lazarett und beim Ersatz-Bataillon abzukürzen und die Rente schnell festzusetzen. Dabei ist es notwendig, daß die Arbeitsfähigkeit nicht überschätzt wird und dann Arbeiten von ihm verlangt werden, die er nicht mehr vollbringen kann. Eingehend aber muß geprüft werden, ob der Kriegsbeschädigte, der eine landwirtschaftliche Arbeit tatsächlich verrichten kann, auch in der Lage ist, diese Arbeit längere Zeit hintereinander zu leisten, wie es die Praxis verlangt.

Im engen Zusammenhange mit der soeben besprochenen Frage steht die der ländlichen Siedlung, über die Regierungspräsident von Schwerin-Frankfurt a. O. nachstehende Ausführungen machte: Die Siedlungsbestrebungen für sämtliche Kriegsbeschädigte haben ihre kräftigste Stütze gefunden im Kapitalabfindungsgesetz. Dadurch werden tausende von kleinen selbständigen Existenzen geschaffen werden. Die Reichsgesetzgebung hat hier eingegriffen in die Staatsgesetzgebung. In allen Teilen des Reiches muß aber gleichmäßig vorgegangen werden, damit Abwanderung aus den weniger gut gestellten Gebieten vermieden wird. Die Erfahrungen mit dem preußischen Rentengutgesetz von 1890/91 und 1901 haben ergeben, daß bei Rentengütern Zwangsvollstreckungen nur äußerst selten vorkommen und auch dann nur wegen Untüchtigkeit des

Besitzers. Das Kapitalabfindungsgesetz wird der Zusammenballung der Bevölkerung in den Großstädten segensreich entgegenwirken.

Die Kleinsiedlungen verbürgen eine größere wirtschaftliche Ausnutzung des Bodens, besonders durch den Kartoffelbau. Der Kartoffelbau hat in seiner Bedeutung den Getreidebau bereits überholt. Als ländliche Siedlungen muß man alle diejenigen bezeichnen, bei denen die Nahrungserzeugung einen wesentlichen Teil des Bedarfs für die Familie deckt, im Gegensatz zu den städtischen, bei denen die Nahrungsmittelerzeugung zwar vorhanden, aber nicht wesentlich ist. Gemeinnützige Gesellschaften müssen mithelfen, die Segnungen des Kapitalabfindungsgesetzes allenthalben zu verwirklichen. Mehrere Bundesstaaten haben bereits Ausführungsgesetze zum Kapitalabfindungsgesetz erlassen. Bayern schreibt als die Mindestgröße von Siedlungen die Größe von fünf Hektar vor. Sachsen hat den weitesten Rahmen gefaßt, indem es die Möglichkeit der Ansiedlung allen Kriegsteilnehmern eröffnet hat. Der Beweggrund liegt wohl darin, daß in Sachsen die kleinen landwirtschaftlichen Betriebe im Rückgang begriffen sind.

Zwar entstammt die Hälfte der Kriegsbeschädigten dem Lande. Trotzdem bedarf die Ansiedlung Kriegsbeschädigter in Städten und halbländlicher Siedlung mit Gärten besonderer Berücksichtigung, wie dies Wirklicher Geheimer Rat Dr. Dernburg-Berlin in seinem Vortrag über Städtische Siedlung ausführte. Alle Forderungen für gute städtische Wohnungen gelten im besonderen Maße für die Kriegsbeschädigten. Von der Ansiedlung Kriegsbeschädigter in Invalidenkolonien ist entschieden abzuraten. Ein Teil der Kriegsbeschädigten wird sich in Kleinhaus- und Genossenschaftskolonien ansiedeln lassen, die Mehrzahl wird jedoch nach wie vor im Mietshause wohnen wollen. Nebenbeschäftigung, verwandtschaftliche Beziehungen und namentlich auch der Betrieb kleiner selbständiger Geschäfte wird dazu treiben. Es ist die Frage, ob für die Zukunft genügend Kleinwohnungen vorhanden sein werden. Bisher haben sich zur Schaffung von Kleinwohnungen neben den Spar- und Bauvereinen besondere Arbeiter- oder Unterbeamtenkategorien hervorgetan, namentlich von der Post und der Eisenbahn. Dazu soll als neues Glied die Siedlung von Kriegsbeschädigten hinzukommen und die Dezentralisation der Städte erweitern helfen. Für die Ansiedlung der Kriegsbeschädigten ist die Form des Kleineigentums vorzuziehen. Die Kosten sollten gedeckt werden durch Hergabe von zwei Hypotheken. Die erste aus Staatsmitteln und die zweite aus anderen Mitteln, namentlich mit Hilfe der Kleinwohnungsvereine.

Am zweiten Verhandlungstage kamen zunächst zwei Ärzte zum Wort.

Die ärztliche Fürsorge für die Kriegsverstümmelten umfaßt, so führte Medizinalrat Dr. Rebentisch-Offenbach a. M. aus, die an ihren Gliedmaßen Verstümmelten, Erblindeten, Ertaubten und diejenigen mit Stimm- und Sprachstörungen. Ein hoher Prozentsatz der selbst schwer Verstümmelten wird wieder arbeitsfähig. Siechtum mit dauernder fremder Pflege ist verhältnißmäßig selten und im ganzen nur erforderlich bei schweren Verletzungen des Zentralnervensystems.

Von besonderer Bedeutung unter den Kriegsverstümmelten sind die Handverletzten. Die erste Sorge ist hier die Erzielung eines tragfähigen Stumpfes. Darum müssen Nachamputationen möglichst bald erfolgen. Die Knochenteile sollen genügend von Weichteilen bedeckt sein. Schmerzhafte Zusammenballungen von Nervenmasse im Stumpf, Stumpfneurosen und Hautfalten, in denen Unreinlichkeiten sich festsetzen, müssen unbedingt entfernt werden. Ein geeignetes Kunstglied sollte, sobald es irgend angeht, in Gebrauch genommen werden, damit die Muskeln nicht erst entarten oder schwinden. Große Sorgfalt ist den Bandagen zuzuwenden. Leider ist es noch nicht geglückt, einen allen billigen Anforderungen genügenden Kunstarbeitsarm zu schaffen.

Für Kopfarbeiter liegt eine geeignete Lösung vor im Carnesarm. Möglichst früh muß anregende Tätigkeit einsetzen, wenn möglich im alten Berufe und als Ergänzung die Beteiligung an Spiel und Sport, Schwimmen, Kegelspiel. Neben den Körperübungen müssen Berufsübungen stattfinden. Die Arbeitsarme sollten schon in der Lazarettwerkstatt mit fachmännischer Unterstützung ausgeprobt werden und unbedingt ist zu verlangen, daß der Amputierte mit seiner Prothese und ihren Ansatzstücken sowie deren Wirkungsart im Lazarett vertraut gemacht worden ist. Die ärztlichen Maßnahmen für die Kriegsverstümmelten bleiben jedoch immer etwas Halbes, wenn nicht ein lückenloses Zusammenarbeiten der militärischen und der bürgerlichen Fürsorge erreicht wird. Hier ist der Arzt der geeignete Verbindungsmann.

Die zweite Gruppe unter den Kriegsbeschädigten bilden die Kriegskranken, die mit Störungen der Verdauungsorgane, Atmungsorgane, Kreislauforgane, Harnwerkzeuge, mit Krankheiten des Stoffwechsels, mit rheumatischen Leiden, mit übertragbaren Krankheiten oder mit krankhaften Neubildungen aus dem Felde zurückkehren. Diesen galt ein Vortrag des Wirklichen Geheimen Obermedizinalrats Professor Dr. Dietrich-Berlin.

Die ärztliche Fürsorge für die Kriegskranken beginnt im Kriegslazarett und setzt sich fort in den Etappenlazaretten, großen, mit allen modernen Einrichtungen versehenen Krankenhäusern. Die Kranken werden womöglich schon in den Etappenlazaretten zur größtmöglichen Gesundung gebracht und gehen, wenn nötig, von dort in die Heilstättenbehandlung, für die im Armeeverordnungsblatt vom 25. April 1916 eine Übersicht gegeben ist. Für dauernd Anstaltspflegebedürftige wird sich das Invalidenheim wohl nicht umgehen lassen. Da es sich bei den Gelähmten, Tuberkulösen, Lungenkranken und Herzkranken nicht um Verstümmelte, sondern um kranke Menschen handelt, ist eine besondere seelische Beeinflussung nötig. Man muß sie möglichst bald in geordnete Verhältnisse zu geeigneter Beschäftigung und in eine ihnen zuträgliche Umgebung bringen. Die Berufsberatung gestaltet sich bei den Kriegskranken gewöhnlich viel schwieriger als bei den Verstümmelten, weil sie im allgemeinen nicht recht Neigung haben, über den Beruf zu sprechen. Es empfiehlt sich, in Städten und Kreisen Fürsorgestellen für die Kriegskranken einzurichten, für deren Arbeitsweise die Lungenfürsorgestelle ein zweckmäßiges Muster sein kann.

Die Hinterbliebenenfürsorge erläuterte Bürgermeister von Hollander-Mannheim.

Redner gab zunächst einen Überblick über die Fürsorge für die Hinterbliebenen der im Felde Gefallenen, die geregelt ist durch das Gesetz vom vom 17. Mai 1907 und ergänzt wurde durch das Kapitalabfindungsgesetz von 1916. Daß die Kapitalabfindung nur für Grunderwerb, nicht aber zur Beschaffung eines Geschäftskapitals möglich ist, ist in mancher Hinsicht zu bedauern. Doch ist anzuerkennen, daß eine Prüfung zu schwierig und unsicher und eine gesetzliche Regelung wohl kaum möglich gewesen wäre. Die Verpflichtung des Reiches, für die Hinterbliebenen der Gefallenen zu sorgen, kann nicht als eine Verpflichtung zum Schadenersatz aufgefaßt werden; sie ist vielmehr eine Ehrenpflicht des Volkes gegenüber den gefallenen Helden. Ein großer Mangel des Hinterbliebenen-Versorgungsgesetzes ist, daß die bisherige soziale Lage der Familie des Gefallenen nicht berücksichtigt wird. Die Renten gewähren nur den Unterhalt einer gewöhnlichen Tagelöhnerfamilie. Es muß deshalb gefordert werden, daß das frühere Einkommen des Gefallenen bei der Rentenfestsetzung berücksichtigt wird. Da aber selbst die beste Gesetzgebung nicht allen Ansprüchen gerecht werden kann, muß eine ausgleichende Versorgung der Witwen und Waisen von privater Seite ergänzend eingreifen. Diese Ergänzung will die Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Felde Gefallenen schaffen. Die Kriegswaisen müssen möglichst der mütterlichen Erziehung anvertraut oder in Familienpflege gegeben werden. Besondere Kriegswaisenhäuser sind grundsätzlich zu verwerfen. Die bisherigen Waisenhäuser genügen.

Die Kriegsbeschädigtenfürsorge in der Industrie wurde vom Hüttendirektor Probst-Düsseldorf vom Standpunkt der Arbeitgeber behandelt. Er besprach zunächst die Herstellung von Prothesen. Vor dem Kriege war die Herstellung der Prothesen eine Aufgabe der Orthopädiemechaniker. Jetzt hat sich die Industrie der Erzeugung von Prothesen und der Zubehörteile angenommen. Die anfänglichen Konstruktionsschwierigkeiten sind zu einem guten Teile überwunden. Fachzeitschriften und die Preisausschreiben des Vereins deutscher Ingenieure mit ihren ganz bestimmten Forderungen haben eine gewisse Förderung, wenn auch noch keinen vollen Erfolg gezeigt. — Im Februar 1916 entstand die Prüfstelle für Ersatzglieder in Berlin. Dieser wurden weitere Prüfstellen angegliedert in Düsseldorf, Hamburg, Gleiwitz und Danzig.

Eine Umfrage bei den Industriellen hat ergeben, daß für die Beschäftigung von Kriegsbeschädigten die Schaffung von besonderen Spezialmaschinen nicht erwünscht und nicht erforderlich ist. Die Durchführbarkeit der Arbeitstherapie in dem erweiterten Sinne der Lazarettwerkstätten ist angezweifelt worden. Dennoch hat sie sich bewährt, wie es die Beschäftigung von Kriegsbeschädigten in den Fabriken von Krupp und Röchling bewiesen hat. Krupp und Gruson haben auch viele Blinde als Kontrollwärter für feine Messungen angelernt und mit ihnen gute Erfahrungen gemacht. Aufgabe der Verwundetenschulen muß es sein,

ungeschulte in geschulte Arbeiter umzubilden. Der Kriegsbeschädigte muß das Bewußtsein erhalten, daß er vollwertige Arbeit leisten kann. Daß dies möglich ist, beweisen die Kriegsbeschädigten, die bereits zehn Stunden täglich an der Werkbank tätig sind.

Den Standpunkt der Arbeitnehmer vertrat Generalkommissionsvorsitzender Legien, M. d. R., in Berlin. Die Zurückführung der Kriegsbeschädigten in die Industrie, so sagte er, ist aus volkswirtschaftlichen und ethischen Gründen notwendig. Der Kriegsbeschädigte kann von seiner Rente nicht leben. Er muß arbeiten und darf nicht in körperliche und geistige Trägheit verfallen. Er muß aber an den geeigneten Platz gestellt werden und das stellt hohe Anforderungen an seine Anpassungsfähigkeit. Unerläßlich ist eine zuverlässige Beratung durch Vertreter der Arbeitergeber und Arbeitnehmer. Darum sind Arbeitsgemeinschaften zu fordern, wie sie in der Holzindustrie bereits geschaffen sind. Vorsicht ist notwendig bei Versprechungen, denn Versprechungen müssen auch erfüllt werden. Interessengegensätze zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer müssen aufhören. Der Kriegsbeschädigte soll der Gewerkschaft angehören dürfen nicht um Lohnforderungen zu stellen, sondern um ihn der Vorteile der Organisation teilhaftig zu machen und ihn vor dem Lohnkampf zu bewahren. Die Militärrente darf um keinen Preis zu einem Mittel der Lohndrückerei werden. Unsere Volkswirtschaft hat das größte Interesse, die Kaufkraft der breiten Masse zu erhalten. Sie würde unweigerlich gemindert werden durch Lohndrückerei wegen der Rente. Die staatlichen Betriebe müssen hier mit einem guten Beispiele vorangehen. Die Erklärungen des Ministers von Breitenbach haben einen freudigen Widerhall in der Arbeiterschaft gefunden. Andererseits soll auch der Arbeiter dem Kriegsbeschädigten mit gleichem oder höherem Einkommen nicht mißgünstig gegenüberstehen. Die Arbeitsgemeinschaften müssen hier die Gegensätze ausgleichen. Daß dies möglich ist, beweist das Vorgeben der Buchdrucker und des Kriegsfürsorgeausschusses für das Baugewerbe. — Die Schwierigkeit in der Unterbringung Kriegsbeschädigter in der Industrie werden wachsen, wenn die Millionen von der Front zurückkehren. Deshalb ist es die wichtigste Sorge, so gut zu organisieren, daß Schwierigkeiten dauernd vermieden werden und daß die große Dankesschuld des Vaterlandes gegen seine Krieger abgetragen werden kann.

In der Aussprache forderte Reichstagsabgeordneter Giesberts als Sprecher der Gewerkschaftsgruppen reichsgesetzliche Regelung der Kriegsbeschädigtenfürsorge und vollberechtigte Hinzuziehung der Arbeiter- und Angestelltenorganisationen.

Am Nachmittag fand für den engeren Kreis der Interessenten eine Aussprache über die Erfahrungen statt, die in der Praxis mit den Prothesen gemacht worden sind. „Was sagen die Amputierten selbst?" so leitete Landesrat Dr. Horion-Düsseldorf seinen Vortrag ein, der durch statistische Tabellen wirkungsvoll unterstützt wurde. Die Antwort auf diese Frage ist im Lazarett und im freien Wettbewerb der Arbeit verschieden. Im Lazarett heißt es meist „die Prothese ist brauchbar", im Leben „die Prothese genügt nicht" und doch kommt

es darauf an, die Amputierten wieder für das Leben zu gewinnen. Der Referent hat 388 Fälle von Amputierten geprüft und das Ergebnis in sechs Tabellen zusammengestellt. Von den geprüften 388 armamputierten Kriegsbeschädigten sind in ihrem alten Beruf ohne Ausbildung 76, mit Ausbildung 13 geblieben. Einen verwandten Beruf ergriffen 25 ohne und 15 mit Ausbildung. 192 sind in einen anderen neuen Beruf ohne Ausbildung übergegangen. Hier handelt es sich durchweg nur um Aushelfsberufe: Boten, Pförtner. Einem neuen Beruf nach erhaltener Ausbildung wandten sich 18 Amputierte zu. 5 armamputierte Kriegsbeschädigte lehnten jeden Rat ab und 44 waren arbeitslos.

Von 46 Exartikulierten benutzt keiner seine Prothese bei der Arbeit. Von 245 Oberarmamputierten gebrauchen nur 35, von 65 Unterarmamputierten nur 11 ihre Prothese.

Dr. Ing. h. c. Hartmann-Berlin, Senatspräsident im Reichsversicherungsamt, berichtet sodann über die Tätigkeit der Prüfstellen für Ersatzglieder. Eine sachgemäße Prüfung von Ersatzgliedern ist nur möglich durch die gemeinsame Arbeit von orthopädischen Ärzten, orthopädischen Mechanikern und amputierten Arbeitern. Bisher gibt es noch zu wenig Sachverständige. Die Veröffentlichung der bisherigen Ergebnisse ist schwierig, weil die Erfinder nicht mit der Veröffentlichung jeden Urteils ohne weiteres einverstanden sein können. Den Sanitätsämtern steht jedoch das Prüfungsergebnis über jedes geprüfte Ersatzglied zur Verfügung. Die Prüfstelle hat bisher 16 Arbeitsarme durchgeprüft und 15 befinden sich zurzeit in der Prüfung. In letzter Zeit sind auch Ersatzbeine und Ansatzstücke sowie Radialisschienen geprüft worden. Universalersatzglieder gibt es noch nicht. Immer noch ist es notwendig, je nach dem Zwecke, von dem Guten das Beste zu nehmen.

Der dritte Tag begann mit dem Vortrag von Bürgermeister Dr. Luppe-Frankfurt a. M. über die Unterbringung der Kriegsbeschädigten im öffentlichen Dienst. Der Redner warnte vor der Begünstigung eines Zustroms Kriegsbeschädigter in den Staats- und Kommunaldienst. Man muß dem Kriegsbeschädigten die Überzeugung beibringen, daß der öffentliche Dienst genug zu tun hat, seine eigenen Kriegsbeschädigten wieder aufzunehmen. Die wirtschaftliche Entwicklung wird die staatlichen und Gemeindebehörden zwingen, die Zahl der Stellen zu verringern. Die Grenzen der Aufnahmefähigkeit werden sehr bald erreicht sein oder sind schon überschritten.

Über die Verwendungsmöglichkeit der Kriegsbeschädigten im Handel sprach Kommerzienrat Soennecken-Bonn vom Standpunkt der Arbeitgeber. Deutschlands wachsender Welthandel konnte vor dem Kriege einen großen Teil der erwerbsfähigen Bevölkerung beschäftigen. Wir wissen jedoch nicht, wie sich in der Zukunft die allgemeine Lage gestalten wird. Zu hoffen ist, daß die bisherigen Angehörigen des Handelsstandes in ihrem Berufe bleiben können. Ein Arbeitswechsel innerhalb des Berufes ist vielfach möglich, weil

der kaufmännische Kriegsbeschädigte vertraut mit dem Geiste kaufmännischer Berufe ist. Dagegen ist es dringend notwendig, ungelernte Leute oder nicht genügend vorgebildete vorzubilden. Über die Unterbringung kriegsbeschädigter Offiziere im Handel hat der Deutsche Handelstag bereits mit dem Hilfsbund für kriegsverletzte Offiziere Verhandlungen angeknüpft. Es bleibt aber noch zu fordern, daß der Offizier, der in den Handel übergehen will, vorher eine mindestens sechsmonatliche theoretische und eine mindestens achtmonatliche praktische Vorbildung auf sich nimmt. Auf jeden Fall muß die Stellenvermittlung durch die Privatstellenvermittlung vermieden werden. Die private Stellenvermittlung hat kein Interesse daran, Dauerstellungen zu vermitteln.

Das gleiche Thema, aber vom Standpunkt der kaufmännischen Angestellten, behandelte Kaufmann Döring-Hamburg. Gegenwärtig stehen etwa sechshunderttausend kaufmännische Angestellte im Felde, daher sind in den kaufmännischen Betrieben zurzeit viele Lücken. Es werden aber auch Hunderttausende in die alten Stellungen zurückkehren. Ob sich die zerrissenen Fäden der Weltwirtschaft wieder anknüpfen werden, ob der Haß gegen Deutschland sich wieder legen wird, davon wird es abhängen, wieviele Stellen sich später den kaufmännischen Angestellten wieder öffnen. Die nicht kaufmännisch vorgebildeten Kriegsbeschädigten suchen sogenannte leichte Stellen. Dennoch irren sie sich in den Anforderungen, die diese leichten Stellen fordern. Mindestens muß verlangt werden: die Kenntnis der deutschen Sprache und der kaufmännischen Gepflogenheiten. Zur Bekämpfung des Zustroms ungeeigneter Elemente ist eine staatliche Aufsicht der Privathandelsschulen notwendig. Ein kurzer Unterricht im Maschinenschreiben, Stenographie und Buchführung reicht für den ungelernten Kriegsbeschädigten nicht aus. Die Berufsberatungsausschüsse müssen kaufmännische Kräfte als Berufsberater heranziehen. Die ungelernten Kräfte sind noch am ersten in der Registratur und im Bürodienst zu verwenden. Gegenwärtig sind viele weibliche Hilfskräfte in derartige Stellen eingewandert. Hier ist eine Änderung unbedingt notwendig.

Als nächster Redner sprach Obermeister Bienert-Chemnitz über die Verwendungsmöglichkeit der Kriegsbeschädigten im Handwerk. Die wirtschaftlichen Schäden des Handwerks sind schon jetzt sehr große und es sind Befürchtungen aufgetaucht, daß das deutsche Handwerk nach dem Kriege vernichtet sein würde. Diesen Befürchtungen kann der Vortragende sich nicht anschließen. Das Handwerk wird auch nach dem Kriege die nötigen Arbeitskräfte zur Verfügung haben müssen. Dazu ist notwendig, daß jeder kriegsbeschädigte Handwerksgeselle seinem Beruf, wenn irgend möglich, erhalten bleibt. Zunächst muß die Arbeitsentwöhnung bekämpft werden und daneben muß der Zulauf zu den ungelernten Berufen und zu den Beamtenstellen aufgehalten werden. Unbedingt ist der Zusammenschluß von Meistern, Gesellen, Gewerbeinspektoren, Gewerbeschulen zu gemeinsamer Arbeit zu fordern. Berufliche und ärztliche Beratung sind zu vereinigen, namentlich für die älteren Gesellen, die umlernen müssen.

Im vierten Vortrag erläuterte Rechtsrat Dr. Fischer-Nürnberg den Arbeitsnachweis für Kriegsbeschädigte. Der Kriegsbeschädigte soll nicht auf Mitleid angewiesen sein, sondern auch unter rein wirtschaftlichen Bedingungen sein Brot verdienen können. Hier fällt dem Arbeitsnachweis die schwierigste Aufgabe der Fürsorge zu. Allgemeine Grundsätze für die Organisation der Arbeitsvermittlung zu geben, ist kaum möglich. Jede Organisation ist gut, die sich bewährt hat. Wo ein öffentliches Arbeitsamt besteht, muß es mit der Fürsorge verbunden werden. Die private Stellenvermittlung ist wegen der Spekulationsgefahr auszuschließen.

In der Aussprache verlangte der Reichstagsabgeordnete Giebel, daß bei staatlichen Aufträgen eine Vertragsklausel die Einstellung einer gewissen Anzahl von Kriegsbeschädigten durchsetzt.

Marx-Berlin betont, daß die Kriegsbeschädigtenfürsorge für die Dauer nicht mit einem weichen Herzen zu machen ist. Es ist vielmehr gesetzlich zu verlangen, daß sämtliche Kriegsbeschädigte wieder in ihren alten Stellungen beschäftigt werden, wie man es in Ungarn gemacht hat.

In der Schlußsitzung sprach an erster Stelle Freifrau von Bissing-Berlin über die Mitarbeit der Frau in der Kriegsbeschädigtenfürsorge. Die Vaterländischen Frauenvereine, Verein für Jugendschutz und Jugendwohlfahrt u. a. haben sich zusammengeschlossen zu einem Zentralkomitee, aus der Ansicht, daß die Kriegsbeschädigtenfürsorge in vielen Fällen die Beeinflussung der ganzen Familie verlangt und zu einem guten Teil Frauenarbeit ist. Die Fürsorgerinnen bedürfen für ihren Beruf einer eingehenden Schulung und sollen in größeren Städten mit gut arbeitenden Fürsorgestellen den Gesamtumfang der Fürsorge kennen lernen. Die Fürsorge der Frau soll nach Ansicht der Referentin schon im Lazarett beginnen und bei der Rückkehr des Kriegsbeschädigten in seine Familie zu einem guten Teil schon getan sein. Schwierig ist besonders die Lage der kriegsgetrauten Ehefrauen. Viele von ihnen sind Ehefrauen geworden, als sie kaum das Leben und den angetrauten Mann kannten. Hier wird die Fürsorge doppelt notwendig und sorgsam sein müssen.

An letzter Stelle sprach Pastor Kießling-Hamburg über die Fürsorge für die Familien der Kriegsbeschädigten. Die Rente muß den wirtschaftlichen Verhältnissen der Kriegsbeschädigten Rechnung tragen. Dennoch ist die Familienfürsorge nötig. Was den Kriegshinterbliebenen recht ist, sollte den Kriegsbeschädigten billig sein, nämlich die Möglichkeit, ihre Kinder im Stande des Vaters zu erziehen. Vor einer unüberlegten Verpflanzung in ganz neue Verhältnisse soll man sich hüten, besonders vor der ungesunden Verpflanzung Kriegsbeschädigter auf das Land. Für die wirtschaftliche Sicherheit der Familie des Kriegsbeschädigten darf und muß die Erwerbskraft der Frau mithelfen. Hier kann vielleicht ein gewisser Austausch der erwerbs- und der hauswirtschaftlichen Arbeit erwünscht und nützlich sein. Dauernde Erfolge werden nur möglich sein durch die Zusammenarbeit von ärztlicher und Arbeitsfürsorge.

Besonders schwierig wird die Fürsorge für diejenigen Kriegsbeschädigten sein, die wegen geistiger Erkrankungen entmündigt werden mußten. Es wird sich empfehlen, die ganze Angelegenheit in die Hand einer Sammelvormundschaft zu legen, nach Art der Berufsvormundschaft für die Jugendlichen. Unter Familie ist in der Familienfürsorge derjenige Personenkreis zu verstehen, zu dessen Lebensunterhalt der Kriegsbeschädigte wesentlich beigetragen hat. Träger der Familienfürsorge soll nicht die Armenpflege sein, denn diese entrechtet, auch nicht eine Behörde, denn diese muß sich zu sehr abhängig machen von Satzungen. Die Fürsorgeeinrichtung muß ein Mittelding sein zwischen Behörde und Wohltätigkeitsverein.

Zu erwähnen wäre noch, daß den zur Tagung Erschienenen Gelegenheit geboten war, Werkstätten und andere Anstalten, die in der Kriegsbeschädigtenfürsorge Vorbildliches leisten, zu besichtigen.

Wo liegt unser Kolonialland?

Von Dr. Carl Jentsch

Da Herr Professor Dr. W. M. Becker gerade die „Grenzboten" (Nr. 33) gewählt hat, seine Ansicht über deutsche Kolonialpolitik zu veröffentlichen, so darf ich wohl daran erinnern, daß ich genau dasselbe Programm in derselben Zeitschrift 20 Jahre lang, von 1889 bis 1909, vertreten, auch in Büchern dargelegt und seine Begründung 1905 in dem Büchlein „Die Zukunft des deutschen Volkes" zusammengefaßt habe, das auf Verlangen des Verlegers Emil Felber, Berlin, 1915 um ein aktuelles Kapitel vermehrt, noch einmal herausgegeben worden ist.

Professor Becker gedenkt des humanitären Gedankens, mit dem der Leiter des Reichskolonialamts einmal das Streben nach exotischen Kolonien gerechtfertigt hat. Die Erörterung der Frage, welche Verpflichtungen die Kulturwelt oder die weiße Rasse gegen die Farbigen hat, mag günstigeren Zeiten vorbehalten bleiben. Gar keine Frage aber ist eine Verpflichtung, die dieser Rasse obliegt, sofern sie Christenheit ist. Denn als solche glaubt sie an die Offenbarung, und in dieser ist an das sie symbolisierende Urmenschenpaar das göttliche Gebot ergangen: wachset und mehret euch, erfüllet die Erde und machet sie euch untertan. Beherrschung und Vollendung unsers Planeten ist die irdische Aufgabe des Menschengeschlechts, und die höchste Rasse hat die Lösungsarbeit zu leiten. Zu dieser gehört die Hebung der Naturschätze in Ländern, deren Bewohner aus Lässigkeit oder Unfähigkeit der Aufgabe nicht völlig gewachsen sind. Es wäre nun, wenn der Spaß nicht Blut kostete, äußerst spaßhaft, zu

sehen, wie die gescheiten Kulturvölker um einen Anteil an der Lösung der Aufgabe sich balgen und raufen, in der irrigen Meinung, daß dabei ein Profit zu machen sei, während der Staat, der subtropische oder Tropengebiete kolonisiert, seitdem die räuberische Monopolwirtschaft aufgehört hat, nichts davon hat als Arbeit, Kosten und Zersplitterung seiner Wehrkraft. Den vollen Gewinn der Kolonisation solcher Gebiete haben allein die Nationen, die sich an ihr gar nicht beteiligen; dadurch, daß wir selbst Kolonien erworben haben, sind uns Kaffee, Tee, Kakao, Baumwolle, Kautschuk nicht um einen Pfennig verbilligt worden. Der einzige Nutzen dieser Kolonien besteht darin, daß unsere jungen Leute in der Welt herumkommen, und daß wir nicht in kleinbürgerlicher Enge verkümmern, sondern den Blick in die Weite zu richten gewöhnt werden. England zieht materiellen Gewinn nur aus den beiden Ländern, die von alten Kulturvölkern bewohnt werden; die darum besteuert werden können und englische Waren kaufen; Indien und Ägypten sind aber leider nur in je einem Exemplare vorhanden. (Dasselbe gilt von Niederländisch-Indien). Und wenn Frankreich im gegenwärtigen Kriege einige hunderttausend Schwarze als Kanonenfutter verbrauchen kann, so verdankt es diesen zweifelhaften Vorteil der geographischen Lage seines afrikanischen Kolonialreichs, die, wie ich oft ausgeführt habe, und wie auch Professor Becker hervorhebt, dieses Kolonialreich als das natürlichste von der Welt erscheinen läßt, während es eine große Dummheit gewesen wäre, wenn die Deutschen Marokko hätten erobern wollen. Was England vor allem gebraucht hat, das waren Ansiedlerkolonien. Man stelle sich vor, die Millionen Bewohner der Dominien und die noch zahlreicheren Millionen Yankees wären auf ihrer kleinen Heimatinsel zusammengepfercht geblieben! Das ganze Land würde mit scheußlichen Slums bedeckt sein. Freilich hätte der größere Teil dieser Bevölkerungen gar nicht geboren werden können. Überseeische Länder, die sich zu Ansiedlerkolonien eignen, sind aber nicht mehr vorhanden, und das Streben nach solchen ist zudem politisch bedenklich für einen Staat, den seine geographische Lage, seine geschichtliche Entwicklung und seine Volksart zum Kontinentalstaat prädestiniert haben.

Unentbehrliche Bodenerzeugnisse aber sind nicht Kaffee und Kakao, Baumwolle und Kautschuk, sondern Brot, Fleisch und Milch. Deren Erwähnung lenkt unsere Blicke nach Osteuropa und Westasien, denn bei deren zukünftiger Gestaltung handelt es sich nicht bloß um unser Brot, sondern um das Brot Europas. Die Vereinigten Staaten werden am längsten Weizenlieferanten Europas gewesen sein. Zwar könnte ihr ungeheures Land, neunmal so groß wie das Deutsche Reich, bequem 500 Millionen Menschen ernähren, aber der Yankee treibt Raubbau, und der Fleischtrust ruiniert zudem die Viehzüchter, so daß sich die Farmer scharenweise nach Kanada flüchten. Doch auch dieses wird der fürchterliche Oktopus nicht verschonen; setzt er doch seine Saugwarzen schon auf Argentinien, und Australien wird ihm nicht entgehen. Setzt ihm nicht eine höhere Gewalt Schranken, so wird er nicht ruhen, bis er alles Brot

und Fleisch der Neuen Welt in „Kapital" verwandelt hat, daß heißt in einen Papierhaufen, auf dem er dann freilich samt seinen Opfern verhungern muß. Bei dieser Lage der Dinge eröffnen den übervölkerten Ländern des eigentlichen Europas nur noch Osteuropa und Westasien Aussicht auf Rettung, da sie dünn bevölkert und schlecht angebaut sind, ihr Bodenertrag darum auf ein mehrfaches erhöht werden kann. Diese Erhöhung ist aber nur von Deutschen zu erwarten, denn nur der deutsche Landwirt liebt und pflegt die Scholle und hängt an ihr; der rein kapitalistisch denkende, fühlende und wirtschaftende Angelsachse saugt sie aus und läßt sie im Stich, sobald sie nicht mehr rentiert, der Slawe aber wirtschaftet liederlich und unverständig, so lange er der deutschen Leitung und des deutschen Vorbildes entbehrt. Namentlich den Russen können alle Agrarreformen nicht viel nützen, solange sie unter sich bleiben. Am treffendsten und genauesten hat ihre Triebhaftigkeit und Passivität ein Engländer geschildert, Sir Donald Mackenzie Wallace, der namentlich zeigt, daß ihre Studierten und ihre Großgrundbesitzer mit der reichlich importierten westeuropäischen Wissenschaft nichts anzufangen wissen, weil sie sie nur zu unfruchtbarem Theoretisieren verwenden. Und Witte hat bekannt, daß die Akademiker zwar als Studenten die schönsten Hoffnungen erwecken, als Beamte dann aber nichts taugen. An Intelligenz fehlt's ihnen nicht, wohl aber am besten: an praktischer Vernunft, an Willenskraft, an Charakter. Wären die Engländer, unter denen es wenige gibt, die, wie Wallace, ein offenes Auge für fremde Volksart haben, nicht durch Unwissenheit und Hochmut verblendet, so würden sie die 1905 sich darbietende günstige Gelegenheit benützt haben, ihren alten Feind für immer unschädlich zu machen und die Ernährung ihrer Nachkommen zu sichern. John Bull würde im Namen Europas dem deutschen Michel das Mandat erteilt haben: „ziehe aus, schaffe Ordnung in diesem Chaos und rette das Brot Europas; du bist der nächste dazu, und du bist der allein befähigte." Und Italien, das, wenn auch nicht in demselben Maße wie England, ebenfalls der Nahrungsmitteleinfuhr bedarf, würde sich ihm angeschlossen haben.

In kurzen Thesen möchte ich die Tatsachen aussprechen, auf denen mein schon vor 30 Jahren, als noch kein Mensch an Krieg dachte, stückweise veröffentlichtes Programm beruht.

1. Die Südostgrenze des Deutschen Reiches ist militärisch unmöglich; haltbar wird sie nur durch das Bündnis mit Österreich, und auch so bleibt sie eine beständige Einladung der Kosaken zur Wiederholung ihres Besuches in Ostpreußen.

2. Wir brauchen mehr Nahrungsmittel und darum Landzuwachs. Alle Methoden, die Ernährung eines Volkes auf andere Weise als durch einen dem Bevölkerungszuwachs entsprechenden Bodenzuwachs zu sichern, sind entweder phantastisch oder gefährlich.

3. Desgleichen bedürfen wir der Erweiterung unsers Tätigkeitsspielraums zur Versorgung unserer überschüssigen Intelligenz.

4. Expansion in teils dicht teils hinreichend bevölkerte Länder alter Kultur ist unmöglich, darum kommt nur der Osten und Südosten in Betracht.

Nun werden aber dortige Landgebiete kaum in der Form von Annexion nutzbar gemacht werden können. Die Integrität der Türkei darf nicht angetastet werden; und was Rußland betrifft, so ist zwar auf dessen Verkleinerung hinzuarbeiten, aber die Eingliederung großer fremdsprachiger Länder in den Reichskörper wäre höchst bedenklich. Unmöglich wäre sie nicht. Unmöglich sind — vom Standpunkte einer besonnenen Politik aus gesehen — Annexionen im Westen. Denn die Bevölkerung dieser Nationalstaaten ist nicht bloß mit ihrem Boden, sondern auch eine jede mit ihrem Staate so verwachsen, daß sie sich eher verblutet als davon läßt, und daß annektierte Stücke dieser Länder Eiterbeulen am Reichskörper sein würden. Die Fremdvölker des russischen Reiches dagegen sind zwar ebenfalls mit ihrem Boden, mit ihrem Staate aber so wenig verwachsen, daß sie von ihm losstreben und, wenn sie der Krieg nicht erlöst, ihr Ziel durch gewaltsame Erhebung zu erreichen versuchen werden. Aber Aufnahme ins Reich? Deutschland hat ja wohl an den Polen dreier preußischer Provinzen genug und übergenug.

Die drei Bedürfnisse sind vorhanden, ihre Befriedigung ist Lebensbedingung fürs deutsche Volk, die einzige mögliche Richtung ist in Nr. 4 gewiesen, die gewöhnliche Methode der Befriedigung aber versperrt. Was bleibt da zu tun übrig? Eine neue Methode muß gefunden werden. Zwei Worte mögen sie andeuten: Mitteloſteuropäischer Bund und friedliche Durchdringung. Das eigentliche Rußland würde nicht in den Bund aufzunehmen, aber durch wirtschaftliche und finanzielle Bindung zu leiten sein. Solche Bindung streben die Union und England an; denen ist sie zu entwinden.

Zur friedlichen Durchdringung gehören vor allem deutsche Landwirte, Bauernkolonien. Dr. Schiele und andere erklären es für ein Verbrechen, von Kolonisation des Ostens durch deutsche Bauern zu reden, da wir ja nicht genug Bauer für die innere Kolonisation haben. Warum fehlt es uns daran? Weil in jedem dicht bevölkerten und hochkultivierten Lande der Boden so teuer ist, daß von den Söhnen eines Bauern nur einer Bauer werden kann, die übrigen in die Stadt müssen, wo sie den ohnehin überzähligen Gewerbetreibenden, Händlern, Beamten, Lehrern Konkurrenz machen. Steht wohlfeiler Boden im Osten zur Verfügung, dann wird sich ein zweiter, ein dritter Sohn der Landwirtschaft widmen, und schon hierdurch wird zugleich die Überproduktion an „Intelligenz“ gehemmt. Auch fällt bei der Kolonisation im Osten ein zweiter Umstand hinweg, der die innere Kolonisation erschwert, und den besonders Dr. Schiele wiederholt klar gemacht hat; er besteht in den hohen Leistungen für Schule, Kirche, Straßen und andere Kulturbedürfnisse, die der Staat den Kolonisten auflegt.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Volkswirtschaft

Deutschlands Anteil an Welthandel und Weltschiffahrt von Dr. Bernhard Harms, o. Professor an der Universität Kiel und Direktor des Instituts (Kaiser Wilhelm-Stiftung) für Seeverkehr und Weltwirtschaft. (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart — Berlin — Leipzig, 1916).

Zwei Jahre vor Ausbruch des Krieges hat der Sekretär der Wiener Handelskammer, Dr. Sigmund Schilder, im ersten Bande seiner „Entwicklungstendenzen der Weltwirtschaft" die „planmäßigen Einwirkungen auf die Weltwirtschaft" dargestellt und unter anderem hervorgehoben, daß bei der Bewerbung um Staatsanleihen und bei dem Versuch, im Auslande Unternehmungen zu gründen und Waren abzusetzen, das Gelingen zu einem bedeutenden Teile von dem Rufe abhängt, den der werbende Staat in der Welt genießt; ein solcher Staat müsse als mächtig bekannt sein, ohne Furcht oder Mißtrauen einzuflößen. „Zur Bekämpfung etwa erwachenden Mißtrauens dient den Briten die von den maßgebenden Männern des britischen Reiches sowie von der britischen Presse trotz Irlands und gewisser Maßregeln in Indien, Ägypten und anderwärts aufrecht erhaltene Legende von der Freiheitlichkeit und Menschlichkeit, die dem britischen Regime zu allen Zeiten und an allen Orten eigen gewesen sein soll. Gleichzeitig dient der Geschäftsstörung der Konkurrenten, besonders der europäischen, die eifrige journalistische Verbreitung von allerlei Schauergeschichten, die vom ‚drückenden Despotismus der europäischen Militärmonarchien', namentlich Deutschlands, und deren angeblichen Interventions- und Eroberungsgelüsten handeln." Die Verleumdung Deutschlands hat also auch von englischer Seite nicht erst mit dem Kriege begonnen, aber durch den Krieg ist es wohl jedem Deutschen klar geworden, ein wie verhängnisvoller Fehler es war, daß planmäßige Belehrung des Auslandes über deutsche Dinge gänzlich unterlassen wurde. Unsere Regierung hat sich jetzt genötigt gesehen, die Volkswirtschaft im Innern zu organisieren, sie wird sich nach dem Friedensschluß der Pflicht nicht entziehen, auch den Auslandsverkehr planmäßig zu beeinflussen, unter anderem durch eine den vaterländischen Interessen dienende Presse, und alle am öffentlichen Leben nicht bloß schwatzend teilnehmenden Politiker werden sie darin unterstützen. Wer aber in den Weltverkehr eingreifen will, der muß vor allem seine Lage kennen, und diese Kenntnis zu vermitteln ist das kleine Buch von Harms bestimmt. Das Institut, welches er leitet und das von Patrioten wie dem Kommerzienrat Bernhard Meyer in Leipzig durch Stiftungen und laufende Beiträge unterstützt wird, ist am 24. Februar 1911 eröffnet worden. Harms gibt vierteljährlich das weltwirtschaftliche Archiv heraus, jedesmal einen Band von 1000 Seiten Lexikon 8°. Man darf nun nicht glauben, solche Nachschlagewerke wie das eben genannte oder die Volkswirtschaftliche Chronik machten sein Büchlein überflüssig. Nachschlagewerke sind eben zum Nachschlagen, aber sie vermitteln nicht das Verständnis der Statistik, und den Ungeübten verwirren die ungeheuren Zahlenmassen. Das vorliegende kleine Buch leitet zum verständigen Gebrauch der statistischen Tabellen an durch Erläuterungen und durch übersichtliche Gruppierung. Noch in keinem großen Nachschlagewerke habe ich z. B. eine so erschöpfende und so klare Auskunft gefunden über unsere Abhängigkeit vom Auslande in Beziehung auf Rohstoffe, Nahrungs- und Futtermittel. Harms skizziert die Entwicklung Deutschlands vom Agrarlande zum Industrie-

lande, zeigt, wie unter den Produktionsfaktoren die beiden für die Großindustrie charakteristischen: das Unternehmergenie und das Unternehmerkapital, auch bei uns an Wichtigkeit stetig gewinnen, beschreibt die Lage vor Ausbruch des Krieges und die Störung durch den Krieg, berichtet über die letzte Periode der deutschen Handelspolitik, wobei Caprivi einer glänzenden Rechtfertigung teilhaft wird, und gibt Winke für die in nächster Zukunft einzuschlagenden Wege.

Jedes statistische Ergebnis des Verfassers und jede der Folgerungen, die er daraus zieht, ladet zur Erörterung heut brennender Fragen ein. So z. B. lehnt er das Ideal des geschlossenen Handelsstaates ab. Den erstrebt wohl auch kein praktischer Politiker im Ernste. Aber daß wir nach möglichster Unabhängigkeit unserer Ernährung vom Auslande streben müssen, sagt doch anno 1916 jedem Deutschen sein Magen, sein Gaumen und sein Geldtäschchen. Nimmt man nun die Zoll-, Kornpreis- und Düngemittelstatistik zusammen, so überzeugt man sich, daß unsere Landwirtschaft, deren großartige Leistungen vollauf gewürdigt werden, mit der Intensivizierung an der Grenze — zwar nicht des technisch, aber — des ökonomisch Möglichen angelangt ist, und daß sie uns mit Getreide (von Fleisch, Milch und Butter gar nicht zu reden) ausreichend nur dann versorgen könnte, wenn exorbitante Agrarzölle den landwirtschaftlichen Erzeugnissen dauernd einen unerträglich hohen Preis sicherten. Das mahnt uns, in der Begeisterung für unsere industrielle Blüte den Produktionsfaktor „Boden", „Land", nicht zu vergessen, dessen genauere Betrachtung uns in die verbotene Erörterung der Kriegsziele hineinlocken würde. Aus dem Gange unserer wirtschaftlichen Entwicklung folgert Harms, daß wir auf Steigerung unserer überseeischen Ausfuhr bedacht sein müssen, weil wir sonst auf die Dauer die über See zu beziehenden Rohstoffe nicht bezahlen könnten. Da wäre denn zu untersuchen, ob in der Tat die Schafzucht mit intensiver Landwirtschaft so unverträglich ist, wie ziemlich allgemein geglaubt wird; es gibt erfahrene Landwirte, die es verneinen. Jedenfalls ist der rasche Zusammenbruch der heimischen Wollproduktion nicht durch plötzliche Verbesserung der Landwirtschaft verursacht worden, sondern war die Folge davon, daß die schlesischen Schafzüchter durch den Verkauf von teuren Zuchtböcken nach Australien eine Zeitlang glänzende Geschäfte machten. Die australischen Herdenbesitzer, die den Boden umsonst haben, konnten dann die Wolle ihrer veredelten Schafe freilich wohlfeiler verkaufen als die schlesischen. Und in Beziehung auf die Baumwolle wäre zu erwägen, ob wir nicht zu stärkerem Leinengebrauch zurückkehren und den dadurch verminderten Baumwollenbedarf aus der asiatischen Türkei decken können.

Harms warnt davor, sich durch Einmischung gefühlsmäßiger Ideale in die handels- und wirtschaftspolitischen Berechnungen zur Überschätzung des gehofften mitteleuropäischen Wirtschaftsbundes und der Einbeziehung der Balkanstaaten in ihn verleiten zu lassen. Diese Warnung will ich mir zu Herzen nehmen, da ich sie als auch an mich gerichtet ansehen darf. Aber er hat doch auch einen Trost für uns Schwärmer übrig: „Andererseits ist es vermutlich richtig, daß das deutsche Wirtschaftsleben vom nahen Orient künftig viel Großes erwarten darf. Hierfür müssen aber zunächst mancherlei Voraussetzungen geschaffen werden, die vor allem Zeit erfordern." Sollte nicht bei weiter nordwärts gerichtetem Blick vielleicht auch noch manches Tröstliche zu entdecken sein? Dr. Carl Jentsch

Die Bagdadbahn. Ein eigenartiger Reiz liegt in dem Rückblick auf eine Strecke langer mühevoller Arbeit. Dieses Genusses wegen macht der Wanderer gerne halt, wenn er einen Punkt erreicht hat, der ihm einen Über- und Rückblick auf die hinter ihm liegende schwere Wegestrecke gestattet.

Ein ähnliches Gefühl muß Dr. Mehrmann-Koblenz gehabt haben, als er die letzte Zeile zu seinem kürzlich erschienenen Buche „Der diplomatische Krieg in Vorderasien", unter besonderer Berücksichtigung der Geschichte der Bagdadbahn (Verlag: Das größere Deutschland, Dresden) geschrieben hatte.

Seit fünfzehn Jahren hat er mit bewundernswertem Fleiß alle Nachrichten gesammelt,

die ein brauchbarer Führer durch die verschlungenen Wege der Diplomatie in dem Kampfe um die wirtschaftliche Erschließung der asiatischen Türkei sein konnten. Als Quellenmaterial hat Mehrmann nach seinen eigenen Angaben fast ausschließlich die Tagespresse zur Verfügung gestanden. Er hat keinen Einblick in Archive — auch nicht in die der am Bau beteiligten Gesellschaften — gehabt. Trotzdem hat er es verstanden, uns ein abgeschlossenes Bild von den wechselvollen diplomatischen Kämpfen zu liefern, die jetzt zu dem blutigen Kriege geführt haben, bei denen die Feder durch das Schwert ersetzt wurde.

Über die Bagdadbahn-Politik ist viel geschrieben, lange bevor es bei uns eine solche gab. Zunächst handelte es sich für Deutschland in erster Linie darum, daß der mit dem Bau einer längeren Eisenbahnlinie verbundene Nutzen einer deutschen Gesellschaft gesichert wurde. Aus diesem mehr privat-wirtschaftlichem Interesse entstand, vielleicht sogar unbewußt, bei uns der Trieb, an der Erschließung großer wichtiger Gebiete beteiligt zu sein. Mählich erstarkte der Instinkt zum Willen. Dadurch wurde aus der rein wirtschaftlichen eine politische Frage. Die Lösung hat die Diplomatie der europäischen Staaten in heißem Bemühen versucht. Der Ausbruch des gegenwärtigen Krieges zerstörte die Hoffnungen der friedlichen Arbeit. Und, wie wir hoffen, zum Glücke der Türkei und Deutschlands! Mit dem Schwerte soll ganze Arbeit geschaffen werden, der Federkrieg hätte zu Kompromissen geführt.

„Ein Fichtenbaum steht einsam im Norden auf
kahler Höh',
Ihn fröstelt, es umgeben ihn Eis und Schnee.
Er träumt von einer Palme, die fern im
Morgenland,
Einsam und schweigend trauert auf brennender
Felsenwand."

Mit diesen Worten Heines brachte während des Russisch-türkischen Krieges ein politisches Witzblatt die Sehnsucht Rußlands nach dem Goldenen Horn zum Ausdruck. Sie treffen auch für den gegenwärtigen Krieg zu. Ja, sie könnten als Leitstern auf dem langen Wege der russischen Diplomatie in den letzten Jahrzehnten gelten. Das zeigt auch die Mehrmannsche Schrift. Mit einem Auge schielte Rußland allerdings auch nach einem Wege zum Indischen Meere.

Englands Interessen wurden naturgemäß in erster Linie durch den Besitz Indiens bestimmt, wo der Schienenstrang endigen sollte. Durch den Endpunkt gewann die ganze Bahnlinie für London die höchste Bedeutung.

Es ist erklärlich, daß Deutschlands Aufgabe überaus schwer war, seiner Politik gegenüber den beiden mächtigsten Staaten Europas Geltung zu verschaffen. Ob unsere Diplomatie in der Bewältigung dieser Arbeit ein Meisterstück geliefert hat, überläßt auch Mehrmann dem Urteil der Geschichte. Immerhin erkennt er die Folgerichtigkeit an, mit der sich die Handlung in dem ganzen Drama entwickelt.

Ich bedauere aufrichtig, daß mir das Mehrmannsche Buch erst bekannt wurde, als mein kurzer Aufsatz „Die türkischen Eisenbahnen" (Nr. 23 der „Grenzboten"), schon im Druck war. Ich hätte für meine Ausführungen manche Anregung gewonnen. Mehrmann hat das Kriegstagebuch im Stabe des Führers geschrieben, ich bei einem Stabe in der Gefechtslinie. Der eine ist in der Lage, die Zusammenhänge und Ursachen der Kriegshandlung zu schildern, während der andere nur den geschichtlichen Verlauf wiedergeben kann. Die Notizen beider sind von Wert, sie gewinnen aber durch die gegenseitige Ergänzung. Ich kann daher den verehrten Lesern der „Grenzboten", die für diese ganze Frage Interesse haben — und wer hätte das nicht —, die Lektüre der Mehrmannschen Schrift auf das wärmste empfehlen.

Von einer anderen Seite behandelt Dr. phil. Richard Hennig die Frage in der kleinen Schrift „Die deutschen Bahnbauten in der Türkei" (Heft 12: Länder und Völker der Türkei, Schriftensammlung des deutschen Vorderasiatenkomitees, herausgegeben von Dr. Hugo Grothe-Leipzig, Verlag von Veit u. Konz, Leipzig; 0,50 M.). Er untersucht in erster Linie die Frage, was die deutschen Bahnen — also die anatolische, die Bagdad- und die Mekkabahn — während des gegenwärtigen Krieges geleistet haben. Naturgemäß können

diese Angaben zurzeit nur einen allgemeinen Überblick geben. Sie genügen aber, um dem deutschen Ingenieur einen Ruhmeskranz zu flechten. Das zeigt am klarsten die kurze Antwort „Wo wären wir ohne die?" die Talaat Bei, der Leiter der türkischen Auslandspolitik, einem deutschen Berichterstatter auf seine Frage gab, welche Dienste die deutsche Bagdadbahn der Türkei im Weltkrieg geleistet habe.

Der hohe militärische Wert der Bagdadbahn und der anderen türkischen Eisenbahnen war schon im türkischen Kriege 1912 offensichtlich zutage getreten. Wenn die im Herbst 1912 vom Balkankrieg vollständig überraschte Türkei nach den unglücklichen Kämpfen im Oktober dem Ansturm der bulgarischen Armee in der Tschataldscha-Stellung standhielt und dadurch Konstantinopel rettete, so dankte sie dies in erster Linie der Möglichkeit, mit Hilfe der Bagdadbahn aus den asiatischen Provinzen beschleunigt Truppen heranzuziehen. Nähere Angaben über den Nutzen der Bahnen in jenem Kriege für die Türkei enthält der Aufsatz des Major Kübel im zweiten Heft 1913 der Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde (herausgegeben vom Großen Generalstab): „Die Eisenbahnen der Türkei und ihre militärische Bedeutung". Hier finden wir auch Angaben über die Leistungsfähigkeit der Bahnen und bestimmte Vorschläge für die Erhöhung dieser Fähigkeit.

Wenn dereinst die Erfahrungen aus dem jetzigen Kriege vorliegen, wird es eine dankenswerte Aufgabe sein, die Geschichte der türkischen Bahnen im Sinne von Richard Hennig, also unter besonderer Berücksichtigung ihrer militärischen Leistungsfähigkeit zu schreiben. An Material wird es nicht fehlen. L. S.

Tagesfragen

Alte und neue Schreibspiele zur Kurzweil für unsere Feldgrauen und die Jugend herausgegeben und dem Vaterländischen Frauenverein gewidmet von einem Landsturmhauptmann. Züllchow bei Stettin, Verlag der Züllchower Anstalten, 1915. — **99 Kriegsrätsel**, ersonnen von einem Landsturmhauptmann. Stiftungsverlag Potsdam.

Der richtige Deutsche ist von einem starken Bewegungs- und Tätigkeitsdrange beseelt, darum erfordert das monatelange untätige Verweilen im Schützengraben ein höheres Maß von Willensenergie als das dem Tode Entgegenstürmen in der Schlacht, und das passive Heldentum derer, die diese Geduldsprobe aushalten ohne zu murren, ist nicht geringer zu schätzen als das aktive im Kugelregen.

Die Zigarren- und Harmonikasendungen, die Bücherwoche haben den Zweck, dieses Heldentum oder Martyrium zu erleichtern. Indes Rauchen allein tut's nicht, immerfort lesen kann man nicht, und das Kartenspiel hat sein Bedenkliches. Da bereiten Spiele, wie sie das oben genannte Büchlein lehrt, und das Rätsellösen eine angenehme Abwechslung; es sind allerliebste Sachen darin, die viel Spaß machen, auch nützliche Sachen, geeignet, den Scharfsinn und Witz der Jugend zu üben. Selbstverständlich sind sie auch im Lazarett und im Erholungsheim gut zu gebrauchen. Absender von Liebesgabenpaketen und Lazarettbesucherinnen mögen diese Büchlein nicht übersehen! Das Spielbuch kostet nur 25 Pf., das Rätselbuch nur 20 Pf. Beide sind von den Züllchower Anstalten (Fürsorge) zu beziehen.

*

Schafft das Gold zur Reichsbank! Vermeidet die Zahlungen mit Bargeld!

Jeder Deutsche, der zur Verringerung des Bargeldumlaufs beiträgt, stärkt die wirtschaftliche Kraft des Vaterlandes.

Mancher Deutsche glaubt seiner vaterländischen Pflicht völlig genügt zu haben, wenn er, statt wie früher Goldmünzen, jetzt Banknoten in der Geldbörse

mit sich führt oder daheim in der Schublade verwahrt hält. Das ist aber ein Irrtum. Die Reichsbank ist nämlich gesetzlich verpflichtet, für je Dreihundert Mark an Banknoten, die sich im Verkehr befinden, mindestens Hundert Mark in Gold in ihren Kassen als Deckung bereitzuhalten. Es kommt aufs gleiche hinaus, ob hundert Mark Goldmünzen oder dreihundert Mark Papiergeld zur Reichsbank gebracht werden. Darum heißt es an jeden patriotischen Deutschen die Mahnung richten:

Schränkt den Bargeldverkehr ein!
Veredelt die Zahlungssitten!

Jeder, der noch kein Bankkonto hat, sollte sich sofort ein solches einrichten, auf das er alles, nicht zum Lebensunterhalt unbedingt nötige Bargeld, sowie seine sämtlichen laufenden Einnahmen einzahlt.

Die Errichtung eines Kontos bei einer Bank ist kostenfrei und der Kontoinhaber erhält sein jeweiliges Guthaben von der Bank verzinst.

Das bisher übliche Verfahren, Schulden mit Barzahlung oder Postanweisung zu begleichen, darf nicht das herrschende bleiben. Richtig sind folgende Verfahren:

Erstens — und das ist die edelste Zahlungssitte —

Überweisung von Bank zu Bank.

Wie spielt sich diese ab?

Der Kontoinhaber beauftragt seine Bank, der Firma oder Privatperson, der er etwas schuldet, den schuldigen Betrag auf deren Bankkonto zu überweisen. Natürlich muß er seiner Bank den Namen der Bank angeben, bei welcher der Zahlungsempfänger sein Konto unterhält. Jede größere Firma muß daher heutzutage auf dem Kopf ihres Briefbogens vermerken, bei welcher Bank sie ihr Konto führt. Außerdem gibt eine Anfrage am Fernsprecher, bisweilen auch das Adreßbuch (z. B. in Berlin und Hamburg) hierüber Aufschluß.

Weiß man nur, daß der Zahlungsempfänger ein Bankkonto hat, kann aber nicht feststellen, bei welcher Bank er es unterhält, so macht man zur Begleichung seiner Schuld vom dem Scheckbuch Gebrauch.

Zweitens

Der Scheck mit dem Vermerk „Nur zur Verrechnung".

Mit dem Vermerk „Nur zur Verrechnung" kommt zum Ausdruck, daß der Zahlungsempfänger keine Einlösungen des Schecks in bar, sondern nur die Gutschrift auf seinem Konto verlangen kann. Bei Verrechnungsschecks ist auch die Gefahr beseitigt, daß ein Unbefugter den Scheck einlösen kann, der Scheck kann daher im gewöhnlichen Brief, ohne „Einschreiben", versandt werden, da keine Barzahlung seitens der bezogenen Bank erfolgen darf. Nach den neuen Steuergesetzen fällt der bisher auf dem Scheck lastende Scheckstempel von 10 Pf. vom 1. Oktober d. J. an fort.

Drittens

Der sogenannte Barscheck, d. h. der Scheck ohne den Vermerk „Nur zur Verrechnung".

Er kommt dann zur Anwendung, wenn der Zahlungsempfänger kein Bankkonto besitzt und daher bare Auszahlung verlangen muß. Er wird in dem

Maße aus dem Verkehr verschwinden, als wir uns dem ersehnten Ziel nähern, daß jedermann in Deutschland, der Zahlungen zu leisten und zu empfangen hat, ein Konto bei dem Postscheckamt, bei einer Bank oder einer sonstigen Kreditanstalt besitzt.

Darum die ernste Mahnung in ernster Zeit:

Schaffe jeder sein Gold zur Reichsbank!

Mache jeder von der bankmäßigen Verrechnung Gebrauch!

Sorge jeder in seinem Bekannten- und Freundeskreis für Verbreitung des bargeldlosen Verkehrs!

Jeder Pfennig, der bargeldlos verrechnet wird, ist eine Waffe gegen den wirtschaftlichen Vernichtungskrieg unserer Feinde!

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Bülow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Dr. MICHAELIS'

Paedagogium Waren

i. Mecklb. am Müritzsee

Schnelle gewissenhafte Vorbereitung für die Einjährigen-, Prima- u. Reifeprüfung

und

Paedagogium Rheinsberg

(Mark)

Höhere Privatschule mit Internat (z. Zt. VI—II).

Beide Anstalten zwischen Wasser und Wald sehr gesund gelegen. Besonders für Schüler, die spez. Förderung und Obhut bedürfen. Gründlicher Unterricht in kleinen Klassen und Kursen. Vorzügliche Verpflegung. :: :: :: Man verlange Prospekt.

Alte und neue deutſche Politik

Von Dr. Karl Buchheim

Wir haben den Vorzug genoſſen, eine Weltwende mit vollem Bewußtſein zu erleben. Denn es iſt kein Zweifel, daß für den ganzen europäiſchen Kulturkreis in den ſchwülen letzten Julitagen von 1914, in jener angſtvollen Spannung vor dem Ungewiſſen, das die nächſten Wochen bringen ſollten, eine Geſchichtsepoche zu Grabe ſtieg und eine neue heraufkam. Heute fühlt man ſich von allem, was jenſeits des Kriegsauguſts liegt, unendlich weit entfernt durch die Fülle des Neuen, das wir ſeitdem erlebt haben, durch den unermeßlichen Inhalt dieſer gewaltigen zwei Jahre. Wir Deutſchen hatten uns gewöhnt, etwa im März 1890 bei dem Rücktritt Bismarcks aus ſeinen Ämtern den letzten Einſchnitt unſerer Geſchichte zu machen. Was diesſeits lag, das war unſere Zeit, das empfanden wir faſt allgemein als unſere politiſche Gegenwart. Dieſe Gegenwart machte nun der Weltkrieg mit einem Schlage zur Vergangenheit, und wir haben demſelben Stoff gegenüber, der eben noch in unſeren Zeitungen aktuell war, das Gefühl gewonnen, aus Zeitgenoſſen in Hiſtoriker verwandelt zu ſein. Eine eigenartige ſeltene Gunſt iſt damit denen zuteil geworden, die bemüht ſind, aus der Geſchichte für die Politik und aus der Politik für die Geſchichte zu lernen. Sonſt reicht oft wohl kaum ein Menſchenleben hin, um gegen Zeiten, die man ſelbſt durchlebt hat, einen gewiſſen Grad hiſtoriſcher Objektivität zu gewinnen. Uns macht eine rieſengroße Kataſtrophe des Völkerdaſeins die Aufgabe verhältnismäßig leicht, Ereigniſſe und Kämpfe, die erſt vor wenigen Jahren unſere Leidenſchaften in Anſpruch nahmen, als reine Vergangenheit zu betrachten, wenn wir nur dem natürlichen Gefühl folgen, daß die Zeit, die ſeit dem Weltkrieg angebrochen iſt, auch wirklich eine neue ſei. Wer heute Gelegenheit hat, der nehme einmal alte Zeitungen zur Hand! Nur wenige Jahre ſollen ſie zurückliegen. Man nehme Blätter aus den Monaten, wo ſich bei uns die

Gemüter um Marokko erhitzten, aus der Zeit, wo die Türken bei Adrianopel und Tschataldscha um ihr Reich kämpften, oder wo der Bukarester Friedenskongreß die Dinge am Balkan für immer ordnen wollte, und werde sich einmal klar darüber, wieviel von dem heute noch gilt, was damals als der politischen Weisheit letzter Schluß erschien. Die Logik der Geschichte behandelt die Logik der Menschen mit einer grandiosen Ironie: selbst im tiefernsten gewaltigen Antlitz des Weltkriegs spielt noch etwas wie das leise Lächeln davon. Wer im Marokkohandel den Bankrott deutscher Politik, wer angesichts des Tschataldscharingens das Ende der Türkei prophezeite, der muß doch von diesem Lächeln im Gesicht des Weltkriegs etwas spüren. Und zuckte es nicht eben wieder einmal in den Augen des Kriegsgottes, als wir uns über die „Kriegsziele" in die Haare geraten wollten, und auf einmal alles verstummen mußte, als das Fanal der rumänischen Kriegserklärung aufleuchtete, um uns zu zeigen, wie wenig es an der Zeit sei, sich um die „Ziele" zu streiten, wo eben ein neuer Anfang des blutigen Tanzes gemacht werden mußte!

Solche Gedanken drängten sich mir auf, als ich in diesen Tagen das Buch von Daniel Frymann „Wenn ich der Kaiser wär'" wieder in die Hände bekam. „Politische Wahrheiten und Notwendigkeiten" heißt es im Untertitel und „Viel Feind — viel Ehr'!" steht als Spruch auf dem ersten Blatte. Nun, was dieses leicht hingeworfene Motto zu bedeuten hat, das haben wir erst durch den Krieg erfahren: Viel Ehr', das heißt auch viel Blut und viele Tränen! Das Buch ist 1912 erschienen und wollte wahrscheinlich nur der Politik des Tages dienen. Es ist damals reichlich beachtet und gelesen worden, denn der vierten Auflage, dem sechzehnten bis zwanzigsten Tausend, gehört das Exemplar zu, das vor mir liegt. Im Weltkrieg noch gelesen zu werden wird es wohl nicht beanspruchen, trotz des selbstbewußten Untertitels. Dennoch wäre es vielleicht gut, wenn ein solches Buch einmal nicht mit seiner Epoche völlig verschwände, wenn manche von denen, die es seiner Zeit mit leidenschaftlicher Anteilnahme für oder wider gelesen haben, diese „politischen Wahrheiten und Notwendigkeiten" heute noch einmal prüften, nachdem uns der Krieg in seine politische Schule genommen hat.

Das Buch „Wenn ich der Kaiser wär'" war der Ausdruck einer politischen Stimmung, die unmittelbar vor dem Kriege in weiteren Kreisen des deutschen Bürgertums nicht ohne Echo geblieben ist. Weniger der Inhalt des Buches an sich, als die breitere Resonanz, die ihm geworden ist, mag es rechtfertigen, daß ich überhaupt und gar heute noch von ihm zu sprechen unternehme. Diese Stimmung war mit den politischen Leistungen der Reichsregierung von ihrem Standpunkt aus ebenso radikal unzufrieden, wie die Sozialdemokratie auf Grund ihrer prinzipiell ablehnenden politischen „Weltanschauung". Man hielt die Regierung nach innen wie nach außen für zu schwach und vermißte insbesondere greifbare Erfolge unserer auswärtigen Politik. Wer entweder mit seinem Geldbeutel und seiner Arbeit oder auch bloß mit seiner Begeisterung Anteil an der

riesigen wirtschaftlichen Expansion des im neuen Reich geeinten deutschen Volkes nahm, wer an der Geltung der deutschen Flagge auf den Weltmeeren seine Freude hatte und aus eigener Erfahrung oder auch nur auf Grund seiner historischen Durchschnittsbildung gelernt hatte, daß wirtschaftlicher Einfluß Macht bedeute, daß aber wiederum diese Macht nur durch politische und Kriegsmacht erhalten werden könne, der konnte leicht zu der Meinung kommen, daß unsere politische Expansion zu der wirtschaftlichen in einem Mißverhältnis stehe. Das Bürgertum, daß durch unerhörten wirtschaftlichen Fleiß und glänzende ökonomische Siege reich geworden war oder wenigstens Familien aus seiner Mitte hatte reich werden sehen, mußte politisch ein anspruchsvolleres Geschlecht werden als das, das einst von der schwarz-rot-goldnen Trikolore geträumt, das nur die deutsche Einheit ersehnt und von dem Gedanken einer „Expansion" keinen Begriff gehabt hatte. Eben hatte man von Bismarck gelernt, daß die deutsche Frage nur mit Blut und Eisen gelöst werden konnte, daß man also die allzu ideologischen Gedanken über Politik beiseite zu lassen habe. Und nun sah man sich schon zu einer Weltpolitik berufen, nun trieb uns schon die deutsche Wirtschaft aufs Meer hinaus und an ferne Küsten, nun galt es schon außerhalb des alten Europa einen „Platz an der Sonne" zu erwerben. Kein Wunder, wenn uns die alte Lektion noch im Ohre klang, und viele ohne weiteres glaubten, nun könne auch die neue Weltpolitik nur in Blut und Eisen Erfolg haben. Natürlich haben sie an sich ganz recht. So wenig wie einst die deutsche Frage können auch die Fragen der Weltpolitik in letzter Linie anders gelöst werden als durch Blut und Eisen. Aber sie müssen erst für solche Lösung reif werden. Die Zeit muß erst erfüllt, die Mittel des Friedens erschöpft, die Instrumente des Krieges bereit gestellt sein. „Ultima ratio regis" steht auf den Kanonen. Es gab aber Leute unter uns, bei denen die Kanone immer gleich prima oder secunda ratio war. Der Bismarckgeist, dessen Bedeutung in Vergangenheit und Gegenwart ich erst kürzlich in den Grenzboten zu würdigen versucht habe (Nr. 36 d. J.), wirkte im allgemeinen zwar segensreich, aber auf manche wohlmeinende und gerade gebildete Leute doch verwirrend, insofern er sie zu einem ungerechten Urteil über unsre weltpolitische Staatskunst veranlaßte. Man verlangte vom deutschen Reichskanzler viel zu häufig ein Auftreten in Kürassierstiefeln und vermißte in den Reden des „neuen Kurses" immer wieder die Bismarcksche Faktur. Bismarck selber ist weit entfernt gewesen, immer Faktur zu reden; er verstand sich ausgezeichnet auch auf die sanften Register der Staatskunst und auf die diplomatische Leisetreterei. Sonst wäre er ja nicht ein so großer Diplomat gewesen. Aber das hatte die Bismarcklegende vergessen und nur das Wort vom Blut und Eisen oder das von den Deutschen, die nichts, aber auch gar nichts anderes als Gott fürchten, haftete im Gedächtnis. So entstand in uns angehenden Weltpolitikern viel zu sehr das Gefühl, wir brauchten nur zu wollen, um aller Welt voran zu sein, wir brauchten nur zuzuschlagen, um allen Völkern einen heiligen Schrecken einzuflößen, wir brauchten nur

zuzugreifen, um uns unseren Platz an der Sonne zu nehmen. Gewisse Übertreibungen von der ganz besonderen Bedeutung der germanischen Rasse auf Erden, und gewisse anspruchsvolle Prophezeihungen von der Rolle der deutschen Kultur in der Welt kamen hinzu, um das falsche weltpolitische Augenmaß noch verbreiteter zu machen.

So ist die Stimmung entstanden, in der die Ausführungen Frymanns wurzeln, und die seinem Buche die weite Verbreitung verschafft hat. Der Krieg hat uns inzwischen belehrt, daß wir der Anspannung aller Kräfte bedürfen, um uns wirklich durchzusetzen. Als es vor zwei Jahren mißlang, Frankreich im ersten Anlauf niederzuwerfen, da erkannten wir erst, daß von einem bloßen Inbesitznehmen der Weltmacht keine Rede sein könne; und als vor kurzem Rumänien die Waffen wider uns erhob, da kam uns zu Bewußtsein, welche ungeahnten Schwierigkeiten unserm Ringen immer von neuem erwachsen. Wenn's nach der Meinung von Frymann gegangen wäre, dann hätten wir längst schon mal fest zugreifen und Krieg führen sollen, spätestens in der Marokkokrise 1911. Aber hätten wir den Weltkrieg, der sich etwa wegen Marokko entzündet hätte, ebensogut ertragen, wie den jetzigen? Hätte damals das deutsche Volk auch nur halb so willig die Leiden des Krieges auf sich genommen wie heute? Der Fürstenmord von Serajewo war ein Schlag, den jeder unter uns gefühlt hat, auch der Bauer und der Arbeiter. Das Interesse, das wir an Marokko hatten, war bei weitem dem Volke nicht so verständlich. Es wäre höchst unbismarckisch gewesen, um Marokko Krieg zu führen, denn Bismarck redete, wie man weiß, nicht bloß Faktur, sondern wog auch sehr sorgfältig das für gröbere Sinne Unwägbare: die „Imponderabilien". Man wende nicht ein, daß Bismarck ja den Krieg von 1866 gegen den Willen des Volkes geführt habe. Das ist wohl wahr, aber er wagte es nur, weil er Österreich vorher diplomatisch völlig isoliert hatte, und weil er wegen der Güte des preußischen Heeres auf einen besonders raschen Sieg vertraute. Auch so war das Wagnis noch ungeheuer groß, und die Schnelligkeit des Schlages von Königgrätz war Bismarcks größtes Glück. Daß ein Krieg um Marokko nicht unter den Voraussetzungen des Kampfes von 1866 hätte geführt werden können, war jederzeit klar.

Da sagten nun die Leute, deren Stimmung Frymann Ausdruck gab, das sei eben leider nie zu erwarten, daß ein Krieg um Deutschlands Weltmacht mit den Sympathien der Massen des Volkes geführt werden könne. Dafür fehle dem Volke ewig das Verständnis. Darum schlug Frymann eine Reichsreform vor, die durch offenen Staatsstreich den Einfluß der Massen brechen und dem besitzenden und gebildeten Bürgertum das entscheidende Gewicht bei den Wahlen geben sollte. Frymann nannte sich einen „Altliberalen", und gehörte zu den Leuten, die absolut von der einseitigen Art ihres in der Reichsgründungszeit und in gewissen Übertreibungen Treitschkes und verwandter Politiker wurzelnden Patriotismus nicht umlernen wollten. Er kannte gegenüber der Sozialdemokratie kein anderes Rezept als Totschlagen. Hätte sich eine

Frymannsche „Reichsreform" in diesem Kriege wirklich bewährt? Nutzt nicht die Mitarbeit vieler sozialdemokratischer und gewerkschaftlicher Organisationen jetzt viel mehr, als wenn wir ihren bösen Willen und ihre Verbitterung zwingen müßten? So verkehrtes Urteil über Millionen deutscher Mitbürger, wie es sich Frymann geleistet hat, darf in unserer inneren Politik nach dem Kriege niemals wiederkehren. Auch eine solche angeblich „nationale" Rechthaberei gegenüber den Elsaß-Lothringern nicht mehr, die soweit ging, daß sie behauptete, der Reichskanzler von Bethmann Hollweg gehöre vor einen Staatsgerichtshof, bloß weil er den Versuch gemacht hatte, im Reichslande mit einer Verfassung zu regieren (Frymann S. 18).

Wir wollen nicht billige Kritik üben gegen ein Buch, das unter ganz anderen Voraussetzungen geschrieben ist. Deswegen lasse ich das meiste, vor allem auch die antisemitischen Tendenzen des Verfassers ganz beiseite. Es handelt sich ja hier nicht um eine verspätete Würdigung des Buches, sondern ich möchte zeigen, wie anders unser Standpunkt in Fragen der inneren und auswärtigen Politik geworden ist, wie weit wir von den politischen Leidenschaften der Zeit vor dem Kriege entfernt sind. In dem Tone Frymanns kann heute niemand mehr unter uns reden. Der Verfasser selbst ist einsichtig genug gewesen, um wenigstens nebenher anzudeuten, daß ein großer Krieg die Voraussetzungen seines Buches beseitigen könne. Die große Leidenschaft des Krieges hat die kleinen Leidenschaften vorauguftlicher Polemik ausgelöscht. Die deutsche Politik bis 1914 ist trotz ihrer zeitlichen Nähe für uns Geschichte geworden.

Das Auge des Historikers sieht aber denn doch die Linien der nachbismarckischen Politik klarer als das des Polemikers und des zu recht oder unrecht besorgten Patrioten. Mit gutem Grunde hat einer der Hauptträger der nachbismarckischen Politik, unser Altreichskanzler Fürst Bülow, den jetzigen Zeitpunkt benutzt, um als Historiker über seine eigene Regierungstätigkeit Bericht zu erstatten. Ein Wort zur rechten Stunde von den Lippen eines Berufenen an uns ist dies in diesem Jahre erschienene Buch des Fürsten über „Deutsche Politik". Wir schwer es dem deutschen Volke in Wirklichkeit gemacht wird, sich in der Welt durchzusetzen, das spürt das ganze Volk erst heute am eignen Leibe, wo der Krieg ihm seine Lehren aufzwingt. Vorher haben wir die Aufgabe oft für zu leicht gehalten, sonst hätten nicht Bücher im Tone des Frymannschen bei uns geschrieben werden können. Offenbar gewinnt man aber von der Regierung den Eindruck, daß sie doch, wie es ihr ja auch zukommt, ein richtigeres Augenmaß gehabt hat. Das Deutsche Reich ist nach seiner Gründung und Befestigung nicht aus eignem freien Willen in die Weltpolitik hineingegangen, sondern es ist den wirtschaftlichen Eroberungen seines Handels und seiner Industrie gefolgt. Bismarck ging nur ganz zögernd über die gewohnte europäische Kontinentalpolitik hinaus. Er hat die Zeit reif werden lassen und seinen Nachfolgern die großen neuen Aufgaben vorbehalten. Fürst

Bülow sagt mit Recht: Um unsere wirtschaftliche Expansion zu sichern, brauchten wir vor allem eine Flotte. Erste Aufgabe unserer Weltpolitik war daher nichts anderes, als den Ausbau dieser Flotte gegenüber dem Mißtrauen Englands durchzuführen. Wie nun, wenn wir durch allzu aggressive Politik England irgendeine Handhabe geboten hätten, uns den Krieg zu erklären und unsere Flotte zu vernichten, ehe sie stark genug war, um ihm zu widerstehen! Darum war in der Tat große Zurückhaltung bei den auswärtigen Verwicklungen für Deutschland geboten. Unsere für viele enttäuschende Haltung im Burenkrieg, während des russisch-japanischen Konfliktes, unsere Zufriedenheit mit dem gewiß an sich begrenzten Erfolg in Algeciras erklären sich so. Der Ausbau der Flotte war nicht früher weit genug fortgeschritten als etwa bei Ablauf der Amtszeit des Fürsten Bülow. Die Hauptsache war aber, daß er überhaupt gelang. Daß er nicht schneller vorwärts ging, lag vor allem auch an innerpolitischen Widerständen. Man konnte vom deutschen Volke nicht verlangen, daß es den ungewohnten Aufgaben der Weltpolitik gleich in allen seinen Teilen mit Verständnis gegenübertrat. Die Parteien mußten erst nach und nach dafür erobert werden: Nationalliberale und Konservative zuerst, bald auch das Zentrum, zuletzt endlich der Freisinn. Ungefähr seit den Blockwahlen von 1907 waren die bürgerlichen Parteien in Fragen der nationalen Expansion und der Wehrkraft einig. Auch das ist als ein großer Erfolg unserer Weltpolitik zu betrachten, der uns nicht von selber in den Schoß fiel. Im Weltkrieg selber ist nun auch der größere Teil der noch fehlenden Sozialdemokratie in die nationale Phalanx eingeschwenkt.

Nachdem der Bau der Flotte durchgesetzt, und die deutschen Parteien für die Weltpolitik gewonnen waren, brachte uns die bosnische Krise von 1908 den dritten großen Erfolg. Als Deutschland seine seit Jahrzehnten fest begründete Kontinentalmacht in die Wagschale warf, zerriß das Gewebe der Einkreisungspolitik Eduards des Siebenten, und Österreich-Ungarn setzte seine Ansprüche gegen die feindlichen Mächte durch. Der Bund der beiden Zentralmächte hatte seine Feuerprobe bestanden, und der Versuch Englands, Deutschland durch überlegene Diplomatie matt zu setzen, war gescheitert. England hat diesen Versuch nicht wiederholt. Von da an war es klar, daß Deutschland, wenn überhaupt, nur durch Waffengewalt würde niedergezwungen werden können. Als sich durch den Ausbruch des Weltkrieges dazu Gelegenheit fand, da hat allerdings England diese benutzt. Der vierte bedeutende Erfolg unserer Weltpolitik endlich ist errungen worden in unserer türkenfreundlichen Orientpolitik, die seit dem Kaiserbesuch in Jerusalem und Damaskus konsequent durchgeführt worden ist, der auch letzten Endes die Kaiserrede in Tanger und unsere Haltung während der Balkankriege gedient hat. Der Weltkrieg hat gezeigt, daß die unter uns doch recht behalten haben, die das Vertrauen auf unsere türkische Hypothek nicht verloren, obwohl gerade manche unserer „nationalen" Zeitungen in den Tagen der Tschataldschakämpfe reichlich kleinmütig den „jugendkräftigen" Balkanstaaten in kritikloser Bewunderung zufielen. Auch Frymann riet schon

vor dem Kriege von 1912/13 zur Aufgabe der Türkei und hielt Rumänien für den vollgültigen Ersatz, ein Zeichen, in wie verkehrter Beleuchtung er auch hier die Dinge gesehen hat. Der Gewinn Bulgariens für unsere Partei ist vielleicht von Haus aus nicht unser Verdienst als vielmehr das der Diplomatie Österreich-Ungarns, die damit die Früchte ihres Eintretens für eine Revision des Bukarester Friedensvertrages von 1913 geerntet hat.

Es ist also nicht zweifelhaft, daß wenn man nur das richtige Augenmaß anwendet, unsere auswärtige und innere Politik vor dem Kriege doch größere Erfolge gehabt hat, als Frymann und diejenigen, die seine Stimmung teilten, damals Wort haben wollten. Ich maße mir aber nicht an zu behaupten, daß etwa nichts fehlgeschlagen sei und gar nichts mehr hätte erreicht werden können. Vielleicht hätte ein rücksichtsloser Bestechungsfeldzug nach englisch-russisch-französischem Muster uns in der öffentlichen Meinung von Ländern wie Italien, Rumänien oder Belgien eine günstigere Position verschafft. In diesem Punkte muß unsere künftige auswärtige Politik alle Skrupel verlernen und mit allen Mitteln arbeiten. Was wir mit Geld gewinnen, daran sparen wir Blut. Das ist eine wichtige Lehre des Weltkrieges. Man kann auch bezweifeln, ob die Behandlung Japans und Amerikas immer richtig war. Den „Panthersprung" nach Agadir und das Marokko-Kongo-Abkommen hält Bülow, der dafür nicht mehr verantwortlich zeichnet, zwischen den Zeilen offenbar selbst nicht für eine Meisterleistung. Aber die Lichtseiten bleiben dessen ungeachtet bestehen, und das eben ist das Verdienst des Weltkrieges, daß sie gegenüber der früheren leidenschaftlichen Polemik nun zu ihrem Rechte kommen.

Der Weltkrieg mit seinen Tränen und Enttäuschungen, aber auch mit seinen Siegen und wertvollen Erfahrungen ist unser bester politischer Erzieher. Er gräbt den Ideologen das Wasser ab und nimmt den Frakturpolitikern, den Vertretern eines mißverstandenen Bismarckgeistes, manchen Wind aus den Segeln. Bevor das neue Reich gegründet wurde, bestimmten die Ideologen unsern politischen Verstand. Dann kam die Bismarcktradition und auch die Bismarcklegende obenauf, mit ihr jenes altliberale Reichspathos, das die Sozialdemokratie und den doch nicht immer ganz unberechtigten außerpreußischen Partikularismus, zu dem auch die reichsländischen Autonomiebestrebungen zu rechnen sind, so hoffnungslos unverdaulich fand, daß es sich, wie wenigstens das Buch von Frymann zeigte, nur noch vom verzweifelten Dreinschlagen, vom Staatsstreich, Erfolg versprach. Manche von uns waren nicht frei von einer Michelstimmung, die von sich sagte: Wo ich hinhaue, wächst kein Gras mehr; wenn ich nur erst einmal ordentlich zuhauen könnte! Wir wünschten keinen Krieg, aber wir hielten ihn für kein Unglück. Wir nannten Frankreich dekadent, Rußland einen Koloß mit tönernen Füßen und Englands Armee glaubten wir mit Bismarck bei ihrer Landung auf dem europäischen Kontinent arretieren zu können. Erst der wirkliche Krieg hat uns die wahren Machtmittel unserer Feinde gezeigt und uns enthüllt, wie groß die Leistung

ist, eine deutsche Weltpolitik mit Erfolg zu treiben. Der Michelkultus darf nach dem Kriege nicht wiederkehren. Politik ist eine hohe Kunst und erfordert Menschen, die mehr sind als deutsche Michel. Ein ganzes Volk kann nur allmählich zu wirklicher politischer Reife gelangen. Man darf aber von den Deutschen, die auf glänzende Kulturleistungen zurückblicken, die seit dem alten Hellas und der italienischen Renaissance ihres gleichen suchen, die jetzt ringsum von Feinden umlagert, durch ihre wissenschaftlichen und technischen Fähigkeiten und durch ihre sittlichen Qualitäten sich behaupten, ohne weiteres erwarten, daß sie lernen werden, wie vor dem Kriege schon nun erst recht einer größeren politischen Reife zuzustreben. Das Vertrauen, das das Volk in Waffen bewährt hat, wird schließlich auch das Volk in den politischen Versammlungen nicht ganz zu Schanden werden lassen. Mag man also der Demokratie ruhig geben, was man ihr doch nicht auf die Dauer verweigern kann. An das rote Gespenst, das Frymann an die Wand malte, glauben wir nicht mehr, auch wenn unser eigenes politisches Bekenntnis nicht demokratisch ist. In der auswärtigen Politik aber würdige man mehr als bisher die stillen Wege, die langsamen Erfolge und die verstandskühle Erwägung, die Haß und Liebe, Begeisterung und Entrüstung gleichermaßen zurückhält. Wir wollen uns nicht vornehmen, am deutschen Wesen die Welt genesen zu lassen. Weltverbesserung ist nicht unsere Aufgabe, das bringt die Vorsehung allein zuwege. Immer wieder, und gerade in diesem Kriege, werden bei uns wohlgemeinte Bücher und Aufsätze geschrieben, die einen sittlichen Fortschritt der Weltpolitik und eine ganz neue Kulturperiode der Menschheit durch deutschen Sieg verlangen. Vor solchen Träumen von einer deutschen Kulturhegemonie warnt sehr mit Recht auch Fürst Bülow in seinem Buche. Sagen wir lieber: Wir wollen unseren Anteil an der Weltherrschaft und zwar in ehrlicher Arbeitsteilung mit den Völkern und Staaten, die uns in unserem Existenzkampf als Bundesgenossen helfen. Damit sind wir ganz redlich und Freund und Feind gut verständlich. Wir wollen denn doch nichts Irdisches anbeten: weder die germanische Rasse, noch die deutsche Kultur, noch den preußischen Staatsgedanken. Aller wirklichen Vorzüge, die wir in diesen Gütern haben, wollen wir von Herzen froh sein, im übrigen aber als gute Christen glauben, daß die Welt nicht durch unsere Vernunft noch Kraft selig wird, wollen unsere Vergangenheit ehren und unsere Zukunft mit kräftiger Hand so gestalten, daß wir und unsre Kinder des Lebens wieder froh werden!

Zur ruthenischen Frage

Von Professor Dr. Raimund Friedr. Kaindl

Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat im fünfundvierzigsten Hefte des Jahrgangs 1914 in trefflicher Weise das Problem der Befreiung der Ukraina von der russischen Herrschaft besprochen. Die folgenden Blätter bringen einige weitere Beiträge zur Kenntnis der Ruthenen und der ruthenischen Frage. Vorangeht eine kurze Darstellung der Geschichte der Ruthenen-Ukrainer. Daran schließen sich Bemerkungen zum ukrainischen Problem, und zwar über die Errichtung einer autonomen ruthenischen Provinz in Österreich. Endlich folgt eine Darlegung der Namengebung der Ruthenen, da darüber große Unklarheit herrscht.

Die Slawen, die sich über das heutige Rußland ausgebreitet hatten, waren in den ersten Jahrhunderten n. Chr. in zahlreiche Stämme zerfallen und vermochten ebensowenig wie die Finnen aus sich selbst einen Staat zu gründen. Das gelang erst den normannischen Wickinger-Warägern, die ebenso wie sie ganz West- und Südeuropa raubend, aber auch staatengründend heimsuchten, auch Osteuropa auf dem Austrvegr (Düna-Dniepr) bis nach Konstantinopel durchzogen. Es ist unzweifelhaft, daß die ersten Staatgründungen der Wickinger im nördlichen Rußland unter Finnen und Slawen stattfanden. Eine ihrer ältesten Städte war dort Holmgadr oder Nowgorod. Doch wie alle Nordmänner drängten sie gegen Süden, um dem Meere und dem lockenden Byzanz, das sie Mikligardr (die große Stadt) nannten, näher zu sein. So entstand jedenfalls schon um 850 der Wickingerstaat in Kaenugardr (Kijew). Wegen ihrer günstigen Lage wurde diese Stadt unter Oleg (nordisch Helgi) Mittelpunkt des Reiches, das von der für die Waräger im Osten üblich gewordenen Bezeichnung „Ros“ seinen Namen erhielt. Der Name ging dann auf alle Slawen Osteuropas über. Doch sind die Russen des alten Kijewer Reiches nicht wesensgleich mit den heutigen Großrussen; sie sind von ihnen vielmehr in Sprache und ethnographischen Eigenschaften verschieden. Auf die Moskowiter haben vor allem, wie noch weiter unten gezeigt werden soll, mongolische Einflüsse stärker eingewirkt.

Der Kijewer Staat entwickelte sich, solange der germanische Einfluß anhielt, sehr glücklich. Schon Oleg beherrschte einen großen Teil des heutigen Rußland, besiegte im Südosten die Tataren, zwang im Westen die Chorwaten (die Väter der Kleinpolen) in Galizien zur Heerfolge und wurde Konstantinopel gefährlich.

Ein reiches Leben entwickelte sich in den folgenden anderthalb Jahrhunderten. Am Anfang des zehnten Jahrhunderts scheint bereits ein lebhafter Handel über Böhmen, Krakau und Galizien nach Kijew und Konstantinopel gegangen zu sein. Um 960 bestehen schon Beziehungen Kijews zu Otto dem Großen; doch mißlangen die Versuche, Rußland für das römische Christentum zu gewinnen. Es schloß sich (988) unter Wladimir endgültig dem griechischen Glauben an, da die Verbindung mit Byzanz älter und stärker war. Dadurch wurde Rußland aller Vorteile der damals noch hochstehenden byzantinischen Kultur teilhaft, blieb aber dann ebenso zurück wie Byzanz und hatte überdies von den Griechen den Haß gegen die germanisch-romanische Kultur übernommen.

Zunächst freilich war dem Kijewer Reich eine vorübergehende Blüte beschieden. Unter Jaroslaw (gest. 1054) erreichte sie ihren Höhepunkt. Damals erregte Kijew auch die Bewunderung des Westens. Adam von Bremen nannte Kijew eine Nebenbuhlerin Konstantinopels. Doch auch für andere Teile seines Reiches sorgte Jaroslaw. In Nowgorod gründete er z. B. eine Schule für dreihundert Knaben. Den Einfluß dieser höheren Kultur verraten die ersten Gesetzesaufzeichnungen (Ruskaja prawda) unter Jaroslaw, die wenig später geschriebenen ersten russischen Chroniken (darunter die allgemein bekannte des Nestor), ferner das Heldengedicht vom Heereszuge des Fürsten Igor. Kijew wurde damals der Sammelpunkt der Kaufleute aus dem Westen, Norden und Süden. Wahrscheinlich setzte schon um diese Zeit die Ansiedlung der Regensburger Kaufleute ein, die wir wenig später nachweisen können. Aber Jaroslaw selbst begann auch schon die Zerstörung seines Reiches. Man glaubte nun die Waräger entbehren zu können. Jaroslaw vertrieb sie, konnte aber ohne sie nichts mehr gegen Konstantinopel ausrichten. Vor allem zeigte es sich, daß ohne Unterstützung der germanischen Gefolgschaften die Vorherrschaft der Kijewer Fürsten nicht erhalten werden konnte. Noch war die alte slawische Gewohnheit, in unabhängigen kleinen Gebieten zu wohnen, nicht überwunden. Es begann eine wilde Zeit der Thronkämpfe, die auswärtigen Fürsten Veranlassung zum Eingreifen boten. Der polnische Herzog Boleslaw der Zweite plünderte Kijew (1069). Rußland zerfiel in der Folge wie Polen in einige Teilfürstentümer.

Von diesen erlangte zunächst Halicz (so genannt nach seinem Hauptort, davon Galizien) zeitweise größere Bedeutung. Es reichte in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts vom Sanfluß (Grenze gegen Polen) bis an die Donau und schien unter Jaroslaw Osmomysl (dem Achtsinnigen) Kijew verdunkeln zu wollen. Bald darauf beriefen die unbotmäßigen Adeligen (Bojaren) den benachbarten Teilfürsten Roman von Wolhynien (nach dem Hauptort Wladimir-Wolodomir auch Lodomerien genannt) ins Land. Roman vereinigte Wolhynien, Halicz und das Gebiet von Kijew in seiner Hand. Doch auch dieser auf ruthenischem Gebiet gelegene Staat hatte keinen Bestand. Nach der starken Erschütterung durch die Mongoleneinfälle (1223 bis 1241) suchten seine Fürsten in der Anlehnung an den Westen, in der Verbindung mit dem Papsttum und

durch deutsche Ansiedlung ihre Herrschaft zu stärken. Damals entstand auch die nach einem ruthenischen Fürsten genannte Leoburg (Lemburg, Lemberg), die wenig später schon ein blühendes deutsches Gemeinwesen aufwies. Wenige Jahrzehnte später besetzte aber Kasimir von Polen Galizien und Wolhynien, während die Litauer die anderen ruthenischen Länder bis über den Dnepr (Podolien, Brazlaw und Kijew) an sich rissen. Durch die Vereinigung Litauens und Polens kamen schließlich auch diese Gebiete an Polen. In dem wenig kultivierten Litauen vermochten die Ruthenen wegen ihrer verhältnismäßig höheren Kultur eine nicht zu unterschätzende Rolle zu spielen. Das Ruthenische wurde sogar dort Hof- und Amtssprache. Aber durch die immer engere Verbindung Litauens mit Polen wurde die Lage der Ruthenen überaus schwierig. Die Ruthenen galten wegen ihrer Abstammung und Religion als Untertanen geringerer Art. Sie waren von verschiedenen Rechten (anfangs z. B. von der Beteiligung mit deutschem Recht) ausgeschlossen. Selbstverständlich konnten sie zu Ämtern nicht gelangen. Um der Bedrückung zu entgehen und eine Stellung zu erringen, mußten die Ruthenen ihre Sprache und orthodoxe Religion aufgeben und Polen werden. Das taten auch ihre adeligen Großgrundbesitzer und wohl alle, die auf Intelligenz Anspruch erhoben. Unerträglich wurde allmählich der Druck auf die Bauern. Er traf die ruthenischen um so mehr, als diese auch in ihrem Glauben durch die angestrebte und schließlich 1595 vollzogene Union bedrückt wurden. Den unerträglichen polnischen Robotverhältnissen entzogen sich unzählige durch Flucht in die Karpathen, nach Oberungarn, vor allem aber in die Moldau und in die Ukraine, das Grenzland des Ruthenengebietes im Südosten.

Hier gelang es den Ruthenen nochmals ein eigenes Staatswesen zu gründen. Der fortwährende Kriegszustand in der Nachbarschaft der Tataren zwang die Grenzbewohner, die Ukrainer (Ukraina = Grenzland, Mark) zu stetem Kampf. Diese kriegerischen Grenzer nannten sich seit dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts „Kosaken" (Einrichtung und Namen sind tatarischen Ursprungs). Sie unterstanden damals den Großgrundbesitzern, die hier weite Besitzungen erwarben und besiedelten, oder den Staroſten des Grenzlandes. Die polnischen Könige des sechzehnten Jahrhunderts suchten die Kosaken dem polnischen Staatsorganismus einzufügen. Aber es sollte nur ein Teil als bevorrechtete Krieger aufgenommen („registriert") werden, die anderen mußten zum Bauernstand zurückkehren; damit waren die Kosaken nicht einverstanden. Es kam zu Aufständen, die streng bestraft wurden. Nun flohen zahlreiche Kosaken auf das linke Dnieprufer, und so entstanden die Zaporoger Kosaken, deren Name von ihren unterhalb der „porogi" (Stromschnellen) des Dnepr gelegenen Wohnsitzen und Festungen (sitsch) herrührt. Bedrückte Ruthenen und andere Verfemte, die sich zu ihnen gesellten, verstärkten ihre Scharen und besiedelten immer weiter das Land gegen Osten. So entstand eine Art von demokratischer Republik unter der Leitung eines Hetman. Ob man dieses Gebilde einen Staat

im eigentlichen Sinne nennen darf, mag dahingestellt bleiben. Seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts begannen die Kämpfe der Kosaken gegen die Polen. Aber auch ihr tüchtigster Hetman Bohdan Chmelnicki, der 1648 vom Dniepr bis zum San (Galizien) alles Land gegen Polen in Aufruhr gebracht hatte, sah sich genötigt bei den Tataren und Türken, die damals die Nordküste des Schwarzen Meeres beherrschten, schließlich bei Moskau Hilfe zu suchen.

Damit war der letzte Versuch, im ruthenischen Gebiete ein selbständiges Reich zu befestigen, gescheitert. Indem die Ruthenen bei Moskau Zuflucht suchten, gaben sie den Anlaß zum Aufgehen des ruthenischen Gebietes in den jüngeren russischen Staat. Dieser war aus einem der Teilfürstentümer entstanden, in die das alte russische Reich zerfallen war. Nach dem Muster und unter dem Einfluß der tatarischen Gewaltherrschaft wurden die Fürsten dieses Gebietes unumschränkte Herrscher. Nach dem Verfalle der Mongolenherrschaft hatten sich die Moskauer Fürsten selbständig gemacht. Es ist leicht begreiflich, daß diese Alleinherrscher für die demokratischen Kosaken kein Verständnis hatten. Schon 1667 verständigten sie sich mit Polen über die Teilung der Ukraina; Rußland erhielt zunächst das Gebiet östlich von Dniepr und Kijew, während Polen die westlichen Teile behielt. In beiden Anteilen währte die Bedrückung weiter. Aufstände führten zu nichts. Jener des Hetman Mazepa (1708) wurde trotz seiner Verbindung mit Karl dem Zwölften von Schweden von Peter dem Großen unterdrückt, und Katharina die Zweite vernichtete die letzten Reste der alten Kosakenorganisation. Die heutigen Kosakenregimenter haben damit nichts gemein. Im polnischen Anteil wurden ebenfalls die Aufstände der „Hajdamaken" und zuletzt die sogenannte „Kolijivschtschyna" niedergeworfen. Durch die Teilungen Polens (1772 bis 1795) kam sodann auch das von Ruthenen bewohnte Gebiet rechts (westlich) vom Dniepr an Rußland. Nur die Ruthenen in Ostgalizien fielen an Österreich. Außerdem gelangten 1774 durch die Erwerbung der Bukowina die in diesem Lande wohnenden Ruthenen unter österreichische Herrschaft. Ein kleiner Teil der Ruthenen wohnt schließlich im nördlichen Ungarn.

In dem russischen Anteil Rutheniens wurde weiter mit größter Härte gegen die Ruthenen verfahren. Trotzdem begann am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ein neuer Aufschwung. Er ging von Ruthenen aus, die an westeuropäischen Universitäten ihre Bildung genossen hatten. Einer der hervorragendsten Vertreter dieser Wiedergeburt war Kotlarewskyj, der 1798 die erste moderne ruthenische Dichtung, eine Travestie der vergilischen Aeneis, geschrieben hat. 1846/7 wurde in Kijew von ruthenischen Gelehrten und Schriftstellern die Cyrill- und Methodgesellschaft gegründet, um ruthenische Kultur und Literatur zu pflegen. Die russische Regierung löste sie auf, und ihre Seele, der größte ruthenische Dichter Taras Schewtschenko, wurde als gemeiner Soldat in die Festungen der Kirgisensteppe geschickt, wo er weder lesen noch schreiben durfte. Um die ruthenische Literatur vollständig zu unterdrücken, wurde 1876 das

Erscheinen gedruckter Schriften in dieser Sprache, ebenso alle dramatischen Vorstellungen und Vorträge ruthenischer Lieder verboten. Erst nach der Revolution von 1905 und nach der Einführung der Verfassung trat eine Wendung zum Besseren ein. Aber der Schaden, den die Ruthenen durch die lange Unterdrückung erlitten haben, ist unendlich groß und nicht so leicht und rasch zu überwinden. Zu den schwersten Schäden zählt das Fehlen ruthenischer Volksschulen, wie dies schon Cleinow scharf betont hat.

Besser gestaltete sich die Lage der Ruthenen in Galizien. Die absolutistische österreichische Regierung förderte sie als Gegengewicht gegen die Polen, ihre alten Bedränger. Diese Förderung des Bauernvolkes der Ruthenen ergab sich übrigens schon aus der von der österreichischen Regierung allgemein angestrebten Verbesserung der Lage der Bauern in Galizien, die auch für die polnischen sehr drückend war. Die Ruthenen erwiesen sich für diese Obsorge dankbar; man begann von den „Tirolern des Ostens" zu sprechen. Die Polen machten dafür der österreichischen Regierung den Vorwurf, die Ruthenen erst „entdeckt" zu haben, denn bis dahin galten sie als eine Art griechisch-katholischer Polen. Als dann Ende der 1860er Jahre die Polen zur Herrschaft kamen und durch ihre kluge Politik in Wien zu ungemessenem Einfluß gelangten, begann die bekannte Bedrückung der Ruthenen und Deutschen in Galizen. Nun vermochte die Zentralregierung wenig mehr zu helfen. „Gott ist hoch, der Kaiser ist weit, Gerechtigkeit kann man nicht erreichen" wurde beim ruthenischen Bauern eine geflügelte Redensart. In dieser Not griffen sie zum Wanderstab. Tausende verließen ihre Heimat und wanderten nach Amerika. Vorwiegend in der ruthenischen Intelligenz machten sich dagegen zwei Richtungen bemerkbar. Die eine — meist mißvergnügte Pfarrer, Lehrer, Advokaten u. dgl. — ließen sich von Rußland gewinnen. Die russische Propaganda hat schon seit mehr als sieben Jahrzehnten in Galizien eingesetzt und unausgesetzt gewühlt. Als Vorwand benutzte man anfangs die Pflege der russischen Sprache und Literatur, später die Herstellung des orthodoxen Glaubens, dem die Ruthenen entfremdet worden waren. Die Anhänger Rußlands nannten sich „Altruthenen". Im Gegensatz zu ihnen stand die jungruthenische Richtung, welche im Geiste des ukrainischen Dichters Schewtschenko für die bedrückten Ruthenen den Kampf gegen Rußland aufnahm. Die Jungruthenen traten zugleich für die Rechte der Ruthenen in Galizien gegen die Polen auf. Unter ihrer Führung erfolgte eine nationale und wirtschaftliche Organisation, die, zeitweilig von der österreichischen Regierung unterstützt, schöne Erfolge errang. Auch die Erforschung ihrer Geschichte, Sprache und ihres Volktums schrieben sie auf ihr Programm und gründeten als eine Akademie der Wissenschaften die Schewtschenkogesellschaft in Lemberg. Die jungruthenischen Schutzorganisationen in Galizien wurden auch der Hort der russischen Ruthenen. Um ihre Stellung zu stärken, suchten die Jungruthenen auch Anschluß an die Deutschen. Ihr höchstes politisches Ziel bildet die Wiedererrichtung eines ruthenischen Staates — der Ukraina.

Über das Problem der freien Ukraina hat, wie schon bemerkt, Cleinow ausführlich gehandelt.*) Darauf gehen wir hier nicht weiter ein. Indessen fühlen die Ruthenen selbst, daß dieses Ziel noch in ferner Zukunft steht und nur nach langer Vorbereitung zu erreichen ist. Sie haben daher für den Fall, daß ihr Ideal nicht zu erlangen wäre, zumindestens die Schaffung der autonomen ukrainischen Provinz in Österreich ins Auge gefaßt. Es soll nämlich Ostgalizien, das vorwiegend von Ruthenen bewohnt ist, vom polnischen Westgalizien getrennt und zu einer besonderen Provinz umgestaltet werden. Mit dieser sollen die eventuell von Rußland befreiten ruthenischen Gebiete vereinigt werden.**)

Wie der Wunsch nach einer freien Ukraine den heftigsten Widerstand in Rußland gefunden hat, so erregt die Forderung der Loslösung Ostgaliziens von der polnischen Herrschaft den stärksten Widerspruch der Polen. Man darf sagen, daß diese Forderung der galizischen Jungruthenen viel dazu beigetragen hat, daß ein großer Teil der Polen im letzten Jahrzehnt sich dem Neoslawismus und dem Russentum in die Arme warf: Polen und Russen wollten vereint die ihnen gefährliche neue Richtung erdrücken. Die Polen erheben in ihren Programmen Anspruch auf das „ungeteilte Galizien". Die Ruthenen verweisen zur Unterstützung ihrer Forderung auf die frühere Selbständigkeit des ruthenischen Ostgalizien. Sie machen geltend, daß die österreichische Regierung auch schon selbst daran gedacht hatte, die Verwaltung der großen Provinz zu teilen. Auch betonen sie, daß die Polen die Ruthenen bedrücken und daß die fortwährende Spannung eine geordnete, geregelte Verwaltung unmöglich mache. Die Polen verweisen dagegen auf ihre historischen Rechte und auf den Umstand, daß in Ostgalizien auch viele Polen (34 Prozent) wohnen, Lemberg sogar bloß 20 Prozent Ruthenen zählt. Dieser starke Prozentsatz von Polen würde sich nicht leicht der ruthenischen Majorität fügen; dadurch entstünden in der neuen Provinz sofort arge Reibungen. Auch wird betont, daß die Ruthenen kaum die nötigen Kräfte besitzen, um die Provinz selbst verwalten zu können. In Ostgalizien zählt man 50 bis 75 Prozent Analphabeten (im russischen Ruthenengebiet sogar über 75 Prozent). Schließlich ist zu befürchten, daß in dem abgetrennten Ostgalizien der Panslawismus weiter um sich greifen wird, da die Jungruthenen ihm kaum Einhalt gebieten könnten.

Aus allem ist zu ersehen, daß gegenwärtig auch die Verwirklichung des Wunsches der Ruthenen, eine eigene Provinz in Österreich zu erhalten, auf große Schwierigkeiten stößt. Man wird daher diesen Grenzgebieten eine militärische Verwaltung geben müssen, bis verschiedene Schwierigkeiten beseitigt und die russische Politik in andere Bahnen gelenkt sein wird. Nur eine Erstarkung unserer Ostgrenze unter militärischer Leitung kann die panslawistische Gefahr eindämmen und eine endgültige Ordnung der Verhältnisse vorbereiten. Die Militarisierung Ostgaliziens war schon unter Kaiser Josef dem Zweiten geplant

*) Vgl. den Aufsatz in Heft 45 der „Grenzboten" d. J. 1914 über das „Problem der Ukraina".

**) Vgl. darüber meine demnächst erscheinende Schrift „Polen" (Leipzig, Teubner).

und der damals in der Bukowina geführten Militärverwaltung hatte das Land viel zu verdanken.*)

Am Schlusse wollen wir einige Bemerkungen über die Namengebung der Ruthenen folgen lassen.

Zur Bezeichnung dieses etwa 33 Millionen zählenden Volkes bediente man sich bis vor wenigen Jahren in der deutschen Sprache fast ausschließlich des Namens Ruthenen. Daneben hörte man auch von Kleinrussen, Rotrussen und Russinen sprechen. In neuerer Zeit erst ist von den Ruthenen selbst noch die Bezeichnung Ukrainer zur Geltung gebracht worden; es geschah dies unter dem Einfluß der von der russischen Ukraine ausgegangenen und genährten jungruthenischen Bewegung.

Welche von diesen Bezeichnungen verdient im Deutschen den Vorzug?

„Kleinrusse" ist unbedingt abzuweisen. Er ist irreführend, weil er die Ruthenen mit den Russen identifiziert und sie gewissermaßen als ein Anhängsel der Moskowiter („Großrussen") erscheinen läßt. Dieser Name wird besonders von den Russen verwendet, weil er ihren politischen Ansprüchen entspricht. Ähnliches gilt von dem Ausdruck „Rotrusse." Der Name „Russine" ist aus der ruthenischen Volksbezeichnung der Ruthenen (rusyn) entstanden. Er ist im deutschen Sprachgebrauch wenig verbreitet und wird von den Ruthenen selbst nicht gern gehört. Seine weitere Pflege im Deutschen ist daher unstatthaft.

Aber auch die Bezeichnung Ukrainer erscheint im Deutschen bedenklich. Schon Cleinow hat in seinem Artikel festgestellt, wie unsicher der Begriff der Ukraina ist. Historisch war die Ukraina nur der südöstliche Teil des Ruthenengebiets am Dniepr. Nie ist es früher üblich gewesen, das ganze von Ruthenen bewohnte Gebiet als Ukraine zu bezeichnen. Es hätte dies auch keinen Sinn gehabt, denn Ukraine heißt Mark, Grenzland. Es widerspricht daher jeder historischen Überlieferung etwa auch Ostgalizien, die Bukowina und Nordostungarn (wo ebenfalls Ruthenen wohnen) als Ukraina in Anspruch zu nehmen. Aber selbst wenn man zugibt, daß das neue angestrebte ruthenische Reich nach seinem etwaigen Hauptland (der Ukraina im Südosten) als „Ukraina" bezeichnet werden soll, wie Österreich nach seinem alten Hauptland (Ostmark, Osterrichi), so muß man sofort auch erinnern, daß „Österreicher" keine Bezeichnung für eine Nation ist. Man muß ferner darauf hinweisen, wie irreführend die Bezeichnung „Ungar" und „Böhme" ist. Der Ungar kann Magyare, Deutscher, Ruthene, Rumäne usw. sein, der Böhme ist Tscheche oder Deutscher. Ebenso wird man „Ukrainer" alle verschiedensprachigen Bewohner der Ukraina nennen, also auch Russen, Türken, Polen, Deutsche, nicht nur Ruthenen. Die Ruthenen treten für die Bezeichnung Ukrainer ein, trotzdem ihnen die erwähnten Schwierigkeiten bekannt sein durften, weil sie die volkstümlichen Bezeihnungen für ihren Namen (Rusyn, Rusnak, Ruski) wegen seiner Verwandtschaft mit den Russennamen (Rossija, Russkije) vermeiden wollen.

*) Vgl. darüber meine „Geschichte der Bukowina" und „Geschichte von Czernowitz".

Der Deutsche besitzt aber in dem seit dem zwölften Jahrhundert zuerst im Lateinischen, dann auch in den westeuropäischen Sprachen eingebürgerten Namen „Ruthene" eine treffliche Bezeichnung. Durch diese sprachliche Nebenform von Russe ist die Scheidung zwischen Ruthenen und Russen klar durchgeführt. Unter Ruthenen verstand man alle Slawen, die jetzt als Ukrainer in Anspruch genommen werden. Auch in den ruthenischen Kreisen war die Bezeichnung „Ruthene" in diesem Sinne anerkannt. So hat M. Kordeba noch 1896 in den „Zapyski" der Schewetschenkogeschellschaft XI. Bd. die von mir vorgeschlagene Namengebung gebilligt, wonach „Ruthene" als Gesamtbezeichnung für das ganze Volk im Deutschen verwendet werden soll. A. Borwiński kennt in seiner Schilderung der Ruthenen-Russinen im Band Galizien des bekannten monumentalen Werkes „Österreich-Ungarn in Wort und Bild" den Namen Ukrainer noch gar nicht. Erst später begann, und zwar mit starken Schwankungen (man vergl. die Schriften der Schewetschenkogesellschaft) seine Verwendung auch im Deutschen. Aus unseren Bemerkungen dürfte sich ergeben haben, daß dies weder notwendig, noch vorteilhaft ist, vielmehr allerlei Unzukömmlichkeiten nach sich ziehen muß. Wir haben mehr als einen Grund, an den Bezeichnungen Ruthenen, ruthenisch festzuhalten. Auch der alt belegte Namen „Ruthenien" (Rutenia) für die von den Ruthenen bewohnten Gebiete ist nicht von der Hand zu weisen. Ukrainer können vor der Hand für uns nur die Ruthenen in Rußland sein. Nach der Wiederbegründung eines Staates Ukraina könnten dessen Angehörige als Ukrainer bezeichnet werden, doch ohne Rücksicht auf ihre Nationalität.*)

*) Man vgl. meine Ausführungen in der „Wiener Zeitung" (1902) Nr. 26 u. 27.

Akademische Kriegsliteratur

Eine hochschulgeschichtliche Zeitstudie von Professor Dr. Paul Sspmank

s ist ein bedeutungsvolles Zeichen der gewaltigen Stärke und des unerschöpflichen Reichtums deutschen Geistes, daß mitten im Toben des Weltkriegs, der alle militärischen, wirtschaftlichen, moralischen und geistigen Kräfte unseres Volkes bis zu ihren Höchstleistungen anspannt, das wissenschaftliche Leben an den deutschen Hochschulen der beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche — abgesehen von wenigen kleinen Fachhochschulen und der Universität Czernowitz — nach kurzer Stockung in seiner alten Bahnen weitergeht. Ja, Deutschland hat sogar die Kraft besessen, zur Zeit der „ruhmvollen Verödung" der Hörsäle, der fausta infrequentia, wie der Philologe Böckh während der Freiheitskriege sagte, seinen alten Hochschulen in der Universität Frankfurt eine neue hinzuzufügen und im feindlichen Auslande dem polnischen Geistesleben durch Gründung der Warschauer Hochschulen und dem vlämischen durch Umwandlung der Universität Gent zu einem glänzenden Siege zu verhelfen. Nicht abseits vom Krieg oder gar völlig unbeeinflußt durch ihn, vollzieht sich die Entwicklung der Wissenschaft; im Gegenteil, die tiefe Einwirkung der großen Zeitereignisse offenbart sich bei ihr schon jetzt und wird auch fernerhin ein Umwerten und Neuwerten alter Urteile, eine Umwälzung und Erneuerung überlebter Methoden und Denkweisen sowie eine Erweiterung der Forschungsgebiete zur Folge haben, wie sie sich in der Schaffung des Instituts für ostdeutsche Wirtschaft zu Königsberg und der Leipziger Forschungsinstitute, im Ausbau des Kieler Instituts für Seeverkehr und Weltwirtschaft, sowie der Berliner Einrichtungen der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft noch während des Weltkrieges gezeigt hat.

Die Anpassung an die herrschende Zeitlage und die ihr Rechnung tragende Neuordnung des Hochschullebens ging nur allmählich, sowie unter mancherlei Opfern und Zugeständnissen vor sich; weilten doch zahlreiche Hochschullehrer bald nach Kriegsbeginn im Dienste des Vaterlandes fern von der Alma mater und fehlte doch überall der größte Teil der akademischen Jugend, welche außer etwa vierhundert studentischen Helferinnen rund sechzigtausend Krieger gestellt hat, davon gegen vierzigtausend Universitätsstudenten. Daß an vielen Stellen, zumal an den Universitäten, die Entwicklung trotzdem so glatt vonstatten ging, war zum guten Teil ein Verdienst der Studentinnen, die gleich ihren Geschlechtsgenossinnen in anderen Berufen voll vaterländischer Begeisterung und hin-

gebender Opferwilligkeit in die Bresche sprangen und die Arbeit dort aufnahmen, wo ihre männlichen Kommilitonen hatten aufhören müssen.

Was die deutschen Hochschulen insgesamt für unser Volk in dieser schweren Zeit des Weltkrieges geleistet haben, darüber fehlt uns heute noch jeder Überblick, und es muß einer späteren Zusammenfassung vorbehalten bleiben, ihren Anteil an den gewaltigen Ereignissen zu bestimmen und festzustellen, was ihre Professoren als Politiker, Patrioten und Lehrer gewirkt und ihre sämtlichen Angehörigen als Kriegsteilnehmer im Felde oder im Lazarett vollbracht und durchlitten haben, wie die Daheimgebliebenen in der Verwundetenpflege und Kriegsfürsorge, sowie auf allen Feldern sozialen Wirkens tätig gewesen sind, und welche Steigerung das wissenschaftliche Leben durch den Krieg erfahren hat. Berücksichtigt man allerdings die Zersplitterung der akademischen Literatur, die Fülle von rasch verschwindenden Privatdrucken und die Sorglosigkeit, welche gerade an den Hochschulen herrscht, wenn es gilt, Material zu ihrer Geschichte zusammenzutragen, so fragt man sich unwillkürlich: wird es überhaupt möglich sein, die Bedeutung unserer Hochschulen für die Volksentwicklung während des Weltkrieges bis in alle Einzelheiten richtig darzustellen? Diese Frage muß einstweilen unerörtert bleiben. Immerhin lohnt sich der Versuch, gewissermaßen einen Querschnitt durch das akademische Leben der Gegenwart zu machen und an ihm zu zeigen, welche charakteristischen Eigenschaften dem Beurteiler am deutlichsten entgegentreten. Dies läßt sich ermöglichen, indem man die aus Hochschulkreisen stammende akademische Kriegsliteratur einer eingehenden Betrachtung unterzieht und zwar besonders die in selbständigen Veröffentlichungen vorliegende, welche durch die akademische und die Tagespresse nur in wenigen Punkten verändert und ergänzt wird.

Es war erklärlich, daß die Hochschulen, deren Dozenten und Studenten bei der Mobilmachung zu einem großen Teil nach allen Windrichtungen auseinandergestoben, früher oder später in sich das Bedürfnis fühlten, mit ihren ehemaligen Angehörigen wieder eine feste Verbindung anzuknüpfen, von ihren Schicksalen etwas zu erfahren und ihnen von der Weiterentwicklung des Hochschullebens zu berichten. Dieses Bedürfnis war zwar überall vorhanden, aber nicht an allen Stellen bewirkte es selbständige Taten.

Von den Technischen Hochschulen gab nur München eine erweiterte Chronik als Kriegsschrift heraus, welche insbesondere wertvolle Vergleiche zwischen der Hochschulentwicklung von 1870 und der der Gegenwart zieht. Von den Großstadtuniversitäten begnügte sich Berlin damit, die zwei Rektoratsreden von Professor von Wilamowitz-Moellendorff ins Feld zu schicken; Halle trat damit hervor, daß es einen kurzen Gesamtbericht, bis Februar 1916 reichend, in handlichem Format drucken und an seine draußen stehenden Angehörigen versenden ließ; in Breslau übernahm es der Verlag der „Hochschul-Rundschau", den Kommilitonen im Felde eine inhaltlich wertvolle Sondernummer zu überreichen, und die Universität Leipzig überließ es ihrem Studentenausschuß,

die akademische Entwicklung während des Krieges den im Kriegsdienst Stehenden zu schildern. Mit einer eigenartigen und zartsinnigen Liebesgabe trat lediglich die Universität München hervor, welche unter dem Rektorate von Professor H. von Grauert im März 1916 eine von kurzem Text begleitete Sammlung echt deutscher Bilder von Karl Spitzweg und Moritz von Schwind für „unsere Brüder in fernen Landen und in den Lazaretten" herausgab. Von den großen deutschen Universitäten Österreichs machte sich nur die Wiens bemerkbar, die in zwei besonderen Heften mit Stolz von einer umfangreichen Kriegsschöpfung, dem von ihr errichteten Verwundetenspital, berichten konnte.

Dieses Zurücktreten der Großstadtuniversitäten bedeutet aber keineswegs einen Mangel an Teilnahme am gewaltig flutenden Leben der Gegenwart. Viele von ihren Dozenten wandten sich vielmehr mit ihrer Arbeit an weiteste Volkskreise, und manche der von ihnen gehaltenen Reden, die teils in Sammlungen, teils in Einzeldrucken vorliegen, sind bedeutungsvolle Stimmen aus großer Zeit.*)

Die Kleinstadtuniversitäten, deren Lehrer sich ebenfalls und zwar stellenweise sehr zahlreich als Redner vor größerem Publikum betätigten, sahen ein Hauptarbeitsgebiet auf einem anderen Felde, und es zeigte sich bei einer Reihe von ihnen das enge, vertraute Verhältnis zwischen Hochschule und Studentenschaft im schönsten Lichte.

Die Universität Bonn sandte 1916 einen „Ostergruß" an ihre Angehörigen, der eine Reihe wissenschaftlich gehaltener, fesselnd geschriebener Beiträge von Bonner Dozenten enthält. Besondere Beziehung auf das akademische Leben haben vor allem zwei Artikel. In einer kleinen Plauderei spricht Professor Litzmann über das „Kriegserlebnis", das seinen Jüngern früher als ein fast utopischer unzeitgemäßer Begriff erschienen sei, und in der wirkungsvollen, tief religiösen Ansprache von Professor Tillmann wird in kurzer, aber klarer und charakteristischer Weise die tiefe Bewegung geschildert, welche der Weltkrieg in der akademischen Jugend auslöste.

Erlangen schickte 1915 einen „Gruß der Universität an ihre Studenten" ins Feld, worin eine Reihe selbständiger kleiner Artikel das gesamte, von den dort Lehrenden und Lernenden zurückersehnte Leben bis in seine Einzelheiten schildert und die Liebe zu der von Albrecht Dürer malerisch verherrlichten fränkischen Heimat erhöhen soll. Nicht schwer und tiefsinnig sind die einzelnen Beiträge; ein leichter, warmer, herzlicher, wissenschaftlich angeregter Plauderton durchzieht das Ganze, ja der kleine Artikel von Professor Oertmann über Erlanger Juristenleben in der Kriegszeit besitzt insofern noch eine besondere Note, als er frischen, humorvollen Scherz, der sonst kaum in der akademischen Kriegsliteratur zu finden ist, zur Geltung kommen läßt. — In einem zweiten Gruß der

*) Da ich auch nicht einmal annähernd eine Vollständigkeit in der Sammlung der Titel dieser Reden erzielen konnte und zudem ihr Inhalt sich auf außerakademische Gegenstände bezieht, so habe ich mich begnügt, auf diese Redetätigkeit nur hinzuweisen.

Universität: „Erlanger im Kriege" vom Jahre 1916 erzählen Angehörige der Alma mater in einfacher, ungezierter und anspruchsloser Weise von ihrem Leben und Wirken draußen im Felde. Die Einzelbeiträge sollen „im bescheidenen und im intimen Rahmen der Universität" lehren, daß „der Krieg auch als Säemann verstanden und wirksam wird" und „daß der deutsche Geist aus diesem Kriege ungeschädigt, ja gekräftigt hervorgehe."

Die Universität Freiburg sandte nicht nur eine reizvolle Schilderung: „Freiburg und der Breisgau im Krieg" von Professor Doflein ins Feld, sondern auch einen selbständigen „Weihnachtsgruß 1915". Dieser bietet außer den warmherzigen Worten des Prorektors Professor von Below eine Reihe hübscher, stimmungsvoller Bilder aus der Gegenwart und Vergangenheit der Universität, sowie eine Anzahl von Kriegsbriefen Freiburger Studenten und ein humorgewürztes, wenn auch künstlerisch belangloses Zeitgedicht eines Musensohnes auf das durch den Krieg veränderte Leben in Freiburg.

Die Universität Gießen hat außer mehreren kurzen Hochschulberichten in pietätvoller Weise zwei Sonderheftchen erscheinen lassen, welche die Teilnahme von Universitätsangehörigen am Kriege veranschaulichen. Außerdem ist von ihr als eigenartige Liebesgabe ein „Universitätsbilderbuch" ins Feld geschickt worden, das die Entwicklung der Hochschule von ihrer Gründung bis zur letzten Gegenwart in gut ausgewählten charakteristischen Abbildungen darstellt und vom Rektor Professor Sommer einen hübschen begleitenden Text in Knittelversen erhalten hat.

In dem Weihnachtsgruß Göttingens überwiegen die kurzen, wissenschaftlich gehaltenen Skizzen über allgemeine, den Krieg betreffende Fragen. Unmittelbar auf das akademische Leben beziehen sich nur die väterlich tröstenden Worte Professor Heubners an die vom Schicksal stiefmütterlich behandelten Feldunterärzte und der Artikel von Professor Mirbt, welcher mit Stolz die während des Krieges erfolgte Gründung der akademischen Lesehalle feiert.

Die „Kriegsausgabe" des Universitätskalenders, die die Universität Greifswald bearbeitet hat, trägt ein stark örtliches Gepräge, wodurch sie gerade sehr anheimelnd wirkt. Wissenschaftlich vertiefte Aufsätze wechseln mit flott geschriebenen ab, und die kleine, scharf beobachtete Studie: „Der Kriegsstudent" von Dr. Bernhard Fischer verdient als wertvoller Beitrag zur studentischen Kulturgeschichte besondere Hervorhebung.

Die Universität Jena hat ebenso wie Gießen in zwei Sonderheften eine Statistik seiner Kriegsteilnehmer herausgegeben. Außerdem ist von ihr 1915 ein zum Herzen sprechender Weihnachtsgruß des Prorektors Professor Thümmel ausgegangen, welcher wegen der auf die Zukunft deutenden Reformgedanken für die Studentenschaft von Wert erscheint.

Eine liebenswürdige Gabe ist der „Sonnwendgruß", den die Universität Marburg ihren Jüngern 1916 ins Feld geschickt hat. Nicht schwere wissenschaftliche Probleme werden in ihm erörtert, sondern allgemein interessierende,

auf den Krieg bezügliche Fragen bilden den Vorwurf der kurzen, leicht und anregend geschriebenen Artikel, in denen sich die Vertreter der verschiedenen Fakultäten an ihre alten Hörer wenden.

Inhaltlich einander verwandt, nur im Format verschieden sind der „Weihnachtsgruß" der Universität Tübingen und die von ihr herausgegebene „Kriegszeitung", von der bis jetzt zwei Nummern vorliegen. Sie wollen in erster Linie eine innige Verbindung zwischen den Zuhausegebliebenen und den im Felde Stehenden herstellen, und zur Erreichung dieses Zieles dürften die anheimelnden Bilder Tübingens von Ubbelohde und die gute Schilderung des gegenwärtigen akademischen Lebens von Universitätssekretär Rienhardt wesentlich beitragen. Indessen haben die beiden ersten Schriften keineswegs einen rein örtlichen Charakter, vielmehr schiebt sich bei ihnen ebensosehr das mit der Universität eng verbundene lehrhafte Element unauffällig in den Vordergrund.

Die Universität Würzburg endlich hat ihren Studenten eine eigenartige, von den übrigen Hochschulen abweichende Liebesgabe ins Feld geschickt, ein aus drei Teilen bestehendes Kunstblatt, das außer wohlgelungenen, derbe Kraft verratenden Bildern von Heinz Schiestl zwei Gedichte bringt, eines zum Lob der Stadt Würzburg, das andere zur Verherrlichung der akademischen Jugend Deutschlands.

Aber nicht bloß das Verlangen, mit den im Felde Stehenden die Fühlung zu erhalten, leitete die Daheimgebliebenen bei Abfassung und Versendung literarischer Liebesgaben, sondern auch der Wunsch, die in der Ferne Weilenden geistig und beruflich zu fördern. Am planmäßigsten und umfassendsten dürften dies bisher die Universitäten Göttingen und München getan haben. Letztere gab im Februar 1916 eine im ganzen allerdings wenig tröstliche „Zusammenstellung über die derzeitigen mutmaßlichen Aussichten für bayrische Studierende in verschiedenen akademischen Berufen" heraus, erstere verfaßte eine eigene Denkschrift über die Einrichtung von Ergänzungskursen für Kriegsteilnehmer. Eine Sammlung von fünf streng fachwissenschaftlichen Aufsätzen versandte die Universität Heidelberg an ihre Studenten; sie sollen, wie der Prorektor Professor Bauer im Vorwort schreibt, ein Gruß sein, „der Euch teilnehmen läßt an der Arbeit, die wir daheim in aller Stille weiterpflegen, der Euch erinnert an die Semester vor dem großen Krieg, der Euch hinführt zu den künftigen Tagen, die ihr wieder mit uns in gemeinsamem Forschen nach Wahrheit zubringen werdet."

An diese von einzelnen Hochschulen ausgehenden Veröffentlichungen, welche zwar keine neuen großen Gedanken bieten, aber ein beachtenswertes geistiges Niveau zeigen, reihen sich andere an, welche für die Studentenschaft im allgemeinen bestimmt sind. Kurze kräftige, aphoristisch gehaltene Ansprachen an die bei der Mobilmachung hinausziehenden Musensöhne, an die „Propheten und Priester der deutschen Zukunft" bietet das Sammelheft: „Wenn es gilt fürs Vaterland". Ein frisches, von treuherziger Begeisterung getragenes Lied:

„Studentenauszug" von Wilhelm Hermanns hat in ansprechender Vertonung Josef Schaeben der akademischen Jugend gewidmet. In hinreißender Sprache und flammenden Worten, begeistert und begeisternd, stellt Professor Kühnemann an den ersten Kriegstagen den Hinausziehenden eindringlich vor die Augen, welche Aufgaben sie zu erfüllen hätten, und läßt vor ihnen in der Ferne das hehre Zukunftsideal erstehen, das ihnen in und nach dem Kriege vorschweben soll: die von ihnen erkämpfte neue Gestalt der Welt, „bei welcher Deutschland leben kann."

Nichts gedanklich Neues enthalten die zwölf „Flugblätter an die deutsche Jugend", welche die Berliner Freie Studentenschaft herausgegeben hat; sie wollen lediglich „der im Kampf und in der Heimat stehenden Jugend die Forderungen ihrer unverwirklichten Meister in Erinnerung bringen und sie zur Erfüllung bereit machen" sowie durch die Verbreitung dieser geistig gediegenen und nicht veraltenden Ausführungen großer Denker und Dichter von Plato bis Tolstoj, Ruskin und Kierkegaard in der Jugend aufbauende Kräfte wecken. Noch andere Ziele hat sich die Züricher Freistudentenschaft bei der Herausgabe der in ihrem Kreise gehaltenen Kriegsvorträge gesteckt. Sie wollte „besonders auch durch die Hervorhebung der Kulturbedeutung der sich heute bekämpfenden Völker" dahin wirken, „an Stelle des heutigen, zum guten Teil auf Unkenntnis beruhenden Völkerhasses Verständnis und damit Achtung und Liebe zu pflegen," und so eine Aufgabe erfüllen, „die nicht nur dem Geiste wahrer akademischer Bildung, sondern auch der Eigenart der schweizerischen Lage entspricht."

Was in den bisher genannten reichsdeutschen Liebesgaben nach Leben und Verbreitung ringt, haben zwei große geistige Kreise in edlem Wettbewerb miteinander zu sammeln und zu organisieren gesucht. Der erste ist der Kreis katholischer Akademiker, der seinen Mittelpunkt in dem überaus rege und zielbewußt arbeitenden „Sekretariat sozialer Studentenarbeit" zu München-Gladbach besitzt. Die von letzterem in Broschürenform herausgegebene Kriegsliteratur, welche in vielen Abzügen ins Feld geht*), behandelt in erster Linie wichtige Tagesfragen und allgemein interessante Gegenstände; an die Studentenschaft als solche und zwar an ihren katholischen Teil wendet sich vor allem die vom Katholischen Akademikerausschuß München veranstaltete Artikelsammlung: „Das große Wecken". Dieses schlichte Büchlein zeigt ebenso wie die in vierter Auflage erschienene Schrift: „Kraft aus der Höhe", daß die katholische Kirche die Zeichen der Zeit versteht und mit unerschrockenem Mut in die Gestaltung der Zukunft eingreift. Nicht bloß ein berechtigter Stolz auf die Größe der Kirche spricht aus den gehaltvollen Aufsätzen, die aus der Feder der besten katholischen Gelehrten und geistlichen Führer stammen, sondern auch ein tiefes Verständnis der Gegenwart, das sich mit einer heißen Liebe zum deutschen Volk und mit

*) Das von Dr. Carl Sonnenschein geleitete Sekretariat versendet wöchentlich Drucksachen an rund achttausend studentische Anschriften.

einer pflichtbewußten seelsorgerischen Treue gegenüber dem lebenden Geschlecht innig verbindet.

Der zweite Kreis, der in Frage kommt, ist nicht konfessionell begrenzt. Von ihm stammt das großartig ausgestaltete Unternehmen der „Liebesgaben deutscher Hochschüler", die in dem äußerst rührigen Furche-Verlag (Kassel) erschienen sind. Ursprünglich hervorgegangen aus den von Dr. Gerhard Niedermeyer zu hoher Bedeutung entwickelten Bestrebungen des Deutschen Christlichen Studentenbundes, hat diese Bewegung, die jetzt durch den allgemeinen „Deutschen Studentendienst" dargestellt wird, auf die gesamte Bildungsschicht der Zukunft zweifelslos einen tiefgehenden Einfluß. Über den ausgedehnten Wirkungskreis, der auch die deutschen und die fremden Kriegsgefangenen umfaßt, und über die vielseitige, mühevolle Arbeit, die immer noch zunimmt, gibt ein kurzer gedruckter Bericht Dr. Niedermeyers lehrreiche Aufschlüsse. Die auf seine Anregungen entstandenen „Liebesgaben", von denen bisher neun erschienen sind, wollen auf der einen Seite die künstlerisch-religiöse Erbauung fördern, auf der anderen die allgemeine und wissenschaftliche Belehrung. Jenem Zwecke dient in erster Linie die mit Steinhausens Bildern geschmückte Neuausgabe des Johannes-Evangeliums, die Professor Seeberg für alle vier Fakultäten verständlich bevorwortet hat, ferner der Neudruck von Simrocks Heliand-Übersetzung, zu dem Ida Stroever (Bremen) künstlerisch eigenartigen, durch seine Strichtechnik kraftvoll, aber auch herb wirkenden Buchschmuck beigesteuert, außerdem die mit reizvollen Nachbildungen seiner Handzeichnungen geschmückte Ludwig-Richter-Mappe und endlich die Röthigsche Sammlung von vierzig wertvollen Kirchengesängen, welche altdeutsche Lieder zu neuem Leben weckt.

Auch die übrigen Sammlungen bieten an vielen Stellen guten, stimmungsvollen Buchschmuck, dagegen darf man die im „Deutschen März" in faksimilierter Nachbildung gebrachten Grüße der deutschen Universitäts- und Hochschulrektoren nicht vom künstlerischen Standpunkt aus werten. Sie wirken aber anheimelnd auf den Leser als schönes Zeichen akademischen Gemeinschaftsgefühls. Soweit nun diese Liebesgaben nicht Neudrucke älterer Kunst und Dichtung sind, enthalten sie ausnahmslos Beiträge aus der gegenwärtigen Ideenwelt, wobei Wiederholungen einander ähnlicher Gedanken naturgemäß nicht selten vorkommen. In ihnen gelangt die ernste Geistesarbeit unserer Zeit zum Ausdruck. Mancher Hochschullehrer hält in diesen fast durchweg vollwertigen Aufsätzen belehrenden Inhalts ein hochschulpädagogisches Privatissimum mit den fernweilenden Musensöhnen ab und liefert den Beweis, daß er nicht nur Verbreiter und Vertreter seiner Fachwissenschaft ist, sondern auch ein warmfühlender Berater der ihm anvertrauten Hochschuljugend, dem es daran liegt, seinen Jüngern beim Erarbeiten einer eigenen Weltanschauung helfend und fördernd zur Seite zu stehen. Neben den Hochschullehrern kommen zahlreiche bedeutende Männer des öffentlichen Lebens, Staatsmänner, hohe Beamte und Geistliche zu Wort — alles „Stimmen aus dem geistigen Hauptquartier", wie ein Student urteilt —

und zwar sind die meisten Aufsätze durchströmt von einem starken christlichen Empfinden, das sich seines Glaubens in keiner Weise vor der Öffentlichkeit schämt. So wirken die Liebesgaben ebenso wie die beiden streng katholischen als eine christliche Tendenzliteratur im edelsten Sinne, als Zeichen eines neuerwachten, tief innerlichen religiösen Glaubens, der sich kräftig genug fühlt, den Kampf mit der andersdenkenden Welt aufzunehmen und zu einem siegreichen Ende zu führen. Den einen oder anderen Leser stört vielleicht die stark christliche Note, oder sie fordert gar seinen Widerspruch heraus, aber selbst der, welcher die Grundstimmung der Bücher nicht teilt, wird gern zugeben, daß sie inhaltlich wertvoll sind und „als schöner Einschlag in das so oft eintönige Schützengrabenleben" die ihnen zuteil gewordene Massenverbreitung in mehr als 300000 Abzügen tatsächlich verdienen. Einen entschiedenen Mangel dagegen erblicke ich darin, daß von den eigentlich studentischen Führern, älteren wie jüngeren, fast keiner in den Büchern der Furche und der beiden katholischen Verlage vertreten ist. Diese Nichtbeteiligung mag darin ihren Grund haben, daß es den Herausgebern in erster Linie darauf ankam, Weltanschauungsfragen mit voller Schärfe herauszuarbeiten, aber sie hat doch zur Folge, daß der Zusammenhang mit dem für die Hochschuljugend wichtigen und vertrauten Studentenleben nicht gefördert wird. In dieser Hinsicht haben die deutschen Studentinnen einen praktischeren Sinn bewiesen. In dem schönen Sammelbuche: „Vor uns der Tag", dessen gutgewählter symbolischer Titel schon wie ein jauchzender Jubelruf, wie ein der eigenen Kraft sicherer Gruß an die Zukunft klingt, werden nicht nur mit ruhigem Stolze die Probleme, Forderungen und Leistungen des gegenwärtigen Frauengeschlechts von einem der christlichen Studentenbewegung verwandten Standpunkt erörtert und die Redereien vom „Versagen der Frau im Kriege" glänzend widerlegt, sondern es nehmen darin auch die vier Vertreterinnen der großen Studentinnenverbände das Wort und verkündigen vernehmlich, aber ohne ruhmredige Übertreibung, was ihre Körperschaften im Dienste der Allgemeinheit und der akademischen Jugend gewirkt haben.

Fast sämtliche bisher genannten Veröffentlichungen besitzen als gemeinsames Merkmal, daß sie für die im Kriege weilenden Akademiker bestimmt und zumeist von den Daheimgebliebenen geschrieben sind. Sie führen in die Gedanken- und Gefühlswelt der letzteren ein und stellen — zum größten Teil wenigstens — sittliche Forderungen auf, die sie durch die Draußenstehenden, „unsere Jugendschar, die Heilige Schar im deutschen Heer", wie sie der Würzburger Rektor Professor Ernst Mayer rühmend nennt, gern erfüllt sehen möchten. Sie entrollen vor uns Ideale, und es fragt sich nun, inwieweit diese der Wirklichkeit entsprechen, und ob ein das Innenleben läuternder und veredelnder Schützengrabengeist in der akademischen Jugend zum Durchbruch gekommen ist. Um dies zu entscheiden, wäre eine Durchsicht und Prüfung der Feldpostbriefe, Gedichte und Artikel der im Felde befindlichen Studenten nötig, aber das

Material dazu ist vorläufig noch im Privatbesitz verstreut oder in den bloß kleinen Kreisen zugänglichen Verbindungszeitungen gedruckt und harrt einer planmäßigen Sammlung. Allerdings haben dazu einzelne schon vorbereitende Schritte getan. So plant der Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr, in einem „Gedenkbuch der deutschen Hochschulen" eine „zeitgeschichtliche Auslese" aus der akademischen Kriegsdichtung zu geben, und Professor Witkop in Freiburg, sowie der „Deutsche Studentendienst" bemühen sich mit Erfolg, studentische Feldpostbriefe zu sammeln. In einer Kundgebung des „Studentendienstes" („Vom deutschen Michel") zu Neujahr 1916 heißt es beispielsweise: „Unsere Sammlung von Feldpostbriefen und Berichten hat schon die stattliche Zahl von 38000 Einzelnummern erreicht und ist damit sicher die größte Sammlung von Kriegsbriefen überhaupt. Ihren ganz besonderen Wert erhält sie jedoch nicht durch die äußere Zahl, sondern durch die innere Tatsache, daß alle Briefe von Studenten und anderen Akademikern herrühren und deshalb zum Teil ganz außerordentlich bemerkenswerte und wertvolle Berichte und Schilderungen enthalten. Die ganze Sammlung wird sorgfältig archivarisch verwahrt und so ein unvergängliches Zeugnis und Denkmal dafür bleiben, wie sehr die deutsche akademische Jugend diesen großen Krieg nicht nur im äußeren Dienst mitgemacht und für ihn ihr Leben eingesetzt hat, sondern wie sehr sie ihn auch geistig erfaßt und verarbeitet hat."

Aus dem vermutlich überreichen Schatz von studentischen Feldpostbriefen besitzen wir vorläufig nur zwei Sammlungen. Die eine, welche das Echo auf die erste Liebesgabe deutscher Hochschüler, die „Deutsche Weihnacht" (1914), darstellt, ist von der Schriftleitung des genannten Buches herausgeben worden. Sie enthält eine Auswahl charakteristischer brieflicher Äußerungen von Musensöhnen, welche das Denken und Fühlen, überhaupt den ganzen Seelenzustand der Briefschreiber deutlich erkennen lassen. Es sind zumeist kurze, rasch und unbefangen hingeworfene Niederschriften, auch kleine Gedichte finden sich darunter, sowie ein kunstlos entworfenes Bildchen von einem regengepeitschten Unterstand. Im Gegensatz zu diesen, vom literarischen Standpunkt aus, zumeist anspruchslosen Feldpoststimmen hat die von Professor Witkop veranstaltete Auswahl teilweise eine hohe künstlerische Bedeutung. Die überaus geschickte und glückliche Zusammenstellung, auf welche die akademische Jugend stolz sein kann, ist nur als eine Vorausgabe zu betrachten, der nach dem Krieg eine endgültige und reichhaltigere folgen soll. Sie gibt nicht nur die kriegerische Entwicklung im Westen, Osten und Südosten bis zum serbischen Entscheidungskampf in großen Zügen wieder, sondern sie zeigt auch, wie die Ereignisse der ersten Zeit, der Heldenepoche des gewaltigen Kriegs, die Musensöhne bis ins Innerste erschütterte. Ferner bieten die Briefe an zahlreichen Stellen charakteristische und scharf erfaßte, künstlerisch wohlabgerundete Bilder aus dem Kriegerdasein, die einen dauernden Wert besitzen. Auch enthüllt sich in ihnen das Seelenleben deutscher Studenten in vollster Reinheit und Tiefe, und einzelnen gelingt es vielfach,

ihre innere Stimmung in treffender Weise zusammenzufassen, besonders im ersten Kriegshalbjahr, als der Stellungskrieg die Gemüter noch nicht zermürbte. In allen Feldpostbriefen beider Sammlungen zeigt sich das stolze Bewußtsein der bedeutsamen Rolle, welche der deutsche Akademiker in diesem Kriege zu spielen berufen ist, und die glühende Liebe zur Heimat, der Freiherr von Maltzahn kurzen, beredten Ausdruck in nachstehendem Gedicht verliehen hat:

„Wenn wir von Kampfessturm bei Tag und Nacht umtobt,
Am Ende fast zu unterliegen meinen
Der Welt, die uns den Untergang gelobt,
Dann brauchst du, Heimat, uns nur zu erscheinen.
Dann seh'n wir dich, den Blick auf uns gewandt:
„Ich hoff' und glaube" scheinst du uns zu sagen.
Für dich, o Heimat, wird die Welt gebannt,
Du gibst uns Stärke, alles zu ertragen."

Auch empfindet die Jugend die ganze Schwere dieses Riesenkampfes. „Für Dichtung, Kunst, Philosophie, Kultur geht ja der Kampf", schreibt ein Student. „Er ist traurig, aber groß. Das ganze Leben hier im Feld durchdringt ein erhabener Ernst. Der Tod ist täglicher Genosse, der alles weiht. Man nimmt ihn nicht mehr feierlich und mit großen Klagen. Man wird einfach, schlicht gegenüber seiner Majestät. Er ist wie manche Menschen, die man liebt, wenn sie auch Ehrfurcht und Schauer einflößen." Und diese Verinnerlichung, die sich besonders an manchem Abschiedsbrief so herrlich zeigt, hat ein erhöhtes religiöses Fühlen zur Folge, das für einen größeren Teil der Studenten jetzt typisch sein dürfte. „Beten sollt Ihr", schreibt ein Mediziner an die Daheimgebliebenen, „das Arbeiten wollen wir dann schon besorgen. Nicht als ob wir nicht auch beteten; aber Ihr könnt Euch gar nicht ausmalen, wie das kräftigt, wenn man weiß, zu Hause sind sie am Beten. Unser irdisches Vaterland soll immer enger mit unserm himmlischen zusammenkommen. Dann kann man mit Gott fürs Vaterland sterben". Und ein anderer schreibt: „Man ginge seelisch zu Grunde, fände man nicht den Glauben an eine gerecht waltende überirdische Macht, und darum findet man diesen Glauben, und darum werden wir Soldaten die Apostel eines starken Gottesglaubens sein, — und dieser Gottesglaube führt uns zum Glauben an unser Volk und dieser Glaube zu einer innigen Liebe und diese Liebe zur größten Opferbereitschaft."

(Schluß folgt)

Friedrich Oskar v. Schwarze

Zu seinem hundertsten Geburtstag

Von Gerichtsassessor Dr. Karl-Ludwig Schimmelbusch

In unserer rastlosen Entwicklung verdämmern allgemach selbst Erscheinungen gewaltiger Menschengestalten. Darum wird es erlaubt sein, auch in unserer sturmdurchtobten Zeit, in der rascher als je Geschichte geschieht, ein paar Augenblicke halt zu machen und zurückzuschauen nach einem Großen, der vor einem Jahrhundert seinen Erdenlauf begann, der gewaltig ragte im Strom seiner Zeit, und dessen Wirksamkeit noch machtvoll lebt in unseren Tagen: Es ist Friedrich Oskar v. Schwarze, der erlauchte Mitschöpfer der geltenden Reichsjustizgesetze.

Im Jahrgang 1885 unserer Zeitschrift finden wir auf Seite 193 bis 199 unter der Überschrift „Otium cum dignitate“ aus Anlaß des Scheidens Friedrich Oskar v. Schwarzes aus dem Staatsdienst eine Würdigung seines Lebens und Arbeitens. Als dort am Schlusse der Wunsch ausgesprochen wurde, saß ihm noch viele Jahre stillen und segensreichen Wirkens beschieden sein möchten, hat man wohl noch nicht geahnt, daß schon des Todes Schatten den Gefeierten umrauschten. Wehmütig berührt es heute, dort zu lesen: „Derjenige, um deswillen durch die folgenden Zeilen unser Marsch auf wenige Augenblicke unterbrochen werden soll, weilt noch unter uns, und die Zeit, wo ein Biograph über ihn in erschöpfender Weise Rede zu stehen haben wird, liegt hoffentlich noch fern. Hier handelt sich's nur erst, mit Hilfe einiger von befreundeter Hand herrührender Notizen, um ein warmes Wort des Dankes und der Anerkennung, das auch in diesen Blättern einer höchst angespannten, in ungewöhnlichem Grade verdienstvoll und segensreich gewesenen Tätigkeit gezollt werden soll, nachdem schwere Krankheit den rastlosen Arbeiter genötigt hat, seine Hand vom Pfluge zurückzuziehen. Fügen wir gleich hinzu, daß sein Geist nichts von seiner Frische und Spannkraft eingebüßt hat, und daß also seine Feder, die so manche wissenschaftliche Tat fördern half, noch nicht in Pension gegangen ist.“

Schwarze war einer jener Seltenen, denen das Glück beschieden ist, schon in der Blüte der Jahre die reifen Früchte der Lebensarbeit zu ernten und bis in des Endes Nähe auf der Höhe der Kraft verharrend die ganze Fülle des Erfolges zu schöpfen.

Am 30. September 1816 als Sohn des Bezirksarztes Dr. Schwarze, dessen Verwandtschaft mit Carl Gottlieb Svarez, dem gefeierten Schöpfer des

Preußischen Allgemeinen Landrechts, Stölzel in des letzteren Lebensbeschreibung nachgewiesen hat, in Löbau in Sachsen geboren, trat Friedrich Oskar mit 19 Jahren nach mit bester Note bestandener Prüfung in den Staatsdienst. Rasch stieg er die Stufen der Beamtenpyramide hinan. Mit 22 Jahren war er Vortragssekretär im sächsischen Kultusministerium, 1842 Assessor am Appellationsgericht in Dresden, 1846 Mitglied des Spruchkollegiums der Universität Leipzig, und $1^1/_2$ Jahr später saß der Zweiunddreißigjährige als Apellationsrat im Obersten Gerichtshof in Dresden. 1856 wurde er Oberstaatsanwalt und Chef der Sächsischen Staatsanwaltschaft, seit 1860 mit dem Titel eines General-Staatsanwalts. In dieser Stellung verblieb er und lehnte sogar, wenn auch sehr schwankend, eine Berufung an das Reichsgericht als Senatspräsident ab. 1885 schied er als Wirklicher Geheimer Rat aus dem Dienst und starb am 17. Januar 1886 in Dresden.

Diese amtliche Tätigkeit war begleitet von einer reichen gesetzgeberischen: Schon 1848 wurde er zur Teilnahme am Entwurf einer Strafprozeßordnung berufen, 1849 wurde er Mitglied der Gesetzgebungs-Kommission, und die 1856 in Kraft getretene, als Musterwerk noch jetzt anerkannte, auf Anklageform, Mündlichkeit, Öffentlichkeit und freier Beweiswürdigung beruhende Strafprozeßordnung für das Königreich Sachsen ist sein Werk. Er hat darin die Berufung nur zu Gunsten des Verurteilten zugelassen und den Staatsanwalt aus der Stellung des nur belastenden Anklägers herausgehoben, indem er ihm die Aufgabe zuwies, das zur Entlastung des Beschuldigten Geeignete nicht minder zu beachten, als das ihn Belastende. Unter seiner wesentlichen Mitwirkung kamen 1868 das Revidierte Strafgesetzbuch (Abschaffung der Todesstrafe!) und die Revidierte Strafprozeßordnung zustande, die er durch die Einführung des Schöffengerichts auch für mittlere Strafsachen ergänzte. Sie bewährten sich vollkommen und genossen des Ansehens der Juristen nicht minder als des Vertrauens der Bevölkerung. Vorzüglich auf ihren Erfolg ist es zurückzuführen, daß der Entwurf einer Strafprozeßordnung für das Deutsche Reich von 1873 die Durchführung des Schöffengerichts-Systems unter Beseitigung des Geschworeneninstituts vorschlug und daß dieser Vorschlag von der vom Bundesrat zur Beratung und Feststellung des Entwurfs eingesetzten Kommission mit erheblicher Mehrheit angenommen wurde. Wenn auch damals die Einführung von Schöffengerichten für alle Strafsachen nicht ausführbar war, so hat doch der erfolgreiche sächsische Versuch seine Bedeutung für die Zukunft nicht eingebüßt, und das ist somit Schwarzes Verdienst.

Die politische Umgestaltung Deutschlands 1866 erweiterte das Feld seiner gesetzgeberischen Tätigkeit: von 1867 bis 1885 vertrat er im Reichstag den Wahlkreis Dresden rechts der Elbe. Er gehörte zuerst der liberalen Reichspartei, nach 1873 der Deutschen Reichspartei (Freikonservativen Partei) an, und zwar als einer ihrer Führer. Hier wirkte er mit an erster Stelle für die Herstellung der deutschen Rechtseinheit als Vorsitzender in fast allen Reichstags-

kommissionen, denen die Beratung von Rechtsmaterien oblag, und seit der Gründung des Norddeutschen Bundes gibt es kein Justizgesetz, auf dessen Inhalt er nicht den tiefstgehenden Einfluß ausgeübt hätte. Insbesondere war er Vorsitzender der Kommission zur Beratung des Entwurfs des Strafgesetzbuches, nachdem er schon als stellvertretender Vorsitzender an der Bundesratskommission zur Beratung des Entwurfs teilgenommen und gemeinsam mit dem nachmaligen preußischen Justizminister Friedberg deren Beschlüsse redigiert und die Motive bearbeitet hatte. Er war ferner Referent über das Reichspreßgesetz, Mitglied und Referent der Kommission für den Wuchergesetzentwurf und der Kommission für den Gesetzentwurf betreffend die Entschädigung für unschuldig erlittene Untersuchungs- und Strafhaft. Vor allem aber war er stellvertretender Vorsitzender der Kommission zur Beratung der am 1. Oktober 1879 in Kraft getretenen Reichsjustizgesetze (Zivilprozeßordnung, Strafprozeßordnung, Konkursordnung, Rechtsanwaltsordnung, Gerichtsverfassungsgesetz). Hierbei war er im Plenum des Reichstags selbst Referent für die Strafprozeßordnung, bei der er auf die Beteiligung des Laienelements auch in einzelrichterlichen Strafsachen — Schöffengerichte — das Hauptgewicht legte.

Mit dem allen ist die Wirksamkeit dieses bedeutenden Lebens aber nicht erschöpft: eine umfassende literarische Tätigkeit ging mit all dieser Arbeit Hand in Hand. Von seinen zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten gehören die weitaus meisten dem Strafrecht an; diese sind es, die seinen Namen weit über des Deutschen Reiches Grenzen hinausgetragen haben. Als seine bedeutendsten Werke seien hier nur genannt der „Kommentar zur Strafprozeßordnung für das Königreich Sachsen", die „Grundsätze des Sächsischen Strafprozeßrechts", die „Lehre von dem fortgesetzten Verbrechen", „Die zweite Instanz im mündlichen Strafverfahren", „Das Schwurgericht und dessen Reform", die „Bemerkungen zur Lehre von der Verjährung im Strafrecht", „Das Schöffengericht", der „Kommentar zum Reichspreßgesetz", die „Erörterungen praktisch wichtiger Materien aus dem Deutschen Strafprozeßrechte", der „Kommentar zur Deutschen Strafprozeßordnung" und vor allem der in vielen Auflagen erschienene „Kommentar zum Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich". Daneben erschienen in den verschiedensten Zeitschriften eine große Zahl von Abhandlungen von ihm und er widmete sich auch noch der Schriftleitung von Fachzeitschriften, so der „Neuen Jahrbücher für Sächsisches Strafrecht" und der „Sächsischen Gerichtszeitung". Seit 1854 gab er den „Gerichtssaal" heraus und war auch an der Schriftleitung der „Allgemeinen Deutschen Strafrechtszeitung" beteiligt. Besonders lebhaft trat er noch in seinen letzten Lebensjahren für die Gewährung einer Entschädigung für unschuldig erlittene Haft und für die Abschaffung der Todesstrafe („Aphorismen über die Todesstrafe") ein. Mehrfach gab er im Auftrage auswärtiger Regierungen Gutachten über Gesetzentwürfe ab. Genannt sei hier nur sein Gutachten über das österreichische Strafrecht. Im Deutschen Juristentag, dessen Tätigkeit die Vereinheitlichung der deutschen Gesetzgebung in hervor-

Die Kriegsanleihe ist die Waffe der Daheimgebliebenen!

ragendem Maße vorbereiten half, stand v. Schwarze in erster Reihe. Er war einer seiner Begründer und befürwortete schon auf dem ersten Juristentage in Berlin 1860 die nationale Einheit des Rechts. Ohne Unterbrechung gehörte er der Ständigen Deputation an und führte regelmäßig den Vorsitz in der strafrechtlichen Abteilung, von dessen kräftiger und doch stets liebenswürdiger Handhabung das Wort von der „eisernen Faust im Samthandschuh" herrührt.

In einem Leben von so ungeheurer Kraftentfaltung konnte der Ehren anerkannte Zier nicht fehlen. Der Ehrendoktergrad der Wiener Universität, die Verleihung des Ehrenbürgerrechts der sächsischen Hauptstadt und seiner Geburtsstadt Löbau, sowie die Verleihung des erblichen Adels durch Kaiser Franz Josef seien hier allein genannt.

Was Schwarze als Rechtsgelehrter geschaffen hat, gehört der Geschichte der Wissenschaft an, in deren Ehrenbuch seine Gestalt hochragend eingezeichnet ist; was er als Staatsmann gewirkt hat, lebt in der Geschichte seines Volkes. Wie er sein Werk vollführte, ein hochbeschwingter Geist begleitet von einem wirklichkeitfrohen, wahrhaft großen Menschenherzen, wird hell und segenbringend hineinstrahlen in künftige Tage, in die Zeit, da dereinst nach einem deutschen Frieden unserer Rechtspflege eine verheißungsvolle Zukunft erblühen wird.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Geschichte

Alfred Stern: Reden, Vorträge und Abhandlungen. J. G. Cottasche Buchhandlung, Stuttgart und Berlin. 1914.

In dem vorliegenden Bande veröffentlicht der durch seine sechsbändige „Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871" bekannte Gelehrte eine Auswahl kleinerer Arbeiten, die äußerst interessant geschrieben sind und besonders durch ihren formvollendeten Stil den Leser zu fesseln wissen.

Von den vier hier zum Abdruck gelangten Reden ist besonders die Festrede hervorzuheben, die Stern zur Feier des hundertsten Geburtstages Kaiser Wilhelms I. vor der deutschen Kolonie in Bern am 21. März 1897 gehalten hat, und die sich durch eine feine Charakteristik des ersten deutschen Kaisers auszeichnet. Die übrigen drei Reden beschäftigen sich mit dem Frankfurter Schriftsteller Gabriel Rießer, einem der bedeutendsten Vorkämpfer der Emanzipation der Juden in Deutschland um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts, mit den berühmten Historikern Leopold von Ranke und Georg Waitz und endlich mit dem französischen Gelehrten Gabriel Monod, der sich als Gründer der „Revue Historique" einen Namen gemacht hat, und dessen Hauptarbeitsfeld auf dem Gebiete der mittelalterlichen Geschichte lag.

Von den zum Abdruck gelangten Vorträgen, die über „Wieland und die französische Revolution", „Mary Wollstonecraft", die erste Vorkämpferin der Gleichberechtigung der Frau, „Moltke als Historiker" und „Beaumarchais" handeln, verdient die letztgenannte Arbeit besondere Beachtung. An der Hand von Beaumarchais' Leben und Wirken gibt Stern einen interessanten Einblick in den krankhaften Zustand des alten Frankreichs im 18. Jahrhundert. Am Schluß (S. 130/131) faßt er die allgemeine geschichtliche Bedeutung Beaumarchais dahin zusammen: „er hat, und mehr als er selbst, das Kind des ancien régime, sich dessen bewußt war, auf die verschiedenste Weise, als Schriftsteller und als Geschäftsmann, der Revolution vorgearbeitet. Die großen Ereignisse seines Lebens dienen dem revolutionären Geiste. Sein berühmtester Prozeß enthüllt die Mißbräuche des alten Rechtswesens und führt zu einer moralischen Niederlage des unumschränkten Königtums. Seine Unterstützung der Amerikaner trägt dazu bei, die Befreiung der Kolonien vorzubereiten, und befördert die Rückwirkung dieses Ereignisses auf die Ideen seines eigenen Volkes. Sein vor allem bewundertes Lustspiel gibt den ganzen Zustand der alten Gesellschaft dem Spotte preis und steigert das Gefühl der Unhaltbarkeit dieses Zustandes."

In den vier Abhandlungen, die in dem Sternschen Buche enthalten sind, beschäftigt sich der Verfasser neben einer Arbeit über „Mirabeau und Lavater" und einer über den sogenannten „großen Plan des Fürsten von Polognac vom Jahre 1829", der die Aufteilung der Türkei und die Neugestaltung der europäischen Landkarte zum Gegenstand hatte, zunächst mit den Memoiren des großen französischen Staatsmannes Talleyrand. Stern weist darauf hin, daß der Wert dieser Denkwürdigkeiten trotz ihres großen Umfanges für die historische Forschung doch recht gering ist, zumal sich noch nicht einmal mit Bestimmtheit feststellen läßt, ob die uns in einer Kopie Bacourts erhaltenen Memoiren tatsächlich von Talleyrand selbst in der Fassung niedergeschrieben sind, in der sie uns vorliegen.

Die Abhandlung „Gneisenaus Reise nach London im Jahre 1809 und ihre Vorgeschichte“ gibt endlich interessante Aufschlüsse über einen Abschnitt aus Preußens Geschichte, der noch wenig bekannt sein dürfte; sie schildert die geheimen Verhandlungen und Vorbereitungen für einen eventuellen Angriff auf Napoleons Herrschaft während des österreichisch-französischen Krieges von 1809, der dann jedoch bekanntlich nur in kleineren Teilaktionen, wie dem Schillschen Unternehmen und demjenigen des Herzogs von Braunschweig, zur Ausführung gelangte.

Dr. K. Ed. Imberg

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da anderenfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Steinstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 496, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6518.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Dr. MICHAELIS'

Paedagogium Waren

i. Mecklb. am Müritzsee

Schnelle gewissenhafte Vorbereitung für die Einjährigen-, Prima- u. Reifeprüfung

und

Paedagogium Rheinsberg

(Mark)

Höhere Privatschule mit Internat (z. Zt. VI—II).

Beide Anstalten zwischen Wasser und Wald sehr gesund gelegen. Besonders für Schüler, die spez. Förderung und Obhut bedürfen. Gründlicher Unterricht in kleinen Klassen und Kursen. Vorzügliche Verpflegung. :: :: :: Man verlange Prospekt.

YD 11455

467726

Granzbotan

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY